
SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ECCLESIAE
VE RI TAS

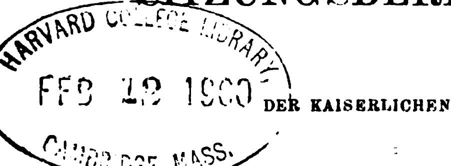








SITZUNGSBERICHTE



DER KAISERLICHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

CXLI. BAND.

JAHRGANG 1899.

(MIT EINER TAFEL.)

WIEN, 1899.

IN COMMISSION BEI CARL GEROLD'S SOHN

BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.





SITZUNGSBERICHTE

DER

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHEN CLASSE

DER KAISERLICHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

HUNDERTEINUNDVIERZIGSTER BAND.

(MIT EINER TAFEL.)

WIEN, 1899.

IN COMMISSION BEI CARL GEROLD'S SOHN

BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.





VII. SITZUNG VOM 1. MÄRZ 1899.

Das k. k. Finanzministerium übersendet ein Exemplar der in demselben verfassten ,Tabellen zur Währungs-Statistik', 2. Ausgabe, 1. Theil, 1896—1899.

Es wird hiefür der Dank ausgesprochen.

Der Ausschuss der deutsch-akademischen Lese- und Redehalle in Wien spricht den Dank aus für die Ueberlassung des ,Anzeigers'.

Der prov. Secretär überreicht eine Abhandlung des k. und k. Obersten Herrn Carl von Duncker in Wien: ,Der Besuch des Herzogs von Lothringen in Berlin und die Verlobung des Kronprinzen Friedrich (1732)', um deren Aufnahme in die akademischen Schriften der Verfasser ersucht.

Die Abhandlung wird einer Commission zur Begutachtung überwiesen.

Der prov. Secretär theilt ein ddo. 27. Februar d. J. in Aden aufgegebenes, von Prof. Dr. D. H. Müller unterzeichnetes Telegramm mit, dessen Inhalt zufolge die Expedition der kais. Akademie nach ausserordentlich erfolgreicher Durchforschung Sokotras wohlbehalten diese Insel verlassen und sich nach Kischin begeben hat.

Im Anschlusse daran verliest der prov. Secretär das folgende von Sr. Majestät dem Könige Oskar von Schweden und Norwegen eingelangte Telegramm:

,Kaiserliche Akademie der Wissenschaften

Wien.

Herzlich dankend für Telegramm, spreche ich meine wärmsten Wünsche für ferneren Erfolg aus.

Oskar.'

Der prov. Secretär legt Namens der Commission für die Herausgabe von Quellenschriften der indischen Lexikographie den 3. Band dieser Quellenwerke: ‚Maṅkhakośa', herausgegeben von Theodor Zachariae, vor.

VIII. SITZUNG VOM 8. MÄRZ 1899.

Der prov. Secretär überreicht eine Abhandlung des c. M. Herrn Prof. Dr. Carl Wessely: ‚Bruchstücke einer antiken Schrift über Wetterzeichen', um deren Aufnahme in die Sitzungsberichte der Verfasser ersucht.

Die Abhandlung wird in die Sitzungsberichte aufgenommen.

Der prov. Secretär bringt ein Schreiben zur Kenntniss, worin der Deutsch-akademische Leseverein in Brünn seinen Dank für die Ueberlassung des ‚Anzeigers' an denselben abstattet.

Das w. M. Herr Hofrath Dr. Otto Benndorf legt vor Namens des Herrn Th. Homolle, membre de l'Institut, den an der französischen Schule in Athen ausgearbeiteten Plan für ein ‚Corpus inscriptionum graecarum christianarum'. Die Classe ermächtigt den Vortragenden, Herrn Homolle zu erwidern, dass sie mit lebhaftem Interesse hievon Kenntniss nahm und, wie sich ihr Gelegenheit dazu biete, zu wissenschaftlicher Förderung des grossen Unternehmens beitragen werde.

Der Obmann der Limes-Commission, Herr Hofrath Dr. Fr. Kenner, legt den Bericht derselben über ihre Arbeiten in den Jahren 1897 und 1898 vor.

IX. SITZUNG VOM 15. MÄRZ 1899.

Der prov. Secretär legt ein Exemplar der anlässlich der ungarischen Millenniumsfeier auf Veranlassung des Municipiums der Stadt Fiume verfassten und von dem Bürgermeister übersandten Publication: ‚Memorie della liburnica città di Fiume, scritte dal Fiumano Giovanni Kobler,' Vol. I—III, Fiume 1898, vor:

Es wird hiefür der Dank ausgesprochen.

Der prov. Secretär überreicht als Geschenk der Lady Meux an die kais. Akademie: ‚The lives of Mabâ' Sĕyôn and Gabra Krĕstôs. The Ethiopic texts edited with an English translation and a chapter on the illustrations of Ethiopic Mss. by E. A. Wallis Budge,' London 1898.

Die Classe spricht der Geschenkgeberin den Dank aus und beschliesst, das Werk der akademischen Bibliothek einzuverleiben.

Das w. M. Herr Hofrath Mussafia legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung vor: ‚Sul testo delle rime del Petrarca. Secondo i codici Vaticani 3195 e 3196.'

Der prov. Secretär bringt der Classe die am 11. März d. J. eingelaufenen, von Socotra, Ḥaulâf bei Tamarida vom 15., 16. und 21. Februar d. J. datierten Berichte der Herren Prof. Dr. D. H. Müller, Dr. Jahn, Prof. Dr. Oskar Simony und Dr. Kossmat über die Resultate der Erforschung dieser und der beiden Nachbarinseln zur Kenntniss.

X. SITZUNG VOM 12. APRIL 1899.

Der Vorsitzende, Herr Vicepräsident Hofrath Siegel, bringt ein Danktelegramm Sr. kais. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzog-Curators Rainer für die Trauerkund-

gebung der kais. Akademie anlässlich des am Dienstag den 4. April l. J. erfolgten Hinscheidens Sr. kais. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ernest zur Kenntniss.

Der Vorsitzende gedenkt des schmerzlichen Verlustes, den die kais. Akademie durch das am 20. März l. J. erfolgte Ableben des w. M. der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe Herrn Hofrathes Franz Ritter von Hauer erlitten hat.

Die Mitglieder geben ihrer Trauer durch Erheben von den Sitzen Ausdruck.

Der prov. Secretär verliest ein Schreiben des Herrn Obergrathes Dr. Emil Tietze, in welchem derselbe anlässlich des Ablebens seines Schwiegervaters, Hofrathes von Hauer, der kais. Akademie für die Kranzspende und deren Theilnahme an dem Leichenbegängnisse den Dank ausspricht.

Der Vicepräsident begrüsst Namens der Classe das w. M. Herrn Prof. D. H. Müller anlässlich seiner glücklichen Rückkehr von der südarabischen Expedition.

Das w. M. Herr Hofrath Schenkl legt im Namen der Kirchenväter-Commission vor: ‚Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum', Vol. XXXX (Pars I, Sect. V) Sancti Aurelii Augustini episcopi de civitate Dei libri XXII ex recensione Emanuel Hofmann, P. I, libri I—XIII. Vindobonae 1899.

Die Direction des k. und k. Kriegsarchivs übersendet den von ihr herausgegebenen XI. Band der ‚Mittheilungen des k. und k. Kriegsarchivs'. Neue Folge, 1899.

Es wird hiefür der Dank ausgesprochen.

Der prov. Secretär legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung des w. M. Herrn Dr. Hugo Schuchardt, Professors an der Universität in Graz: ‚Romanische Etymologien. II.' vor.

Der prov. Secretär legt vor eine von dem w. M. Herrn Sectionschef Director Dr. Th. R. v. Sickel in Rom eingesandte, für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: ‚Römische Berichte' III.

Der prov. Secretär überreicht ferner eine von dem c. M. Herrn Regierungsrathe Dr. Anton Schönbach, Professor an der k. k. Universität in Graz, übersandte Abhandlung: ‚Beiträge zur Erklärung altdeutscher Dichtwerke', um deren Aufnahme in die Sitzungsberichte der Herr Verfasser ersucht.

Die Abhandlung wird in die Sitzungsberichte aufgenommen.

XI. SITZUNG VOM 19. APRIL 1899.

Der prov. Secretär legt vor eine Abhandlung des Herrn P. W. Schmidt, S. V. D. in St. Gabriel, Mödling: ‚Ueber das Verhältniss der melanesischen Sprachen untereinander und zu den polynesischen Sprachen'. Der Verfasser ersucht um die Aufnahme derselben in die Sitzungsberichte.

Die Abhandlung wird einer Commission zur Begutachtung überwiesen.

Der prov. Secretär übergibt eine Abhandlung des Cand. phil. Herrn Konrad Schiffmann, Weltpriesters in Zell in Oberösterreich: ‚Ein Vorläufer des älteren Urbars von Kremsmünster', um deren Aufnahme in die akademischen Schriften der Verfasser ersucht.

Die Abhandlung geht an die historische Commission.

XII. SITZUNG VOM 3. MAI 1899.

Der Vorsitzende, Vicepräsident Hofrath Siegel, macht Mittheilung von dem am 21. April l. J. erfolgten Ableben des

c. M. im Auslande, Dr. Heinrich Kiepert, Professors an der Universität zu Berlin.

Die Mitglieder erheben sich zum Zeichen des Beileides.

Der prov. Secretär legt im Namen des w. M. Herrn Prof. Dr. Ritter von Luschin-Ebengreuth in Graz vor ein für die akademische Bibliothek bestimmtes Exemplar seiner Publication: ‚Grundriss der österreichischen Reichsgeschichte', Bamberg 1899.

Die Classe spricht hiefür den Dank aus und beschliesst, das Werk der akademischen Bibliothek einzuverleiben.

Weiters legt der prov. Secretär vor: ‚Programma certaminis poetici ab Academia Regia Disciplinarum Nederlandica ex legato Hoeufftiano in annum MDCCCC indicti'.

Das w. M. Herr Hofrath Schenkl überreicht im Namen der Commission für die Herausgabe von Quellenschriften der indischen Lexikographie eine Abhandlung des Herrn Dr. Theodor Zachariae, Professors an der Universität in Halle a. S.: ‚Epilegomena zu der Ausgabe des Maṅkhakośa' und beantragt die Aufnahme derselben in die Sitzungsberichte.

Es wird dem Antrage gemäss entsprochen werden.

Der prov. Secretär übergibt eine Abhandlung des Herrn Prof. Dr. Raimund Friedrich Kaindl in Czernowitz: ‚Studien zu den ungarischen Geschichtsquellen, VIII', um deren Aufnahme in das ‚Archiv' der Verfasser ersucht.

Die Arbeit wird der historischen Commission zugewiesen.

XIII. SITZUNG VOM 10. MAI 1899.

Der k. k. Landesschulrath in Lemberg übersendet je ein Exemplar der Jahresberichte über den Zustand der galizischen

Mittelschulen, der Staatsgewerbeschulen und der Volksschulen sammt den Lehrerbildungsanstalten im Schuljahre 1897/98.

Es wird hiefür der Dank ausgesprochen.

Der prov. Secretär überreicht eine Abhandlung des Herrn Franz Štourač, Professors am k. k. deutschen Staatsgymnasium in Olmütz: ‚Zwei slavische Polyphem-Märchen', um deren Aufnahme in die Sitzungsberichte der Verfasser ersucht.

Die Abhandlung wird einer Commission zur Begutachtung überwiesen.

XIV. SITZUNG VOM 17. MAI 1899.

Se. Excellenz der Curator-Stellvertreter Dr. Carl v. Stremayr theilt mit, dass Seine k. und k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Rainer als Curator der kais. Akademie dienstlich verhindert sei, bei der feierlichen Sitzung am 31. Mai zu erscheinen.

Der prov. Secretär legt vor ein Exemplar des von dem n.-ö. Landesausschusse übermittelten Berichtes über seine Amtswirksamkeit vom 1. Juli 1897 bis 30. Juni 1898 (VI. Gesundheitswesen, Landeswohlthätigkeits-Anstalten, Militäreinquartirung und Vorspann).

Es wird hiefür der Dank ausgesprochen.

Ferner legt der prov. Secretär vor den von dem Herrn k. und k. Linienschiffsarzte i. R. Dr. Stephan Paulay eingelangten ärztlichen Bericht über die südarabische Expedition.

Wird zur Kenntniss genommen.

XV. SITZUNG VOM 7. JUNI 1899.

Der vorsitzende Alterspräsident Herr Hofrath Schenkl gibt dem tiefen Schmerze über den Verlust, welchen die kais. Akademie durch das am 4. Juni erfolgte Hinscheiden ihres Vicepräsidenten Hofrath Dr. Heinrich Siegel erlitten hat, Ausdruck.

Die Mitglieder geben ihrer Trauer durch Erheben von den Sitzen Ausdruck.

Der vorsitzende Alterspräsident gibt weiter Nachricht von dem am 7. Juni erfolgten plötzlichen Ableben des w. M. Herrn Prof. Dr. Hugo Weidel und bringt die Trauer zum Ausdruck über diesen neuerlichen Verlust, den die kais. Akademie, speciell die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe erlitten hat.

Die Anwesenden erheben sich zum Zeichen des Beileides von ihren Sitzen.

Von dem am 27. Mai erfolgten Ableben des w. M. Herrn Hofrathes Dr. Heinrich Ritter von Zeissberg wurde in der Wahlsitzung vom 29. Mai Mittheilung gemacht und dem Beileide seitens der Akademiker durch Erheben von den Sitzen Ausdruck gegeben.

Der prov. Secretär theilt ein Schreiben der Hofrathswitwe Frau Wilhelmine von Zeissberg mit, worin der Dank für die anlässlich des Leichenbegängnisses ihres Gemahls seitens der kais. Akademie gewidmete Kranzspende ausgesprochen wird.

Der prov. Secretär legt vor das mit Unterstützung der kais. Akademie veröffentliche Werk von Prof. Dr. Karl Müllner: ‚Reden und Briefe italienischer Humanisten. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik des Humanismus.‘ Wien 1899.

Der prov. Secretär bringt den Wortlaut einer Zuschrift der Fürst Johann Liechtenstein'schen Hofkanzlei zur Verlesung, worin der Dank des regierenden Fürsten für die ihm zugedachte Widmung des im Drucke befindlichen Sammelwerkes antiker Inschriften Kleinasiens ausgesprochen und gleichzeitig der akademischen Commission für die archäologische Durchforschung Kleinasiens eine jährliche Subvention von 5000 fl. noch für weitere fünf Jahre, d. i. pro 1899 bis inclusive 1903, zur Verfügung gestellt wird.

Der Dank für diese Spende ist durch das Präsidium der kais. Akademie abgestattet worden.

Der prov. Secretär legt vor eine von dem Vorsitzenden der Central-Direction der Monumenta Germaniae historica in Berlin eingesandte Abschrift des Jahresberichtes über den Fortgang der Monumenta Germaniae, sowie einige Exemplare der durch den Druck veröffentlichten Mittheilungen über den Stand der wissenschaftlichen Arbeiten.

Der prov. Secretär bringt weiter den mittelst Zuschrift des Secretariats der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, ddo 1. Juni, eingesandten Plan zur Gründung einer internationalen Association gelehrter Gesellschaften, der in einer Octoberversammlung zu Wiesbaden verhandelt werden soll, zur Kenntniss.

Endlich theilt der prov. Secretär Dankschreiben des Bibliothekars der Meraner Gymnasialbibliothek, sowie des Vorstandes des historischen Seminars der k. k. böhmischen philosophischen Facultät in Prag mit für die Ueberlassung akademischer Publicationen.

Das w. M. Herr Hofrath Jagić legt für die Mittheilung in dem ‚Anzeiger‘ einen Bericht des Herrn Prof. Dr. Heinrich Hartl, k. und k. Oberst d. R., vor.

XVI. SITZUNG VOM 14. JUNI 1899.

Der prov. Secretär legt folgende Druckschriften vor:

E. S. Dodgson ‚Bibliographie de la langue Basque (Complément et Supplément)', Dax 1899;

Berthold Laufer ‚Studien zur Sprachwissenschaft der Tibeter. Zamatog', München 1898.

Der prov. Secretär überreicht eine von Herrn Dr. Berthold Laufer, derzeit in Chaborovsk am Amur, eingesandte Abhandlung: ‚Ein Sühngedicht der Bonpo. Aus einer Handschrift der Oxforder Bodleiana', um deren Aufnahme in die Schriften der philosophisch-historischen Classe der Verfasser ersucht.

Die Abhandlung wird einer Commission zur Begutachtung überwiesen.

Das w. M. Herr Hofrath Th. Gomperz legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung vor unter dem Titel: ‚Platonische Aufsätze. II. Die angebliche platonische Schulbibliothek und die Testamente der Philosophen'.

XVII. SITZUNG VOM 21. JUNI 1899.

Das w. M. Herr Hofrath Benndorf übersendet Namens des Directors des Staatsmuseums von Spalato, Monsignor Bulić, ein Exemplar des neugedruckten ‚Catalogus bibliothecae C. R. Musei Archaeologici Spalati. Digessit directio eiusdem Musei.' Spalati 1898.

Es wird hiefür der Dank ausgesprochen.

Der prov. Secretär legt eine Abhandlung des Herrn Dr. Heinrich Gottlieb in Lemberg: ‚Die Ursache der Gravitation.

Eine kosmologische Theorie' vor, um deren Aufnahme in die Schriften der philosophisch-historischen Classe der Verfasser ersucht.

Die Abhandlung wird einer Commission zur Begutachtung überwiesen.

Der prov. Secretär überreicht ferner eine Abhandlung des Herrn Fedor von Demelić: ‚Actenstücke zur Geschichte der Coalition vom Jahre 1814' mit dem Ersuchen des Verfassers um Aufnahme derselben in die ‚Fontes rerum Austriacarum'.

Die Abhandlung geht an die historische Commission.

XVIII. SITZUNG VOM 5. JULI 1899.

Der prov. Vicepräsident, Se. Excellenz Ritter von Hartel, spricht als Vorsitzender dem w. M. Herrn Hofrath Schenkl für die bei der Führung des Vorsitzes als Alterspräsident gehabte Mühewaltung im Namen der Classe den Dank aus.

Der prov. Secretär überreicht ein von Sr. k. u. k. Apostol. Majestät Oberstkämmerer Grafen Abensberg und Traun als Geschenk für die akademische Bibliothek eingesandtes Exemplar des im Auftrage und mit Unterstützung des Oberstkämmereramtes herausgegebenen Werkes von D. H. Müller: ‚Südarabische Alterthümer im kunsthistorischen Hofmuseum', Wien 1899.

Die Classe spricht hiefür Sr. Excellenz dem Oberstkämmerer den Dank aus und beschliesst, das Werk der akademischen Bibliothek einzuverleiben.

Der prov. Secretär legt ferner vor ein Exemplar des von der Direction des k. u. k. Kriegsarchivs herausgegebenen und der kais. Akademie übersandten Werkes: ‚Ausgewählte Schriften des Raimund Fürsten Montecuccoli, General-Lieutenant und

Feldmarschall', bearbeitet von Hauptmann Alois Veltzé. I. Band: Militärische Schriften (Erster Theil), Wien und Leipzig, 1899.

Es wird auch hiefür der Dank ausgesprochen.

Der prov. Secretär bringt ein Schreiben des Decanats der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät der k. k. Universität in Graz zur Kenntniss, worin gedankt wird für die Ueberlassung einer Anzahl akademischer Publicationen an das rechtshistorische Seminar dieser Facultät.

Der Obmann der historischen Commission, Herr Hofrath Büdinger, legt Namens derselben vor eine nachgelassene Arbeit Alfreds von Arneth: ‚Biographie des Fürsten Kaunitz' (ein Fragment).

Die Abhandlung wird in das ‚Archiv' aufgenommen werden.

XIX. SITZUNG VOM 12. JULI 1899.

Der prov. Secretär legt vor eine von dem königl. britischen Generalconsulate in Wien Namens des Verfassers Herrn E. S. Dodgson eingesandte Druckschrift: ‚Le verbe Basque, trouvé et défini (suite)'. Châlons-sur-Saone 1899.

Es wird hiefür der Dank ausgesprochen.

Das w. M. Herr Professor Jireček legt eine Abhandlung des Universitätsprofessors Emil Kałużniacki in Czernowitz vor, betitelt: ‚Zur älteren Paraskevalitteratur der Griechen, Slaven und Rumänen' und ersucht um die Aufnahme derselben in die Sitzungsberichte.

Die Abhandlung wird in die Sitzungsberichte aufgenommen werden.

I.

Der Besuch des Herzogs von Lothringen in Berlin und die Verlobung des Kronprinzen Friedrich.

(1732.)

Von

Carl von Duncker,
k. und k. Oberst.

Die Hauptquelle für die vorliegende Studie boten die Acten des k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs, welche in gewohnter liberaler Weise zur Verfügung gestellt wurden. Auch in den Beständen des k. und k. Kriegsarchivs fanden sich einige werthvolle Daten. Zwei Briefe verdanke ich dem freundlichen Entgegenkommen des Geheimen Staatsarchivs in Berlin, andere Aufschlüsse der Güte Seiner Erlaucht des Herrn Grafen von Neipperg, welcher mir das in seinem Familienarchive aus jener Zeit vorhandene Material zugänglich machte.

Herzog Franz Stephan,[1] seit 27. März 1729 regierender Herzog von Lothringen und Bar, der unter dem Incognito eines Grafen von Blamont im Herbste des Jahres 1731 aus den österreichischen Niederlanden über Holland nach England reiste, war am 23. October dort angelangt und hatte sich an das Hoflager Königs Georg II. nach Hamptoncourt begeben.

[1] Sohn des Herzogs Leopold Josef von Lothringen und seiner Gemahlin Elisabeth Charlotte von Orleans, war am 8. December 1708 geboren und mit 15 Jahren an das kaiserliche Hoflager gekommen, wo Kaiser Karl VI. die Sorge für dessen weitere Erziehung übernahm. Nach seines Vaters Tode, im Jahre 1729, hatte er die Regierung des Herzogthums Lothringen übernommen.

Ausser seinen Cavalieren war der Herzog von dem kaiserlichen Generalfeldwachtmeister Wilhelm Reinhard Grafen Neipperg, seinem ehemaligen Erzieher, zu jener Zeit Commandant in Luxemburg, als Reiseoberleiter begleitet.[1]

Kaiser Karl VI. wünschte, dass, während des Herzogs Mutter die Regentschaft in seinen Landen führte, er selbst gelegentlich der Rückkehr von England an einigen deutschen Fürstenhöfen Besuche abstatte und sodann über Schlesien nach Wien sich begebe.

Durch die Verträge, welche im Laufe des Jahres 1731 der Kaiserhof mit den Regierungen von England und Spanien abgeschlossen hatte, durch die Gewinnung verschiedener deutscher Fürsten, durch die Fortdauer des guten Einvernehmens mit Preussen und Russland schienen die Gefahren beschwichtigt, welche noch vor kurzer Zeit das Haus Oesterreich schwer bedrohten. Von Neuem durfte Kaiser Karl VI. hoffen, in friedlicher Weise seine Erbfolgeordnung befestigen zu können. Und da war es denn vor Allem das Freundschaftsverhältniss zu Preussen, in welchem er zur Erreichung seines Lieblingswunsches die kräftigste Stütze zu finden hoffte. So ward es des Kaisers eifrigstes Bestreben, das Bündniss mit dem Könige von Preussen aufrecht zu erhalten und es mehr und mehr zu befestigen. Man fühlte wahrhafte Dankbarkeit für dasjenige, was der König zum Besten des Hauses Oesterreich gethan hatte, und war durchdrungen von der Ueberzeugung, dass er es ebenso aufrichtig meine, als man mit ihm redlich zu Werke zu gehen entschlossen war.

Einem Besuche des Herzogs von Lothringen in Berlin wurde am kaiserlichen Hofe ganz besondere Wichtigkeit beigelegt. Es handelte sich darum, den jungen lothringischen Fürsten, den man damals schon als den künftigen Schwiegersohn des Kaisers betrachtete, mit den Verhältnissen am Berliner Hofe bekannt zu machen, besonders aber ein freundschaftliches

[1] Im Gefolge des Herzogs befanden sich: Erster Kammerherr Graf Althan, Kammerherr Baron Gehlen, Staats- und Finanzrath Baron Pfütschner, Beichtvater Jesuit Pater Assel, Geheimsecretär Toussaint, Leibarzt Doctor Basan, Chirurg Fery, zwei Pagen: Graf Rindsmaul und von Kotz, drei Kammerdiener, ein Cabinetscourier, ein Läufer, vier Lakaien, zwei Köche, acht Diener, ein Postillon.

Verhältniss zu dem künftigen Thronfolger, dem Kronprinzen Friedrich anzubahnen, der bei dem schwankenden Gesundheitszustande König Friedrich Wilhelms bald berufen sein konnte, die Regierung anzutreten.

Die Wichtigkeit eines guten Einvernehmens mit dem Thronfolger Preussens beschäftigte vor Allem den ersten Rathgeber des Kaisers, den Prinzen Eugen von Savoyen. Er erkannte die bedeutenden Fähigkeiten des jungen Prinzen, und als ihm im Jahre 1731 Berichte und Aeusserungen desselben mitgetheilt wurden,[1] meinte er, ‚que les idées de ce jeune seigneur vont loin': er werde eines Tages ‚très redoutable à ses voisins' werden.

Schon am 12. November 1731 hatte Prinz Eugen, auf Befehl des Kaisers, dem Grafen Neipperg mitgetheilt, dass er ihm wegen des Herzogs fernerer Reise, besonders wegen eines Besuches am preussischen Hofe durch den Gesandten des Herzogs in Wien, den Freiherrn von Jacquemin, werde benachrichtigen lassen, doch habe der Kaiser ausdrücklich befohlen, ‚dieses letztere dem Herrn Generalwachtmeister zu dem Ende zu erinnern, damit Sie ihm Herrn Herzog vorstellen, dass gleichwie Ihre kais. Majestät mit dem König von Preussen in einer sehr vertrauten Freundschaft stehen, und dieser Herr immerdar eine besonders gute Neigung für denselben gewiesen, kais. Majestät aus vielfältigen Ursachen unumgänglich finden, dass der Herr Herzog nach vollendeter englischer Reise an einige andere Reichsfürstenhöfe (worunter jedoch der bayrische und chursächsische nicht sein muss), sich verfüge, und von dannen weiter nach Berlin sich begebe, um durch seine Gegenwart dieses für ihn ohnedem sehr wohlgesinnten Königs Gemüth noch mehr zu gewinnen. — Doch muss der Herr Herzog in alledem, so des Königs von Preussen Person und die Dahinreise anbetrifft, solang er in England noch ist, sehr behutsam sich betragen, und eben dieses in Ansehen des Königs von England und dessen Interesse, wenn er zu Berlin sein wird, beobachten, damit es bei deren zwei Königen gegen einander obwaltenden bekannten Eifersucht ein oder andrer Orten keine schlimme Wirkung nach sich ziehen möge.'

---

[1] Speciell der Brief desselben an Natzmer: ‚Lettre du prince royal à Natzmer', Févr. 1731. Oeuvres de Frédéric le Grand XVI, 3—6.

‚In Berlin wird sonst der Herr Graf von Seckendorf[1] dem Herrn Herzog mit Rath und That in Allem nach seiner Schuldigkeit an Hand gehen, und kann der Herr Generalwachtmeister sich mit demselben sowohl wegen der Zeit der Dahinkunft, als sonst in all' übrigen in Vertrauen verstehen, als wozu auch Graf Seckendorf gegen Sie wird angewiesen werden.'[2]

Am 21. December hatte der Herzog von London aus die Rückreise angetreten und war am 22. December gegen Abend wieder in Rotterdam eingetroffen.

König Georg hatte mit Ungeduld die Nachricht von der glücklichen Ueberfahrt erwartet, da er in dieser Beziehung nicht ohne Unruhe gewesen war, obgleich er von der Geschicklichkeit der Seeofficiere, deren Sorge er den Herzog anvertraut hatte, überzeugt sein konnte. Der König fügt dem Briefe vom 28. December 1731 an Lothringen, worin er seiner Befriedigung über die glückliche Ueberfahrt Ausdruck gibt, dann bei: ‚Rien ne peut égaler la satisfaction que m'a donné le séjour que Vous avez fait ici, et d'avoir connu par moi-même Votre mérite et vos manières, dont l'impression ne s'effacera jamais de mon souvenir; et je m'assure que votre bon cœur me rendra toujours témoignage de l'estime parfaite et de l'amitié sincère avec lesquelles je serai constamment.'[3]

Der kaiserliche Gesandte am Berliner Hofe, Generalfeldzeugmeister Graf Seckendorf, befand sich gegen Ende des Jahres 1731 in Wien, und zwischen dem Prinzen Eugen und ihm wurde nun über den geeignetsten Zeitpunkt verhandelt, zu welchem der Herzog in der preussischen Hauptstadt erscheinen könnte. Anfänglich sollte diese Reise in das Frühjahr verlegt und die Zwischenzeit benützt werden, dem jungen Fürsten Gelegenheit zu bieten, auch bei anderen Reichsständen vorzusprechen; jedoch wurde am 19. Januar 1732 durch den Freiherrn von Jacquemin dem Herzoge mitgetheilt, der Kaiser habe endgiltig genehmigt, dass er, ohne andere Höfe zu berühren, sich nach Wolfenbüttel und Blankenburg begebe und von dort direct nach Berlin reise. Mit dem Grafen Seckendorf

[1] Generalfeldzeugmeister Heinrich Graf Seckendorf, kaiserlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am königlich preussischen Hofe.

[2] K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Grosse Correspondenz, 101[a].

[3] K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Lothring'sches Archiv, fasc. 493.

wurde vereinbart, dass dieser Ende Januar wieder in Berlin eintreffe und sich gleich nach seiner Ankunft mit dem Herzoge oder dem Grafen Neipperg schriftlich ins Einvernehmen setze, an welchem Tage der Herzog am passendsten in Berlin werde eintreffen können, was, wie Seckendorf meinte, am 8. oder 10. Februar werde der Fall sein können. Der Aufenthalt dort solle den ganzen Fasching dauern, von Berlin dann die Reise über Frankfurt a. O. nach Breslau, von dort über Teschen nach Wien gehen.[1]

Prinz Eugen theilte am 22. Januar dies Programm ebenfalls an Graf Neipperg mit und äusserte, da der König von Preussen sich für den Herzog sehr interessire, werde es demselben nicht fehlen, ‚dessen Gemüth vollkommen zu gewinnen'. Doch wäre sich am Berliner Hofe alles dessen, so einer ‚französischen Mode in Kleidung oder sonst gleich sieht, möglichst zu enthalten', da der König dergleichen hasse.

Mit dem Kronprinzen solle womöglich eine solide Freundschaft gestiftet werden.[2]

Der Herzog war inzwischen von Holland über Wesel, Münster, Osnabrück und Herrnhausen nach Wolfenbüttel gereist, am 21. Januar dort, am 22. in Blankenburg angelangt.

Kaiser Karl VI. und dessen Gemahlin verfolgten die Reisen des jungen lothringischen Fürsten mit regstem Interesse, besonders gedenkt die Letztere in ihren Briefen desselben mit fast mütterlicher Fürsorge und Zärtlichkeit.[3]

Inzwischen erreichte den Herzog auch ein Schreiben des Prinzen Eugen, in welchem sich der Letztere auf die bereits an Neipperg ertheilten Instructionen bezieht und nur wiederholt: ‚dass Ihro kais. Majestät gleichwie Sie des Königs von Preussen Freundschaft als eines in den schwersten Zeiten für Dero Interesse so standhaft sich bezeugten Alliirten ungemein hochschätzen, und solche unveränderlich mit Ihm zu unter-

---

[1] K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Lothring'sches Archiv. Dépêches du Baron de Jacquemin. Tome 7.

[2] Eugen an Neipperg; Wien, 22. Januar 1732. K. u. k. Kriegsarchiv, Römisches Reich 1732, I, 8.

[3] K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Lothring'sches Archiv, fasc. 462. Die Schreiben des Herzogs während seiner Reisen an das Kaiserpaar liegen nicht vor.

halten festiglich entschlossen sind, also Sie auch allerdings gern sehen, dass Euer königl. Hoheit um solche sich ebenfalls während Ihres Aufenthalts in Berlin bestens zu bewerben sich angelegen sein lassen; und wiewohl Dero stattliche Erleuchtung Ihnen ohnedies genugsam an Hand geben wird, was Sie zu dem Ende zu besorgen, so erachten doch kais. Majestät Euer königl. Hoheit könnten nicht besser thun, als des Herrn Grafen von Seckendorf wohlmeinenden Raths sich zu bedienen, dem Ihro kais. Majestät vor seiner Abreise das Erforderliche mündlich selbst anbefehlen, und Euer königl. Hoheit ein solches von ihm sonder Zweifel bereits vernommen haben werden.'[1]

Die Anzeige von dem Besuche des Herzogs von Lothringen erfreute den König Friedrich Wilhelm ungemein, und er entwarf selbst das Programm für die aus Anlass der Anwesenheit des Gastes zu treffenden Veranstaltungen.

Während man sich in Berlin rüstete, den Herzog von Lothringen zu empfangen, durchlebte Kronprinz Friedrich, der nach seinem missglückten Steinfurther Fluchtversuche[2] noch in einer gewissen Verbannung vom Hofe, als Auscultator bei der neumärkischen Kammer, in Cüstrin arbeiten musste, bange Stunden. Am 4. Februar um Mitternacht langte eine Estafette aus Berlin mit einem Schreiben des Königs an. Die Eigenart des Vaters erheischte auf jede Benachrichtigung ungesäumte und rascheste Antwort. Deshalb wurde der Kronprinz mitten in der Nacht geweckt und ersah aus dem Briefe, dass sein Vater die älteste Prinzessin von Bevern für ihn zur Gemahlin ausersehen habe. Er möge ‚cito sein sentiment schreiben'. Am Schlusse bemerkt der König: ‚Wenn der Herzog von Lothringen herkommt, so werde ich Dich kommen lassen. Ich glaube, Deine Braut wird herkommen.'[3] Nicht wenig Mühe mag es der Umgebung des Kronprinzen gekostet haben, ihn — der, von längerem Unwohlsein geschwächt, sich kaum zu erholen

[1] Eugen an Herzog von Lothringen; Wien, 6. Februar 1732. K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Lothring'sches Archiv, fasc. 467. Der Prinz vermuthete, dass der Herzog zu der Zeit, wo ihm dieses Schreiben zugehen konnte, schon am preussischen Hofe sich befinden werde.

[2] 5. August 1730.

[3] Der Brief vollinhaltlich bei Förster, Friedrich Wilhelm I., III, 78 und in Oeuvres XXVII, 53—54.

begann — zu einer zustimmenden Antwort zu vermögen. Denn ohne eine solche musste sein kaum gebessertes Verhältniss zum Vater wieder auf das Aeusserste gefährdet werden.[1]

Der Seelenkampf des Zwanzigjährigen, der aus seiner einem Anwärter des Thrones wenig würdigen Stellung mit jugendlichem Ungestüm sich sehnte, eine Aenderung seiner Lage aber um den Preis eines ihm unerwünschten Ehebundes erkaufen sollte, muss ein erschütternder gewesen sein!

Der Kronprinz beantwortete schliesslich den Brief des Königs ‚in aller Submission‘ und richtete gleichzeitig, wie ihm der Vater aufgetragen, ein Schreiben an die Königin, seine Mutter.[2]

Als König Friedrich Wilhelm im Mai des Jahres 1731 dem Kronprinzen die Verlobung seiner Schwester Wilhelmine mit dem Markgrafen von Bayreuth mittheilen liess, hatte er ihm, in Bezug auf seine eigene Vermählung, versprochen, zwischen mehreren Prinzessinnen ihm die Wahl zu lassen. Bald hernach kam Staatsminister Generallieutenant von Grumbkow

---

[1] Seckendorf meldet, dass der Kronprinz auf die erste Nachricht von der beabsichtigten Heirat nur mit grosser Mühe zu einer zustimmenden Antwort zu bewegen gewesen sei; ‚und hat er in der ersten Hitze in wenig Zeilen seine Aversion vor diese Heirat nicht bergen können; allein durch weitere vernünftige Vorstellungen ist er in so weit beruhigt, dass Hoffnung, er werde sich bei seiner Hieherkunft in allem nach des Königs Willen fügen‘. (Seckendorf an Eugen; Berlin, 11. Februar 1732. K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Grosse Correspondenz, 105[c].)

[2] Beide Briefe des Kronprinzen sind nicht mehr vorhanden. Sein Hofmarschall von Wolden berichtet am 5. Februar an den König: ‚Ew. k. M. per Estafette abgelassenes Handschreiben habe diese Nacht um zwölf Uhr an den Kronprinzen zu übergeben die Ehre gehabt, worauf er sofort durch eine andere Estafette in aller Submission geantwortet, auch Einliegendes an Ihro Majestät die Königin geschrieben hat . . . (Oeuvres XXVII, 54, Anm. d). Die Königin beantwortete am 7. Februar den Brief ihres Sohnes und bemerkt: ‚Was Ihr mir schreibt, dass Euch der König so gnädig geschrieben und versichert, dass er für Euer Etablissement sorgen wollte, ist sehr gut; auch, dass er Euch die älteste Prinzess von Bevern geben will zur Frau, approbire ich ganz. Eure Submission, die Ihr Eurem Vater weist in dieser Sache, ist rühmlich und wie es sich gehört . . .‘ (Oeuvres XXVI, 65). Ausserdem gibt ein Brief des Kronprinzen an Generallieutenant von Grumbkow vom 5. Februar den Extract dessen, was er an den König geschrieben hatte. (Bei Koser, Friedrich der Grosse als Kronprinz, 100 und 248.)

mit bestimmten Vorschlägen, wonach der Kronprinz in den Häusern Sachsen-Gotha oder Eisenach und Braunschweig-Bevern Brautschau halten sollte. In Wien wünschte man seine Verlobung mit Elisabeth Christine von Bevern, der Nichte der Kaiserin.[1] Bei Grumbkow's Besuche in Cüstrin im Juni desselben Jahres erklärte sich der Kronprinz mit der letzteren Partie einverstanden, jedoch unter der Bedingung, dass die Braut weder dumm noch widerwärtig sein dürfe.[2]

Wenn nun der Kronprinz in der schwierigen Lage, in welcher er sich seinem Vater gegenüber befand, es nicht gewagt hatte, diesem offen seinen Widerwillen gegen die geplante Heirat einzugestehen, so that er dies desto gründlicher dem Generallieutenant Grumbkow gegenüber.

Die Briefe, die er in rascher Folge an diesen richtete, geben beredtes Zeugniss von den Qualen, die ihm die angekündigte Verbindung in diesen Tagen bereitete. Sie ergehen sich in Vorstellungen, Bitten, Warnungen und legen die äusserste Verzweiflung über den ganz unerwarteten Vorgang dar.

,Deine Braut wird herkommen,' hatte der König dem Sohne geschrieben. Aus dem Stadium der Besprechungen war diese Heirat durch den Willen des Königs zur Thatsache geworden, an der, ohne seinen heftigsten Unwillen zu erregen, kaum mehr gerüttelt werden durfte. Grumbkow erklärte deshalb mit Bezug auf die verzweifelten Briefe, welche der Kronprinz in dieser Angelegenheit an ihn richtete, und umsomehr als er wiederholt dem Vater gegenüber ,blinden Gehorsam zu bezeigen' schriftlich ausgesprochen hatte,[3] in der Don Carlos-Tragödie, welche der Kronprinz aufzuführen gedenke, nicht mitspielen zu können.[4]

[1] Elisabeth Christine, Tochter des Herzogs Ferdinand Albert von Braunschweig und Lüneburg-Bevern, geb. 8. November 1715.

[2] Koser, a. a. O. 97 f. — ,Er ist resolvirt zu heirathen, indem er sieht, dass ehender keine gänzliche Befreiung zu hoffen. Er hat sich resolvirt vor die Bevern'sche, à condition qu'elle n'étoit pas ni sotte, ni dégoutante, fürchtet aber, der König werde ihm so wenig geben, dass er davon nicht leben könnte.' Seckendorf an Eugen; Berlin, 19. Juni 1731 bei Förster, Friedrich Wilhelm I., III, 75.

[3] Siehe den Brief vom 19. Februar 1732 in Oeuvres XXVII, 58.

[4] Koser, a. a. O. 100 f. — Der Briefwechsel zwischen dem Kronprinzen und Grumbkow in Oeuvres XVI, 37—48.

An den Hofmarschall von Wolden, der ihm den Prinzen in seinem Widerstande zu bestärken schien, schrieb Grumbkow unter Anderem: ‚Ich hoffe, Sie werden es so herrlich weit bringen, dass wir die alten Scenen von Neuem erleben... Mag doch Se. königliche Hoheit Madame von Eisenach oder die vollkommenste Venus heiraten, mir ganz einerlei. Ich bitte Sie nur um die eine Gnade, zu vergessen, dass wir uns je geschrieben haben, und Se. königliche Hoheit zu vermögen, mich gänzlich zu vergessen‘.[1]

Da Grumbkow sich hauptsächlich über die Widersprüche in den Briefen des Kronprinzen beklagte, der dem Vater unbedingten Gehorsam zugesagt habe, ihm gegenüber aber erkläre, er werde lieber seinem Leben ein Ende machen, als die Prinzessin von Bevern zur Frau nehmen, so liess Friedrich durch Wolden antworten, wie er dem Vater gegenüber keine Einrede wagen dürfe, jedoch meine, Grumbkow offen seine Meinung darlegen zu können; er habe gehofft, dass es ihm, der das Vertrauen des Königs in so hohem Masse besässe, noch möglich sein werde, den königlichen Vater von seinem Entschlusse abzubringen.[2]

Uebrigens sind die Widersprüche in den Briefen des Kronprinzen an Grumbkow nicht nur durch seine verzweifelte Stimmung erklärlich, sondern auch durch das Dazwischentreten Seckendorf's, der Grumbkow gesagt hatte, er möge in einem Schreiben an den Prinzen miteinfliessen lassen, dass durch eigene Stafette von Wien ihm der Befehl zugekommen sei, die Herreise der Prinzessin von Bevern, wenn noch Zeit dazu wäre, zu verhindern, weil der Kaiser, so sehr er auch Ursache habe, diese Verbindung zu wünschen, ‚dennoch nicht wollte angesehn sein, als ob er bei des Königs Hausgeschäften und Familiensachen intringuire und vornehmlich in der Heirat mit dem Kronprinzen was anrathe, so diesem zuwider sein dürfte, dem man doch billig die Wahl zu lassen, was er für eine Gemahlin gern haben möchte‘.[3]

---

[1] Koser, a. a. O. 102. — Der Brief vollinhaltlich in Oeuvres XVI, 46.

[2] Koser, a. a. O. 102.

[3] K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Grosse Correspondenz, 116^{b}. Vgl. Förster III, 164.

König Friedrich Wilhelm von Preussen war ein Herrscher, dessen Charakter die merkwürdigsten Extreme in sich vereinigte, daher auch sehr verschiedenartig aufgefasst und beurtheilt worden ist. Auf der einen Seite Gewaltthätigkeit, bis zum Geiz gesteigerte Sparsamkeit, ein alle Schranken überschreitender Jähzorn, auf der anderen Frömmigkeit, Sittenreinheit, aufrichtige und gewissenhafte Sorge für seine Familie und sein Volk.

Feurig und ungestüm, hat er öfter zu bereuen gehabt, im persönlichen Verkehr zu weit gegangen zu sein, zu viel gesagt zu haben. Widerspruch vertrug er nicht, ‚und wenn er eine Sache im Kopfe hat', berichtet einmal Graf Seckendorf an den Prinzen Eugen, ‚muss sie in vierundzwanzig Stunden abgethan sein, alle gute, triftige Gegenraisonnements gelten nichts, das Concept, so er sich einmal von einer Sache gemacht, ist nicht wieder zu verändern'.[1]

Dem Könige war versagt, was auf den Höhen der Gesellschaft am leichtesten erscheinen sollte, das Leben in heiterer und geistiger Genugthuung zu geniessen, Andere um sich her zufrieden und glücklich zu machen. Diese mildere Seite des Daseins war ihm verschlossen. Dagegen war ihm gewährt, in einer seinem angeborenen Talente entsprechenden glänzenden Thätigkeit ein Staatswesen einzurichten, welches Lebensfähigkeit in sich trug, abgeschlossen und energisch aufstrebend, entwicklungsfähig im Innern, nach aussen kraftvoll und voll von Zukunft.

Der Vermählung von Prinzen und Prinzessinnen mächtiger Häuser wurde zu jener Zeit hohe Wichtigkeit beigelegt. Von der Staatskunst in den Kreis ihrer Berechnungen gezogen, wollte man sie nicht als Familiensache, sondern als öffentliche Angelegenheit behandelt wissen. Ueberhaupt legte man derlei fürstlichen Ehen in der Wagschale der Politik ein allzugrosses Gewicht bei und erwartete Wirkungen von ihnen, die sich in den seltensten Fällen erfüllten.

[1] Förster II, 71. — ‚Und macht man sich von des Königs von Preussen Gemüth eine ganz falsche Idee, wo man glaubt, dass solches von Jemand, wer es auch in der Welt ist, könne regiert werden.' Seckendorf an Eugen; Berlin, 27. December 1732. K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Grosse Correspondenz, 105°.

So bildete die Vergebung der Hand des Kronprinzen Friedrich damals eine der politischen Angelegenheiten, denen man die höchste Bedeutung beilegte. Der lebhafte Antheil, welchen die Mächte an derselben nahmen, zeigte, welch' grossen Werth man auf die Freundschaft Preussens legte. Denn um diese handelte es sich ja, und den künftigen König durch den Einfluss seiner Gemahlin zu gewinnen, bildete das Ziel so eifriger Bemühungen.

Hauptsächlich um die Rückkehr Preussens zum Bunde mit England, so lange dieses an der Spitze der Feinde des Hauses Oesterreich stand, zu hintertreiben, hatte man zu Wien eine Verbindung des Kronprinzen mit Elisabeth von Braunschweig ins Auge gefasst und bei dem Könige befürwortet.

Es lässt sich wohl genau nicht feststellen, welche specielle Beweggründe den König in dem vorliegenden Falle zu dem so plötzlichen und unvermittelten Entschlusse der Verlobung seines ältesten Sohnes mit der Bevern'schen Prinzessin bestimmt haben mögen. Dass die dem Kronprinzen angekündigte Verbindung mit einer Nichte der Kaiserin Elisabeth Christine dem kaiserlichen Hofe damals erwünscht war, ist bereits gesagt worden. Der spontane Entschluss, sie zu dem gegenwärtigen Zeitpunkte ins Werk zu setzen, entsprang jedoch des Königs eigenster Initiative, umsomehr als Graf Seckendorf gerade zu dieser Zeit in Wien weilte, und in dessen Correspondenz mit Friedrich Wilhelm dieser Angelegenheit nicht die geringste Erwähnung geschieht.

Der König wusste bereits, als er den oben erwähnten Brief an den Kronprinzen sendete,[1] dass Herzog Franz Stephan von Lothringen etwa Mitte Februar in Berlin eintreffen werde, und es ist wahrscheinlich, dass er gerade dessen Gegenwart für passend erachtete, diese Verlobung vorzunehmen.

Näher werden wir allerdings über die Gründe des Königs durch die Unterredungen aufgeklärt, welche Graf Seckendorf nach seiner Rückkehr von Wien mit demselben hatte.

Der kaiserliche Gesandte, welcher Wien am 28. Januar verlassen hatte, war am 4. Februar in Berlin eingetroffen und am folgenden Tage bereits, wahrscheinlich durch Grumbkow,

---

[1] Vgl. S. 6.

über das Heiratsproject unterrichtet. Er berichtet noch am selben Tage darüber an den Prinzen Eugen:

,Der König von Preussen hat der Königin anbefohlen, an die Herzogin von Bevern zu schreiben, dass sie ihre zwei ältesten Prinzessinnen hieher bringen sollte, und will die Bevern'sche Heirat mit dem Kronprinzen absolute zu stand haben. Ich werde nun trachten zu verhindern, dass diese Visite unterbleibe, weil einestheils sich nicht schickt, die Prinzessin dermalen in Gesellschaft des Herzogs von Lothringen hieher zu führen, der Kronprinz krank ist, und zum Heiraten noch nicht präparirt. An Praetexten kann es nicht fehlen, denn die älteste Prinzessin von den Blattern noch nicht völlig hergestellt, die zweite noch sehr jung bei jetziger Kälte nicht wohl auszuführen. Für den Kronprinz muss das hiesige Gouverneurshaus, so nicht weit vom Schloss gelegen, ausgeräumt werden, allda er wohnen und in allen Collegiis mitsitzen soll.'[1]

Am 6. Februar hatte Seckendorf Audienz beim Könige in Potsdam. Er übergab ein Schreiben des Prinzen Eugen, als Antwort auf einen Brief des Königs, den dieser dem Gesandten bei seiner Abreise nach Wien mitgegeben hatte. Friedrich Wilhelm sprach zuerst seine Freude über die bevorstehende Ankunft des Herzogs Franz Stephan aus und ging dann sogleich auf die Heiratsangelegenheit über.

Er äusserte: ,Weil kein Ende von den englischen und andern Intriguen[2] in seinem Hause ehender zu hoffen als bis durch Vermälung seines Kronprinzen die seiner Entschliessung hierin entgegenlaufenden Absichten wegfielen, so wollte er in Kurzem ganz unvermuthet eine mit dem Kronprinzen vorhabende Heirath declariren, die zu seiner eigenen und auch seines Hauses Beruhigung nöthig wäre.'

Im weiteren Verlaufe der Unterredung sagte der König, ,dass, weil er wegen der Vermählung des Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin bisher immer wieder angegangen worden,

---

[1] K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Grosse Correspondenz, 105[c].

[2] Der König spielt hier wohl auf das russische Heiratsproject an, das dahin ging, den Kronprinzen Friedrich mit einer Schwestertochter der Kaiserin Anna (Ivanowna), der Prinzessin Elisabeth Katharina Christine von Mecklenburg (geb. 1718), welche im Jahre 1733 zur griechischen Religion übertrat und den Namen Anna annahm, zu vermählen.

und man sogar auch auf eine Unterredung zwischen ihm und dem Könige von England im Frühjahre angetragen, und den Herzog von Lothringen, nach seiner aus England erhaltenen Nachricht, diese Unterredung zu befördern zugemuthet hätte, also habe er, um sich in seinem Hause Ruhe zu schaffen, sich entschlossen, die Heirat des Kronprinzen mit der Prinzessin von Bevern durch ein öffentliches Verlöbniss festzusetzen, und um dieser Ursach willen die Herzogin von Bevern nebst ihrer ältesten Prinzessin, in Gesellschaft des Herzogs von Lothringen mit hieherzukommen, einladen lassen. Die Herzogin hätte auch bereits zugesagt, sich allhier nebst der Prinzessin einzufinden; jedoch hätte er die Ursachen von dieser Reise weder dem Herzog noch der Herzogin von Bevern noch zur Zeit eröffnet, der Königin, seiner Gemahlin, aber sein Vorhaben entdeckt, auch eigenhändig an den Kronprinzen seine Willensmeinung überschrieben, welcher in sehr gehorsamen Terminis geantwortet,[1] und hoffte er, es sollte alles nach Wunsch sich in wenig Tagen endigen'. Seckendorf entgegnete auf diese Eröffnungen: ,wie es dem Könige hoffentlich erinnerlich sein würde, wie sogleich nach hergestellter guter Einverständniss zwischen dem Kaiser und England, des Königs Verlangen dahin gegangen, dass der Kaiser sich in keine, vornehmlich aber nicht in die englische Heiraten mischen, noch denselben das Wort sprechen möchte, und da des Kaisers Befehle ihn ohnedem allezeit dahin angewiesen, an keinen des Königs Familien-Affairen Antheil in seinen Verrichtungen zu nehmen', so bliebe ihm nach der ihm vom König so unvermuthet bekannt gemachten Entschliessung weiter nichts zu sagen, ,als dass der Kaiser bei allen Gelegenheiten an des Königs Beruhigung Theil genommen, folglich es demselben nicht anders als angenehm sein könnte, dass die Wahl bei Vermählung des Kronprinzen auf eine Bevern'sche Prinzessin fallen solle. In Wien werde man sich allerdings verwundern, wenn man erführe, dass solches so hurtig zuginge, und müsste er seines Orts gestehen, wie er nicht geglaubt hätte, dass der Prinzessin von Bevern Gesundheit, nach den jüngst erst gehabten Blattern, schon so beschaffen sei, dass die Reise bei diesem kalten Wetter derselben nicht

[1] Vgl. S. 7.

nachtheilig sein möchte, daher seines Bedünkens der dermalige Besuch wohl hätte verschoben und die Bekanntschaft zwischen dem Kronprinzen und der Bevern'schen Prinzessin bis ins Frühjahr ausgestellt bleiben, wo der König ohnedem dem regierenden Herzog von Wolfenbüttel eine Visite zugedacht gehabt, auch seines Bedünkens der Kronprinz in einer so wichtigen Sache nicht zu übereilen, noch weniger zu einem Jawort zu zwingen wäre'. Den Anlass zu dieser Vorstellung schöpfte Seckendorf aus einem Schreiben des Kronprinzen an Grumbkow, worin Ersterer sich beschwerte, dass der König mit solcher Eile, ohne ihm Zeit zur Ueberlegung zu geben, vorginge, und Grumbkow ersuchte, Alles anzuwenden, dass bei seiner Ankunft in Berlin in dieser Angelegenheit nicht weiter gegangen werde.

Der König antwortete Seckendorf allerdings nichts Entscheidendes, beruhigte aber doch den Kronprinzen durch ein Schreiben insofern, als er ihm versicherte, es solle die Heirat bis zum nächsten Jahre verschoben werden. Ausserdem rieth Grumbkow aus vielen Gründen dem Prinzen an, sich in des Königs Willen zu fügen.

Die Königin that, als ob sie mit der Heirat einverstanden sei, liess jedoch Grumbkow ebenfalls um die Zurückhaltung des ‚wirklichen Versprechens' ersuchen.

Inzwischen verwendete Seckendorf den General Grumbkow ‚sehr nützlich' bei dem Kronprinzen, damit dieser ‚die gegen die Prinzessin von Bevern ihm beigebrachten widrigen Ideen fahren lasse'.[1]

Was die Aeusserung des Königs Seckendorf gegenüber betrifft, er habe die Ursache zur Einladung an seinen Hof weder dem Herzoge noch der Herzogin von Bevern mitgetheilt, so ist dieselbe nicht durchaus buchstäblich zu nehmen. Die Verlobte des Prinzen Carl von Bevern, Prinzess Charlotte, hatte die Einladung Namens ihres Vaters besorgt. Bevern konnte jedoch nicht in Zweifel sein und war es thatsächlich auch nicht, zu welchem Zwecke er und seine Familie nach Berlin berufen wurden. Friedrich Wilhelm hatte nämlich bei der jüngsten Anwesenheit des Bevern'schen Herzogspaares in Berlin,

---

[1] Seckendorf an den Kaiser; Berlin, 9. und 10. Februar 1732. K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Staatskanzlei, Preussen, fasc. 11.

anlässlich der Vermählung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Markgrafen von Bayreuth im November 1731, wiederholt mit dem Herzoge über die Heirat seines Kronprinzen mit der ältesten Bevern'schen Prinzessin gesprochen.

Am 29. Januar 1732 fügte er dann einem Schreiben an Bevern eigenhändig hinzu: ‚Mon fils aîné ne se porte pas bien, mais grâce à Dieu, il commence à se remettre, et j'espère que nous ferons bon fin à tout son établissement.‘ Nach einigen Complimenten für die Gemahlin des Herzogs fährt der König dann fort: ‚et que je ne souhaite rien plus que de m'acquitter de ce que nous avons parlé. Est-ce que je vous ose demander votre fille se porte-elle bien et est-elle fort marquée (in Folge der Blattern) et la poitrine est elle bonne?‘[1]

Es ist zu beachten, dass der vorstehende Brief am 29. Januar geschrieben wurde, jener an den Kronprinzen mit der Ankündigung der getroffenen Wahl am 4. Februar nach Cüstrin abging, mithin Friedrich Wilhelm Ende Januar ganz aus eigenem Ermessen die definitive Entscheidung über die Verheiratung seines Sohnes mit der Bevern'schen Prinzessin getroffen hatte.

Ein anderer, von König Friedrich Wilhelm dem Grafen Seckendorf gegenüber nicht angeführter Grund war zu Ende des Jahres 1731 hinzugekommen, seinen Groll gegen England zu vermehren.

König Georg hatte nämlich gegen die preussischen Werbungen in den Hannoverschen Landen am 3./14. December 1731 ein überaus scharfes Patent erlassen, worin die Werber nicht nur mit Arretirung bedroht, sondern als Strassen- oder Menschenräuber, Störer der allgemeinen Ruhe und des Landfriedens tractirt und, sobald sie schuldig befunden würden, mit dem Tode zu bestrafen seien. Wer Gewalt anwendende oder sich der Festnehmung widersetzende preussische Werber todt oder lebendig einliefere oder zur Haft bringe, dem wurde eine Prämie von 50 Thalern versprochen. Dieses von den Kanzeln im ganzen Lande verlesene und überall affichirte Patent erklärte sonach die preussischen Werber für vogelfrei.[2]

---

[1] Bevern an Eugen; Blankenburg, 1. Februar 1732. K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Grosse Correspondenz, 80^{b}.

[2] K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Staatskanzlei, fasc. 11, beigelegt dem Berichte von Seckendorf vom 9. Februar 1732. Nach Seckendorf's

Bei der ausgesprochenen, bis zur Manie gesteigerten Vorliebe des Königs zur Anwerbung grosser Leute für sein Regiment, zu dessen Completirung er oft zu unerlaubten Mitteln griff, ist es nicht ganz unwahrscheinlich, dass mehr als alle englischen Heiratspläne gerade ein Entgegentreten in dieser Richtung den Zorn des Königs reizen und ihn zu einem Gegenschritt bestimmen mochte, von dem er annehmen konnte, dass er den englischen Hof sehr peinlich berühren werde. Ein solcher unvermutheter Schritt war jedenfalls die so plötzlich ins Werk gesetzte, überraschende Verlobung des Kronprinzen mit der Tochter eines deutschen Fürstenhauses.

Seckendorf befand sich bei den Eröffnungen des Königs über die Heiratsangelegenheit jedenfalls in arger Verlegenheit. So eilig wie König Friedrich Wilhelm hatte es der Wiener Hof mit der ihm allerdings erwünschten Verbindung nicht. Bei Seckendorf's Anwesenheit in Wien hatte Prinz Eugen dieselbe ohne Zweifel mit ihm besprochen. Jedoch in beiden Instructionen, die er auf seine schriftlich vorgelegten Fragepunkte vom kaiserlichen Cabinete erhielt, wird der Vermählung des Kronprinzen keine Erwähnung gethan. Prinz Eugen hatte erst nach des Gesandten Abreise über die ihm speciell von demselben übergebenen Fragen des Kaisers Willensmeinung eingeholt und am 30. Januar ihm einen dieselben beantwortenden Erlass vom 29. zugesendet. Der diesen überbringende Courier holte den Gesandten in Leipzig ein. Prinz Eugen weist Seckendorf in diesem Schriftstücke unter Anderem an: die Heiratsangelegenheit des Kronprinzen mit der Bevern'schen Prinzessin auf das Programm jener Fragen zu setzen, welche bei einer damals für den Sommer in Böhmen geplanten Zusammenkunft des Kaisers mit König Friedrich Wilhelm zu besprechen wären. Noch besser sei es allerdings, wenn Seckendorf seine Bemühungen daran setzen möge, dass die Entschliessung des Königs nicht so lange hinausgeschoben werde. Der Gesandte werde übrigens im Vereine

---

Ansicht wäre dies Patent geeignet, ‚die Animosität zwischen beiden Höfen sehr zu vermehren'. Auch der kaiserliche Resident von Demeradt meldet schon am 2. Februar über dieses Patent dem Kaiser: ‚solches wird nicht ermangeln dahier eine grosse Erbitterung bei dem Könige zu erwecken, und wird diesem nicht mehr viel hinzukommen dürfen, dass üble Folgerungen daraus entstehen könnten'. (fasc. 11.)

mit Grumbkow am besten wissen, ,wie er sich bei dem Könige sowohl, als bei dem Kronprinzen zu betragen habe, damit die zwischen dem Letzteren und der Prinzessin zu beantragende Zusammenkunft, sobald als möglich, es sei nun bei der Musterungszeit in Magdeburg, oder an einem andern Orte vor sich gehe und sodann ungesäumt zur Heirat selbst geschritten werde, widrigenfalls doch nicht zu vermuthen, dass die englischen Intriguen eher sich endigen werden'. Uebrigens verstehe es sich von selbst, dass Alles, was Seckendorf zur Beförderung dieser Verbindung beitrage, auf eine Art geschehen müsse, dass ausser Grumbkow Niemand merken könne, dass der Gesandte dabei betheiligt sei, da vornehmlich die Königin Sophie Dorothee England insinuiren werde, dass Seckendorf derjenige sei, der den König von der Verbindung des Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin abgehalten habe.[1]

Ohne in dieser ihm aufgetragenen Angelegenheit nur einen weiteren Schritt gemacht zu haben, vernahm Seckendorf nun aus dem Munde des Königs selbst, dass dasjenige, woran er seine Bemühungen setzen sollte, schon fast vollendet sei. Jedoch welche Verlegenheit! In des Herzogs von Lothringen Gegenwart, eines dem Kaiserhause so nahestehenden Fürsten, der noch dazu eben von England kam, sollte sich das Verlöbniss vollziehen. Der englische Hof musste dadurch entschieden glauben, dass nur österreichischer Einfluss die Angelegenheit so rapid zum Ziele geführt haben konnte. In diesem unerwarteten und plötzlichen Entschlusse des Königs, der seiner eigensten Initiative entsprang, liegt wahrlich ein Zug feinster Ironie, den Friedrich Wilhelm wohl nicht ohne Absicht hineingelegt hat. Seine Besorgniss äussert der Gesandte bald nach der Audienz in einem Berichte an den Prinzen Eugen vom 9. Februar, worin er der Befürchtung Ausdruck gibt, dass wegen des übereilten Heiratsprojectes Vater und Sohn wieder mit einander zerfallen würden und die günstig gestandene Chance für die Bevern'sche Verbindung zurückgehe, was aber der Herzog von Bevern ,mit seiner Begierde, die Sache rasch durchzuführen', sich allein zuzuschreiben habe. Prinz Eugen

[1] K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Grosse Correspondenz, 116[b]. Im Auszuge bei Förster III, 76.

möge dem Herzog von Bevern rathen, den König zu ersuchen, die Verlobung bis in den Monat Juni zu verschieben und dieselbe in Wolfenbüttel oder Braunschweig vor sich gehen zu lassen, während welcher Zeit Grumbkow den Kronprinzen vorbereiten werde.

Am 11. Februar berichtet er dann noch einmal an Eugen: ‚Ich kann nicht bergen, dass mir selbst bei der Sache noch nicht recht wohl, und werde ich es vor ein Miracul halten, wann Alles ohne Prostitution abläuft.'[1]

Nachdem der König, welcher sich über den bevorstehenden Besuch des lothringischen Fürsten ausserordentlich erfreut zeigte, gewünscht hatte, dass derselbe am 15. Februar in Potsdam eintreffe, sendete der kaiserliche Gesandte am 7. Februar seinen Vetter, den Baron von Seckendorf, mit dieser Nachricht nach Braunschweig, wo Lothringen seit 1. Februar weilte.[2]

In Folge dessen brach der Herzog am 11. mit Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Bevern und dessen beiden ältesten Söhnen auf. Man übernachtete an diesem Tage im Amte Ummendorf und gelangte am 12. zu Mittag nach Magdeburg. Hier wurden die fürstlichen Gäste von dem Gouverneur der Festung, dem Fürsten Leopold von Anhalt, empfangen und bewirthet. Am folgenden Tage exercirte ein Bataillon des Infanterie-Regiments Goltz, dann wurde die Festung und das Zeughaus besichtigt; am 14. fand eine Jagd in der Umgebung statt. Im Laufe dieses Tages langte eine Estafette mit einem Schreiben des Königs an, worin derselbe ersuchte, die Herrschaften möchten am 15. recht zeitig aufbrechen, um noch am selben Tage in Potsdam eintreffen zu können, da er für den 16. eine grosse Jagd veranstaltet habe. Der Aufbruch wurde demgemäss für den folgenden Tag 6 Uhr früh bestimmt. In der Nacht erkrankte jedoch Herzog Franz Stephan, der sich schon einige Tage hindurch nicht vollkommen wohl fühlte, an einem heftig auftretenden katarrhalischen Fieber, so dass der herzogliche Leibarzt sich gegen die Abreise aussprechen musste und die Bevern'schen Prinzen die Fahrt nach Potsdam am andern Tage allein unternahmen.

---

[1] K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Grosse Correspondenz, 116[b] u. 105[c].

[2] Gräflich Neipperg'sches Archiv in Schwaigern.

König Friedrich Wilhelm war, als er durch den Herzog von Bevern von der Erkrankung des erwarteten Gastes Kenntniss erhielt, sehr besorgt und sandte am 17. Februar den Generalmajor von Buddenbrock mit einem Schreiben an den Herzog ab, um über dessen Befinden genauere Nachricht zu erhalten. Der König schrieb: ‚Eure königliche Hoheit belieben versichert zu sein, dass Ich aus wahrhaftiger Freundschaft an Dero Umständen den grössten Antheil nehme und nichts so sehnlich wünsche, als Deroselben glückliche Genesung bald zu vernehmen, damit so viel eher das Vergnügen haben könne, einen so werthgeschätzten Gast zu embrassiren'. Der König ersucht ferner, zu befehlen, ‚was zu Dero Soulagement gereichen kann'.[1]

Auch den General Neipperg ersuchte der König um umgehende Nachricht und stellte einen seiner Aerzte im Bedarfsfalle zur Verfügung.

Am 16. Februar langten auch die Bevern'schen Damen, nämlich die Herzogin und ihre älteste Tochter Elisabeth Christine, in Potsdam an, wo auch der kaiserliche Generalfeldmarschall Prinz Alexander von Württemberg eingetroffen war.

Dem Könige gefiel die bescheidene Haltung, das einfache Wesen der Prinzessin ausserordentlich. Er sprach sich in diesem Sinne auch im Beisein der Königin Bevern gegenüber aus und fügte bei, er habe dem Kronprinzen über den Eindruck, den die Prinzessin auf ihn gemacht, bereits brieflich berichtet. Beruhigt werde er die Augen schliessen, wenn diese Sache durchgeführt sei.

Ein zeitgenössischer Beobachter, Graf Manteuffel, schildert die damals siebzehnjährige Prinzessin folgendermassen: ‚Elle est blonde et assez grande et bien faite pour son âge. Elle a le teint beau, quoiqu'encore un peu brouillé par les taches des petites véroles, des grands yeux bleus et les traits du visage ressemblants à ceux de son frère le Prince héréditaire. Son humeur paraît doux et quelque difficile qu'il soit, de juger du caractère d'une fille qui se trouve sous la férule d'une mère

---

[1] König von Preussen an den Herzog von Lothringen; Potsdam, 17. Februar 1732. K. u. k. Haus, Hof- und Staatsarchiv, Lothring'sches Archiv, fasc. 495.

rigoureuse, je la crois bien plus portée à la joie qu'à la tristesse. Il est vrai qu'elle paraît un peu timide et embarassée, mais comme elle ne l'est nullement quand elle se trouve parmi des personnes de connaissance, il ne faut pas douter qu'elle ne devienne bientôt plus hardie et plus libre lorsqu'elle aura les coudées plus franches.'[1]

Einige Tage später langte aus Cüstrin die Antwort auf den eben erwähnten Brief des Königs an. Der Kronprinz erklärte darin, es sei ihm lieb, dass der König ‚von der Prinzessin zufrieden ist. Sie mag sein, wie sie will, so werde jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehle nachleben'.[2]

Der König war ausserordentlich erfreut über die bedingungslose Zustimmung seines Sohnes, zeigte den Brief an Bevern, und man erwartete nun in eingeweihten Kreisen die Bekanntmachung der Verlobung nach der Ankunft des Kronprinzen Friedrich in Berlin.

Seckendorf hegte übrigens noch immer starke Zweifel an der ernstlichen Absicht des Kronprinzen, diese Heirat einzugehen, und meinte, dass auch die Königin noch nicht alle Hoffnung aufgegeben habe, das Project scheitern zu machen. Die Briefe des Kronprinzen an Grumbkow, die ganz anders lauteten, geben ihm ja hiezu auch hinreichend Veranlassung.[3]

Da am 21. Februar von Magdeburg die Nachricht einlief, dass der Herzog Franz Stephan von seinem Unwohlsein wieder vollkommen hergestellt sei und am 22. von dort abzureisen gedenke, so begab sich Graf Seckendorf nach Brandenburg, um die Ankunft desselben zu erwarten, die Nachmittags um 4 Uhr erfolgte. Am folgenden Tage ward die Reise nach Potsdam fortgesetzt, wo der Herzog um 12 Uhr Mittags eintraf und von König Friedrich Wilhelm beim Verlassen des Wagens auf das Herzlichste begrüsst wurde. Vom Könige geleitet, erschien Lothringen etwas später zur Aufwartung bei der Königin Sophie Dorothee. Mittags war Familientafel, Abends Spiel bei der Königin. Bei der am Sonntag stattfindenden Kirchen-

---

[1] Mittheilung des Grafen Manteuffel an Graf Brühl vom 28. Februar 1732. Weber, Aus vier Jahrhunderten, N. F. II, 235.

[2] Der Kronprinz an den König; Cüstrin, 19. Februar 1732. Oeuvres XXVII, 58. Vgl. auch S. 8.

[3] Vgl. S. 8.

parade defilirte das ‚Königs-Regiment‘ vor dem Herzoge. Nachmittags exercirten die Grenadiere, dann zeigte der König die Parforcejagd-Equipage und die Meute. Am Montag fand eine grosse Jagd statt.

In Berlin hielt der Herzog von Lothringen am 26. Februar seinen Einzug. Er kam von Potsdam über Spandau, wo er beim General Freiherrn von Gersdorf das Mittagmahl genommen, gegen 5 Uhr Nachmittags in Begleitung des Herzogs von Bevern und dessen Söhnen, sowie des Prinzen Alexander von Würtemberg in der preussischen Hauptstadt an. Den Cortège geleiteten zwölf Gensd'armes zu Pferd, und beim Herannahen desselben wurden Salutschüsse abgegeben.

Der König, welcher an starkem Katarrh litt, hatte den Herzog nicht begleiten können und war deshalb direct von Potsdam nach Berlin gefahren. Die Königin sammt den Töchtern und den Bevern'schen Damen waren schon am Abend vorher in Berlin angelangt.

Der Herzog stieg im königlichen Schlosse ab und wurde hier vom Generalfeldmarschall von Natzmer nebst den Generalen und Officieren der Garnison empfangen. Der König erwartete den Gast im Saale der Gensd'armes und geleitete ihn in die für ihn bestimmten Gemächer.

Um 6 Uhr Abends versammelte sich die preussische Königsfamilie nebst den Bevern'schen Damen in den Gemächern der Königin, wo auch der soeben von Cüstrin angelangte Kronprinz Friedrich erschien, der hier zum ersten Male die ihm bestimmte Braut sah.

Später begaben sich der König mit der ganzen königlichen Familie, die fremden Fürstlichkeiten in das Haus des Staatsministers von Creutz, um der Hochzeit des beim König in hohen Gnaden stehenden Hofjägermeisters und Hauptmannes im ‚Königs-Regiment‘ von Hacke mit der einzigen Tochter des Ministers beizuwohnen. Der König hatte für seinen Liebling selbst den Brautwerber gemacht. Der Herzog von Lothringen, der, von Bevern und Seckendorf geleitet, in der Assemblée erschien, machte hier die Bekanntschaft des Kronprinzen Friedrich und der übrigen Mitglieder der königlichen Familie, welche dem kleinen Kreise in Potsdam nicht angehört hatten.

Während der Trauungsceremonie konnte der Kronprinz nun zum ersten Male die ihm bestimmte Braut genauer betrachten. Er nahm dann den kaiserlichen Gesandten Grafen Seckendorf bei Seite, führte ihn in ein abseits gelegenes Zimmer und entdeckte ihm daselbst ‚mit einer angenommenen besonderen Offenherzigkeit, dass er die Prinzessin von Bevern bei Weitem nicht so abscheulich, als man sie ihm vorgebildet, vielmehr im Gegentheil gefunden hätte, dass, wenn man selbe zumal von der Seite ansehe, sie viel Annehmliches wegen ihrer schönen Augen und weissen Haut hätte; infolglich er entschlossen wäre, des Königs Willen, wegen eines zwischen ihm und ihr abzielenden Verlöbnisses, zu folgen. Allein wären doch noch verschiedene Ausstellungen an ihren allzu stillen Manieren, Kleidung und Aufsatz zu machen, welchen er durch Zugebung belebter Hofmeisterinnen und anderer geschickter Personen gern und umsomehr wünschte abgeholfen zu sehen, als er mit ihr, wann es zur Vermählung käme, seine Lebenszeit hinbringen müsste‘.

Seckendorf beantwortete diese Mittheilung des Kronprinzen unter Anderem folgendermassen: ‚Soviel des Kronprinzen ihm jetzt erklärte Neigung zur Vollziehung des Versprechens mit der Bevern'schen Prinzessin anlange, könne er überzeugt sein, dass so sehr auch dem Kaiser erfreulich zu vernehmen sein würde, dass er mit einer dem kaiserlichen Hause so nahe verwandten Prinzessin sich zu vermählen gedächte, ebensosehr würde es im Gegentheil den Kaiser betrüben, wenn dergleichen Verlöbniss mit dem geringsten Widerwillen seinerseits zu Stand kommen sollte. Wofern aber der Prinzessin Person dem Kronprinzen in der That anständig, so würde es gar leicht sein, diese in der Unschuld bisher erzogene Prinzessin zu einer freieren Art zu gewöhnen und ihren äusserlichen Putz und Kleidung auch dergestalt einrichten zu lassen, dass sie dem Kronprinzen vollkommen gefallen könnten‘.

Während dieses Gespräches war der König durch das Zimmer, wo sich der Kronprinz und Seckendorf befanden, gegangen, was den Ersteren veranlasste, Seckendorf zu ersuchen, er möge dem Könige ‚einen guten Theil des mit ihm gehaltenen Discurses hinterbringen‘. Seckendorf lehnte dies ab und äusserte nur, wenn der König ihn über den Inhalt der Unterredung befragen würde, werde er ihm ‚darauf gebührende Ant-

wort nach des Kronprinzen Verlangen ertheilen. Aus freien Stücken aber dem Könige etwas zu hinterbringen, stünde ihm nicht zu; massen er weder zu Beförderung noch Verhinderung dergleichen Heiratsangelegenheit, wohl aber dahin vom Kaiser befehligt wäre, dass, wenn er zu des Kronprinzen Particular-Vergnügen etwas beitragen könnte, er solches nach allen Kräften thun sollte'.

Der König fragte übrigens Seckendorf noch im Laufe des Abends über den Inhalt der Unterredung mit seinem Sohne. Der Gesandte erzählte, was der Kronprinz ihm gesagt hatte, worüber der König sehr erfreut war ,und nicht allein veranlasste, dass der Kronprinz mit der Prinzessin von Bevern bei dem Ball im Tanz und nachgehend an der Tafel (indem sie ihm in der bunten Reihe zur Seite gesetzt worden) nähern Umgang haben könne, sondern auch seiner dritten, an den Prinzen Carl von Bevern versprochenen Prinzessin Charlotte befahl, eine genauere Bekanntschaft zwischen dem Kronprinzen und der Bevern'schen Prinzessin möglichst zu stiften und des Königs Absichten hierin zu befördern'.[1]

Uebrigens hatte es grosse Mühe gekostet, den König, in seiner Hast, die Angelegenheit durchzuführen, von der Idee abzubringen, schon an diesem Abende die Verlobung kundzuthun, was um so peinlicher gewesen wäre, als die Prinzessin Elisabeth Christine von der Sache bisher nicht unterrichtet worden war.

Am Aschermittwoch wohnte Lothringen mit dem Kronprinzen der Wachparade bei und hörte dann in der Legationskapelle die Messe. Mittags speiste er mit dem Gefolge in seinen Gemächern und erschien Abends mit den Prinzen von Bevern und Württemberg in der Assemblée bei Generallieutenant von Grumbkow.

Zwei Tage nach dem Balle beim Minister von Creutz, am 28. Februar, wiederholte Kronprinz Friedrich dem Generallieutenant von Grumbkow dasjenige, was er dem Grafen Seckendorf an jenem Abende gesagt hatte, und fügte hinzu, ,dass er nach des Königs Willen sich die Bevern'sche Heirat

---

[1] Seckendorf an den Kaiser; Berlin, 29. Februar 1732. K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Staatskanzlei, Preussen, fasc. 11.

allerdings gefallen liesse, sich aber noch zwei Sachen ausbedingen wolle, und zwar, dass erstens die Verlobung öffentlich und auf eine seinem Stande gemässe Weise geschehe, die Vermählung selbst aber möglichst verschoben und zu seiner Zeit per Procuratorem (gleichwie es bei seines Vaters, des Königs Beilager in Hannover ebenfalls geschehen) vollzogen werden möchte‘.

Grumbkow gab dem Kronprinzen bezüglich des ersteren Wunsches recht und sicherte ihm zu, dass, wenn die Angelegenheit entschieden sein werde, er sowie alle redlichen Diener des königlichen Hauses sich bemühen würden, damit die Verlobung auf eine glänzende und von dem Kronprinzen gewünschte Weise gefeiert, die Heirat aber nach seinem Willen noch einige Zeit aufgeschoben werde. Bezüglich der Vermählung ‚per Procuratorem‘ möge sich jedoch der Kronprinz mit dieser Idee nicht weiter beschäftigen, da sie ihm ‚einestheils in dem Hauptwerk keinen Vortheil schaffen, anderntheils aber von dem König nicht gebilligt werden würde‘.

Der König, stark erkältet, hütete an diesem Tage das Zimmer und beauftragte den Grafen Seckendorf, den Herzog von Lothringen nebst dem Kronprinzen und die anwesenden fremden Fürsten zu Mittag bei sich zu bewirthen.

Nach der Tafel liess die Herzogin von Bevern ihren Gemahl zu sich auf das Schloss bitten, da der König sie beide zu sprechen wünsche.

Als sie in das Gemach traten, fanden sie den König im bequemen Anzuge in Gesellschaft der Königin.

Friedrich Wilhelm wandte sich sogleich an den Herzog und äusserte, da ihm bereits bekannt sei, welche Absicht er wegen Vermählung seiner Tochter mit dem Kronprinzen seit einiger Zeit gehegt, habe er nun auch mit seinem Sohne darüber gesprochen, und es sei ihm von dessen Seite volle Bereitwilligkeit zugesichert worden. Es käme nur noch darauf an, die Meinung der Prinzessin selbst einzuholen; er wolle zu diesem Zwecke die mit ihrem Bruder versprochene Prinzessin Charlotte an sie senden, um ihr die Angelegenheit mitzutheilen.

Bevern erwiderte, da seine Tochter noch keine Ahnung von dem ihr zugedachten Glücke habe, so möge der König gestatten, dass die Eltern ihr die erste Eröffnung davon

machten. Dies gab der König ohneweiters zu, worauf der Herzog und die Herzogin sich entfernten, mit der Prinzessin selbst aber bald zurückkehrten, welche der König nun wegen ihrer Einwilligung befragte.

Diese antwortete, ‚dass sie, als eine gehorsame Tochter, sich alles das willig gefallen liesse, was der König und ihre fürstlichen Eltern mit ihr vorhätten‘. Dies genügte aber dem Könige nicht, sondern er drang darauf, zu wissen, ‚ob ihr auch des Kronprinzen Person gefällig?‘

Die Prinzessin erröthete, beantwortete die Frage des Königs jedoch bejahend. Darauf liess der König den Kronprinzen rufen, der ebenfalls sein Jawort gab, dem König und der Königin, sowie der Herzogin und der Prinzessin die Hand küsste, auch dem Herzog diese Höflichkeit erweisen wollte, der ihn aber in seine Arme zog.

Bevern theilte die Thatsache der beschlossenen Verbindung unmittelbar darauf Seckendorf in einem kurzen Billet mit und fügte hinzu, der König wünsche, auf Betreiben der Königin, nunmehr, ‚dass der Herzog von Lothringen um die Prinzessin im Namen des Kronprinzen bei dem Herzoge und der Herzogin von Bevern ordentlich ansuchen möchte‘.

Seckendorf, der den Auftrag hatte, jeden Anlass zu vermeiden, welcher die Empfindlichkeit des englischen Hofes gegen den Kaiser oder den Herzog von Lothringen wachrufen könnte, begab sich ungesäumt in das Schloss zum Herzog von Bevern, um demselben vorzustellen, wie durchaus kein Grund vorhanden sei, an den lothringischen Fürsten eine derartige Zumuthung zu richten, es ihm aber ausserdem für den kaiserlichen Dienst ungemein nachtheilig erschiene, wenn man den Herzog ‚gleichsam als ein Instrument zur Stiftung dieser Heirat gebrauchen wollte‘.

Da Bevern dies einsah, so kehrte Seckendorf in seine Wohnung zurück und theilte dem Herzog von Lothringen den Wunsch des Königs und seine an Bevern gemachten Gegenvorstellungen mit, welche der Herzog guthiess.

Abends besuchte Lothringen die Assemblée beim Generallieutenant von Borck und soupirte später bei der Königin.

Am Morgen des folgenden Tages (29.) erschien der Generaladjutant des Königs, Oberst von Derschau, bei Seckendorf, um ihn, im Auftrage seines Herrn, in Kenntniss zu setzen,

was am vergangenen Nachmittage bezüglich der Verlobungsangelegenheit in den Gemächern des Königs vorgegangen sei, und gleichzeitig mitzutheilen, ‚wie der König es als ein grosses Glück ansehe, dass diese Heiratsstiftung von seinem Kronprinzen eben zu derjenigen Zeit geschehe, da der Herzog von Lothringen in seinem Hause zugegen‘; er würde es ‚für die höchste Ehre schätzen‘, wenn durch Seckendorf's Vermittlung der Herzog bewogen werden könnte, im Namen des Kronprinzen bei dem Bevern'schen Fürstenpaare um die Prinzessin anzuhalten, ‚von ihr den Ring abzufordern und solchen gegen jenen des Kronprinzen auszuwechseln‘.

Seckendorf entgegnete, dass er nicht einsehe, aus welcher Ursache man dem Herzog zumuthen solle, ‚sich als ein fremder Gast zur Vollziehung des Versprechens einer ihm bisher ganz unbekannt gewesenen Heiratshandlung gebrauchen zu lassen‘, und obschon er gar nicht über den üblichen Vorgang bei derartigen Ceremonien unterrichtet sei, so hielte er es doch für ziemlicher und besser, dass das Ansuchen um die Prinzessin bei dem Bevern'schen Herzoge von dem königlichen Ministerio ‚mittelst einer ordentlichen Anrede öffentlich geschehe‘. Hiebei könnten der Herzog von Lothringen sowie die übrigen fremden Fürstlichkeiten unbedenklich anwesend sein.

Nachdem Derschau erklärte, dass es den König sehr peinlich berühren werde, wenn der Herzog seinem Ersuchen nicht nachkommen würde, so blieb Seckendorf nichts übrig, als den König versichern zu lassen, dass er mit dem Herzog darüber sprechen werde.

Bald darauf trug Seckendorf im Beisein des Generals Grafen Neipperg dem Herzog die Angelegenheit vor. Dieser erklärte aber decidirt, ‚dergleichen Anmuthen sich durchaus nicht zu fügen, als welches nicht nur mit keinem hinreichenden Grund vom König begehrt werden könnte, sondern auch bei England eine unvermeidlich grosse Gehässigkeit und den Vorwurf nach sich ziehen würde, dass die Anherkunft der Bevernschen Prinzessin mit vielem Fleiss dergestalt sei veranlasst worden, dass er um sie für den Kronprinzen gleichsam im Namen und mit Gutheissen des Kaisers Ansuchung thun könnte‘.

An diesem Vormittage wohnte der König mit Lothringen auf dem Paradeplatze den Exercitien eines Bataillons des

Kleist'schen Infanterie-Regiments bei, nachdem sich vorher die preussischen Minister und Generale, sowie die am Berliner Hofe beglaubigten Gesandten zur Aufwartung in seinen Gemächern eingefunden hatten. Nach Beendigung des Exercirens brachte die Mannschaft nach den Worten des Obersten von Kleist: ‚Es lebe des Herrn Herzogs von Lothringen königliche Hoheit!' ein Vivat aus, worauf eine dreifache Generaldecharge abgegeben wurde.

Seckendorf fand nach dem Exerciren Gelegenheit, dem Könige vorzustellen, wie der Herzog von Lothringen überaus gern in der Angelegenheit der Brautwerbung dem Könige gefällig sein möchte, jedoch niemals etwas ohne des Kaisers Befehl und Genehmigung vorzunehmen pflege. Die Vollziehung dieser Verlobung hätte unmöglich vorhergesehen werden, folglich hierin auch keine Instruction dem Herzog gegeben werden können. Derselbe hoffe daher, der König werde geneigt sein, ihn von der ihm zugedachten Werbung zu entbinden.

Friedrich Wilhelm erklärte allerdings, er werde die Angelegenheit nicht weiter berühren; Seckendorf merkte ihm jedoch an, dass es ihm sehr angenehm gewesen wäre, wenn Lothringen die ihm zugedachte Werbung übernommen hätte. Der Kronprinz äusserte sich über die am Tage vorher bezüglich seiner Verlobung getroffene Vereinbarung vollkommen ‚vergnügt', er wünsche nur ‚das Einzige, dass die Heirat selbst noch einige Zeit verschoben werde'.[1]

Seckendorf gewann überhaupt den Eindruck, dass der Kronprinz anfange, sich mehr und mehr für die ihm bestimmte Braut zu interessiren. Da dies Interesse sich noch steigern dürfte, sobald die Prinzessin bessere Umgangsformen annehmen und sich mit mehr Geschmack kleiden werde, so wünschte der Gesandte, dass die Kaiserin ihrer Nichte kostbare Stoffe schicken möge, ‚damit man hierin des Kronprinzen Wunsch und Verlangen desto leichter erfüllen könnte'. Kaiserin Elisabeth Christine willfahrte sehr gern diesem Wunsche und übersendete schon mit dem am 9. März von Wien abgefertigten Courier die verlangten Garderobebehelfe.

---

[1] Seckendorf an den Kaiser; Berlin, 29. Februar 1732. K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Staatskanzlei, Preussen, fasc. 11.

Jedoch nicht diese Sorgen allein beschäftigten den zu dieser Zeit vielgeplagten kaiserlichen Diplomaten. Die Hast, mit welcher König Friedrich Wilhelm, in Folge seines Temperaments, die Verlobungsangelegenheit des Sohnes betrieb, war durchaus nicht nach seinem Geschmack. Auch auf den Herzog von Lothringen, der nach der glänzenden Aufnahme, die er am Hofe von St. James gefunden hatte, ein entschiedener Anhänger des englischen Königshauses geworden war, konnte er nicht unbedingt bauen; und sein Berather Graf Neipperg zählte durchaus nicht zu Seckendorf's Freunden. ‚Man gibt vor,‘ schreibt er am 29. Februar dem Prinzen Eugen, ‚dass der Kaiser auf alle Weise auf die Bevern'sche Heirath gedrungen und ich aus eben der Ursach so eiligst von Wien zurückkehren müssen, um zu der Zeit einzutreffen, da die Bevern'sche Familie anherkommen sollen, welche Anherkunft durch des Kaisers Befehle wäre veranlasst worden.‘ Die Königin, welche den ganzen Sachverhalt genau kenne, sei sehr froh, dass man dies eilfertige Verfahren dem kaiserlichen Hofe zuschreibe, wodurch sie bei England den Glauben erwecken wolle, die von ihr begünstigte Verbindung des Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin wäre doch noch zu Stande gekommen, wenn des Kaisers Einfluss die gegenwärtige Verlobung nicht beschleunigt hätte. Dies sei auch die Ursache, dass man an Lothringen das Ersuchen gerichtet habe, bei der Bevern'schen Familie Namens des Kronprinzen um die Prinzessin anzuhalten.

Wenn es nun auch Seckendorf unmöglich gewesen sei, die Verlobung während der Anwesenheit des Herzogs von Lothringen zu hintertreiben, so sei doch der Anschlag der Königin fehlgeschlagen, ‚mittelst welchem sie den Herzog ins Spiel ziehn‘ und England Grund zum Argwohn geben wollte, als ob mit des Kaisers ‚Vorwissen und Genehmhaltung die Bevern'sche Prinzessin hiehergeführt und diese Heirat selbst durch des Kaisers Anleitung wäre gestiftet worden‘.[1]

An diesem Tage war Mittags grosse Tafel auf dem Schloss, nach deren Aufhebung der König mit dem Herzog von Loth-

---

[1] K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Grosse Correspondenz, 105^{c}, und Seckendorf an den Kaiser; Berlin, 29. Februar 1732. Staatskanzlei, Preussen, fasc. 11.

ringen das Zeughaus besuchte, worauf eine Spazierfahrt zur Besichtigung der Stadt und der Vorstädte unternommen wurde. Auf der Assemblée beim Staatsminister von Happe verweilte der Herzog nur kurze Zeit und begab sich später noch zum Souper beim Generallieutenant von Borck.

Der König wohnte, da er sich nicht vollkommen wohl fühlte, diesen gesellschaftlichen Veranstaltungen nicht bei.

Am folgenden Tage machte der Herzog dem Kronprinzen einen Besuch, um ihn zu der Tags vorher erfolgten Ernennung zum Oberst und Chef des vacant gewesenen Goltz'schen Infanterie-Regiments zu beglückwünschen, speiste Mittags beim Minister von Viereck und blieb am Abend in seinen Gemächern.

Das Verhältniss Lothringens zum Könige gestaltete sich von Tag zu Tag inniger, und bei Friedrich Wilhelm, der seinen persönlichen Gefühlen so grossen Einfluss auf seine Politik gewährte, war dies ein nicht zu unterschätzender Erfolg; auch der Kronprinz begann sich an den jungen, liebenswürdigen Fürsten anzuschliessen. Der König, der viel und gern mit dem Herzog conversirte, erwies ihm alle nur erdenklichen Aufmerksamkeiten und konnte sich nicht genug ‚über die grosse Vernunft und Erfahrung verwundern, mit welcher der Herzog über alle vorkommenden Materien zu sprechen wisse'. Da des Königs Gesundheit sich gebessert hatte, so verkehrte er jetzt häufiger als bisher mit ihm und äusserte auch den Wunsch, dass der Herzog wenigstens acht Tage länger als ursprünglich beabsichtigt war, an seinem Hofe verweile, da er meinte, dass er das, was er durch seine Unpässlichkeit versäumt habe, durch längeren und fleissigeren Umgang jetzt einbringen wolle.[1]

Am 2. März wohnte der Herzog der Messe in der Legationskapelle bei, besuchte, wie täglich, die Wachparade und besichtigte die königliche Kunstkammer und Bibliothek. Mittags war Tafel beim König, Abends grosser Ball bei der verwitweten Markgräfin von Brandenburg, Äbtissin von Herford, dem der König und der ganze Hof beiwohnte. Folgenden Tags wurde bei Grumbkow das Diner genommen ‚und ohnerachtet der Herr Herzog gar keinen Wein zu sich nehmen, von dem König und

[1] Seckendorf an den Kaiser; Berlin, 4. März 1732. K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Staatskanzlei, Preussen, fasc. 11.

übrigen Gästen stark getrunken, allwo es an sehr vielen Sincerationen für des Kaisers Allerhöchstes Interesse nicht gefehlt und solches zu vielem Gesundheitstrinken Anlass gegeben'.[1] Abends war Ball und Souper beim Oberstallmeister von Schwerin.

Mit diesen Festen wechselten militärische Schaustellungen. Am 3. März rückte das Regiment Gensd'armes auf dem Exercirplatze im Thiergarten aus und producirte sich im Exerciren zu Fuss und zu Pferd, bei welcher Gelegenheit auch die Königin und die Herzogin von Bevern erschienen. Der Chef des Regiments, Generalfeldmarschall von Natzmer, bewirthete nach der Uebung den König und die übrigen fürstlichen Herren in einem unweit des Exercirplatzes gelegenen Gartenhause.

Am folgenden Tage nach der Wachparade begab sich der König mit dem Herzog in den Marstall, um die ihm von Kaiser Karl VI. gesendeten sechs spanischen Hengste vorführen zu lassen, die ihm, wie er äusserte, ungemein viel Freude machten, so dass er dieselben nicht oft genug ansehen könne.

Einige Tage später exercirten die Cadeten auf dem Schlossplatze.

Lothringen speiste am 10. März in Gesellschaft der Bevern'schen Prinzen beim Grafen Seckendorf, von wo sie sich in das königliche Schloss begaben, da an diesem Abend die Verlobung des Kronprinzen öffentlich erklärt werden sollte.

Das preussische Königspaar mit dem Kronprinzen und den übrigen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses war inzwischen, nach 5 Uhr, in den Gemächern des Bevern'schen Herzogspaares erschienen, wo der König in seinem und der Königin Namen nochmals beim Elternpaare um die Prinzessin anhielt. Hierauf begab sich die gesammte königliche Familie in die Prunksäle, wo die zur Ceremonie Geladenen, etwa 250 Personen, bereits versammelt waren. Der König wendete sich sofort an den Kronprinzen und die Prinzessin Elisabeth Christine, dieselben auffordernd, nachdem sie in die Absicht ihrer Eltern, sich mit einander zu versprechen, gewilligt, sie nunmehr zu dessen Bekräftigung die Ringe wechseln möchten. Nach vollzogenem Ringwechsel umarmte Friedrich Wilhelm beide und

[1] Demeradt an den Kaiser; Berlin, 8. März 1732. K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Staatskanzlei, Preussen, fasc. 11.

fügte dem Glückwunsch an den Kronprinzen einige Worte väterlicher Ermahnung bei.

Der König nahm sodann die Glückwünsche seitens der Familie und des Hofes entgegen, welche ebenso der Königin, den herzoglichen Eltern und den Verlobten abgestattet wurden. Man beobachtete, dass bei diesem Vorgange dem Kronprinzen Thränen in den Augen standen, welche Einige seinem Missvergnügen über diese Heirat, Andere aber seiner Bewegung bei einem so wichtigen und ernsten Anlasse zuschrieben. Seckendorf urtheilt, dass nach dem, was er in Erfahrung gebracht, die erstere Ansicht mehr Wahrscheinlichkeit für sich habe, nicht aus besonderer Abneigung des Kronprinzen gegen die Prinzessin, sondern weil er doch eine Heirat nach eigener Wahl im Sinne gehabt habe.

Die Königin Sophie Dorothee, der diese Heirat durchaus nicht convenirte, da sie immer noch an einer Verbindung ihres Sohnes mit einer englischen Prinzessin festgehalten hatte, war während der Ceremonie und den ganzen Abend sehr huldvoll und gnädig, so dass Niemand ihr das Missvergnügen über diese Verlobung anmerken konnte.[1]

Bald nach dem Ringwechsel eröffnete der Kronprinz mit seiner Braut den Ball, der bis 9 Uhr währte, worauf an vier Tafeln das Souper genommen wurde. Nach demselben wurde noch bis 2 Uhr Morgens getanzt.

Sofort nach Bekanntmachung der Verlobung sendete König Friedrich Wilhelm den Generalmajor Grafen Schulenburg an den Kaiser nach Wien und den Oberst von Derschau an den Grossvater der Braut, den Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig-Blankenburg. Dem Kaiser überbrachte Schulenburg

---

[1] Bevern an Eugen; Berlin, 11. März 1732 (Grosse Correspondenz, 80[b]), und Seckendorf an den Kaiser vom gleichen Datum (k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Staatskanzlei, Preussen, fasc. 11). In diesem Berichte bemerkt der Gesandte noch: ‚Es steht zu hoffen, dass sich nach vollzogener Ehe mit der Zeit die Liebe zur Prinzessin schon ergeben wird, da sie eine angenehme Person und nach und nach mehr freie Manieren (welcherhalb der Kronprinz die meiste Ausstellung an ihr macht) an sich nehmen wird. Wiewohl, allem Ansehn nach, der Kronprinz selbst kein so getreuer Ehegatte, als der König sein Herr Vater sein dürfte.‘

ein einfaches Notificationsschreiben, wie solches an alle übrigen Souveräne gesendet wurde. Dagegen hatte er Briefe des Königs, der Königin und des Kronprinzen der Kaiserin Elisabeth Christine zu übergeben.

Eine specielle Bewilligung zur Verlobung des Kronprinzen mit der Prinzessin von Bevern, wie öfters erzählt wird, wurde vom Kaiser nicht eingeholt, und es lag auch kein Grund vor, eine solche zu erbitten.

An dem der Verlobungsfeier folgenden Tage war Familientafel im Schlosse; am 12. März exercirte nochmals das Regiment Gensd'armes vor dem Herzog, sodann speiste der Hof in Charlottenburg, Abends wurde das Souper in den Gemächern der Königin genommen.

Nachdem die Abreise Lothringens auf den 15. März angesetzt war, verbrachte er die letzten zwei Tage seiner Anwesenheit in Berlin, da der König seit dem Verlobungsfeste an Podagra litt und an das Zimmer gefesselt war, mit Besuchen bei demselben und den anderen Fürstlichkeiten, und speiste im Familienkreise bei der Königin.

Am Tage der Abreise hatte der Herzog mit dem Könige, der zu Bette lag, noch eine lange Unterredung, nahm dann herzlichen Abschied, beurlaubte sich bei der Königin und dem Kronprinzen und reiste um 11 Uhr Vormittags ab.

Das Königspaar sowie der Kronprinz, welcher den Herzog sehr liebgewonnen hatte, sahen ihn mit Bedauern scheiden.

Die Abreise erfolgte unter dreimaliger Lösung von Geschützsalven. Hofjägermeister Hauptmann von Hacke cotoyirte den herzoglichen Reisewagen bis zum Weichbilde der Residenz, von wo der Herzog ihn mit Complimenten für die preussischen Majestäten zurücksendete.

Die Fahrt ging an diesem Tage jedoch nur bis Dahlwitz, einem Gute des Geheimen Rathes Freiherrn von Marschall. Die Herzoge Bevern und Württemberg sowie Graf Seckendorf hatten Lothringen begleitet. Von hier aus, wo der Herzog übernachtete, sendete er im Laufe des Nachmittags seinen Kammerherrn Baron Gehlen nach Berlin zurück, um dem Könige nochmals seinen Dank auszusprechen, worauf Hauptmann von Hacke Abends aus Berlin vom Könige nach Dahlwitz ab-

gefertigt wurde, um Lothringen eine weitere glückliche Reise zu wünschen.

Folgenden Tages reiste der Herzog, von Seckendorf begleitet, nach Frankfurt a. O. und stieg beim dortigen Commandanten, Generallieutenant von Schwerin, ab. Am 17. März richtete er aus Frankfurt noch ein in warmen Worten gehaltenes Schreiben an König Friedrich Wilhelm,[1] sowie eines an den Kronprinzen, in Beantwortung eines Briefes des Letzteren,[2] welche Briefe Seckendorf, der sich hier verabschiedete, mit nach Berlin nahm, und reiste über Crossen nach Grüneberg, der ersten kaiserlichen Poststation, wo er übernachtete, am folgenden Tage bis Lüben fuhr und am 19. März in Breslau anlangte.

Am kaiserlichen Hofe war man sehr angenehm berührt und erfreut über die Aufnahme, welche der Herzog in Berlin gefunden hatte, obwohl es für ihn, der die Höfe von Paris und London aus eigener Anschauung kannte, der durch Monate in den österreichischen Niederlanden geweilt hatte und den warmen Ton höfischen Lebens gewohnt war, nicht leicht gewesen sein mag, sich in die Eigenart Friedrich Wilhelms und seines Hofes zu schicken. Aber auch Franz Stephan selbst äusserte sich ausserordentlich befriedigt über seinen Berliner Aufenthalt. Indem Prinz Eugen zwei Briefe desselben, welche aus der preussischen Hauptstadt an ihn gerichtet wurden,[3] beantwortet, fügt er hinzu: ‚In beiden Briefen geruhen Eure königliche Hoheit Dero Zufriedenheit über die Art, wie Ihnen an dem preussischen Hofe begegnet worden, zu bezeigen, dagegen Dieselben auch ich versichern kann, dass der König und, wie ich vernehme, nicht minder der Kronprinz eine ungemeine Liebe und Hochachtung für Dieselbe haben; Eure königliche Hoheit daher auch in Berlin diejenige sich zugezogen haben, so Sie allerorten, wo Sie bisher gewesen, erworben.‘

Dem Kaiser sei dies sehr angenehm, Seine Majestät wünsche, dass die vertraute Freundschaft mit dem Könige und

---

[1] Königl. Geh. Staatsarchiv in Berlin. Oesterr. 1732—1733. R. 96. 10 Hhh.

[2] Der Brief des Kronprinzen in den Beilagen 1.

[3] Die Briefe selbst liegen nicht vor.

dem Kronprinzen durch Correspondenz ferner unterhalten werde, jedoch zur Vermeidung von Jalousie sei öfter an den König als an den Kronprinzen zu schreiben und die Briefe für den Letzteren jenen, die an den König gehen, beizuschliessen. Der Kaiser sei entschlossen, das dermalige Einverständniss mit dem preussischen Hofe, dessen grosser Nutzen sich in den letzten schweren Zeiten genügend gezeigt, ‚unveränderlich zu cultiviren'.[1]

Dem Wunsche des Kaisers und auch wohl seinem eigenen Herzensbedürfnisse kam der Herzog nach. Er blieb mit dem Könige und besonders mit dem Kronprinzen durch Jahre in stetem Briefwechsel.[2]

Auch am Berliner Hofe bewahrte man dem jungen, liebenswürdigen Fürsten ein freundliches Erinnern. Bald nachdem er Berlin verlassen, schrieb ihm der Herzog von Bevern: ‚Il ne se passe d'ailleurs pas de repas à la table de la Reine qu'on ne s'entretient de la personne de V. A. R. et qu'on n'y rend justice à ses hauts mérites, et le Prince Royal y porte régulièrement sa santé. Le Roi garde pour la plupart encore le lit, continue aussi à parler de Sa personne, qu'il est un charme de l'entendre.'[3]

Und seinem Glückwunsche zur Ernennung des Herzogs als Gouverneur in Ungarn[4] fügt Bevern aus Wolfenbüttel am 7. April 1732 bei: ‚Depuis le départ de V. A. R. de Berlin la cour se remit dans ses étroites bornes ordinaires, lequel train fut suivi les huit derniers jours que nous passâmes de là encore à Potsdam, duquel séjour le Prince Royal fut aussi, et ne nous quitta que la veille de notre départ, et comme les nouveaux et anciens promis commençaient à s'apprivoiser, l'adieu fut plus sensible de part et d'autre que je ne l'aurais pas cru. L. M. Prussiennes et toute la famille royale se sont d'ailleurs

---

[1] K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Lothring'sches Archiv, fasc. 467.

[2] Dasjenige, was von dieser Correspondenz mit dem Kronprinzen erhalten und auffindbar gewesen ist, findet sich in den Beilagen 1—15.

[3] Berlin, 18. März 1732. K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Lothring'sches Archiv, fasc. 465.

[4] Der Herzog von Lothringen war nach des Palatins Grafen Nicolaus Pálffy am 20. Februar 1732 erfolgtem Tode zum Locumtenente Regio in Ungarn ernannt worden.

toujours et très souvent ressouvenu de la personne de V. A. R. avec beaucoup d'estime et de tendresse pour Elle que cela fut un charme d'entendre. L. A. d'ici ne manquent pas non plus de rendre toujours justice à ses hauts mérites, et tout ce qui m'appartient de plus près se recommande à la continuation de ses très précieuses bienveillances et bonnes grâces.'[1]

Weniger befriedigt war man in Wien mit der in so überstürzter Hast vom König Friedrich Wilhelm betriebenen Verlobung, wenn auch die Wahl der Gemahlin für den preussischen Thronfolger den Wünschen der damaligen Politik des Wiener Cabinets entsprach.

Auf seinen Bericht vom 10. Februar hatte Graf Seckendorf am 27. Februar ein vom 19. desselben Monats datirtes kaiserliches Handschreiben erhalten, worin sein Verhalten in der Verlobungsangelegenheit im Allgemeinen gebilligt ward. In dem Falle, als die Verlobung jetzt vor sich ginge, könne England sich nur allein die Schuld daran zuschreiben, denn hauptsächlich durch das von dort in Umlauf gesetzte Gerücht einer beabsichtigten Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabeth Katharina Christine von Mecklenburg sei der König von Preussen zu dem so schnellen Entschlusse veranlasst worden. Seckendorf erhält daher den gemessenen Befehl, ‚falls es noch sein kann' Alles aufzubieten, ‚damit während der Anwesenheit des Herzogs von Lothringen zu vielerwähntem Versprechen nicht geschritten werde'. Denn so wenig der Kaiser der projectirten Heirat entgegen ist, so sehr sei sich doch zu hüten, dass der englische Hof in dem Argwohn bestärkt werde, als wenn auf des Kaisers Befehl Seckendorf den König von Preussen dazu bewogen habe. Wäre aber die Verlobung aufzuschieben nicht möglich, so sei die Königin von den gegen die Uebereilung der Angelegenheit von Seckendorf gethanen Vorstellungen in unauffälliger Weise zu unterrichten, damit sie überzeugt werde, dass der Kaiser es lieber gesehen hätte, ‚wenn der Sach ein Anstand gegeben worden wäre'.[2]

Immerhin aber wäre noch zu wünschen, dass zu obgedachtem Versprechen eine andere Zeit gewählt und die Sache

---

[1] K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Lothring'sches Archiv, fasc. 465.
[2] K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Staatskanzlei, Preussen, fasc. 17[i].

nicht eben jetzt kundgethan würde, damit einerseits ‚der Kronprinz sich nicht beklagen möge, dass ihm zur Ueberlegung keine Zeit gelassen worden‘, und anderseits weil durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände ‚alle Gehässigkeit auf den Kaiser und den Herzog von Lothringen bei England fallen dürfte‘.

Dieser üblen Auffassung keinen Boden zu geben, sei aber durchaus nothwendig, umsomehr als der König von England den Herzog von Lothringen anlässlich seiner Anwesenheit in London ersucht habe, eine Unterredung zwischen dem König von Preussen und ihm zu Stande zu bringen. Es könne und würde nun den Anschein gewinnen, als habe Lothringen dem Verlangen König Georgs grade entgegengehandelt und das Scheitern des englischen Heiratsplanes bewirkt.

Prinz Eugen fügte der kaiserlichen Weisung an Seckendorf noch bei, nachdem der Fehler nun einmal geschehen, käme es darauf an, denselben ‚so gut als möglich zu remediren‘. Da der Gesandte in seinem Berichte vom 9. Februar den Herzog von Bevern für die Uebereilung verantwortlich gemacht und gesagt hatte, derselbe hätte seine Tochter jetzt nicht an den preussischen Hof bringen sollen, so äusserte der Prinz, Bevern entschuldige sich bei ihm damit, dass er auf des Königs verbindliche Einladung nicht anders habe handeln können. Drei Dinge habe Seckendorf jetzt im Auge zu behalten: dass die Freundschaft des Königs erhalten bleibe, der Kronprinz für das kaiserliche Interesse gewonnen und England nicht vor den Kopf gestossen werde.[1]

Eine zweite Weisung vom 9. März, die dem Gesandten selbstverständlich erst einige Tage nach der bereits öffentlich bekanntgemachten Verlobung des Kronprinzen zugehen konnte, heisst ebenfalls das bisherige Vorgehen Seckendorf's gut, trägt ihm jedoch auf, dafür Sorge zu tragen, dass des Herzogs von Lothringen Weigerung, die Werbung für den Kronprinzen zu übernehmen, bei dem König keinen üblen Eindruck hinterlasse. Zur unbequemsten Zeit sei allerdings die ganze Sache angegriffen worden, wie man denn von des Kronprinzen Zufriedenheit sich nicht viel versprechen dürfe, mit der ‚die von ihm

---

[1] Eugen an Seckendorf. K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Grosse Correspondenz, 116[b].

gesuchten delationen nicht zum besten übereinstimmen'. Man besorge vielmehr, ,dass ein widriger Effect aus diesem Verlöbniss entspringen und der Kronprinz mit England sich genauer verknüpfen, gegen jene aber einen gewissen Hass fassen dürfte, so er, obschon ohne Grund, an dem nicht nach seinem Sinn geschehenen Eheverlöbniss theilzuhaben argwohnen würde'. Da nun ungemein viel daran gelegen sei, den Kronprinzen sich nicht zu entfremden, so habe Seckendorf sowohl aus dieser Ursache, als aus Rücksicht für England sich Alles dessen zu enthalten, woraus man folgern könne, als ob der Gesandte direct oder indirect zu dem Vorgefallenen beigetragen habe.

Bei der äusserst ungünstigen finanziellen Lage des Kronprinzen (er erhielt vom König nur 500 Reichsthaler monatlich und hatte bedeutende Schulden) wurden dem Gesandten vorläufig 2500 Ducaten zur Verfügung gestellt, um damit in unmerklicher und vor dem Könige streng zu verheimlichender Weise dem Kronprinzen an die Hand zu gehen.[1]

Am 26. März sendete der Wiener Hof den Kämmerer und Oberstlieutenant Grafen d'Aspremont-Linden zur Abstattung des Gegencompliments auf die Verlobungsanzeige nach Berlin. Derselbe langte am 2. April in Berlin an, übergab am 5. der Königin das Schreiben der Kaiserin, wurde am 6. April vom König empfangen und begab sich am 7. April zum Kronprinzen nach Nauen, um den Brief der Kaiserin in seine Hände zu legen.

Auf die von dem nach Wien entsendeten Grafen Schulenburg mitgebrachten Glückwunschschreiben, sowie auf jene, welche Kämmerer Oberstlieutenant Graf Linden überbracht hatte, antwortete der König durch Staatsschreiben, die Linden mitnahm, und zwar an den Kaiser, die regierende Kaiserin und die verwitwete Kaiserin Amalia.[2]

---

[1] K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Staatskanzlei, fasc. 17[1]. — Diese Summe wurde nach Seckendorf's Berichte schon im Jahre 1732 um etwa 800 Ducaten überschritten. Nach vollzogener Verheiratung beantragte der Gesandte als Subvention für den Kronprinzen mindestens 6000 Ducaten, da er vom Könige nur 12.000 Reichsthaler jährlich erhalten solle und davon unmöglich leben könne. (Bericht vom 18. September 1732 an Eugen, Grosse Correspondenz, 105[c].)

[2] Die Schreiben, Berlin, 12. April 1732 datirt, sind abgedruckt bei Förster I, 232—234.

Wohl nicht mit Recht hat König Friedrich selbst später die Schuld eines ihm nicht convenirenden Ehebundes dem kaiserlichen Hofe zugeschrieben, und diese Ansicht des königlichen Autors ist in die spätere Geschichtschreibung übergegangen.[1]

Man darf bei dem Vorwurfe nicht übersehen, wie fürstliche Ehen überhaupt zu Stande kamen, man darf die Gruppirung der Mächte, die allgemeine politische Lage dabei nicht ausser Acht lassen. Die Verbindungen der Höfe durch Familienbande wurden, wie dies schon gesagt wurde, damals für wichtiger gehalten, als dies heutzutage der Fall ist.

Vor Allem aber ist die Stellung des Kronprinzen Friedrich zu seinem Vater, wie sie nach der missglückten Flucht desselben thatsächlich bestand, ins Auge zu fassen.

Dass es im Interesse der kaiserlichen Politik lag, den künftigen König Preussens an das Kaiserhaus zu fesseln, und dass dies durch eine Heirat mit einer nahen Verwandten dieses Hauses erreichbar schien, wer wollte das leugnen?

Dass aber die Verlobung durch die impulsive Art des Königs selbst so rasch ins Werk gesetzt wurde, das überraschte nicht nur in Wien, sondern erweckte auch keine besonderen Hoffnungen für die Zukunft. Wäre König Friedrich Wilhelm nicht so rasch vorgegangen, so wäre diese Heirat vermuthlich gar nicht zu Stande gekommen; man war im Jahre 1733 sogar so weit gegangen, eine ganz andere Heiratscombination vorzuschlagen.[2] Am 11. Juni 1733, einen Tag vor der anberaumten Trauung des Kronprinzen in Salzdahlum, erhielt Seckendorf noch ein Schreiben des Prinzen Eugen vom 5. Juni, worin er angewiesen wurde, die ganze Angelegenheit rückgängig zu machen — ein Ansinnen, dem sich Friedrich Wilhelm allerdings zu jener Zeit nicht mehr fügen wollte und konnte.

---

[1] ‚Malgré tant de sujets de mécontentement, le roi maria son fils aîné, par complaisance pour la cour de Vienne, avec une princesse de Brunswick-Bevern, nièce de l'impératrice.' (Oeuvres de Frédéric le Grand I, 163.)

[2] Diese Combination, die auf englischen Einfluss zurückzuführen ist, war: Der Prinz von Wales heiratet die Prinzessin Elisabeth von Bevern, Kronprinz Friedrich die englische Prinzessin Amalia. Vgl. Arneth, Prinz Eugen III, 353. 586.

Die Aeusserungen des Kronprinzen, welche er Seckendorf gegenüber bezüglich der Persönlichkeit seiner Braut gemacht hat, und seine schliessliche Geneigtheit zur Verlobung können wohl kaum als aus innerer Ueberzeugung hervorgegangen angesehen werden.

Der zwanzigjährige, durch sehr trübe Erfahrungen eingeschüchterte Prinz, dem das Misstrauen des Vaters noch auf Schritt und Tritt folgte, welcher sich von Spähern und Spionen umgeben wusste, der kärglich und knapp betreffs seiner Lebensführung gehalten wurde, ersehnte wohl nichts glühender als Erlösung aus dieser Abhängigkeit und Selbständigkeit.

Widerstand und Auflehnung gegen seinen Willen vertrug Friedrich Wilhelm nicht, von dem Sohne am allerwenigsten. So konnte auch dieser kaum wie ein anderer Sohn vor den Vater treten, um ihm die Bitte vorzutragen, eine Lebensgefährtin nach eigener Wahl suchen zu dürfen. Seine Berather durften aber bei den obwaltenden Verhältnissen kaum anders handeln, als ihm Gehorsam für den Willen des Vaters anzuempfehlen. Bei einer Auflehnung gegen diesen fürchteten sie mit Recht die unleidlichen Scenen zwischen Vater und Sohn wieder aufleben zu sehen.

Es geht wohl nicht an, das Haus Oesterreich dafür verantwortlich zu machen, dass es eine Heirat gestiftet habe, die den Wünschen des Thronfolgers nicht entsprach, ferner, dass es gesucht habe, diesen Letzteren durch die Heirat und durch andere Mittel in den Kreis seiner Interessensphäre zu ziehen.

Dagegen lässt sich die andere Frage aufwerfen, warum gerade Oesterreich im Widerstreit der sehr starken englischen, die am Hofe Friedrich Wilhelms der kaiserlichen Partei gegenüberstand, warum gerade Oesterreich hätte ruhiger Zuschauer bleiben sollen.

Es mag dahingestellt bleiben, ob dem Kronprinzen Friedrich die Persönlichkeit der Prinzessin Elisabeth nicht weit angenehmer erschienen sei, als er sie sich vorgestellt hatte. Eine wirkliche Neigung scheint er für seine Lebensgefährtin jedoch nie empfunden zu haben.

Uebrigens war die im Juni 1733 in dem braunschweigischen Lustschlosse Salzdahlum geschlossene Ehe in den ersten

Jahren durchaus keine unglückliche. Die Macht der Gewohnheit, die Gemeinschaft des täglichen Lebens in Rheinsberg hatte zwischen den beiden Gatten ein Verhältniss geschaffen, das mehr als ein conventionelles war, dem es selbst an Herzlichkeit nicht fehlte.[1]

Für Elisabeth Christine entschwand erst mit dem Glanz der Krone das Glück, das sie als Kronprinzessin in dem vertrauteren Umgange mit dem von ihr geliebten und verehrten Gemahl genossen hatte, und dessen sie in ihrem spätesten Alter sich noch dankbar erinnerte.

Der Besuch des Herzogs Franz Stephan in der preussischen Residenz war nicht nur ein Act höfischer Courtoisie, er sollte auch in politischer Beziehung Nutzen stiften, indem er freundschaftliche Bande zwischen dem vermuthlichen Anwärter auf die Kaiserkrone des Römischen Reiches deutscher Nation, dem späteren Gemahl Maria Theresiens, und dem Thronerben des mächtigsten deutschen Staates knüpfte. Dass die Hoffnungen, welche weise und erfahrene Staatsmänner auf dies Freundschaftsverhältniss ebenso wie auf die Familienverbindung mit dem Kaiserhofe gesetzt hatten, sich in späterer Zeit nicht erfüllten, zeigt, wie die Geschicke der Staaten sich meistens unabhängig von den persönlichen Beziehungen der Herrscher gestalten.

---

[1] Koser, a. a. O., 122.

Beilagen.

Briefe des Kronprinzen (seit 1740 Königs) Friedrich an den Herzog Franz Stephan von Lothringen (seit 1737 Grossherzog von Toscana). (1732—1740.)[1]

Die Briefe des Kronprinzen (Königs) Friedrich sind durchaus eigenhändig. — Briefe des Herzogs von Lothringen an den Kronprinzen sind nach Mittheilung des königlichen Geheimen Staatsarchivs in Berlin weder in diesem, noch im königlichen Hausarchive vorhanden.

1.

[Berlin, 15. März 1732.]

Monsieur mon très cher frère,

Si je Vous faisais le récit de la tristesse que Votre départ m'a causé, je craindrais bien que Vous ne m'accusiez d'être trop cérémonieux; j'en ai donc chargé le baron,[2] qui m'a promis foi d'honnête baron, de Vous redire fidèlement tout ce de quoi je l'avais chargé. Il m'a paru charmant aujourd'hui, me rappellant l'idée de son aimable maître; Vous voyez combien tout ce que Vous regarde me fait du plaisir, et j'espère que Vous pourrez juger de l'empressement que j'ai d'avoir l'honneur de Vous revoir par la promptitude que j'ai de Vous faire souvenir de moi Vous priant instamment de me faire la justice de me croire à jamais Votre plus fidèle ami, frère et serviteur

Frédéric.

2.

[April 1732.]

Monsieur,

Ce n'est pas par négligence ni par oubli que je n'ai pas répondu si tôt que je l'eusse voulu à la lettre que V. A. R. m'a fait le plaisir de m'écrire; ce qui m'en a empêché est que

---

[1] K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Lothring'sches Archiv, fasc. 495 (die Briefe 1—12), A. III, fasc. 30, 683 (13), fasc. 484 (14 und 15).

[2] Den Kammerherrn Baron Gehlen, welcher aus Dahlwitz zur Abstattung der Danksagung des Herzogs am 15. März zurückgesendet worden war.

j'ai été tout le temps auprès du Roi mon père à Potsdam, où, V. A. R. sait aussi bien que je le lui peux dire que l'on n'a pas toujours le temps propre et à sa disposition. J'ai fait enrager le comte Linden à force de le questionner sur le sujet de V. A. R., tantôt je lui demandai ce que fait donc notre cher Duc, et avant de lui laisser le temps nécessaire pour répondre, je ne manquais pas de l'importuner par cents nouvelles questions sur Votre sujet. Je crois que cet homme m'aura donné de tout son cœur au diable à cause de la manière terrible avec laquelle je le pressais et par rapport à l'empressement que j'avais d'être bien informé de tout ce qui regarde un ami que j'aime bien tendrement et qui m'est aussi cher que ma vie, si je dois être donné je ne le pouvais jamais être pour une plus belle chose, mais tanto basta. Ma sœur Charlotte Vous fait mille assurances d'amitié, et depuis le temps que je lui ai fait le compliment dont Vous m'avez chargé, charmée du souvenir d'un si aimable Prince elle s'en trouve toute glorieuse et méprise tout le reste des humains, avec son air pimpante elle en dit à tout moment cents qui nous font mourir de rire, et depuis qu'elle n'a plus la Duchesse[1] qui peut lui expliquer ce qu'elle a dit, elle ne sait plus à quel se vouer, elle n'a qu'à s'en chercher, et pour moi je sais bien que je n'en aurai jamais d'autre que mon cher Duc de Lorraine pourvu qu'il soit toujours persuadé que je ne cesserai d'être, Monsieur, Votre très humble cousin et serviteur

Frédéric.

3.

Nauen, ce 20 de Mai 1732.

Monsieur,

J'ai été charmé de voir par la lettre que Vous avez eu la bonté, Monsieur, de m'écrire que Vous me conservez toujours dans Votre précieux souvenir; c'est la plus grande satisfaction que je peux avoir que d'être persuadé de Votre amitié, Monsieur. Le Roi et la Reine y sont tous deux fort sensibles et me chargent de Vous témoigner le plus vif ressentiment du monde sur Vos attentions à leur égard. J'aurai lieu en vérité d'être jaloux de la manière dont ils Vous aiment, et je peux assurer à V. A. R.

[1] Die Herzogin von Bevern.

qu'Elle nous a enlevé tous les cœurs. Ma sœur Charlotte fait aussi faire bien des compliments à V. A. R.; elle est fort embarrassée de n'avoir plus à présent la Duchesse de Bevern, pour s'informer et pour consulter sur ce qu'elle a dit. Je crains fort de l'ennuyer par le souvenir de pareilles bagatelles, toutefois je l'assure que l'on boit ici fort souvent à la santé de ‚schwebet Sternen lanternen etc.'[1] Personne au monde ne s'y intéresse plus que celui qui sera toute sa vie avec une parfaite estime et un attachement sincère, Monsieur, de V. A. R. le parfait et très humble cousin et serviteur

Frédéric.

4.

A Ruppin, ce 17 de Juillet [1732].

Monsieur,

Vous êtes trop gracieux, Monsieur, de m'obliger d'une manière si galante et si expéditive que Vous faites et je Vous prie de croire que je Vous en ai une obligation infinie, ce n'est pas que je veuille faire les honneurs de mon cœur qui Vous est entièrement attaché, mais la vérité est que je souhaiterais infiniment de revoir le cher Duc de Lorraine et de l'assurer de l'amitié la plus parfaite du monde.

Le Roi m'a chargé de Vous faire, Monsieur, mille amitiés de sa part, et je peux Vous assurer qu'il est aussi bien de Vos fidèles amis. La Reine m'ordonne de même de Vous faire ressouvenir d'elle, et comme quoi elle Vous priait d'être bien persuadé de l'estime particulière qu'elle avait pour Vous. Madame Charlotte et Ulrique[2] sont toutes deux comme Vous les avez vues, et Vous sont fort obligées de Votre souvenir. Je pars demain pour les voir, et j'aurai l'honneur de Vous en donner des nouvelles positives la poste prochaine, Vous priant, Monsieur, d'être bien persuadé de la considération parfaite et de l'estime avec laquelle je suis, Monsieur, Votre très humble et très affectionné cousin et serviteur

Frédéric.

---

[1] Bezieht sich wohl auf während der Anwesenheit des Herzogs in Berlin zwischen den jungen Fürstlichkeiten vorgekommene Scherze.

[2] Louise Ulrike, Schwester des Kronprinzen, geb. 24. Juli 1720.

5.

A Ruppin, ce 13 Novembre 1732.

Monsieur,

Si je n'étais pas persuadé de l'amitié que, Monsieur, Vous avez pour moi, je craindrais de Vous importuner en Vous priant, Monsieur, de vouloir bien faire expédier dans la chancellerie hongroise la permission que l'Empereur m'a donnée (et que Vous aurez reçue) de faire lever 8 grands hommes par un juif que j'envoie en Hongrie et que j'ai chargé de cette lettre. J'ai la confiance en Vous, Monsieur, que Vous ne me prendrez pas mauvais, si je Vous mêle dans de telles bagatelles et je Vous assure que, si en revanche je me trouve en passe de Vous rendre service, aucun de tout ceux qui Vous sont le plus dévoués ne pourront s'en acquitter avec l'empressement et le plaisir que je le ferai.

Le Roi, la Reine et Mademoiselle Charlotte me chargent de faire mille compliments à V. A. R.; je peux Vous assurer, Monsieur, que Vous êtes aimé de toute la famille autant et plus que si Vous y apparteniez. Mademoiselle ma sœur m'a chargé en particulier de Vous envoyer de ces petits cœurs un en forme d'enfant et l'autre en forme d'une huître, afin disait-elle de nourrir l'enfant en chemin, mais comme la marchandise était trop fragile j'ai craint de commettre un meurtre, en exposant ce pauvre petit innocent aux injures du temps, je Vous l'élève à présent, Monsieur, et j'attends Vos ordres de quelle façon Vous voudrez que j'en use.[1] Vous pouvez conter que je lui inspirerai tous les sentiments d'un fidèle serviteur envers un maître aussi accompli qu'il en aura un de ces jours, je ne pourrais pas lui en donner d'autres, car personne sur la terre ne peut être avec plus d'estime, de considération et d'amitié que je le suis et le serai toujours, Monsieur, de V. A. R. le très fidèlement affectionné ami, cousin et serviteur

Frédéric.

---

[1] Vermuthlich handelt es sich hier um einen Scherz. Es stehen wohl Gegenstände aus Traganth oder Marzipan, die verschickt werden sollten, in Rede.

6.

A Ruppin, ce 3 de Décembre 1732.

Monsieur,

J'ai été réjoui autant que l'on le peut être en recevant celle que Vous m'avez fait le plaisir de m'écrire, et je peux Vous assurer que Vous me prolongez la vie à chaque fois que j'ai la satisfaction de recevoir des Vos chères nouvelles. Je ne manquerai pas, Monsieur, de m'acquitter avec toute l'exactitude imaginable des compliments dont Vous m'avez chargé, et je peux Vous répondre d'avance qu'ils seront très bien reçus, et je peux assurer Votre Altesse Royale qu'Elle est aimée et considérée de toute la famille autant que l'on le peut être.

Ma sœur l'espiègle sera charmée des promesses que Vous voulez bien lui faire à l'égard de son petit bonhomme,[1] elle est devenue encore un peu plus méchante et maligne qu'elle n'était et j'en pourrai rapporter des traits fort curieux.

J'aurai le plaisir dans peu de marquer leur réponse à V. A. R., et je la prie de me faire la justice de me compter toujours du nombre de ces plus fidèles et sincères amis, étant avec une estime infinie, Monsieur, Votre très humble cousin et serviteur

Frédéric.[2]

7.

A Ruppin, ce 12 d'Avril 1733.

Monsieur,

J'ai été infiniment réjoui par Votre souvenir dont Vous m'avez donné une marque par la dernière lettre que Vous me fîtes le plaisir de m'écrire.

---

[1] Prinz Carl von Braunschweig-Bevern.

[2] Dieser Brief war vom Kronprinzen an den zu jener Zeit in Wien weilenden Herzog Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Bevern zur Beförderung an Lothringen gesendet worden. Indem Bevern sich dieses Auftrages am 13. December entledigt, fügt er bei: ‚et de m'acquitter en même temps de la commission de ce Prince de Lui faire mille assurances de sa parfaite amitié pour la personne de V. A. R. y ajoutant qu'Elle lui avait entièrement gagné le cœur et qu'il pourrait dire qu'il ne se passe pas un jour qu'il ne pense à V. A. R.' Auch der König von Preussen habe ihm Grüsse für den Herzog aufgetragen. (K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Lothring'sches Archiv, fasc. 465.)

Je suis toujours ravi quand je reçois de Vos nouvelles, car personne au monde ne prend autant de part, Monsieur, à ce qui Vous regarde que je le fais. Je me suis acquitté de mon mieux des commissions dont Vous m'avez donné pour le Roi, la Reine et Madame Charlotte. Si je devais répéter à V. A. R. tous les compliments et les amitiés qu'ils m'ont chargé de Vous dire, ce serait de quoi remplir un cahier tout seul. Ma sœur l'espiègle est toujours la même et attend avec une impatience terrible le moment où ce que Vous savez bien, se fera. Elle rend mille grâces à V. A. R. des soins qu'Elle a pris de son petit bonhomme et pour moi, je Vous prie, Monsieur, très instamment de me continuer toujours Votre amitié comme à celui qui ne se démentira jamais d'être avec une sincère et tendre amitié, Monsieur, Votre très humble et très fidèle cousin et serviteur

Frédéric.

8.

A Berlin, ce 7 de Juillet 1733.

Monsieur,

J'ai la satisfaction de notifier à V. A. R. par la voie du Prince de Savoye que le mariage de la demoiselle Charlotte avec le petit bonhomme vient d'être consommé à la suite du mien.[1] Elle est femme autant que l'on le peut être et Bevrifiée jusqu'au bout des ongles. Je Vous prie, Monsieur, de me conserver Votre amitié comme une chose dont je fais grand cas et que je me ferai gloire de mériter. Vous pouvez compter sur la mienne comme une chose qui Vous est due, et je Vous prie de me compter toujours du nombre de ceux qui sont le plus sincèrement avec une entière estime et considération, Monsieur, de V. A. R. le très fidèle ami et serviteur

Frédéric.

P. S. Le Roi, la Reine, Madame Charlotte, la Margrave de Baireuth et la Princesse Royale m'ont chargé tous ensemble de Vous faire, Monsieur, des vives assurances de leurs amitiés.

---

[1] Die Vermählung des Kronprinzen hatte am 12. Juni in Salzdahlum, jene der Prinzessin Charlotte am 2. Juli ebendort stattgefunden.

9.

A Ruppin, ce 18 d'Août 1733.

Monsieur,

Je n'ai pas manqué de m'acquitter des commissions que Vous m'avez données. Le Roi, la Reine et toute la parenté Vous assurent de leur entière amitié et de leur parfaite tendresse. La petite bonne femme n'étant pas présente, je lui ai écrit Votre marque de souvenir dont je suis persuadé qu'Elle en sera fort aise.

V. A. R. a trop de bonté de s'excuser sur ce qu'Elle ne me fit pas son compliment plutôt,[1] je l'assure que je suis toujours charmé de recevoir de ses nouvelles, et qu'à la vérité quand cela arrive souvent, j'en suis charmé, mais crains que cela ne l'incommode trop, j'aime mieux préférer sa commodité aux agréments que j'en reçois.

Je ne saurai lui dire aucune nouvelle d'ici, si non que tout le monde parle de guerre, et que l'on est dans l'incertitude de ce qui en arrivera. En attendant nous nous divertissons à danser et nous avons dansé chez moi où il y avait la Margrave Philippe[2] jusqu'à l'aube du jour. Voilà ce que je peux lui marquer de plus nouveau la priant de me conserver sa précieuse amitié en faveur de la particulière estime avec laquelle je serai toujours, Monsieur, de V. A. R. le très fidèle ami, cousin et serviteur

Frédéric.

10.

A Berlin, ce 7 de Janvier 1734.

Monsieur,

Je suis tout honteux d'avoir été prévenu par V. A. R. et je l'assure qu'Elle aurait reçu aujourd'hui de mes lettres quand même je n'aurai pas eu le plaisir de recevoir la sienne.

Je n'ai pas manqué de m'acquitter de ses commissions envers le Roi, la Reine et la Princesse Royale, ils Vous sont

---

[1] Glückwunsch zur Vermählung.

[2] Die Witwe des Markgrafen zu Brandenburg-Schwedt Philipp Wilhelm, Johanna Charlotte, Aebtissin zu Herford.

tous fort obligés de Votre souvenir, et je peux assurer V. A. R. que ses propres parents ne peuvent ni s'intéresser davantage en sa faveur ni lui souhaiter plus de bénédictions que l'on ne lui en souhaite ici. Je la prie de croire que je suis un de ceux qui lui sont le plus acquis, et que, sans lui faire un compliment sur la nouvelle année, je peux l'assurer que je suis plus que personne au monde avec une sincère amitié et une parfaite estime, Monsieur, Votre très humble cousin et serviteur

Frédéric.

P. S. Quoique je n'ai pas l'honneur de connaître particulièrement Madame Votre mère,[1] je la connais cependant par les manières obligeantes qu'Elle a eu envers un de mes officiers, et je Vous prie, mon cher Duc, de lui marquer qu'Elle n'a pas obligé un ingrat.

11.

A Berlin, ce 13 de Mars 1735.

Monsieur mon cousin,

J'ai été très agréablement surpris en recevant la lettre que V. A. R. m'a fait le plaisir de m'écrire, les assurances de la continuation de sa précieuse amitié et de son souvenir me sont toujours très agréables et quoiqu'à la vérité il y a assez longtemps que je n'ai pas eu la satisfaction d'en recevoir, j'en suis tout consolé étant assuré que ce n'a pas été par cause d'oubli. Aujourd'hui le Roi fêtera le jour de naissance de ma sœur Charlotte qui toute aussi malicieuse qu'autrefois Vous prie de ne la pas oublier. Nous nous entretenons souvent ensemble de notre cher Duc de Lorraine, et personne n'en parle plus volontiers que je le fais, étant toujours avec une particulière estime, Monsieur mon cousin, Votre très fidèlement adonné ami, cousin et serviteur

Frédéric.

---

[1] Herzogin Elisabeth Charlotte, Mutter des Herzogs Franz gest. 1744.

12.

A Magdebourg, ce 24 de Juin 1736.

Monsieur,

J'ai été charmé que le saumon que j'ai pris la liberté d'envoyer à V. A. R. Lui ait été agréable, et que par cette faible marque de mon souvenir Elle ait entrevu le principe dont il émanait, je veux dire la sincère amitié que j'ai pour Elle.

Jamais je ne Lui aurai envoyé pareille bagatelle si l'on ne m'avait assuré que c'était très rare à Vienne, et que peut-être cela pourrait Lui etre agréable. Quel serait mon bonheur, si je pouvais trouver des occasions plus essentielles pour Lui donner des marques de la parfaite amitié et de l'estime infinie avec lesquelles je suis à jamais, Monsieur, de V. A. R. le très fidèlement affectionné ami et serviteur

Frédéric P. R. d. P.

13.

A Remusberg, ce 5 de Février 1737.

J'ai été sensible autant qu'on peut l'être au souvenir de V. A. R.; je souhaiterais que tous les mois une de mesdames ses sœurs se mariassent afin que j'eusse le plaisir de recevoir plus souvent de ses nouvelles. Elle peut compter que je m'intéresse vivement à tout ce qui La regarde, et que rien ne peut Lui arriver d'agréable dont je ne me réjouisse comme si cela m'arrivait à moi-même.

Je La félicite de tout mon cœur sur les promesses de Madame sa sœur aînée avec le Roi de Sardaigne. Il n'est point de bonheur que jè ne Lui souhaite comme il n'en est aucun dont Elle ne soit digne.

Je me suis aperçu comme V. A. R. que notre correspondance languissait depuis un certain temps, mais on serait assez embarrassé de dire à quoi il a tenu qu'elle ne fut plus animée. J'assure V. A. R. que de mon côté je ne négligerai rien pour qu'elle devienne plus fréquente et plus vive. Qu'Elle ne m'accuse donc plus de légèreté à Son égard. L'estime que j'ai pour Elle ne se démentira de ma vie. Il suffit de La connaître pour ne Lui pouvoir refuser son amitié ni son cœur.

Ce sont les sentiments avec lesquels je suis inviolablement, Monsieur, Votre très humble cousin et serviteur

Frédéric.

14.

A Charlottenbourg, ce 3 d'Août 1740.

Monsieur mon cousin,

J'ai vu par la lettre que V. A. R. m'a fait le plaisir de m'écrire que le comte de Grünne[1] s'est bien acquitté de ma commission, il ne saurait en dire assez quant à l'estime et la tendresse que j'ai pour Votre personne, j'ai senti ce sentiment en Vous voyant à Berlin, et il ne me quittera jamais. Je Vous prie d'en être persuadé et de croire que je me ferai en toutes les occasions un plaisir sincère de Vous convaincre de ces sentiments étant à jamais, Monsieur mon cousin, de V. A. R. le très bon et très affectionné cousin

Frédéric.

15.

A Remusberg, ce 30 d'Octobre 1740.

Monsieur mon cousin,

J'ai pris véritablement part à la perte que vient de faire V. A. R. en la personne de l'Empereur, c'est un événement qui va mettre toute l'Europe en mouvement et qui tirera après soi de terribles suites d'autant plus que le cas était moins prévu.[2]

Vous connaissez l'estime et l'amitié que j'ai toujours eu pour Votre personne, et je prie V. A. R. de me croire avec tous ces sentiments, Monsieur mon cousin, Votre bon et très affectionné cousin

Frédéric.

---

[1] Kammerherr General Graf Grünne war Ende Juni 1740 nach Berlin entsendet worden, um den König Friedrich Namens des Grossherzogs Franz Stephan zur Thronbesteigung zu beglückwünschen. Er wurde am 5. Juli in Audienz empfangen und Abends dem Souper des Königs in Charlottenburg beigezogen.

[2] Kaiser Karl VI. war am 20. October 1740 gestorben. — Vgl. zu diesem Briefe Politische Correspondenz Friedrich des Grossen I, Nr. 122 u. 123.

II.

Beiträge zur Erklärung altdeutscher Dichtwerke.

Von

Anton E. Schönbach,
corresp. Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften.

Erstes Stück:

Die älteren Minnesänger.

Vorbemerkung.

Die Studien zu den älteren deutschen Minnesängern, welche ich hiermit vorlege, sind in letzter Linie aus den Interpretationen und Seminarübungen meiner akademischen Thätigkeit erwachsen. 1894/95 habe ich sie zuerst ausgearbeitet, dann ob anderer Dinge liegen lassen und jetzt während einer Pause in meiner Beschäftigung mit den lateinischen Predigten Bertholds von Regensburg, zu welcher mich der Vorauer Fund gezwungen hat, aufgenommen und vorläufig abgeschlossen.

Die Arbeit geht auf den Bahnen meines Buches über Hartmann von Aue. Es ist mein Bestreben, die altdeutsche Poesie aus der Bildung und den Verhältnissen ihrer Zeit heraus zu erklären. Dabei steht meinem Studiengange gemäss ihre Berührung mit der kirchlichen Cultur im Vordergrunde, aber auch um das Recht und seine Sprache habe ich mich bemüht und diesmal noch die Einwirkungen der römischen Poesie, hauptsächlich vermittelt durch die Schule, herangezogen. Ich bin mir sehr klar darüber, dass alles dies nur Anfang und Stückwerk ist, angemessen meiner Kraft und Fähigkeit: binnen einer hoffentlich recht kurzen Frist werden diese meine Versuche als überwunden gelten dürfen. Denn dass auf demselben Wege vorgeschritten werden muss, ist meine innerste Ueberzeugung.

Die Bemerkungen, welche ich vorlege, verpflichten sich nicht zu einem Sachencommentar; dafür weiss ich zu wenig. Doch bin ich mit Bewusstsein an keiner Schwierigkeit vorübergegangen, ohne mindestens zu sagen, dass ich sie zur Zeit nicht lösen kann. Meine Aufgabe war diesmal besonders ungünstig begrenzt, weil ich hier fast gar keine Vorgänger hatte, indess ich bei Hartmann von Aue die Ausgabe von Fedor Bech zu Rathe ziehen durfte. Deshalb ist wohl auch hier manchesmal das richtige Mass nicht getroffen worden, und ich werde hie und da offene Thüren eingestossen und Dinge erklärt haben, die wohlbekannt sind oder zu sein scheinen.

Aus der Sacherklärung heraus musste oftmals zur Aenderung und Berichtigung der mittelhochdeutschen Texte geschritten werden. Darin bin ich so zurückhaltend als möglich verfahren und habe erst dann eine Emendation vorgeschlagen, wenn mit der Ueberlieferung nicht auszukommen war. Diese zu schützen bemühen sich eine ziemliche Zahl meiner Bemerkungen. Gerne habe ich dabei auf die Eigenschaften der Handschriften Rücksicht genommen: es ist schon lange meine Ansicht, dass die deutschen Schreiber des Mittelalters zwar nicht in die Literaturgeschichte, wohl aber in die Geschichte des altdeutschen Geisteslebens gehören. Wie man mit Recht heute umfangreiche Bücher verfasst, in denen die Aufnahme dargestellt wird (sei es auch nur durch Sammlungen von Recensionen), welche Lessing, Schiller, Goethe bei ihren Zeitgenossen fanden, so scheint es mir billig, zu beobachten, in welcher Gestalt sich der wechselnde Geschmack der nächsten Geschlechter die Lyrik der älteren Meister zugänglich machte. Eine bedeutende Rolle spielt dabei die Abnutzung des Sprachmateriales: die Terminologie des Minnewesens, aus verschiedenen Elementen gebildet, verliert schon innerhalb einiger Jahrzehnte ihre Kraft und Wirksamkeit und muss (in unserem Falle von den Schreibern) durch Verstärkungen und Reizmittel immer wieder emporgeschraubt werden. Wie dieser Process bei den Dichtern selbst von einem Hauptabschnitt der Lyrik zum anderen sich vollzieht, möchte ich gerne demnächst an einem Beispiel darlegen.

Hingegen habe ich mich auf die Fragen der höheren Kritik (Echtheit—Unechtheit—Autorschaft) hier fast gar nicht

eingelassen. Meistens schien mir das Material zu dürftig, um Versuche zu wagen. Aber auch unsere heutigen Mittel der Kritik dünkten mich nicht sicher genug, selbst die neuesten. Die Entstehung eines dichterischen Werkes unterliegt meinem Ermessen nach sehr mannigfachen und uns meistens nur zum geringsten Theile verständlichen Bedingungen: überall lehrt das eindringlichere Studium, wie sich angesammelte Beobachtungen in Einzelheiten zerfällen, die dem Zusammenordnen und Generalisieren widerstreben. Daraus feste, scheidende Kriterien zu schöpfen, halte ich für bedenklich. Aber wahrscheinlich ist das nur ein Zeichen meines Unvermögens, und jedesfalls wünsche ich den Fachgenossen, welche diese ,lange Fahrt' wagen, glückliche und ergebnissreiche Heimkehr. Mir muss es genug sein, mein kleineres Gebiet nach meinen Kräften zu pflügen.

1. Namenlose Lieder. MSF. 3, 1—6, 31.

3, 7. Zu Scherer's Bemerkungen, Deutsche Studien 2, 6f., vgl. jetzt meine Schrift: Die Anfänge des deutschen Minnesanges, S. 11f., wo ich diese Strophe mehr als ein Zeugniss für die Stellung der Königin Elianor in der Welt der Poesie und der frohen Künste, denn für ihren Ruhm als ,Modeschönheit' in Anspruch nehme. Die Grenze der Datierung wird dadurch nicht verschoben.

3, 17. Scherer nimmt (Zeitschr. f. d. Alterth. 17, 581) an, dieses Gedicht sei den Reimen nach älter als die dem Kürenberger zugeschriebenen Strophen, und hält es (D. St. 2, 18) für einen Rest aus dem Kreise der eigenen Lieder des Kürenberger's, die anders ausgesehen hätten als die unter seinem Namen uns aufbewahrten. Aber die Ungenauigkeit der Reime braucht hier kein Zeichen höheren Alters zu sein: die Frauenstrophen bei dem Lichtensteiner, welche wir für beglaubigt halten (Anf. d. Minnes., S. 107), weisen diese und andere technische Unvollkommenheiten auf; auch die ,Combination von Natur und Liebe' kann nichts entscheiden. Es scheint mir doch nicht unwesentlich, dass 20 *und diu minne mînes man* auch eine andere Auslegung gestattet als die in den Anmerkungen von MSF. S. 225 gegebene, wo *man* = Geliebter gesetzt

wird; *mîn man* kann auch sehr wohl bedeuten: ‚mein Lehensmann‘, der von mir abhängig ist, und das gehörte dann bereits zur Terminologie des Minnedienstes. Die beigebrachten Zeugnisse für den sinnlichen Gehalt des Wortes sind weder zahlreich noch alt.

4, 17. Zu den in den Anm. und bei Scherer (D. St. 2, 11f.) citierten Stellen kommt noch Diez, Leben u. Werke der Troub.[2], S. 289 (Arnaut Daniel), wo übrigens ‚der Apostel von Rom‘ = Apostolicus = Papst ist.

5, 37. Die Phrase *er sündet sich swer des niht geloubet* entstammt der Sprache des neuen Testamentes, vgl. nur Joann. 3, 18. 36. 8, 24. 1 Joann. 5, 10.

2. Der von Kürenberg. MSF. 7, 1—10, 24.

7, 1. Die Stelle ist wiederholt eingehend erörtert worden: Beitr. 12, 492 (Sievers); Zeitschr. f. d. Alterth. 32, 137ff. (Edw. Schröder), 389ff. (Sievers); 33, 98ff. (Schröder). Ich rathe, die Ergänzung *vâren* von Haupt zu behalten, denn sie stimmt wörtlich zu Prov. 26, 19: noxius est vir, qui fraudulenter nocet amico suo; vgl. 3, 29: ne moliaris amico tuo malum. Dem zweiten Satze V. 3f. entsprechen reichlich Sentenzen wie Eccli. 6, 14ff. Vielleicht ist gemäss einer älteren Construction (Mhd. Wtb. 3, 269; nur Gen. Gr. 4[2], 779) mit dem Dativ zu schreiben: *vil liebem friunde vâren.* Ganz unbrauchbar ist das *fremeden* von Bartsch.

7, 19f. *leit machet sorge, vil liebe wünne.* Auch dieser zu einer Sentenz verbundene Gegensatz scheint aus der Bibelsprache zu kommen oder mit ihr sich zu berühren, wo *dolores* und *labores* zu *luctus, moeror* und *tristitia* stehen wie *gaudia* zu *laetitia.* Vgl. Eccli. 25, 17: omnis plaga tristitia cordis est. In der Summa des heil. Antoninus wird definiert: tristitia esse potest de praesenti, praeterito et futuro, sed dolor non potest esse nisi de praesenti. Dann müsste es aber *machent* heissen, sonst bedeutete der Passus: ‚Sorge verleidet liebe Wonne‘ (Bartsch). Es gehört darum auch Komma nach *sorge.* — Zu 8, 15f. vgl. den Ausdruck im Spec. Morale lib. 3, p. 9, dist. 5: fugienda est mulier quasi fera nociva. Eccli. 25, 23. Weinhold, Zeitschr. f. d. Alterth. 6, 462f. Ovid, Ars amat. 2, 373: sed neque fulvus aper media tam saevus in ira est, femina quam —.

8, 25. *ez hât mir an dem herzen vil dicke wê getân, daz mich des geluste des ich niht mohte hân noch niemer mac gewinnen.* Vgl. Eccle. 6, 9: — desiderare quod nescias — vanitas est et praesumptio spiritus. S. Bernhard von Clairvaux, De amore Dei: qui desiderat, quod assequi non potest, miser est.

9, 1. *und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant* —. 7 *er fuorte an sînem fuoze sîdîne riemen, und was im sîn gevidere alrôt guldîn.* Dass die kostbaren Riemchen, Ringe und Schellen nicht blos den Falken schmücken sollen, sondern sehr bestimmten Zwecken dienen, erhellt zur Genüge aus den Stellen, welche Du Cange 4, 276 unter *jactus*, 8, 131 unter *tornettum* beibringt. Es heisst dort: *jacti*, falconariae artis magistris dicuntur laquei de corio facti, qui pedibus falconum imponi solent, ‚ut cum eis retineantur, et jactentur ad praedandum; qui ob hoc *jacti* dicuntur, quod cum eis jaciuntur falcones et emittuntur ad praedam.‘ ita Fridericus II. Imper. lib. 2. de arte venandi cap. 38 et alibi. Constitutiones Friderici Regis Siciliae cap. 115: ‚quod si avis amissa, antequam se recipiat in pristinam libertatem, volando per arborem cum *gettis* et sonaliis, ab aliquo fuerit cum pastu, vel sine pastu vocata, et ad eum venerit —.‘ hujusmodi laqueos ex canino corio fere contextos, *gets* vel *giez* alias nostri vocavere —. Fridericus II. Imp. lib. 2. de arte venandi cap. 40: ‚est autem *tornettum* quiddam duobus annulis compositum, gyrantibus in se invicem, et hoc modo est factum: sunt duo annuli ferrei aut aenei aut argentei, aut de alio metallo facti, magni ad quantitatem annulorum, qui sunt in jactis etc. quoties igitur timebitur, ne falco intorqueat se jactis, alligabitur hoc tornettum annulis jactorum cum quadam corrigiola subtili et forti etc. est autem utilitas tornetti in hoc, quod falco non possit vexari per intortionem jactorum in pedibus suis.‘

S. 231 in dem Falkenliede der Wiener Hs. 2856 ist der fehlende Vers 17 vielleicht zu ergänzen: *von miner hant es selten gieng.* V. 191. *den es fieng.*

9, 21 halte ich für einen Heiratsantrag oder wenigstens für eine in die Form eines solchen gekleidete Liebeserklärung. Zwar finden sich die gelobenden Formeln V. 23—26 nicht in dem kirchlichen Eheverlöbniss, das ja seit dem 9. Jahrhundert (nach Thalhofer's Liturgik) in der Hauptsache aus denselben einfachen Sätzen und Herrenworten besteht, wohl aber steht

Aehnliches in Ephes. 5, der Epistel der Missa pro sponso et sponsa, und der Oratio dieser Messe. Vgl. dazu die Definition in des Magister Bandinus (über ihn Denifle, Archiv 1, 483) Sentenzen lib. 4 (de ecclesiasticis sacramentis), dist. 26 (Migne 192, 1106): est autem conjugium maritalis inter legitimas personas conjunctio individuam vitae consuetudinem retinens; und den Lombarden selbst Sentent. lib. 4, dist. 26—42 (Migne 192, 908—943). Aus V. 27 f. geht hervor, dass der Sprechende ein Ritter ist und das Mädchen vor einer unstandesgemässen Verbindung (schon einen Ministerialen könnte er *einen bœsen* genannt haben) bewahren möchte.

10, 1. An den Darlegungen Pfeiffer's über *tunkelsterne* (Germania 12, 224 f.) habe ich zunächst auszusetzen, dass der Artikel *der* in C auf einen bekannten Stern hinweist, diese hatten schon im Mittelalter sämmtlich Namen. Pfeiffer denkt an ‚einen Nebelstern, einen lichten, von einem Dunstkreis umgebenen Fixstern'. Da könnte der Orion gemeint sein, von dem es hiess (Honorius August., De imagine mundi lib. 1, cap. 125): hujus stellae, si fulgent, serenum erit; si obscurentur, tempestas. Für Wackernagel's ‚Abendstern' = Hesperus = Venus sprächen dessen Beziehungen zu Verliebten, vgl. Wilhelm von Conches, De philos. mundi, lib. 2, cap. 20 (Migne 172, 63); Vincentius Bellov., Spec. Natur., lib. 15, cap. 57. 45. Aber vielleicht ist nur an einen anderen bekannten Stern gedacht, der sich vor schlechtem Wetter trübt, vgl. Vinc. Bellov., a. a. O. cap. 54: cum repente stellarum fulgor obscuratur, ut id neque nubilo, neque caligine accidat, graves tempestates denunciat. Keinesfalls jedoch ist ein Komet gemeint, denn diese wurden im Mittelalter nicht für Sterne gehalten (vgl. Wilhelm v. Conches, De philos. mundi, lib. 13, cap. 13: quod cometa non sit stella; Vinc. Bellov., a. a. O. cap. 58—62), noch etwa eine Sternschnuppe (die Ansicht darüber bei Wilh. v. Conches, a. a. O. cap. 12: de eo quod stellae videntur aliquando cadere).

3. Meinloh von Sevelingen. MSF. 11, 1—15, 17.

11, 17 f. trifft mit der biblischen Phrase zusammen Prov. 26, 1: mulieris bonae beatus vir. Vgl. Prov. 12, 4. 11, 16. Eccli. 25, 11. — Auch 11 enthält einen in der Bibelsprache

wohlbekannten Segenswunsch: beati oculi — Matth. 13, 16. Luc. 10, 23.

11, 25f. *eine ganze fröide* das ist ein ‚merum (purum) gaudium, nullis doloribus admistum' nach dem Ausdrucke der Kirchenschriftsteller = nhd. eine reine Freude. So ist auch die ganze Wendung hier der biblischen Sprache verwandt, vgl. Prov. 14, 13: extrema gaudii luctus occupat. Thren. 5, 15. Jac. 4, 9.

12, 11ff. vgl. 1 Thessal. 4, 3f.: haec est voluntas Dei — ut abstineatis vos a fornicatione, ut sciat unusquisque vestrum vas suum possidere in sanctificatione et honore.

12, 18f. Siever's Umgestaltung (Beitr. 12, 493) der von Meinloh gebrauchten Sentenz: *unstæte friuntschaft machet wankeler muot* scheint mir gestützt zu werden durch Petrus Blesensis, De amicitia Christiana, cap. 14 (Migne 207, 885 C): — quod amicitia nulla moveri valeat suspicione, — quod fides ejus certa sit et stabilis. Vgl. Cicero, de amic.: firmamentum autem stabilitatis constantiaeque ejus, quam in amicitia quaerimus, fides est: nihil enim stabile, quod infidum est. — Nach 20 Komma, 21 Doppelpunkt, 23 Strichpunkt.

12, 33l. *ichn gesach* —.

13, 24 *stæchen ûz ir ougen*. Blendung ist eine alte Strafe des Treubruches (Brunner, Rechtsgesch. 2, 64. 78), in Legenden trifft sie häufig den Verleumder (z. B. den Volpreht im Annoliede V. 811ff. ed. Roediger). Haupt hat bei seiner Anmerkung: ‚Bezeichnung des Aergers, der gegen sich selbst wüthet' (vgl. Scherer, D. St.², S. 89) wohl Matth. 18, 9 im Sinne; aber die Merker ärgern sich ja nicht über sich selbst, sondern über den geliebten Mann. Viel eher möchte ich an Galat. 4, 15 denken, wo der Apostel schreibt: testimonium enim perhibeo vobis, quia, si fieri posset, oculos vestros eruissetis et dedissetis mihi — d. h. sie hätten die grössten Opfer um seinetwillen gebracht. So wird es auch hier sein: sie mögen das Aeusserste thun, ich bleibe trotzdem dem Geliebten treu.

13, 35ff. urtheilt die Dame viel nachsichtiger als die späteren Frauenstrophen.

14, 1f.: *ich sach boten des sumeres, daz wâren bluomen alsô rôt.* Wenn diese Erwähnung nicht ganz typisch gebraucht ist, so weiss ich nicht, welche Frühlingsblumen der Dichter

hier meint. Denn roth ist eigentlich gar keine, dagegen manche violett, so dass die Bezeichnung *rôt* vielleicht auf sie ausgedehnt wurde.

14, 14. Im Gegensatze zu Paul (Beitr. 2, 419) und Sievers (Beitr. 12, 493 f.) verstehe ich die überlieferte Lesart gar nicht und kann mit ihr V. 17 f. nicht vereinen. Lachmann's Emendation ist kühn, aber doch sogar paläographisch nicht schwer zu erklären. Ein *diu trûtel*, an das ich gedacht habe, trotzdem das Wort nur später bezeugt ist, hätte den Vorzug, dass es mit 19. 20 eines der Wortspiele gäbe, die zu Meinloh's Eigenheit zu gehören scheinen (Scherer, D. St.², S. 83).

14, 34 l. *ich gelege* —.

15, 6. Die Lesung von B: *daz mir got die sælde habe gegeben* scheint mir ganz gut und beschwert den Vers nicht mehr, als es später bei Meinloh der Fall ist.

15, 10 *die rehten wârheit* = veritas justa, was eine beliebte Verbindung der kirchlichen Sprache bildet, vgl. Albertus Magnus, De paradiso animae pars 1, cap. 18: veritas justa est, quando vere concordant mens, lingua et opera. — Nach 10 Doppelpunkt, nach 12 Strichpunkt.

4. Burggraf von Regensburg. MSF. 16, 1—17, 6.

16, 20: ‚vulnerasti cor meum, soror mea sponsa', heisst es zweimal Cant. 4, 9, dessen ‚custodes' wohl auch zur poetischen Verwendung von *huote* und *merkære* beigetragen haben.

5. Burggraf von Rietenburg. MSF. 18, 1—19, 36.

18, 1—5 möchte ich lesen:

> *Nû endarf mir nieman wîzen,*
> *deich mich sînes willen vlîze.*
> *ob ich in iemer gerne sæhe,*
> *waz drumbe, ob ichs von zorne jæhe,*
> *daz mir sî iemen alse liep?*

4 *von zorne*, aus Aerger über die Verleumdung. — 19 l. *wol ê*, das den Ausfall von *ê* leicht erklärt.

18, 25 ff. Das *mære*, das der Dichter vernommen hat, war vielleicht eine Predigt, in der 1 Cor. 13 das Thema bildete. Dann gab 26 f. (nach 26 Doppelpunkt) die ersten Verse des Capitels wieder (vgl. auch Coloss. 3, 14: super omnia charitatem habete, quod est vinculum perfectionis), während 28, das ich lese *und ein harnschar ie verkôs* (vgl. B), sich an die Ausdrücke erinnerte: charitas patiens est — non irritatur — omnia suffert (vgl. die 6. Bitte des Vaterunser, Ephes. 4, 32. Coloss. 3, 12 f. und viele andere Stellen des neuen Testamentes). Der Dichter hat die Geliebte gekränkt, das reut ihn, es bereitet ihm *swære* (19, 2); er betheuert darauf seine Gesinnung gegen sie, die er längst hege. So ist denn 18, 25—28 als eine Bitte um Nachsicht für eine Beleidigung aufzufassen, mit Hinweis auf die Alles verzeihende Macht der Liebe.

19, 17 ff. Scherer hat bereits D. St.[2], S. 87. 91 den biblischen Charakter dieses Gleichnisses erkannt. Vgl. dazu mein Buch über Hartmann von Aue, S. 208 (bes. Prov. 27, 21). *ignis* wird unter den dort citirten Stellen gesagt Sap. 3, 6. Eccli. 2, 5. Job 23, 10. Das Beiwort *purum* wird zu *aurum* an vielen Stellen des alten Testamentes gesetzt und von da aus in der kirchlichen Litteratur gebraucht. Vielleicht beziehen sich auch 24 ff. (‚verum' beriefe sich auf ‚Veritas' = heil. Schrift, vgl. Ueber Hartm., S. 192) auf den biblischen Ursprung des Vergleichs, dann müsste nach 24 Komma stehen.

19, 32 *der hæhste got* übersetzt das biblische ‚Altissimus', das besonders aus den Psalmen, Eccli. und dem Evangelium Lucae bekannt war und dem Sprachschatze der geistlichen Dichtung des 12. Jahrhunderts angehört. 33 personificiert das Herz, was in der höfischen Lyrik jedesfalls auch durch die Sprache der Bibel, besonders der Psalmen und Proverbien unterstützt wurde. Hier ist es merkwürdig, dass zu Prov. 27, 21, an das sich die vorhergehende Strophe anlehnt, noch der Satz gehört: cor iniqui inquirit mala. — 34 vgl. Cant. 8, 6: fortis est ut mors dilectio.

6. Spervogel. MSF. 20, 1—31, 6.

20, 1. Der Spruch ist, wie ich glaube, eine Improvisation bei ganz bestimmter Gelegenheit. Es ist Jemand von einer

Fahrt in fremde Lande, aus fremden Diensten, heimgekommen und prahlt mit den in der Ferne gewonnenen Erfolgen zuhause, wo man weiss, dass er untüchtig ist (einen solchen verspottet auch der Mönch von Montaudon, bei Diez, Leben u. Werke der Troub.[2], S. 274). Der Schluss spricht über ihn das Urtheil: was hilft's, wenn man einen langsamen Esel (der zu Hause als solcher gilt, in der Fremde) mit schnellem Ross um die Wette laufen lässt, er bleibt doch ein Esel (Es flog ein Gänschen über den Rhein! vgl. v. Reinsberg-Düringsfeld, Sprichwörter 1, 434. 542). Gerade die beiden letzten Zeilen zeugen für die Improvisation. — V. 4—6 bilden einen vollständigen Gegensatz zu Matth. 13, 57: non est propheta sine honore, nisi in patria sua et in domo sua. Vielleicht hat der Dichter wirklich an diesen Vers gedacht, denn es ist doch merkwürdig, dass 58 darauf folgt: et non fecit ibi virtutes multas (hier V. 1) propter incredulitatem illorum. — 7 f. zu der Phrase vgl. Winsbeken 33, 8 f. und Haupt's Anm.; Freidank 116, 25 f. und Bezzenberger's Anm. Das Sprichwort setzt öffentliche Pferderennen voraus, über deren Anfänge bei ‚nundinis' vgl. Waitz, Verfassungsgeschichte 5[2], 455, Anm. 3. Man liess dabei nicht blos Pferde mit Pferden, sondern auch mit Menschen laufen, vgl. Du Cange 2, 676 unter ‚cursus equorum' und ‚cursus palii'; 3, 283 unter ‚equester'. Hasen und Ochsen verwendet Arnaut Daniel in demselben Sinne wie hier Pferd und Esel, vgl. Diez, a. a. O. S. 289; und Berthold von Regensburg in einer lateinischen Predigt der Freiburger Handschrift. Ochsenrennen bei Alwin Schultz, Höf. Leben 1, 445. — In dem entgegengesetzten Sinne spitzt die Erfahrung zu Petrus Alphonsi in der 25. Fabel der Disciplina clericalis: quod pigro assequi desiderata donat, idem consequi cupita velociter negat (Migne 157, 702 B). — Ist nicht V. 3 *muot* etwas matt und erwartet man da nicht ein höhnendes Wort? Vielleicht: *die selben spuot?*

20, 9. Der Sinn des Spruches ist: man soll jedes Ding in der Weise gebrauchen, wie es zu seinen Eigenschaften sich schickt. Der erste Vers darf wohl den Hss. AC gemäss *junge* bei *hunde* bleiben: junge Hunde sind eben nicht viel werth, und *unmære* I scheint das doch nur ebenso zu verdeutlichen, wie es V. 10 aus *rôten habech* (vgl. Vogt's Anm.) schlechtweg *jungen habech* gemacht hat. Stehen jung und alt im Gegen-

satz am Eingange des Spruches (V. 9—11), dann mag dieser sonst ins Allgemeine auslaufende immerhin seine besondere Pointe in Bezug auf einen Vorgang gehabt haben. — 12 denkt man bei *linden wazzern* zunächst an den heutigen Ausdruck ‚weiches Wasser‘, das allein zum Waschen taugt, weil im ‚harten‘ die Seife sich nicht löst. Vgl. Jüng. Titur. 70: *dîn kraft dem wazzer werte al sîn nâtûre linden, gelîche dem steine herten wart ez ze hôhen sælden dînen kinden.* Konrad von Megenberg bezeichnet solches Wasser 103, 35 ff. als *leiht* und *süez.* Aber *lindez wazzer* könnte auch ‚laues, warmes‘ bedeuten, wie es zum Waschen der Hände gebraucht wurde, vgl. A. Schultz, Höf. Leben 1, 326. Weinhold, D. Frauen[2] 2, 103. 190. So bezeichnet es auch das Klosterneuburger Arzneibuch, Bl. 159[a] (meiner Abschrift), a. XIV. — 13 *mit rehtem herzen* ist ein stehender Ausdruck der Bibelsprache: ‚rectus corde‘ oder ‚recto corde‘, vgl. Psalm. 7, 11. 31, 11 (laetamini in Domino omnes recti corde). 35, 11. 63, 11. 72, 1. 93, 15. 96, 11 f. 124, 4. Cant. 1, 3: recti (corde) diligunt te. Act. 8, 21. — 14 der Satz ist das directe Widerspiel des Johanneischen vom Hasse der Welt, deshalb wohl die Aenderung in I. — 15f. vgl. Prov. 19, 20: audi consilium et suscipe disciplinam, ut sis sapiens in novissimo tuo. Ferner 8, 33. 12, 15. 23, 19. Eccli. 6, 33 f. Die Lesart von I stammt wohl aus volksthümlicher Ueberlieferung, wie Freid. 121, 16 zeigt.

20, 17 nimmt den vorhergehenden Spruch auf (vgl. Haupt, Zeitschr. f. d. Alterth. 11, 579). Daraus ergibt sich schon, dass der Name ‚Spervogel‘ für diese jüngere Reihe von Sprüchen ganz unsicher ist. Denn bezieht sich 20, 17 auf den voraufgehenden, so ist höchstens dieser von ‚Spervogel‘, und wenn ein anderer 20, 17 nach Form und Inhalt ganz ebenso dichtete wie ‚Spervogel‘, wer vermag dann die Verfasser zu scheiden? Wahrscheinlich hat doch nur der Name in dieser Strophe Anlass zu der Ueberschrift für die Sammlung gegeben. — Der Spruch zeichnet das Bild eines braven Herrn und entnimmt die Farben dazu den biblischen Darstellungen vom weisen Reichen, z. B. Eccli. 37, 29: sapiens in populo haereditabit honorem et nomen illius erit vivens in aeternum. 40, 14 ff.: luctus hominum in corpore ipsorum, nomen autem impiorum delebitur. curam habe de bono nomine, hoc enim magis permanebit tibi

quam mille thesauri pretiosi et magni. bonae vitae numerus dierum: bonum autem nomen permanebit in aevum. Prov. 10, 7: memoria justi cum laudibus, et nomen impiorum putrescet, vgl. 14, 30. Psalm. 111, 9 u. a. m. — 19 ‚mille anni' sind ein bekanntes biblisches Mass: Psalm. 89, 4 = 2 Petri 3, 8 und öfters in der Apokalypse. — 20 dass die *êre stîgent*, ist gleichfalls ein biblischer Ausdruck, vgl. Psalm. 56, 9 = 107, 3: exurge gloria mea; 56, 12 = 107, 6 u. ö.: exaltare super omnem terram gloria tua. — Vor allem jedoch ist der Spruch entworfen, wie der Wortlaut zeigt, im Hinblick auf das Bild des schlechten Reichen, das Eccli. 6, 2 ff. ausgeführt wird: si vixerit multos annos et plures dies aetatis habuerit, et anima illius non utatur bonis substantiae suae sepulturaque careat. — frustra enim venit et pergit ad tenebras et oblivione delebitur nomen ejus. — etiam si duobus millibus annis vixerit et non fuerit perfruitus bonis —. Dieselbe Rücksicht auf den Nachruhm (ganz im Gegensatz zur kirchlichen Askese) zeigt der Eingang von Hartmann's Iwein und vornehmlich die beachtenswerthe Stelle im Lanzelet des Ulrich von Zatzikhofen 8676 ff.: *swâ man noch guotiu mære seit von deheim tugentlîchen site, daz man sich bezzer dâ mite, daz was ie der wîsen rât. der lop wert, sô der lîp zergât. durch die selben sache lebet in ungemache manec man durch sîne frümikheit mit ringender arbeit. ez ist ouch maneger vrouwen site, daz si iemer gerne kumber lite, durch daz si lobes wære gewis.* — Im Zusammenhange mit den beigebrachten Stellen ergibt sich, dass 21 bei den *triuwen* hauptsächlich an die Treue eines vornehmen Herrn gegen seine Leute gedacht ist, der Spruch wird also wohl die Freigebigkeit preisen.

20, 25. Der Satz 26 f. ist sprichwörtlich und lautet noch heute in Steiermark: ‚seltn a Schadn, wo net a Nutzn dabei is'. 21, 1 *ein veigez guot* könnte mit biblischer Sprache zusammenhängen, wie denn Jakob. 5, 1 ff. an die ‚divites in miseriis vestris' die Worte wendet: ‚divitiae vestrae putrefactae sunt'. Die häufigen Beiworte der ‚divitiae' in der kirchlichen Litteratur des Mittelalters sind: caducae, fragiles, fallaces, infelices, pestiferae, perniciosae, mortiferae u. s. w. — Der Spruch setzt ein (25 und 28 parallel) mit einem Mahnruf an die männliche Gesinnung der Hörer: die Nibelungensentenz. 26 f. spendet

Trost für die Zukunft, 28 leitet von der allgemeinen Erfahrung zu dem besonderen Fall 21, 1 ff. über. Das ist ohne Zweifel (vgl. Scherer, D. St.[2] 1, 10) ein historisches, wenn auch geringfügiges Ereigniss. Die angesprochenen Helden scheinen die Angreifer gewesen zu sein (21, 4), sie wurden geschlagen und verloren dabei Stücke ihres Besitzes, vielleicht nur eine passagere Befestigung, vielleicht auch einen Theil ihres Vermögens in Kleinodien u. dgl. Der fahrende Sänger, der wohl nicht blos zufällig dazu gekommen ist, sondern der unterlegenen Partie der Kämpfer angehörte (*wir* 21, 3), war im Vortrage von Dichtungen der Heldensage geübt, wie der Stil des Spruches ausweist, und durfte für solche Kunstweise bei seinem Publicum auf Beifall rechnen. Es war also, und das ist litterarhistorisch nicht unwichtig, noch um 1200 (vgl. Roethe, ADB., Art. Spervogel) möglich, dass ein wirklicher Vorfall sofort in der Art des Volksepos besungen wurde.

21, 5. Vgl. die biblischen Sentenzen vom Ochsen beim Futter Deuter. 25, 4 und ihre Anwendung 1 Cor. 9, 7—9. 1 Tim. 5, 18. — 11 f. vgl. Winsbekin 10, 5 f. Freidank 55, 7 ff. und Bezzenberger's Anm.

21, 17 f. eine ganz allgemein bekannte Sentenz; vgl.: ‚dignus est enim operarius mercede sua' bei Matth. 10, 10 f. Luc. 10, 7 und auch 1 Tim. 5, 18, das sich noch mit 21, 5 berührte. Eccli. 25, 11: beatus, qui non servit indignis se. Der Spruch ‚spes praemii solatium laboris' galt von Seneca her durch das ganze Mittelalter. Ulrich von Liechtenstein sagt seinen Dienst der Herrin endlich auf, indem er sich auf eine allgemein giltige Weisheit beruft und dabei wohl an die Fassung bei Spervogel denkt 413, 28: *swer dienest dar die lenge* (hier 20) *tuot, dâ man in niht gelônen kan* (18), *der ist ein gar unwîser man.* Denn dass er dabei sich an Reinmar's Worte MSF. 172, 30 erinnert habe, wie Erich Schmidt QF. 4, 81 will, ist mir doch recht unwahrscheinlich.

21, 21. Jedesfalls bezieht sich der ganze Spruch, dem wohl auch eine Improvisation zugrunde liegt, auf den Inhaber eines Verwaltungspostens, einen Schatzmeister, auf die Finanzgebahrung bei einem grossen Herrn. Der versteht sich nicht auf das Geschäft (V. 21), der Verwalter hat einen untreuen Mitschliesser (vgl. Schmeller 1[2], 1612), einen ‚serrarius' (Du

Cange 7, 440; auch Innocenz III. verlangte mehrfache Sperre für die gesammelten Kreuzzugsgelder) bei einer fürstlichen Casse. Ueberdies lebt er neben einem betrügerischen Nachbar, und so muss ihm seine *spîse* sauer werden, d. h. die Nahrung seines Amtes, das Einkommen davon, allzu kärglich. V. 25 ff. ist entweder so zu verstehen, dass er auch über die Spenden an die Armen gesetzt ist, oder, was mir wahrscheinlicher vorkommt, dass er auch die Zinsung der ärmeren Hörigen zu verrechnen hat. Er leidet Verluste, soll und will aber die Armen nicht ganz zugrunde richten. Demnach halte ich es für sicher, dass V. 28 mit AC (und Bartsch) *triuwen* gegen Haupt's feine Emendation *riuwen* zu lesen ist: die Treue gewährt den Anspruch auf Gottes Hilfe.

21, 29. Der Dichter geht auch bei diesem Spruche (vgl. Scherer, D. St.[2] 1, 9) wie bei vielen Stücken der Sammlung von einer persönlichen Erfahrung aus: Gunst geht vor Kunst. Daran knüpft sich der Parallelsatz: ‚virtus' muss nach der Feigheit stehen, und zwar in dürftigem Kleide. Das führt zu dem dritten Satz: thöricht *(tump)* ist, wer das Gut schont, wo es die Ehre betrifft. Von *tump* = ‚jugendlich unerfahren' geht es über auf das Alter, erst dieses verschafft die rechte Zucht. Das ist aber umgedreht und *zühte* dadurch zum Subject geworden. Der nom. plur. *zühte* veranlasst den nom. plur. *triuwe* 33 und *schœne frâge* 34. Es ist darum nicht zweifelhaft, dass 34 mit Bartsch gegen die Hss. *wîsen* gelesen werden muss. Aber, indess 32 die Umdrehung merken lässt, sind 33 und 34 in der Ordnung, die zu dem Spruch gehört: Treue macht den Mann werth, und kluge Fragen (vgl. *schœner sin*) lassen ihn als Weisen erkennen. Von den erwähnten Begriffen *(zühte, triuwe, schœne, wîse)* aus wird der Uebergang zu V. 35 bewerkstelligt, von dem wieder 36 sich ableitet. Es besteht zwischen diesen beiden Sentenzen nur anscheinend, nicht wirklich, ein Gegensatz, denn *liebe* heisst nicht ‚Vortheil' im Contrast zu *schade* 36, sondern ‚freundliche Gesinnung', die den Handelnden den Abschluss des Kaufes erleichtert (vgl. Scherer a. a. O.). Nachtheil beim Handel trennt selbst die Verwandten, die eigentlich auf gegenseitige *liebe* angewiesen sind. Es bildet also der ganze Spruch eine Kette von Sentenzen, in denen theils die auf einander folgenden Hauptbegriffe unmittelbar einer vom andern

hervorgerufen werden, theils dasselbe Wort an sich nach vorne und nach rückwärts in verschiedenem Sinne genommen wird. Der Zusammenhang aber ist klar. — Zu 31 vgl. MSF. 25, 26 und Ulrich von Liechtenstein 65, 16: *der guot vor êren nie verspart.* — 34 vgl. Prov. 15, 14: cor sapientis quaerit doctrinam. Sap. 8, 14: in certamine loquelae illius sapientiae — circuibam quaerens, ut mihi illam assumerem.

22, 1. Die Auffassung Scherer's von dieser Strophe (D. St. 1, 9) kann ich nicht theilen, dass der Dichter mit dem *biderben man* sich selbst meine, schon 7f. spricht ausdrücklich dawider. Der Verfasser ist ein Fahrender, er kann nicht in Bezug auf sich den Werth hervorheben, den es für den Herrn in einer Gefahr hat, wenn er sich einen bewährten Mann lange Zeit hindurch erhielt. *man* ist ‚homo' = Dienstmann, dreissig Jahre sind ein Menschenalter. Es darf nicht vergessen werden, dass die fahrenden Spielleute, wie uns die Zeugnisse melden, auch von Sprüchen lebten, die sie im Auftrage Anderer, des Dichtens Unmächtiger, verfassten. Es wäre doch zu wunderlich, wenn die Ueberlieferungen uns nicht eine Anzahl solcher Stücke bewahrt hätten. Dazu rechne ich 22, 1. Zusammenhang mit 21, 29 nehme ich, wie Scherer, an wegen 22, 5f., welche Sentenz sich engstens mit Walther's Sprüchen berührt. — 4 *holdez herze tragen* stammt gleichfalls aus der Sprache des Volksepos, vgl. 20, 25ff. Darum ist auch die Aenderung 22, 15 in I ganz stilgemäss — wenn es eine Aenderung ist.

22, 9. Eccle. 9, 16: sapientia pauperis contempta est et verba ejus non sunt audita. Graf-Dietherr, Rechtssprichw., S. 456: Armer Leute Reden gilt nicht. — 13ff. Prov. 14, 20: etiam proximo suo pauper odiosus erit, amici vero divitum multi. 19, 4: divitiae addunt amicos plurimos; a paupere autem et hi, quos habuit, separantur. — 7: fratres hominis pauperis oderunt eum, insuper et amici procul recesserunt ab eo. E. Schmidt, QF. 4, 90.

22, 17 ein Lobspruch (vgl. Scherer, S. 8). — 18 *wort* bezeichnet auch ‚Inhalt, Begriff des Wortes', kann also wohl bleiben, und es ist unnöthig, dafür *werte* einzusetzen. — Das Recht des Hauses (nicht *hûsreht* in älterer Zeit, sondern *hûsvride*) wird nach aussen durch eine Schnur abgegrenzt, die man entweder wirklich zieht oder gezogen denkt RA., S. 182ff.

Graf-Dietherr, S. 496f. Hier spielt aber noch eine andere Bedeutung ein: das Recht der ‚familia‘ (vgl. den Index zu Waitz, Verfassunggesch. 8, 511) im Hause wird von dem Wirth abgemessen (Freid. 119, 24: *dehein urliuge als nâhe gât, als daz ein man dâ heime hât*), und zwar ganz genau = *nâch der snüere* (vgl. Welsch. Gast 637f.: *swer nâch der snuor kan snîden wol, der snîdet glîche als er sol)*. Eine familia, die keinen Meister hätte, der das Recht Aller feststellte, taugt nichts. *meister* heisst der Hauswirth auch im Rechtssprichwort, vgl. Graf-Dietherr, S. 496. Daraus ergibt sich auch, dass *wirt* hier nicht den ‚Gastwirth‘ bedeuten kann, was der Zeit nach wohl möglich wäre (vgl. auch domesticus 5 bei Du Cange 3, 161).

22, 25 hebt mit einem Satze an, der im Munde des fahrenden Mannes sehr passlich scheint. 26 heist dann: ein wackerer Mann nimmt die Dinge, wie sie sind (makes the most of it). Zu 27f. vgl. Eccli. 10, 29: noli extollere te in faciendo opere tuo, et noli cunctari in tempore angustiae. Die Mahnung begründet er durch den Hinweis auf den Wechsel des Schicksales, vgl. Eccli. 38, 23: mihi heri et tibi hodie. 31f. ein biblisch häufiges Sprichwort, vgl. Psalm. 7, 16. Prov. 26, 27. Eccle. 10, 8. Eccli. 27, 29. Der Satz ist mit dem vorhergehenden verknüpft: wer heute obenauf ist, kann morgen fallen; es wird also nicht so sehr die Hinterlist dessen getadelt, der dem andern die Grube gräbt, sondern das Schicksal beider wird verglichen. Das passt zur Auffassung der ersten Sätze dieser Strophe: der Fahrende hat weltliche Moral, nicht zuvörderst christliche, wenn auch die Bibelweisheit stark auf ihn gewirkt hat. — V. 30 versteht man gewiss zunächst am besten so: die Huben (der Ackerbesitz hier) scheiden sich, sie zerfallen in solche, die heute mir, morgen dir gehören. Es ist aber nicht abzuweisen, dass hier auch auf die frühzeitig eingetretenen Schäden der Güterzersplitterung angespielt wird, die Hufentheilung, die besonders im 12. Jahrhundert sehr zugenommen hat (vgl. Lamprecht, Wirthschaftsgeschichte 1, 366ff. Freid. 120, 5: *breitiu eigen werdent smal, sô man si teilet mit der zal*, wo DE *breite huoben* lesen). Mit einem ganz ähnlichen Bilde wie hier schliesst eine auf Verschleuderung des Grundbesitzes bezügliche Mahnung beim Winsbeken 45: *sun, beidiu luoder unde spil sint lîbes und der sêle ein val, der âne mâze in volgen wil: si machent breite*

huoben smal. — *swer alsô vliuset sîne habe mit disen swachen fuoren zwein, der læge baz in eime grabe.*

22, 33. Hier glaubt man, den Anlass der Improvisation mit Händen greifen zu können: der Fahrende ist von Jemand verächtlich angelassen worden wegen seiner Armuth, er erwidert heftig und droht mit der Zukunft. Zu 36f. vgl. Esther 10, 6. 11, 10: parvus fons crevit in fluvium et in aquas plurimas redundavit (ferner Ovid, Ars amat. 2, 343f.: nascitur exiguus, sed opes adquirit eundo, quaque venit, multas accipit amnis aquas; vgl. Remed. am. 97f.), gleichfalls bildlich mit menschlichem Schicksal, und zwar mit dem besonderen der Esther verglichen. Hier ist der Vergleichspunkt 23, 2 hervorgehoben: auch ich bin jetzt klein und harre auf Lohn —. Daraus geht wohl hervor, das der Dichter jung war, als er diesen Spruch verfasste. Ob sich aber neben der Bibelstelle Scherer's Vermuthung (D. St. 1, 15f.) aufrecht erhalten lässt, ‚nur in der unmittelbaren Anschauung des Stromes' (der Rhein wird ganz typisch im deutschen Sprichwort verwendet) habe sich der Dichter so ausdrücken können, mag ich nicht entscheiden.

23, 5. Hängt dieser Spruch mit dem vorhergehenden zusammen? *wol gerâten* 23, 5; *wol berâten* 22, 34. Jedesfalls verallgemeinert die Sentenz einen bestimmten Vorfall: eine (durch Wahl verleihbare) Ehrenstelle ist einem Fremden statt einem ihrer würdigen Einheimischen zutheil geworden. Es handelt sich um einen angesehenen Mann, der jedoch immerhin auch Ministeriale sein kann, denn *die besten in den landen* = optimi, optimates (vgl. Waitz, Verfgesch. 5[2], 333ff.) bezeichnet auch Dienstmannen. — 12 vgl. Matth. 4, 6. Luc. 4, 10: in manibus tollent te; Psalm. 90, 12: in manibus portabunt te. MSF. 105, 28ff. und besonders eingehend im Frauenbuch Ulrichs von Lichtenstein 640, 15—24: *sæh abr ich ir einen so rehte muotes reinen, der diu vil reinen süezen wîp het liep als sîn selbes lîp, des wil ich niht verswîgen, des füezen wolte ich nîgen. er solte des gar ân angest sîn, und wolt er ûf den handen mîn sitzen ligen unde gên, ich hiez in niht ûf hôher stên.* (Vgl. Erich Schmidt, QF. 4, 82f.).

23, 13. Der ganze Spruch beruht auf der Vorstellung vom Tantalus, die allerdings nicht bloss durch Ovid (Metam. 4, 457f.: tibi, Tantale, nullae deprenduntur aquae, quaeque imminet,

si permanserit fixus, erit tibi quasi coaequalis, et in domesticis tuis fiducialiter aget). 14 (amicus fidelis, protectio fortis etc.). Prov. 18, 19. Eccli. 6, 5 (verbum dulce multiplicat amicos — et lingua eucharis in bono homine abundet). Sap. 8, 18 (et in amicitia illius delectatio bona etc.). — Aus der kirchlichen Literatur und den Sentenzensammlungen könnten wohl zahllose Analogien beigebracht werden, ich begnüge mich mit einigen: Augustinus, De amicitia cap. 26: non est amicus, qui amico non subvenit. Petrus Blesensis, De amicitia cap. 8: vera amicitia inter bonos tantum oriri solet, inter meliores proficere. Cicero, De Amic.: amicitia est divinarum humanarumque rerum cum benevolentia et charitate consensio. Bernard von Clairvaux, De ordine vitae: felix amicorum societas, et amicitia, qua nihil est in rebus humanis pulchrius. Cicero, De amic.: amicitia nihil melius habitur, nihil jucundius. — Haupt hat V. 13 recht mit seiner Auffassung, denn Seneca's ‚amicitia est idem velle et idem nolle‘ geht durch die ganze Literatur des Mittelalters. Ob nicht mit I an *dem* V. 14 festzuhalten ist? — Die Verse dieses Spruches verlieren den Charakter von Gemeinplätzen, wenn man bedenkt, dass im mhd. *vriunt* immer die Bedeutung ‚Verwandter‘ steckt; es mag sogar sein, dass sie hier überwiegt, und dass die scheinbar ins Allgemeine zerfliessenden Sätze eine sehr bestimmte Mahnung enthalten, das Schicksal einer Familie betreffen. Aehnlich verhält es sich doch mit 23, 5. 29. 24, 17. 25.

24, 17. Man mag bei diesem Spruche an Eccli. 27, 17 denken: qui denudat arcana amici, fidem perdit, et non inveniet amicum ad animum suum, vgl. 19ff. und Prov. 11, 13; doch ist kein Zweifel, dass hier nur der Satz Seneca's, De moribus, ausgeführt wird: ‚amicos secreto admone, palam autem lauda‘, zumal er auch als deutsches Sprichwort vorkommt, Simrock, S. 146: den Freund strafe heimlich, lobe ihn öffentlich.

24, 25. Vgl. zu diesem Spruch, bei dem wohl schon die Vorstellung vom Glücksrade mitwirkt, besonders Bezzenberger's reiche Anmerkung zu Freid. 117, 26f. (Haupt, Zs. 11, 579).

24, 33. Für den ersten Vers liessen sich zahlreiche Parallelen aus der Bibel beibringen, es genüge Prov. 17, 2 (3, 35. 8, 1ff. Sap. 6, 1ff. 7, 7. 8. 9. Eccli. 20, 29. 37, 29): servus sapiens dominabitur filiis stultis, et inter fratres haereditatem

dividet; vgl. Eccli. 10, 28 (Ambrosius, Epist. lib. 2. Nr. 7 [ad Simplicianum]: omnis sapiens liber est, omnis autem insipiens servit). Prov. 17, 21: natus est stultus in ignominiam suam (vielleicht wird der Thörichte deshalb hier *bœse* genannt). — 35f. vgl. Prov. 15, 5; stultus irridet disciplinam patris sui; qui autem custodit increpationes, astutior fiet; 18, 2: non recipit stultus verba prudentiae, vgl. Eccli. 8, 20. 22, 9. — Zu 25, 1ff. vgl. Prov. 17, 12: expedit magis ursae occurrere raptis fœtibus quam fatuo confidenti in stultitia sua (und Eccli. 25, 24).

25, 5. Vgl. Eccli. 29, 29—35 (29: minimum pro magno placeat tibi, et improperium peregrinationis non audies). Winsbeke 49, 1: *swer daz hûs wol haben wil —. 4 ist er dâ bî ein vrœlîch man derz wol den liuten bieten kan, sô tuot sîn brôt den nemenden wol und lachent beide ein ander an. sun, sint dir niht die tugende bî, sô mac der gast wol rîten für, swie gar er naz und müede sî.*

25, 13. In V. 14 ist *korn unde wîn* eine formelhafte Bindung (schon Gen. 37, 28f. vgl. Diez, Leben und Werke der Troub.[2], S. 436) für den Ertrag eines Gutes. Ebenso formelhaft bezeichnen 16 *lêhen noch eigen* überhaupt den Besitz (Beneficien und Salgut). Daher mag leicht 15 *gezeigen* eine formelhafte Bedeutung haben. Die gewöhnliche genügt auch dann nicht, wenn man übersetzte: ‚euch als einen Besitz zeigen‘. Nun ist schon *demonstratio* Du Cange 3, 57 Beweisführung für den Besitz mittelst Urkunden, noch mehr und strenger *ostensio* Du Cange 6, 76: Beweisführung in Bezug auf den Besitz (bei Erbschaft) durch Augenschein (*monstrée d'héritage*; vgl. Haltaus unter *inweisen, inweiser, — ung;* Einweisung im Richtsteig Lehnrechts cap. 29, 4—6), und, so glaube ich, heisst *gezeigen* hier: durch Augenschein (die Söhne) in den Besitz einweisen (vgl. Matth. 4, 8f.). Auch 18 *sælde unde heil* ist eine Formel. — Wenn Bartsch Recht hätte, der 25, 20—26, 12 als ein Lied zusammenfasst, dann gehörte als Einleitung auch dieser Spruch an die Söhne dazu, die, statt in das Erbe, an die milden Herren gewiesen werden, deren Spende sie ernähren soll. V. 19 ist an sich ganz locker angelehnt und wohl nur verständlich, wenn 20 darauf folgt. Denn zwischen den Söhnen und König Fruote besteht keine Analogie, aber dass es dem milden Fruote *vil wol gelanc,* mag den Gönnern, deren Vorgänger in den fol-

genden Strophen gerühmt werden, als Beispiel dienen. — Mit der Deutung Rudolf Hildebrand's (Zeitschr. f. d. Alterth. 39, 1ff.), welche die Söhne als ‚Kunstjünger' ansieht, vermag ich mich nicht zu befreunden; die Formeln wären übrigens auch mit ihr zu vereinen.

25, 20. Dänemark (Dania) galt im Mittelalter vielfach als eine Insel oder Inselgruppe, die durch das Meer vom Festlande geschieden sei; vgl. die Descriptio insularum Aquilonis bei Adam von Bremen, Migne 146, 619ff. — 26 vgl. 21, 31.

25, 27. Zu der Alliteration 28 schickt sich 29 das *hei* des Volksepos und 29 die Formel *geben unde lîhen*. Auch 33 *mit minnen* = ‚in charitate' ist ganz formelhaft. ‚charitas' besteht aus ‚voluntas' und ‚potestas' (ut desint vires, tamen est laudanda voluntas, Ovid, Ex Ponto 3, 4, 79), wie seit Augustin sehr häufig gelehrt wird. *voluntas* ist das Erste, sagt Bernard von Clairvaux, Sermo de virt. obed.: sola voluntas est, quae totius operis ornat effectum; sine qua etiam nec bene aliquid agitur, etiamsi bonum esse videtur. — Auch die von Haupt in der Anm. zu 30f. angeführte Stelle der Kaiserchronik beweist die Volksthümlichkeit der Fassung dieses Spruches: der Anonymus schöpft eben durchweg aus dem Redeschatze des Volkes.

25, 34. *an dise welt geborn* ist ein Ausdruck, der hauptsächlich von Christus (mit Rücksicht auf seine göttliche Geburt) in der Kirchensprache gebraucht wird (in mundo, in terra, in saeculo). — 26, 1 auch dieser formelhafte Ausdruck ist mit einem biblischen verwandt, Psalm. 111, 9: (beatus vir) dispersit, dedit pauperibus (= 2 Cor. 9, 9); justitia ejus remanet in saeculum saeculi, corum ejus exultabitur gloria. Vgl. Marc. 10, 21.

26, 7ff. die Herrschaft Steinberg also hat unter anderen den Vorzug, dass sie sich nur bedingungsweise erben lässt, d. h. sie wird wohl ein Lehengut gewesen sein. — 9 mit dieser aufgeworfenen Behauptung hat er Recht behalten.

26, 13 volksthümliche Wendung wie 16, zudem vgl. RA. 898f. Karl des Grossen Barthaare wurden noch 1121 auf einer Urkunde mitgesiegelt als Zeichen hoher Betheuerung. — 17ff. die Brüder werden also wohl *ganerben* sein und trennen zur Zeit ihrer Feindschaft den gemeinsamen Hof mittelst eines Zaunes. Man verzäunt Felder, um sie zu schützen während

des Getreidewuchses (vgl. Thurgauer Weisthümer des 15. Jahrhunderts bei Grimm, Weisth. 1, 255. 270, beidemal gleichlautend: *und sollen die samen* [= Saatfelder] *verzeunt sein zu sant Martinis tag, es sei dann das die haussgenossen eines besseren zu rat werdind*), besonders aber Wege, auf die es ein gemeinschaftliches Recht gibt, vgl. Grimm, Weisth. 1, 654, § 62 (Ehaftrecht aus Peitingau am Lech von 1435): *als bald er dan den ackher zugesät, so soll er die gassen paid verzäunen, und sol eine gute stigel machen, dass ein jeglicher mann oder frau mit einem sack wol darüber steigen mag.* Solche Stiegeln (vgl. Meier, Beitr. 11, 565 und besonders Edward Schröder, Zeitschr. f. d. Alterth. 33, 101 f.) werden zeitweilig noch besser durch Dornen (auch scharfkantige Bretter, bisweilen mit aufstehenden Nägeln) verschlossen, um den Weg ganz ungangbar zu machen, vgl. die schon von Schmeller citirte Stelle aus Seifried Helbling 8, 575 ff. (ed. Seemüller) über das rücksichtslose Gebahren mancher Dienstmannen: *ê daz er gienge hinden nâch, im ist ir vor gân sô zorn, über stigeln, durch dorn slüff er einhalp hin für, daz er niht hûznôzschaft verlür.* Vgl. auch den falschen Neidhart bei Haupt S. XVI ff. Die beiden Brüder hier, obschon feindliche Hausgenossen, streiten doch wenigstens nicht über den gemeinsamen Weg, den sie beide brauchen.

26, 20. Ueber die Kraft des Alters Psalm. 60, 9: ne projicias me in tempore senectutis, cum defecerit virtus mea, ne derelinquas me. — 23 ff. der Satz ist allgemeines Eigenthum, vgl. Augustinus, De XII abusionibus, cap. 3: in senectute honorem legitimum assequi non poterit, qui in adolescentia disciplinae alicujus exercitationibus non laboraverit. Vgl. 27, 11 f. — Bartsch macht den Text viel älter, als die Handschriften erlauben. — 26 S. Antoninus: domus est tutissimum hominis receptaculum.

26, 30 *bû* heisst nicht blos ‚Haus‘, sondern auch ‚Ackerwirthschaft‘; das wird durch 27, 1 nicht aufgehoben. — 33 vgl. Bernard von Clairvaux (?), Epistola de cura et regimine rei familiaris: si non vis aedificare domum, inducat te necessitas.

26, 34 f. Das Sprichwort ist aus der Natur des Thieres entstanden, vgl. die Bemerkung bei Rabanus Maurus, De universo lib. 7, cap. 8 (Migne 111, 206 A): — cui tamen non sufficit nativa munitio, sed, ne aliqua fraude posset intercipi,

refugium habet semper in saxis. huic competenter aptatur, qui peccatis suis hispidus futura judicia metuens petram Christum firmissimum noscitur habere refugium. Vgl. dazu die Rolle des Igels in den Thierfabeln des Mittelalters, besonders als Genosse des Wolfes.

27, 6. Eccli. 29, 31. 33: vita nequam hospitandi de domo in domum —. transi hospes!

27, 13 ist die Historie vom Opilio (Hervieux, Fabul. lat.[2] 2, 375 ff. 4, 197). 19 hingegen bezieht sich auf die bekannte (späte) Fabel: de rustica et lupo. Hervieux 3, 319. 353. 402. 430. 462. 480. 491. Mhd. Wtb. 3, 801ª citiert Wackernagel, Leseb. 835, 7: *sô man den wolf nennet, sô er zuo drenget.* — 15 als ein Nachträuber gilt der Wolf auch in der Bibel: Jerem. 5, 6. Habac. 1, 8. Sophon. 3, 3 (lupi vespere non relinquebant in mane). — *stîge* 17 braucht nicht just ein Stall zu sein, sondern nur eine Umzäunung, vgl. Du Cange 2, 239 unter ‚caula'. Heute ist das Wort vornehmlich bairisch, Schmeller[2] 2, 743.

27, 20. Diese Fabel kann ich sonst nicht in der Gestalt (vgl. Singer, Salomosagen in Deutschland, Zeitschr. f. d. Alterth. 35, 180) nachweisen, wohl aber verbunden mit der, welche dem folgenden Spruche zugrunde liegt, bei Hervieux 4, 195: Ysengrimus semel voluit esse monachus. magnis precibus optinuit, quod capitulum consensit; coronam, cucullam et cetera monachalia suscepit. tandem posuerunt eum ad litteras; debuit addiscere *pater noster*, et semper respondit *agnus* vel *aries*. docuerunt eum, ut respiceret ad Crucifixum, ad sacrificium, et ille semper direxit oculos ad arietes. — Nach 24 schlage ich Doppelpunkt vor, nach 25 Komma. — S. 242. Ich glaube weder an die Richtigkeit der von J. Grimm, Reinhart S. 376. Anm. zu V. 1613 (vgl. D. Wtb. 5, 106) vorgebrachten Erklärung des Satzes *ungenge ist iuwer kamp* aus der Bergmannssprache, noch ist mir die von Haupt erwähnte wahrscheinlich, die *kamp* auf das Kammrad der Mühle bezieht. *kamp* halte ich für ‚Haarkamm' (schwerlich: Weberkamm), und der Vers bedeutet: Euer Kamm greift nicht durch, weil das Haar zu verfilzt und struppig ist. Das allein passt zu der Situation hier. Vgl. Ivo von Chartres (Migne 162, 16): inordinati populorum capillis comparantur pectine egentibus. Und ähnlich Hervieux 4, 196: pectina asinum —. sordibus imbuti nequeunt dimittere sordes. —

Die Moralisation S. 242, V. 31 ff. findet sich so auch bei Hervieux 4, 406.

27, 27. Vgl. Hervieux 3, 334, cap. 17: Quomodo lupus fit monachus. Lupus, poenitentiam agens de multa rapina omnium caprarum et diversorum animalium, habitum monachalem suscepit et se sanctum simulavit. Das läuft dann in ein moralisches Gespräch zwischen Wolf und Fuchs aus. Vgl. Hervieux 4, 406: De lupo et sacerdote. Lupus venit semel ad penitentiam et uno oculo respiciebat sacerdotem et cum alio oves super montem illum. et dixit sacerdoti: date michi cito penitentiam, quia habeo negocium; video enim oves super montem illum, et jam incipiunt descendere. Dazu ferner Hervieux 4, 270, Nr. XIII. — V. 31 *unstæte* = unzuverlässig. — 32 Schafe und Schweine werden nicht demselben Hirten übergeben. Daraus, meine ich, erhellt schon, dass auch hier Vorstellungen aus verschiedenen Fabeln zusammenfliessen. Ebenso passt V. 33 *des phaffen* zwar sehr gut zu der angeführten Fabel ‚de lupo et sacerdote', nicht aber zu der anderen: ‚Quomodo lupus fit monachus', aus der V. 28 das *klôster* stammt. Man müsste denn unter dem *phaffen* den Abt verstehen, der freilich zur Zeit des Anonymus oft schon ein Priester war. Eher gienge noch an: *der phaffen rüde.* Auch die Ausrede des Wolfes gehört wieder einer anderen Fabel an, der verbreiteten ‚De cane et lupo'. — S. 243, 11: *antlæze* findet sich nicht in den Wörterbüchern. Es muss heissen: einer, der besonders leicht loszulassen ist, leicht losgeht, und hat gewiss denselben Sinn wie *admissarius* (Du Cange 1, 84) und *emissarius*, *amissarius* (Du Cange 3, 258), was zunächst vom Zuchthengst gebraucht wird, dann aber (schon bei Cicero und) bei den Kirchenschriftstellern auch von einem zuchtlosen, geilen Menschen. Solche Bedeutung hat auch der *ræze* des nächsten Verses (= 28, 5), vgl. Schmeller[2] 2, 137 f.

28, 13. Psalm. 23, 8: Dominus fortis et potens. Diese Stelle konnte (neben vielen anderen) besonders leicht auf Christus angewendet werden, wie der ganze Zusammenhang im Nicodemusevangelium auf seinen Abstieg zur Hölle bezogen wurde. — 16 f. Dafür können natürlich viele Bibelstellen in Betracht kommen, am meisten der 148. Psalm. Dass der Teufel vom Lobe Gottes ausgeschlossen wird, ist seit Augustinus ein fester Bestandtheil der kirchlichen Ueberlieferung. — 18 f.

(Eccli. 10, 15). Isai. 14, 11 f.: detracta est ad inferos superbia tua — cecidisti de coelo, Lucifer, qui mane oriebaris. Auch das ist ein Elementarsatz der Kirchenlehre.

28, 20. Im Anschluss an Job 25, 5 und die Prophetenstellen Isai. 13, 10. Ezech. 32, 7. Joel 2, 10. 3, 15 sind die evangelischen Beschreibungen des jüngsten Tages entstanden (Matth. 24, 29. Marc. 13, 24), die als Grundlage für die Vorstellungen von der Hölle dienten und die Predigt beherrschten, aus welchen der Dichter hier die wesentlichsten Momente hervorgehoben hat. Den *unrât* finden wir besonders in den Schilderungen der Hölle von Augustinus (z. B. De spiritu et anima cap. 25 ff.), Bernard von Clairvaux u. a. Besonders hat sich die volksthümliche Visionenliteratur dieser Vorstellung bemächtigt, die mit der Augustinischen Definition *infernus* = ‚lacus plenus tenebrarum' zusammenhängt. Dass aber die schlimmste Strafe der Verdammten die vergebliche Sehnsucht nach den himmlischen Freuden bildet, das gehört, seit Caesarius von Arles es mit besonderem Nachdruck in seinen populären Homilien hervorgehoben hat, zur kirchlichen Ueberlieferung bis heute. Der Spruch stimmt ganz mit der Volksreligion des 12. Jahrhunderts.

Wahrscheinlich knüpft sich schon 28, 20 an Apoc. 21, 8: timidis autem et incredulis et execratis et homicidis et fornicatoribus et veneficis et idolatris et omnibus mendacibus pars illorum erit in stagno ardenti igne et sulphure: quod est mors secunda. Denn 28, 27. 28 stimmen wörtlich mit Apoc. 21, 10 ff. 21 (schon Haupt's Anm.), ferner 30 f. mit 19: et fundamenta muri civitatis omni lapide pretioso ornata; endlich 32 f. mit 27: non intrabit in eam aliquid coinquinatum aut abominationem faciens et mendacium. Dabei ist *abominatio* einfach = *peccatum* von allen Commentatoren verstanden worden, vgl. Haymo (aber nicht von Halberstadt) bei Migne 117, 1211 A. Uebrigens citieren mittelalterliche Erklärer Apoc. 21, 27 folgendermassen: ‚non intrabit per has aliquis coinquinatus immundus' (z. B. Bruno von Asti, Migne 165, 728 C), was noch genauer zum Anonymus passt. Derselbe Bruno verkettet auch, wie hier, denselben Gegensatz zwischen der Stadt der Hölle und des Himmels (Migne 165, 725 A), ein dankbares Thema besonders der Predigt des 12. Jahrhunderts. — Zu 29 sei bemerkt, dass weder

Säule noch Marmor bei der Beschreibung des himmlischen Jerusalem in der Apokalypse des Johannes sich finden, wohl aber bei den Commentatoren und besonders bei dem wichtigsten der Zeit, bei Rupert von Deutz (Migne 169, 1201 ff.). — Das Wesentliche ist: 28, 27 ff. überträgt wörtlich mehrere Sätze aus dem 21. Capitel der Apokalypse, und zwar gemäss der Auffassung der Prediger und Erklärer. Die Vorstellungen des Volkes sind also hier deutlich durch Lehre und Gelehrsamkeit der Kirche beeinflusst.

28, 34. Der Spruch ist ohne Zweifel aus der älteren Fassung MSD[3] XLIX, 3 (vgl. die Anm. 2, 312) hervorgegangen und variiert. Die Verpflichtung des Kirchenbesuches (es ist das erste der sechs Gebote der Kirche) bei Ivo von Chartres, Decretum pars 2, cap. 120. 121. Die Fassung in MSD. hat *âne rûe.* Das kann sich im engeren Sinne auf den Empfang der Eucharistie beziehen, wenn ihm keine Entlastung von Sünden voraufgegangen war, gemäss 1 Cor. 11, 27 ff.: itaque quicunque manducaverit panem hunc vel biberit calicem Domini indigne, reus erit corporis et sanguinis Domini. — qui enim manducat et bibit indigne, judicium (vgl. dort: *der wirt zeme jungistine tage âne wâfin resclagin; swer dâ wirt virteilet, der hât imir leide*) sibi manducat et bibit, non dijudicans corpus Domini. Im weiteren Sinne könnte ohne Reue Jemand auch die Sündenvergebung nicht erlangen, um derentwillen er dem Gottesdienste überhaupt beiwohnt, vgl. Ivo von Chartres, Decretum, pars 2, cap. 104. — Das *âne nît* unseres Textes stützt sich mit der kirchlichen Lehre auf Matth. 5, 23: si ergo offers munus tuum ad altare, et ibi recordatus fueris, quia frater tuus habet aliquid adversum te: relinque ibi munus tuum ante altare et vade prius reconciliari fratri tuo et tunc veniens offeres munus tuum. Dass diese Stelle unseren Spruch wirklich bestimmt, mag aus 29, 1—5 ersehen werden, die aus demselben Capitel Matth. 5, 4 und 10 schöpfen: beati mites, quoniam ipsi possidebunt terram (vgl. Psalm. 36, 11 = das ewige Leben). — beati, qui persecutionem patiuntur propter justitiam, quoniam ipsorum est regnum coelorum (vgl. 1 Petri 2, 20. 3, 14. 4, 14). — 29, 2 f. vgl. mein Buch über Hartmann von Aue S. 27. — 29, 5 schliesst sich wieder an 28, 33. Es können also kaum grössere Zeiträume zwischen der Abfassung dieser Sprüche

liegen. Allerdings mag ja auch dem Dichter, wenn er seine eigenen Sachen lange nach ihrem Entstehen vortrug, die Anknüpfung in den Sinn gekommen sein.

29, 6. Der Teufel ist der Beherrscher der Hölle und der Sünder, er hat ein Scepter, er legt ein Joch auf, sein Lohn ist die ewige Verdammniss (allgemein; besonders Bernard von Clairvaux und Hugo von St. Victor), alle Sünder sind seine Knechte, operarii (1 Joann. 3, 8). *prüeven* 9 heisst: anregen, hervorbringen, zuwege bringen; für den Teufel als ‚incitator peccatorum' und ‚princeps omnium vitiorum' (Augustin und die spätere Ueberlieferung) die gewöhnlichste Thätigkeit. — Der heil. Geist wird 11 angerufen, weil ihm die ‚remissio peccatorum' zusteht (Act. 2, 38. Vgl. mein Buch über Hartmann S. 53), und ‚Gefangenschaft' heisst aller Dienst der Sünder beim Teufel (2 Tim. 2, 26. — Psalm. 67, 19. Ephes. 4, 8).

29, 27. Das Schwein ist das Bild der Unkeuschheit schon seit den ältesten Auslegungen von Marc. 5, 1 ff. Luc. 8, 26 ff. Das ergibt sich bereits aus der Auffassung des Wortes bei Isidor, Etymol. lib. 12. cap. 1 (Migne 82, 428 A): ‚porcus' quasi ‚spurcus', ingurgitat enim se caeno, luto immergit, limo illinit. Rabanus Maurus, De universo lib. 7. cap. 8 (Migne 111, 206 f.): porci homines immundi atque luxuriosi. — Anselm von Canterbury (Migne 158, 718): quid est lutum fecis nisi fetor carnalis voluptatis? — Wigalois (ed. Pfeiffer) 7, 14 ff.: *si wellent, daz daz iht witze sîn, swer rôtez golt under diu swîn werfe und edel gesteine; des vreuent si sich doch kleine: si wâren ie für daz golt der vil trüeben lachen holt, da bewellent si sich inne.*

29, 35. Vgl. MSD.[3] XLIX, 9: non ornant hominem vel opes vel culmen honorum, si duo defuerint, virtus et copia morum. — 30, 2 schon Seneca, Epist. 104: te igitur emenda, onera tibi detrahe et desideria saltem intra modum contine, si vis peregrinationes habere jucundas ac fructuosas. — 4 f. heisst natürlich: damit es ihm, wenn er stirbt, den Weg zum Himmel nicht verlege. Vgl. Winsbeke 4, 7 ff. (und Haupt's Anm.): — *in sînen hulden dich behalt und sende guote boten für, die dir dort vâhen wîten ruom, ê daz der wirt verslahe die tür.* Die Wege des Hochmüthigen sind schwierig, sagen die Kirchenschriftsteller; z. B. nennt Antoninus: ‚viam superborum montuosam' und in der alten Uebersetzung der Homilien des Eusebius

von Emisa (Bibl. max. Patrum 5) heisst es Homil. 1. Epiphan.: viae autem superborum plenae sunt offendiculis.

30, 6. Schwerlich hat sich der Dichter klar gemacht, wie seine Sentenz aus dem Gleichniss gewonnen wird: soll das gesäete Korn gut aufgehen, weil es sonst nicht wieder gesäet wird? oder soll der Bauer nicht so thöricht sein und den Acker brach liegen lassen, vielmehr im Guten das Korn noch einmal aussäen? In die Begriffsbestimmung des *agricola* bei Hugo von Folieto, De bestiis (Migne 177, 135) ist auch der Satz aufgenommen: jactum semen patienter expectat. Ueber *egerde* vgl. Lamprecht, Wirthschaftsgesch. 1, 561 und die Literatur Anm. 2.

30, 13. Diese und die beiden nächsten Strophen enthalten ganz elementare Sätze der kirchlichen Lehre in volksthümlicher Form, sie führen den 4. und 5. Artikel des apostolischen Symbolums aus: passus sub Pontio Pilato, crucifixus, mortuus et sepultus est. descendit ad inferos, tertia die resurrexit a mortuis. V. 15 kann der Ausdruck nur gehalten werden, wenn man ihn übersetzen darf: ‚vermöge seiner göttlichen Kraft‘. Sonst wäre er nur noch richtig, wenn er, was schwerlich der Fall ist, bedeutete: ‚gemäss dem göttlichen Entschlusse‘. Denn ‚um der Gottheit willen‘, das ist falsch; ‚um der Menschheit willen‘ müsste es heissen. — 16f., um nur eine Stelle zu vergleichen, Augustinus, Super Psalm. 93: per passionem Filii Dei omnes gentes redemptae sunt ab igne aeterno ad salutem. — 18f. Dass Christus nur einmal für die Menschen gestorben ist, prägen besonders die Prediger ein, keiner mehr als Berthold von Regensburg.

30, 20. Zu V. 22f. vgl. 1 Tim. 6, 15. Apoc. 17, 14. 19, 16: (Deus) rex regum et dominus dominantium. Psalm. 67, 6: (Deus) pater orphanorum. Von da sind diese Ausdrücke in Litaneien und Gebete übergegangen. — 24 Apoc. 5, 9 und an verschiedenen Stellen der Paulinischen Briefe; ist ein fest gewordener Ausdruck der Kirchensprache. — 25f. Diese Ausdrücke stammen aus dem Descensus Christi ad inferos (von Tischendorf, Evang. Apocr.[2], S. 391. 403), cap. 2: nos autem cum essemus cum omnibus patribus nostris positi in profundo in caligine tenebrarum, subito factus est aureus solis calor purpureaque regalis lux illustrans super nos. — cap. 8: et exten-

tans Dominus manum suam dixit: ,venite ad me, sancti mei omnes, qui habetis imaginem et similitudinem meam'. — ascendit ab inferis et omnes sancti secuti sunt eum.

30, 27. Die Strophe schliesst sich an die Sprache der Psalmen (auch Job 38, 16. 30. 41, 23), ganz insbesondere den 148. Vgl. dort 7: laudate Dominum de terra dracones et omnes abyssi —. 9: montes et omnes colles, ligna fructifera et omnes cedri —. 2: laudate eum, omnes angeli ejus, laudate eum omnes virtutes ejus —. 4: quia ipse dixit et facta sunt, ipse mandavit et creata sunt. Psalm. 94, 4: quia in manu ejus sunt omnes fines terrae etc. 110, 10: laudatio ejus manet in saeculum saeculi (vgl. 144, 2). Daher gilt seit Augustinus und Prosper der Satz: nullo fine laudatio Dei concluditur.

30, 34. Das Gemeinsame dieser Sätze scheint: unter Umständen schadet, was sonst gut sein kann. So setzt Armuth einen jungen *degen* (31, 2 Sprache des Volksepos) herab, doch Habsucht schädigt ihn auch. Der *junge man* 31, 3 hat wohl als Gegensatz den *alten* 31, 6 hervorgerufen, den Treue und Weisheit schmücken. Auf das Lob der *mâze* zielt das Ganze wohl ab. — Zum ersten Verse vgl. die lateinischen Stellen bei Zappert, Ueber den Ausdruck des geistigen Schmerzes, Anm. 24. 26.

S. 245. V. 1ff. Der Spruch stellt zuerst in ausführlichem Gleichniss den falschen Freund dar, vgl. Eccli. 12, 15: in labiis suis indulcat inimicus et in corde suo insidiatur, ut subvertat te in foveam. — 17 si incurrerint tibi mala, invenies eum illic priorem. Vgl. Freid. 96, 19f. und Bezzenberger's Anm. Der Erzähler ist müde von langer Lebensreise, der falsche Freund geht schnell voran, statt bei ihm zu bleiben und ihm zu helfen. Er versucht seiner Spur zu folgen, jener aber wirft ihm den Steg ab (vielleicht vor der Burg, dem Haus), obzwar er ihm Gutes versprochen hat. Die Stimme der Leute, die auf dem Blatte pfeifen, ist für das verlockte Wild (heute besonders Rehe) besser zu hören, als der Sinn ist, in dem es geschieht. — 13ff. *entwerfen* kann hier nur das Zeichnen der Umrisse einer Figur bedeuten, die dann mit Farbe ausgefüllt werden. Wenn es auch das Malen selbst in sich befasste, wie das Mhd. Wtb. 3, 737ª meint, dann träfe die Parallele des anderen Vergleiches im Abgesange nicht mehr zu. Ich meine, es heisst: Zeichnen

ist eine kluge Kunst. Tadel muss dabei sein, sobald die Augen zusehen. Darum glaube ich, ist es ein guter Brauch der Maler, dass sie, wenn einer falsch zeichnet und die anderen zuschauen, ohne böse Absicht tadeln: (er mag daraus die Lehre ziehen), dass er seine Gestalten besser entwerfe. (Nach 19 setze ich Doppelpunkt.) Freilich, wer selbst Malz auf der Darre hat, der muss so lange mein Bier loben, bis er prüft, wie seine Würze ausgefallen ist. Vgl. Lanzelot 927ff.: *(minne) den zagen ist si ein swærer last, des swachen herzen leider gast. si derret die welt als ein slât, si ist blœder müezikheite rât. minne ist ein sache grimmer nôt, der triuwen ein verválschet lôt.* — Der ganze Spruch setzt voraus, dass eine Schule oder Genossenschaft von Malern in einem Atelier arbeitet; vielleicht hat dieses Zeugniss für Kunsthistoriker einigen Werth. — V. 25ff. Der Spruch hat doch wohl einen bestimmten Anlass. Denn von 28—36 empfehlen alle Sätze Mass und Ueberlegung, daher werden vermuthlich auch 25—27 dieselbe Spitze haben. Sie bezeichnen die Handlung, mit der sich Jemand übereilend geirrt hat. Zu 28 vgl. Freid. 80, 2f. und Bezzenberger's Anm., zu 33ff. Freid. 116, 21f. und ebenfalls die Anm. — 33ff. Vgl. 24, 17ff. Der hier getadelt wird, ist offenbar ein Freund, welcher mit anscheinender Ueberlegenheit die Fehler des Sängers vor anderen ihm vorgerückt hat. Aus 39 ist wohl 43 hervorgegangen, und dies hat wieder 45f. zur Folge gehabt (vgl. Freid. 45, 6). Nach der Ansicht des Dichters sind seine von dem Freunde bekannt gemachten Fehler unbedeutend und verborgen gewesen. — 49ff. Der ganze Spruch enthält wohl das Selbstlob des klugen Dichters. Zu 49ff. vgl. Matth. 6, 20 (Luc. 12, 33): thesaurizate autem vobis thesauros in coelo, ubi neque aerugo neque tinea demolitur, et ubi fures non effodiunt nec furantur. Zu 55ff. vgl. noch Freid. 112, 19. 137, 9 und Bezzenberger's Anm. — 61ff. Ich glaube nicht mit Scherer (D. St. 1, 30), dass 76 ‚auf willkürliche Vernachlässigung des Kirchendienstes durch die Geistlichen deutet'. Vielmehr sind entweder mit dem Lande auch die Kirchen durch Krieg verwüstet, was mir am wahrscheinlichsten vorkommt, oder mit den Kriegsnöthen ist das Interdict verbunden gewesen. Der Eingang des Spruches weist darauf hin, dass ein junger Fürst an dem Uebel Schuld trägt, und dass ein Act der *untriuwe*

das ganze Elend veranlasst hat. — V. 77 ff. behandeln das uralte Räthsel der Frauengunst. Vgl. Diez, Leben und Werke der Troub.[2], S. 338: Uc von Saint Cyr.

7. Dietmar von Aist. MSF. 32, 1 — 41, 6.

32, 1. Alle drei Strophen gehören, wie ich glaube, zusammen und beziehen sich auf eine Situation: zwei Geliebte können wegen der *huote* nicht dazu gelangen, sich zu geniessen. Darüber klagt zuerst die Frau, der Mann tröstet sie, ohne Erfolg, als sie nach einem Wiedersehen oder einer Zwiesprache sich trennen. Das erregt dem Manne Qual, der vor sehnsüchtigen Gedanken nicht schlafen kann. — 5 vgl. Hebr. 6, 18 f.: — fortissimum solatium habeamus, qui confugimus ad tenendam propositam spem, quam sicut anchoram habemus animae tutam et firmam. Nach dieser Parallele hat Scherer (D. St. 2, 46) mit seiner Besserung *beste* zu V. 5 Recht. — 8 vgl. Prosper von Aquitanien, Sentent. 130: sapientis est non amare. — 9 in der Beschreibung der Liebe, die Gilbertus de Hoylandia aus der Minnesprache zusammenstellt, heisst es Sermo 2. super Cant.: amantis anxietas illum dormire non sinit.

33, 12. Dass der Rath vom Herzen kommt, gehört schon der Bibelsprache an, vgl. die formelhaften Bindungen von *consilium* und *cor* Prov. Eccl. und Paulin. Briefe. Wenn C in seiner Umbildung des Reimes wegen *tumbe* für *swach* einsetzt, so gibt es damit auch das häufigere Wort (biblisch: stultus, fatuus, insipiens) für das seltenere. — 14 *widerteilen* (abjudicare, contraria sententia abrogare, retractare) ist ein Ausdruck der älteren Rechtssprache, der später häufig (z. B. in den Handschriften des Schwabenspiegels) durch *verteilen* ersetzt wird. Er findet sich hauptsächlich gebraucht, wenn ein Gut lehenrechtlich aberkannt wird (Haltaus Sp. 2109); hier wird dem untreuen Lehensmann (*durch sînn unstæten muot*) der Anspruch auf den Sommer und seine Herrlichkeit durch Urtheil geweigert. Vgl. Homeyer, System des Lehenrechtes (Sachsenspiegel II. 2, S. 507 ff.).

33, 20 lese ich mit grösserer Annäherung an BC: *si üebent an der heide ir schîn.* Darin nämlich besteht es, wenn die Blumen 19 *wol getân* sind, wornach wohl ein Komma zu setzen ist.

33, 25. ‚Ganz vortrefflich habe ich mein Gut angewandt', nämlich, indem ich es, meine Huld, Dir, der trefflichen und guten Frau, lange Zeit übertragen hatte. *bestaten* (mehrmals im Sachsenspiegel, auch im Schwabenspiegel) heisst: locare pro mercede vel censu, Haltaus, Sp. 150. — An sich ist es gar nichts Wunderbares, wenn deutsche Dichter des Mittelalters, Adelige oder Ministerialen, in ihrer Poesie Ausdrücke der Rechtssprache gebrauchen. Wunderbar wäre nur, wenn es sich anders verhielte, zumal die Erziehung zur Rechtspflege oder zum Wenigsten die Kenntniss ihrer volksthümlichen Terminologie, selbst bei jenen Ritterbürtigen vorhanden sein musste, die sonst gar keine Bildung genossen. — Ob nicht 28 gelesen werden sollte: *ze heile müez ez dir ergân?* Denn ihm ist ja schon Heil widerfahren, insofern er durch sie besser geworden ist. Der Vers gäbe dann nur die Grussformel wieder: sit tibi saluti! — 29 vgl. Freid. 63, 20 und Bezzenberger's Anm., wo auch die biblischen Stellen verzeichnet sind.

33, 31. Diese Strophe fasse ich anders als Scherer (D. St. 2, 43) und eher wie Paul (Beitr. 2, 469 f.). Sie scheint mir recht merkwürdig, denn ich kann nicht wohl anders, als sie auf die unmittelbar vorhergehende beziehen (BC ändern 31 wegen 24), dann aber drückt sie einen starken Umschlag der Stimmung aus. Es scheint der eines Freundes, der den Dichter tadelt (33 f. vgl. 1 Cor. 3, 21: nemo itaque glorietur in hominibus), weil er sich V. 25 ff. zu sehr gerühmt hat. Ist 33 etwa zu lesen: *swer sich ir rüemet al ze vil?* Nur dann scheint mir die Anreihung dieser Sätze zweckvoll, sonst sind sie zusammenhangslos. Und 32 *zallen zîten* entgegnete auf 15 ff., das die mit ihr verbundene Strophe 23 ff. auf den Sommer beschränkt. 35 f. bilden ein Gegenstück zu 8 ff. — 34, 1 vgl. Eccli. 19, 24: et est qui se nimium submittit a multa humilitate.

34, 3. 11. Die beiden Strophen gehören zusammen (wie auch schon Bartsch angenommen hat), denn in der ersten sagt der Ritter, dass er sich der Frau erinnere (die Lesung von A für 9 f. ist von beachtenswerther Selbständigkeit), an die er während des Winters nicht gedacht hat; in der zweiten kränkt sich die Frau über diese Vernachlässigung. — 8 *rôsebluomen* (dieselben meint wohl die Frau 15) sind wohl Rosenblüthen? Denn sonst stünde der Sommer schon sehr hoch. Freilich kann

ê 7 auch bezeichnen: ‚vor Langem, einst‘. — 11 vgl. oben zu 20, 19. — 17 f. dieser Gegensatz ist in der Sprache der Kirchenschriftsteller ungemein häufig: gaudium breve, dolor longus. — Eine kurze Bemerkung scheint mir noch V. 11 zu verdienen: *vor dem walde wart ez lût.* Ich denke mir den Dichter sich ergehend im Burghof oder Burggarten, wo auf einer Linde hoch oben eine Amsel schlägt. Nahe an den Ansitz stösst der Wald, und da wird es dann im Morgenlichte ebenfalls laut, wie ich meine *vor dem walde* = im Unterholz, im Gebüsch, da doch gar selten der Wald unmittelbar in Wiesland oder Acker übergeht. Dabei weiss ich freilich nicht, ob meine Auffassung nicht vielleicht durch meine Vorstellung der süddeutschen, österreichischen und alpinen Landschaft (allerdings auch die Dietmars) zu sehr bestimmt wird. Aehnlich hatte ich mich im Oesterr. Litbl. 4, 54 gegen Edward Schröder's Erklärung von V. 1692 im Moriz von Craon gewendet, die er Zeitschr. f. d. Alterth. 38, 104 vortrug: ‚— denn *mit maneger hande blüete gemuoset* ist doch nur das Gras, nicht die Waldbäume‘, indem ich meinte, die Beschreibung sei hier überhaupt nicht exact, denn im Walde wachse kein Gras. Darauf schrieb mir Schröder (11. Febr. 1895): ‚Da würden nicht nur unsere hessischen Oberförster, die im Nothjahre 1893 Tausende von Centnern Waldgras abgegeben haben, sondern vor Allem auch die ganze ausgedehnte Waldwirthschaft des Mittelalters widersprechen, für die z. B. die jüngst von Liebermann so mustergiltig behandelten Constitutiones de foresta Zeugniss ablegen, wo unter den Thieren des Waldes zahme und wilde geschieden werden. Und denken Sie doch nur an die Kälber des alten Helmbrecht, die Helmbrechts Mutter *in dem lôhe* suchen geht.‘ Mit der Helmbrechtstelle hatte ich es wohl leicht: *in dem lôhe* ist, wie aus anderen Stellen und Flurnamen sich ergibt, eben ‚im Unterholz, im Gebüsch, das vor dem Walde liegt und ihn umkränzt‘, und ich mochte darauf verweisen, dass niemals in unseren Gegenden Rinder den Wald aufsuchen, um sich dort zu nähren. Aber Wald und Wald sind doch sehr verschieden, je nachdem sie in Süddeutschland oder in Mittel- und Norddeutschland gedeihen, und wahrscheinlich wird sich die Sache so verhalten, dass Schröder und ich die unserer Heimat gemässe Vorstellung vom Walde besitzen und somit Jeder in seiner

Weise Recht oder Unrecht haben. Denn die grossen Waldcomplexe unserer Gegenden kennen Gras wirklich nur in den Lichtungen ihres Nadelholzes, und auch Vögel singen im Hochwald nicht, sondern nur an seinen umbuschten Rändern.

34, 19. Gedanken sind so unbeschränkt *(ledic)* in ihrer Freiheit, dass Niemand in der Welt sie ab- oder zurückzuwenden vermag. Cicero pro Milone Nr. 79: liberae sunt cogitationes nostrae (= Ambrosius, De virgin. lib. 3) et quae volunt, sic intuentur, sicut eo cernimus, quae videmus. Augustinus, De spiritu et littera cap. 34: nemo habet in potestate, quod evenit in mentem. — 23ff. eine rechte Liebesfreude hat mich gezwungen, ihr mein Herz zu unterwerfen —. Also nicht von der Geliebten, sondern vom Liebesgenuss geschieden zu sein, bereitet ihm Schmerz. Nach 24 möchte ich Komma, nach 25 Punkt, nach 26 und 27 Komma setzen. — 28 ‚breves dies‘ ist ein häufiger biblischer Ausdruck. — 29 *ein scheiden* = dieses Scheiden.

34, 30. Die Gedanken dieser Strophe bewegen sich in Reimpaaren. — 32f. auch hier sind die Augen die Späher des Herzens wie in Hartmann's 1. Büchlein. — 34 *tugende* sind hier unmöglich ‚virtutes‘ (Scherer: Vorzüge), sondern bezeichnen die Gemüthsanlage, das Wesen der Frau. Denn für den Liebenden hat doch das allein Werth, dass sie nicht falsch ist. — 35 die *besten* werden auch hier ‚optimi‘, die vornehmen Standesgenossen sein. — 35, 1 war es unnöthig (Paul, Beitr. 2, 463, Anm. 2), die Haupt'sche Conjectur nochmals zu verwerfen, da sie schon Haupt selbst in seiner Zeitschrift 11, 579 mit den Worten zurückgenommen hatte: ‚Wie ich auf meine falsche Aenderung gekommen bin, weiss ich nicht. Hier hätte ich Rüge verdient.‘ — 35, 2f. in wie schmerzlicher Weise hat sie mich verlassen, sie hat mir mein Herz fortgenommen — dergleichen (und 4 geht es so holperig fort, dass man unwillkürlich die Lesung der Handschriften vorziehen möchte: *daz geschach mir ê von wîbe(n) nie*) ist mir noch nie von einer Frau widerfahren.

35, 5. Die ganze Strophe spielt mit den Worten *liebe* und *fröude*, die ja nur verschiedene Arten einer Stimmung bezeichnen. Es liegt darum nahe, Paul's Vermuthung (Beitr. 2, 468) anzunehmen, der für *frouwen* aus B *fröuden* aus C

einsetzt; der Dichter sagte dann: viele Liebesfreuden habe ich schon hinter mir, an keiner davon hat mein Herz theilgehabt — jetzt aber ist das der Fall. Ich habe nur das Bedenken, dass 5 und 7 damit gar zu ähnlich werden. Zudem knüpft B mit *frouwen* an V. 4 an, und C verdient an sich so gut wie kein Vertrauen. — 12 soll das heissen, dass er weinen wird? Das wäre für einen Mann wie Dietmar recht wenig passlich, aber die Leute reden leicht vom Weinen, ohne dass es dazu kommt. — 14 hier Conjicieren wäre blosses Rathen, der Sinn wird sein: keine Frau der Welt weiss mich so zu fesseln wie diese.

35, 16. 24. Die erste Strophe spricht die Wünsche des Liebhabers aus und klagt über die Frau (18 *ein* bestimmtes Pronomen), die ihn zu trauernder Sehnsucht gezwungen hat. 24 hingegen redet die ebenso sehnsüchtige Frau, die es dem vornehmen Ritter *(der besten einer)* vorwirft, dass er gegen sie gleichgiltig ist. — 26 ‚das wäre gut, wenn ich froh würde‘, d. h. Liebe genösse. Dann gienge es keinem Menschen besser. Die Schuld liegt also an dem Ritter, oder vielmehr: der Dichter macht sich das Vergnügen, sich von der Frau umwerben zu lassen.

35, 32. Ueber die Strophe vgl. Scherer (D. St. 2, 66f.) und Paul (Beitr. 2, 470f.). Ich kann Scherer's Auffassung von *gewizzen* = Bildung nicht beitreten, sondern verstehe es als: Bewusstsein, Einsicht in sich selbst, Gewissen, in welchen Bedeutungen die Alten schon *conscientia* kennen, das in der Bibel (mit diesem wechselnden Sinn) fast nur den Paulinischen Briefen angehört. Zur Noth könnte man damit *mêren* noch verbinden und ähnlich übersetzen wie ‚Gewissen schärfen‘ (D. Wtb. 6, 1891), aber ich ziehe es doch vor zu schreiben: *swer merket die gewizzen mîn* = ‚wer meinen Charakter, mein inneres Wissen und Gewissen, richtig erkennt und beurtheilt‘, und übersetze weiter: das ist der Mann, dem ich mich hingebe; andere will ich meiden, obzwar auch ich ein Herz voll Liebessehnsucht habe. ‚Das wäre mir nun eine arge Bedrängniss des Gewissens, wenn er mir über die rechte Grenze hinaus lieb würde: der Tod wäre mir dann willkommen, liesse er mich seiner nicht geniessen.‘ Solche Klage eines von Liebesnoth bedrängten und dabei doch streng religiösen Frauengemüthes passt nun

freilich wenig zu Dietmars Art; ich möchte daher auch die ganz schlecht bezeugte Strophe diesem Dichter absprechen, wobei mich, wie ich nicht besonders zu versichern brauche, keine Rücksicht auf die Reconstruction der Liederbücher bewegt.

36, 5f. Die beiden Verse sind schlecht in Bezug auf Metrum und Wortstellung. Es ist aber schwer auszumachen, ob diese Mängel (verbunden mit der ungemein schlichten Satzbildung) nicht absichtlich zur Charakteristik der Frauenstrophe angebracht sind. *odium mundi* gehört zu den festen Formeln des Evangeliums und der Briefe Johannis. — 19 der Ausdruck setzt eine vorausgegangene Verpflichtung (im höfischen Epos Gefangenschaft) des Eidesleisters voraus; hier wird diese in dem Entgegenkommen der Frau zu suchen sein.

36, 28. Die Umschreibung Gottes durch einen Satz (wie 38, 23) ist durch die Paulinischen Briefe in die Kirchensprache gekommen. — 30 auch hier sind *tugende* nicht ‚virtutes‘, sondern: liebenswürdige Art. — 32 vgl. die Ausdrucksweise 35, 5ff. 38, 4. 40, 9.

36, 36. 37, 1 sind parallel: beide beziehen sich auf die Sinne, im leisen Gegensatz *(dar zuo* wie *ouch)* zu den geistigen Eigenschaften, die vorher gerühmt werden. — 37, 2f. enthält eine Nachbildung der Ausdrucksweise liturgischer Gebete, die dadurch einen pikanten Beigeschmack bekommt, dass damit die Aufnahme in die ewige Seligkeit besonders gemeint ist; in letzter Linie geht das auf die Verwendung von *suscipere* hauptsächlich in den Psalmen und im Neuen Testament zurück.

37, 13 vielleicht darf man doch auch mit C (wie 11) *ein man* wagen.

37, 22 *wol stêndiu ougen* werden eben ‚klare, helle‘ sein. — 23ff. ist die Fügung im 9. und 10. Gebot.

37, 30. Unzweifelhaft ist die Fassung von 31. 33 in C verderbt. Aber gemäss der Praxis dieser Handschrift gegenüber den älteren Minnesängern nehme ich an, dass nicht bloss die Construction von 31 ihr Anstoss gegeben hat, sondern auch ein ungenauer Reim (vgl. Paul, Beitr. 2, 462 und Anm.). Daher benutze ich die Emendation Lachmann's und schlage vor: *daz verstên ich an dem dinge.*

38, 5f. Eine der geläufigsten liturgischen Wendungen ist das *sursum corda habemus ad Dominum* in der Praefatio des

Messcanons. — 8 soll der falsche Conjunctiv (vgl. Paul, a. a. O.) vielleicht auch für die Frau als Verfasserin charakteristisch sein?

38, 16f. *ein ritter, der dich hât erwelt ûz al der werlte in sîn gemüete* — ist das nicht ein Latinismus nach *eligere, deligere in* —? Darf *in sîme gemüete* gewagt werden? — 21 *an ein ende* ist ein Terminus der Rechtsprache: zu einer Verständigung, einem Ausgleich, Compromiss (Haltaus 313f. und *an ein ende reden* heisst: eine Sache zum Ausgleich bringen zwischen Streitenden (Haltaus 1531f.).

38, 23 scheint mir kein Selbstgespräch (Scherer, D. St. 2, 50), sondern gerade die Botschaft, welche 14ff. versprochen wird: wenigstens stimmt die Strophe durchaus mit dem Inhalt der Ankündigung überein. Vgl. 21f. mit 28—31.

38, 32. Paul sieht (Beitr. 2, 464) in diesem Liede ‚das Werk eines Dichters der romanischen Schule, dessen Weise der Heinrichs von Morungen am ähnlichsten sei‘. Das mag sein, nur möchte ich nicht gern gerade diesen Refrain dafür als Zeugniss anrufen. Die Meinung Burdach's (Reinmar und Walther, S. 80), der in diesem Refrain den Ausruf des zum Tanze singenden Dichters erblickt, kann vielleicht richtig sein. Sehr beachtenswerth erscheint mir das Gleichniss der ersten Strophe: seinen Gehorsam, seine Ergebenheit gegen die Herrin vergleicht der Dichter mit einem Schiff, das auch dem Steuermann unbedingt gehorche, sobald der Strom seinen starken Wellenschlag beim Sturm aufgegeben hat; so benehme auch sie ihm sein wildes Gebahren. Denn ich halte *wilde tât* noch für einen Theil des Gleichnisses und nehme Lachmann's Vorschlag in der Anm.: *missetât* nicht an. Ist das so, dann liegt es aber auch nahe, den Refrain zwischen diesen Zeilen in Bezug zu dem Inhalt zu bringen. Dieses *só hô owí* halte ich für einen rhythmischen Begleitruf der Schiffer (auf der Donau?) beim Ruderziehen: die beiden ersten Silben für das langsame Aufziehen der Ruder, die dritte und vierte beim Nachlassen. Die Rufe, welche bei schweren eingehakten oder (in der älteren Zeit) eingeseilten Rudern heute auf dem Bodensee und der Donau vernommen werden, sind, wie ich (für diese einzige mir zugängliche Kraftübung) bezeugen kann, diesem Refrain sehr ähnlich. Vgl. auch den entsprechenden Abschnitt in Bücher's Arbeit und Rhythmus. Für einen Tanzruf sind mir die über-

lieferten Töne zu tief und gleichmässig. Und die anderen ähnlichen Rufe, welche Grimm's Grammatik 3[3] mir anzuführen gestattet (284 Anknüpfung an *ôwê*; 289 Scheuchruf *schohô* — noch jetzt beruhigender Zuruf der Fuhrleute an die Pferde —; 291f. 304f. Bildung mit *zâ*; 299 Ueberfuhrrufe; 306 *tscho! tscho!* Lenkrufe für Ochsen), passen alle nicht hierher.

39, 18. Das beste Argument für Lachmann's Gestaltung der ersten Zeile ist noch immer die Praxis von C, das die ungenauen Reime älterer Sänger beharrlich umbildet (s. gleich oben 39, 6). Und einer solchen Bemühung sieht der Zusatz von *ziere* ungemein ähnlich. Wenn Paul (Beitr. 2, 465) meint, *ziere* sei ‚gerade alterthümlich und würde von einem Besserer, der das Muster des späteren höfischen Minnesanges vor Augen hatte, schwerlich hinzugesetzt sein', so vergisst er, dass *ziere* als bequemes Reimwort seine Verwendung im Inneren des Verses lang überdauert hat und bis ins 14. Jahrhundert gebraucht wird. Die übrigen Aenderungen Lachmann's scheinen mir sehr schwer zu vertheidigen, so *unsich* und ganz insbesondere die Verdoppelung von *wâfen*, die doch nur sehr selten (Gr.[3] 3, 288) so vorkommt und dann schwerlich in einer Situation wie die des Tageliedes angemessen ist. — 25 wäre vielleicht statt des unmöglichen *min fríundin* von C zu schreiben: *vriedelîn*.

39, 30. *brehen* ist wohl zu nehmen wie 33, 20. — 31 dass hier der Infinitiv *ze ruomen* nicht stehen kann, wie C will, ist klar. Aber auch *ze ruome* scheint mir wenig zu passen, weder in der Bedeutung ‚gloria', noch ‚pompa'. Beidemale stimmt der Satz nicht mit der folgenden Periode, in der auseinandergesetzt wird, wie der Winter die Liebenden für die Leiden des Sommers entschädigen werde. Damit lässt sich doch ein Lob des Sommers 31 nicht verbinden. Vielleicht kann man abhelfen durch: *der wol was (kam) ze ruowe!* von dem es sehr gut ist, dass er zur Ruhe gegangen ist, oder wie es im österreichischen Volksmunde heisst: der ist gut weg = um den ist es nicht schade. — 33f. kann man *den bluomen* flechten? Entweder muss man 33 *die êrsten bluomen* schreiben oder 34 mit Lachmann *brach*. Das Bedenken gilt auch bei Burdach's Auffassung (Reinmar und Walther, S. 77f.).

40, 5. Der ungenaue Reim in Lachmann's Conjectur (*ă* : *â* vor *h*, ein leichter Fall) reicht schwerlich aus, um die Aen-

derung von C zu rechtfertigen (auch Paul, Beitr. 2, 463, Anm. 1), dessen *wol geslaht* sehr gut zu den sonstigen, Dietmar eigenthümlichen Hinweisen auf seine eigene Vornehmheit passt. — 8 das ist *ein ende*, wie es 32, 3. 38, 21. 32 gewünscht und angestrebt wird.

40, 11. Ist das überhaupt die Strophe einer Frau? Es zwingt nichts dazu: 12 kann auch auf eine Abwesenheit der Herrin ausgelegt werden: alles Uebrige passt sowohl für Mann als Frau, auch 17f., zumal für einen, der sich gerne als so sehr umworben darstellt wie Dietmar. 13 scheint aber doch nur von einem Manne gesagt werden zu können: er besucht die Frau und scheidet von ihr.

40, 19. Die Bemerkung Haupt's über die Einstrophigkeit der Lieder des Aisters ist heute nicht mehr richtig. — 24. Die sprichwörtliche Redensart *já bin ich niht ein heiden* gründet sich darauf, dass Heiden nach mittelalterlicher Auffassung der menschlichen = christlichen Gesellschaft nicht angehören (sie sind in dem allgemeinen Frieden nicht inbegriffen, Schwabensp. cap. 205). Daher die alte Definition (Du Cange 6, 89): paganus sine aliquo jure; Graf-Dietherr, S. 210: Heiden erben nicht. Hier hat die Frau den Dienst des Sängers angenommen und ist damit eine Verpflichtung gegen ihn eingegangen. Indem sie diese nicht anerkennt, überdies ihn der Sinne beraubt, behandelt sie ihn, als ob er ein rechtloser Heide wäre, dem keinerlei Anspruch zusteht. Vgl. Buch der Rügen 1195ff.: *dâ von mac ich gelîchen iuch wol sicherlîchen der heidenischen undiet, diu nie niht guotes geriet.* — Mit 27—30 schiebt der Dichter der Frau allein die Schuld zu. — 30f. Scherer's Interpunction (Punkt nach 30, Doppelpunkt nach 31) scheint mir richtig; zu seiner Emendation 33 *triuwe* gehört aber, dass die Ellipse ergänzt wird: wenn sie es nicht thäte. Erst dann wäre die Verbindung mit 34 zu verstehen. — 35 *der beste man* ist zwar ein Ausdruck Dietmars, hier aber wohl nur kalte Höflichkeit. — 40, 1 *si*, 2 *in* sind die Merker. Der Verrath in 34 verursacht die Absage 41, 4. *kîp* 41, 5 ist Verleumdung. C bringt 43, 29. 45, 23 das Wort im Gegensatz zu *huote*, und in der That bewegt sich ein Minneverhältniss zwischen diesen beiden Gefahren: der *huote*, als der Beobachtung durch bestellte Wächter, und dem *kîp*, dem verleumderischen Gerücht. In der späteren Rechtssprache und in

den alemannischen Mundarten (nicht im Bairischen) ist *kîp* Gezänk mit Verleumdung und Beschimpfung. Die Indiscretion des Dichters macht also den Abbruch des Verhältnisses nothwendig.

8. Friedrich von Hausen. MSF. 42, 1—55, 5.

42, 1. Der Dichter schreibt V. 2 die Erwähnung von Aeneas und Dido der Frau zu: er setzt also voraus, dass sie Schulbildung genossen hat. Zu den Erörterungen über den Ursprung dieser Anspielung möchte ich doch noch erwähnen, dass die siebente der im Mittelalter stark gelesenen Heroiden Ovids ein Brief von Dido an Aeneas ist, der das Thema nach allen Richtungen hin ausschöpft. — 7 *aleine* = obgleich. — 9 *elliu wîp* kommt in jeder der drei Strophen vor (15. 21), auch in der späteren Strophe 43, 14 (mit *für* wie hier). Man könnte fast denken, *für elliu wîp* enthalte einen Versteckname für die Frau, wie sie bei den Provençalen beliebt waren. — Weil 12 zu wenig nachdruckvoll ist, wird der Gedanke 14 wiederholt. — 19 *klûse* ist nicht ein ‚Verschluss‘ im Allgemeinen, wie die Wörterbücher sagen, sondern: cellula, in qua degit monachus inclusus (oder eine inclusa), Du Cange 2, 379. Also ein für alle Zeit (20) verschlossenes Oertchen, wo Eines allein drinnen ist. Darum befindet sich 19f. in ganz natürlichem Gegensatze zu 21f., wo ich *sô* adversativ übersetze, und es bedarf nicht des wirklich geistreichen Einfalles von Haupt, der 21f. der Frau zuweist. (Auf anderem Wege gelangt Paul, Beitr. 2, 422f. zu demselben Ergebniss.) Das hätte auch im musikalischen Vortrage schwer ausgedrückt werden können und wäre kaum verständlich gewesen. Frauenstrophen werden in der Regel schon beim Eingang, meist durch Pronomina (Femininum oder Bezug auf Masculinum) kenntlich gemacht; wo das nicht der Fall ist, scheint Vorsicht gerathen. Nach 20 setze ich Strichpunkt, 21f. übersetze ich: ‚dagegen sollen für alle Zeit alle Frauen ganz und gar nicht in Bezug darauf gedrängt werden, dass sie in mein Herz sollen‘. Es ist eine freie Fügung, *drinne* ist auf *ungedrungen* zu beziehen, nicht auf *wesen*. — Wahrscheinlich ist Haupt durch 23 zu seiner Auffassung von 21f. gebracht worden. Aber dieser Vers bezieht sich klärlich auf den Vergleich im Eingange des Gedichtes: Dido konnte

sich über den Verlust des Aeneas nicht trösten, die Frau hingegen meint, sie wolle sich gewiss trösten. — 25 *rehtiu stæte* vgl. Albertus Magnus, De Paradiso animae, lib. 1, cap. 42: perseverantia vera est in bonis operibus frequens exercitatio, continuum studium etc. *bonitas* 27 ist die Mutter aller Tugenden nach Petrus Blesensis, Sermo 31, und nach Hugo Cardinalis, Super 3 Reg. 10 besteht sie aus sechs Theilen, deren fünften *perseverantia* bildet. Man sieht aus diesem Beispiel, das Schema der Minnepsychologie deckt sich im Wesentlichen mit dem der Kirchenlehre und ist wohl auch aus diesem entstanden. — Auch *rehtiu stæte* knüpft wohl noch mit 23 an den ersten Vergleich an: Aeneas ist eben ein Typus der perfidia gegen Dido. Das Lied ist hier aus.

43, 1. Die Abwesenheit der Geliebten ist diesen Strophen mit dem vorangehenden Liede gemeinsam. Die erste Strophe ist wohl nach 43, 10 und 19 gedichtet und von C wegen der *stæte* 6ff. in Bezug auf 42, 25ff. hierher gerückt. Die Abwesenheit könnte wohl (wenn man diesen Liedern mehr Realität zugestehen will als blosse Stimmung) die von 42, 1ff. sein und besonders die der beiden nächsten Strophen. — 2 *sô verre* — Italien? — 7 *sît ichs began* soll sich vielleicht auf 42, 24ff. beziehen. — 9 diese vielfach variierte Maxime ritterlicher Ethik will, dass man nicht blos das Gute überhaupt, sondern auch mit gutem Willen thue, damit es verdienstlich werde. Das entspricht durchaus der allgemeinen kirchlichen Lehre, die sich in dem seit Bernard von Clairvaux verbreiteten Satze ausdrückt: voluntas bona est mater omnium virtutum. — 11 ich bleibe bei den Handschriften BC und lese *friunden* gegen Lachmann's *fröiden.* Gehören die Strophen 10 und 19 zusammen, wie die Ueberlieferung zu verlangen scheint, so ist doch erst 23ff. der Abschied erzählt und dass der Sänger von den Freuden sich trennen musste. Dazu passt 10f. jetzt nicht, obschon Lachmann wohl gerade wegen 26 auch 11 *fröiden* gesetzt hat. Es scheint mir 13 *ich von der gescheiden bin* zu verlangen, dass 11 *friunden* stehe. Es wäre auch nicht angemessen, 15f. zu sagen, die Frau sei *ze sorgen mir geborn,* wenn 11 bei ihr sein bei Freuden sein hiesse. Lehfeld hält (Beitr. 2, 358) *fröiden* für die authentische Lesart und für ein Symbol der guten Jahreszeit (vgl. Paul, Beitr. 2, 425). Nun

bildet gewiss 43, 10 den Anfang eines neuen Stückes, aber die *wünneclîchiu zît* steht wohl hier nur hypothetisch. Doch möchte man 43, 1 als später zu 42, 1 gedichtete Strophe ansehen. — 19 *in der mâze* = ganz wenig. — 22 wird sich wohl auf die Frau beziehen, von der 42, 23 ausgesagt wurde, sie getröste sich leicht der Abwesenheit des Dichters. — Merkwürdig sind die stark von B abweichenden Varianten in C bei der Strophe 19. Zuerst hat diese Handschrift (vgl. 43, 12 und 21) Ton und Reimstellung des Gedichtes falsch beurtheilt. Da das nur in den beiden Strophen 10 und 19 der Fall ist (nicht z. B. 42, 19ff., wo die Sache ebenso lag wie 43, 10), so darf man annehmen, dass C wenigstens mit 43, 10 einen neuen Ton ansetzte. Es waren also wohl diese Strophen in der Vorlage etwas von den früheren gesondert oder standen auf einem anderen Blatte.

43, 29. *nît* ist hier (wie 44, 11) der Hass und die Abgunst der eifersüchtigen Mitbewerber und Standesgenossen. 30 *dienst* wird nicht mit *friunde* zu verbinden sein, sondern heissen: mein Dienst. Das ergänzt sich dann mit der zweiten Bestimmung zu dem Begriffe des Werbens, ähnlich wie 29 die Hindernisse zusammengefasst werden. Zudem steckte in *rât* schon *dienst*, sofern das zu *friunde* gehörte. — Wer sind nun eigentlich die *merkære*, die bei Friedrich von Hausen schon zu einem festen Bestandtheil seiner poetischen Zurüstung geworden sind? Schwerlich und selten hat man sich darunter blosse Knechte niederer Sorte vorzustellen. Lieber bessere Diener und Mannen, als Schreiber gebrauchte Cleriker, der Burggeistliche; ob irgend eine Angabe auf Verwendung von Frauen (und Mägden) zu solchem Späherdienst führt, habe ich vergebens zu ermitteln getrachtet. Es ist an sich nicht unwahrscheinlich, und besonders weniger bemittelte weibliche Verwandte mag man sich leicht bei den *merkæren* denken. Die *huote* muss eine bestimmte Art von Thätigkeit gewesen sein, eine Ueberwachung, um Zusammenkünfte zu verhindern, Austausch von Nachrichten und Liebeszeichen zu erschweren u. dgl. Die Sache ist unsterblich, nur das Wort dafür wechselt. — 38 das Missverständniss in C *aller rihheit* erklärt sich besser, wenn man statt *alrehte* schreibt *alrihte*, das Lexer, Nachträge S. 18 in anderer Bedeutung belegt, dessen hier geforderter Sinn aber aus dem mehrfach belegten *algerihte* ebenso erschlossen werden

kann wie aus dem (bei Lexer fehlenden) *alrihtes* Berthold 434, 33. — 44, 1 vgl. Prov. 14, 13: risus dolore miscebitur, et extrema gaudii luctus occupat. Der Satz bildet ein Hauptthema der asketischen Literatur des Mittelalters und ist aufs Einfachste von Gregor d. Gr. formuliert: gaudium tristitia comitatur. — 4 den Sinn des Satzes hat C mit dem reinen Reim *tumber* getroffen. *gelücke* ist hier: Schicksal, Geschick. — 7 ich bin mit Lachmann's Conjectur nicht ganz einverstanden, die allerdings zutreffend die Unbrauchbarkeit von *unbetwungen* C voraussetzt, aber an dessen Stelle ein Wort bringt, das in der verlangten Bedeutung und Fügung unbelegt ist und wohl anders hätte von C aufgefasst werden müssen. Ich schlage vor *bevridet* (vielleicht geschrieben *bevrit*), das dann in *fride* 8 aufgenommen wird. So schreibe ich nämlich im nächsten Verse (auch Paul, Beitr. 2, 424), denn die schwache Form ist doch sehr merkwürdig, und C änderte auch 45, 31 *wille* zu *willen*.

44, 13. *die besten* 14 sind auch hier die Optimaten, und es erklärt sich daraus *algemeine*: im gesellschaftlichen Verkehr. — 22 *güete* und *getât* zusammen machen erst einen Menschen glücklich: pulchritudo corporis und bonitas animae fügen sich zusammen zu beatitudo, das weiss schon Johannes Chrysostomus und gilt als kirchliche Anschauung. Die pulchritudo corporis aber est donum Dei: Augustinus, De civitate Dei, lib. 15, cap. 22. Der Punkt nach 23 ist Druckfehler. — 26 die Lesart *arnez* in C nimmt ein ἀπὸ κοινοῦ an; darf man das ändern? allerdings muss *waz danne?* geschrieben werden. Auch das Mhd. Wtb. beurtheilt die Stelle so 1, 61[b]. — 31 über die Stelle vgl. Scherer's eingehende Auseinandersetzung, zu der nachgetragen werden mag, dass nur zu *güete* das *wan* 33 den nöthigen Gegensatz bringt, nicht aber zu *got*. — 38 *sêren* müsste hier der subst. Infinitiv des schwachen intrans. (nicht transit., wie einmal bei Walther 109, 23) Verbums sein = ahd. *sêrên*. Das ist nun zwar auch belegt, aber nur einmal bei Walther von Klingen (Wackernagel's Schrift S. 8. Bartsch, Schweizer Minnes., S. 113), also aus einer Zeit, wo das Sprachmaterial des alten Minnesanges bereits vernutzt war. Ich denke jedoch, dass die Lesart *mit sêren* in *C* durch das Bedürfniss, einen ungenauen Reim zu bessern, aus dem Adverb. *sêre* sich leichter erklären lässt; allerdings muss dann 39 *ichz* geschrieben werden.

45, 1. *rouwen* 7 ist jedesfalls ein sicheres Zeichen für Hausen's Mundart, und in diesem Betrachte steht natürlich Bartschen's Text in den Liederd.[3] dem Echten viel näher als der in MSF., anderseits aber macht Bartsch die Sprache des Sängers zu alt. — 11 möchte ich nicht so stark interpungieren und lieber Strichpunkt setzen: ‚ich glaubte früher dort ihr sehr ferne zu sein, wo ich jetzt mich näher wüsste; (aber) erst jetzt wird mein Herz durch den Aufenthalt in der Fremde schwer bedrückt.' — 16 ‚so erführe ich wohl eine andere (= bessere) Kundschaft'. — 18 *berge* sind schlechtweg die Alpen wie *montes* bei deutschen Historikern des Mittelalters; vgl. Du Cange 8, 364: ultramontanus.

45, 19. *twinget* 20 = beängstigt, bedrängt. — 22 *zwîvel* ist hier nicht ‚Zweifel', sondern entschieden negativ: Mangel an Glauben. — 23 *nît* = Abneigung, Ungunst. — 26 Werk fordert Lohn: Lohn vorenthalten verletzt ein göttliches Gebot. — 27 *hât* ist hier = hält, hochhält und darnach behandelt. — Muss 28 geändert werden? Ich bleibe lieber bei *verstân* C, vgl. Mhd. Wtb. 2B, 587[b]; der Mangel des Auftaktes ist bei Hausen wohl zu ertragen. — Nach 32 schlage ich Doppelpunkt vor, denn 33f. ist eben *der liebe wân*, das beweist das Präteritum 32. Der Satz bezieht sich auf die Zeit vor einem Jahre, und dieses Jahr liegt vielleicht gerade zwischen den beiden Gruppen von Strophen. 35f. übertragen dann diese Empfindung auf die Gegenwart.

45, 37. Aus dieser Stelle und vielen anderen erhellt, dass C selbst ein Stück Poet und ziemlich sprachgewandt war (bisweilen freilich etwas dumm 47, 12). — 46, 2 ‚wofern sie's überhaupt zugestehen will'; auf den üblen Willen der Frau ist schon 45, 31 verwiesen worden. — 3 vielleicht erklärt *in michel nôt* die Lesart von BC: *in sô grôze nôt* einfacher; *daz* 4 wäre dann folgernd ohne vorausgehendes *sô*. — 4ff. sind die Verhältnisse des Grüssens in Deutschland ganz so beschaffen gewesen wie in der Provence? Jedesfalls hat Hausen hier das Vorbild anders gewendet. Trist. 3589f. bezaubert das Spiel des Jünglings die Hörer so: *daz maneger dâ stuont und saz, der sîn selbes namen vergaz.* — 11 das Herz behält die Oberhand im Streite: die Herrin nämlich will, dass es seine Liebe aufgebe, das Herz jedoch hält daran fest. — Es passt also;

anders Bartsch. — Merkwürdig ist, dass Hausen hier die Reime *strît: zît, wîp: lîp* als gesonderte neben einander stellt, die er sonst unbedenklich (gleich in der nächsten Strophe) vermengt. — 14 das heisst wohl: wann immer ich es mit Rücksicht auf Gott wage. — 17f. der Gedanke ist in der kirchlichen Literatur nicht selten: omnis creatura bene potest amari, sagt Augustinus, De civitate Dei lib. 15, cap. 22, da sie aus Gottes Schöpferkraft entstammt. — 21 l. *ich hete ein liep* —; vgl. C, auch BC 22 lässt auf *ein* schliessen. — Warum änderte Lachmann 25 die Lesart BC: *die selben klage?* Wäre das zu ungenau gewesen (: *gehaben*)? Und wenn das nicht schon in der Vorlage stand, weshalb hätte C nicht einfach hier *klagen* geschrieben, da doch 26 dann leichter *verzagen* hätte eingesetzt werden können? Bartsch behält *klage*. — Die Ausdrucksweise der Strophe ist im Legendenstil gehalten; 27 ist in den Palmen oft belegt, z. B. 7, 11: justum adjutorium meum a Domino, qui salvos facit rectos corde; vgl. 24, 17. 30, 8. 106, 13. — 28 ‚mors certa, dies incerta' unzähligemale. — 38 diese Qualität Gottes wird von den Kirchenschriftstellern überaus häufig erwähnt, z. B. Eusebius Emis. (Bibl. max. Patr. 5), Hom. 5 ad monachos: novit Deus remunerare merita, novit et punire delicta; Ambrosius, De Abraham, lib. 1, cap. 3: non est serus ad remunerandum Dominus: et cito promittit et multa largitur; Augustinus, De verbis Domini, Sermo 25: Dei est pro parvis magna pensare. — 47, 7 eine der allerstärkst gebrauchten gebetsweisen Sentenzen, z. B. Leo Gr., Sermo 5. de jejunio decimi mensis: Deus a nobis ante omnia honorandus atque laudandus est.

47, 9. Für Hausen scheinen in diesem Gedichte und anderwärts noch Kreuzfahrt und rechte Minne unvereinbar. — 14 *volgen* ist hier mit Bezug auf den Streit in juristischem Sinne gebraucht: zustimmen, übereinstimmen; vgl. Haltaus 469. Rechtsalterth. 864. Keines gibt nach. — 15. Die Vorstellung von der Schädlichkeit der Augen geht von der Asketik aus, welche die Thätigkeit der Augen als gefährlich erachtet, weil die Sinnenlüste vornehmlich durch das Auge auf den Menschen eindringen. Einige Beispiele dieser schon bei Seneca vorkommenden Auffassung werden genügen. Augustinus (der überhaupt die meisten Vergleiche für die Augen gebraucht: oculi cordis [Ephes. 1, 18] = nuntii, janua, lucerna; Salvian: duces sensuum; Petrus Chrysolo-

gus: animae fenestrae, speculum mentis), Confess. lib. 7, cap. 16: pulchras formas et varias, nitidos et amoenos colores amant oculi — und verderben dadurch den Menschen. In Pseudo-Beda's vielbeliebten Proverbien steht: oculi petulantes cordis luxuriosi sunt proditores. — 16 anders als durch ein Gottesurtheil kann die Sache nicht entschieden werden. — Die Augen werden hier offenbar schon als Diener des Herzens angesehen, der Dichter identificiert sich selbst mit dem Leibe und stellt sich daher wider sie und das Herz. Daraus erklärt sich vielleicht (mit Hilfe von Lachmann's Emendation) der Gegensatz zwischen *ez* und *ich* 19; *dâ*, beim Kreuzzug. Mit der Aenderung von Bartsch: *daz et ez alsô wâre* bin ich schon deshalb nicht einverstanden, weil *et* dann betont werden muss. Vielleicht: *daz ez als ich dâ wære?* Das *ez* = *herze* wäre meinem Ermessen nach ganz deutlich. — 20 Lachmann's Fassung ist wohl eine Consequenz seiner Aenderung in 19. — 21: von Rechtswegen müsste ich auf der Kreuzfahrt ein lebendiger Mann sein; das bin ich aber nicht, weil mein Herz nicht mitkommt, sondern bei der Geliebten zurückgeblieben ist. Vgl. 26: das Herz lässt ihn traurig, verlässt ihn auf traurige Weise. — Auch 23f. steht *herze* gegen *lîp* = den Dichter. 30: allein, ohne den Leib. Die Abstraction ist hier schon sehr weit getrieben, der Leib erscheint mit der Fürsorge für das Herz betraut, also dieselbe Anschauung wie im ersten Büchlein (jetzt wohl ‚Büchlein' schlechtweg) Hartmann's von Aue.

47, 33. Bartsch erklärt den V. 37f.: *mich dunket wie ir wort gelîche gê reht als ez der sumer von Triere tæte* dadurch: ‚sie ist ebenso unbeständig wie der Sommer von Trier'. Das ist aber ein Irrthum, denn mit *unstæte* 33 will der Dichter nur den Vorwurf abwenden, der vielleicht ihm gemacht werden könnte, weil er seiner Herrin den Dienst aufkündigt. Ihr selbst wirft er Unbeständigkeit gar nicht vor, sondern Härte, Gleichgiltigkeit, stumpfe Abneigung und gebraucht für diese Qualitäten 48, 1 das starke Wort *tumpheit.* Der Vergleich hat daher in der Widerwärtigkeit an sich das tertium comparationis. Ist es denn überhaupt möglich, den Sommer von Trier (in BC überliefert) so hart zu beurtheilen (vgl. über das Klima von Trier Lamprecht, Wirthschaftsgeschichte 1, 72. Roediger, Zeitschr. f. d. Alterth. 26, 294)? Da mir alle befragten Auskunftsmittel

(und sie sind für das Moselland seit alter Zeit ziemlich reichlich vorhanden) versagen, so thue ich einen verzweifelten Schritt und schlage vor *Triere* in *Thîle* = Thule zu ändern. Das Mittelalter hielt Island für Thule (vgl. darüber und über die Nachrichten der Alten Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde 1[2], 386—410. 506; vgl. noch den Bartholomäus de Glanvilla in einem Berner Excerpt, Zeitschr. f. d. Alterth. 4, 495), man hatte von seinem stets trüben und feuchten Klima die schlimmsten Vorstellungen, *nigra Thule* heisst es, wo ein halb Jahr Tag, ein halb Jahr Nacht herrscht, und durch Beda's wie Anderer Vermittlung drang diese üble Kunde bis in die kümmerliche Schulgeographie (vgl. Adam von Bremen, Descriptio insularum Aquilonis cap. 35 bei Migne 146, 653ff.). Dorther hat wohl auch *(nâch Rômære buoche sage)* Ulrich von Zatzikhofen seine Kenntniss, der bei Erwähnung der schönen Elidia ‚*von Thîle eines küneges kint*' einen Excurs über Thule einschaltet Lanzelet 7992—8015. Er berichtet: *die tage sint ouch ze Thîle ze sumer langer danne hie*, und fährt höchst merkwürdig 8006 fort: *ir envrieschent vremder mære nie dan uns dannen sint geseit: swelch wîp sich an ir hübscheit verwurke und des gedenke, daz si den beschrenke, der ir dienet umb ir minne; daz kumet ir ze ungewinne, si unwirdet sich dâmite, wan daz ist des landes site, ez enwirt ir niemer jâr vertragen.* Was die auf Thule bei den Frauen nicht dulden, nämlich Hartherzigkeit gegen den, der nach ihrer Minne dient, das ist es gerade, was Hausen seiner Herrin vorwirft; liegt es da nicht nahe zu vermuthen, dass *Thîle* ursprünglich gemeint war und von unkundigen Aufzeichnern oder Schreibern in das so viel näher liegende *Triere* verhört oder verändert wurde? — 48, 1 wahrscheinlich spielt in die Bedeutung *gouch* = ‚Thor, Dummkopf', auch die von mlat. cucus, cugus, cucullus = ‚Hahnrei' herein, also: Dummkopf mit dem Nebensinn des Geprellten.

48, 3. Nach 4 möchte ich das Komma tilgen. — 8f. Da das Prädicatsverbum bei Hausen auch sonst noch ein paarmal an der Spitze des zweiten Verses steht, so kann das auch hier wohl sein; ich schreibe V. 9 deshalb mit den Handschriften (und Bartsch). — 15 die vielbesprochene Stelle (Paul, Beitr. 2, 446; Baumgarten, Zeitschr. f. d. Alterth. 26, 139; ebenda S. 293 Roediger; Lucae, a. a. O. 27, 88f.; — nach dem Jahresbericht

für germ. Philologie 1883, Nr. 1018 vermuthete Müllenhoff *der einen*) scheint mir durch Lucae's *dâheime* für *deheinen* in Ordnung gebracht. 18 übersetze ich: der sich in plötzlicher Furcht vom Kreuzheere zurückzog. — 21 l. mit den Handschriften (und Bartsch).

48, 23. V. 25 und 26 schicken sich nicht wohl zusammen in der ihnen von Lachmann verliehenen Gestalt, denn 25 wird behauptet, die Nacht durch bis zum Tage habe der Traum gewährt; 26 hingegen, der Dichter sei vor der Zeit erwacht, also vor Anbruch des Tages. Ich möchte 26 mehr bei der Ueberlieferung bleiben und schlage vor: *do erwachet(e) êrst* (= endlich) *mîn lîp*. — 27. 29f. beurtheile ich wie Bartsch. — 31 Verwünschung der Augen findet sich mehrfach in der Bibelsprache: Psalm. 68, 24; öfters bei den Propheten; Matth. 5, 29f. 6, 23. 18, 9 etc. Joann. 12, 40.

48, 32. Es ist doch sehr wunderlich, dass 34 und 49, 1 einen absolut identischen Reim haben sollen. 34 war, wie C deutlich zeigt, nicht in Ordnung, ich schlage vor: *alsô mir wurre niet*. — 36 haben BC *valschen* eingesetzt. Für Hausen bedeutete somit *diet* an sich schon: schlechte Leute. Es sind nicht die berufsmässigen Hüter gemeint (49, 4ff.), sondern neidische (49, 6) Standesgenossen (48, 37f.) des Dichters. — 49, 2 ‚qui confregit claustra (portas) inferni' ist ein ungemein häufiger Ausdruck, dem Nicodemusevangelium, bezw. Descensus entnommen; vgl. Mone, Hymnen, Nr. 140, V. 14 und Anm. — 49, 9 es lag Hausen wohl auf der Reise nahe, den Po zu erwähnen.

49, 13. Das ‚thörichte Herz' V. 15 findet sich besonders in der Psalmensprache. Vgl. auch Eccli. 16, 23: qui minoratur corde cogitat inania. — 21ff. der Dichter hat sein eigenes Herz der Frau zu ihrem Dienste überlassen und verlangt nun Lohn dafür. Die zugrunde liegende Anschauung ist dem Leben entnommen: ein Höriger wird von seinem Herrn gegen Entgelt ausgeliehen. Diese Auffassung wird durch 50, 11. 15 bestätigt. — 25 ‚obgleich ich es ihr niemals zeige'. — 29ff. nur die Hand, die Wunden schlägt, kann auch heilen. Vgl. Job 5, 18: quia ipse (Dominus) vulnerat et medetur, percutit et manus ejus sanabunt. — 32 soll *beschouwen* einfach heissen: ‚sehen, erkennen', nicht: besichtigen, um zu pflegen, zu heilen'?

Wenn nicht, dann schiene es mir nöthig *betrouwen* = *betriuwen* = mhd. betreuen, pflegen (Schmeller 1², 639) zu schreiben. — 35 ist *diu Minne* hier Versteckname für die Frau wie 48, 5?

49, 37. Die Verbindung ‚Deus mirabilia fecit‘ findet sich in den Psalmen mehr als zwanzigmal. — 50, 8. 18. *scheiden* heisst hier: ‚deuten, auslegen‘; also: da gibt es weiter nichts daran zu deuten, es muss einfach so genommen werden, wie ich gesagt habe, oder nicht. Der Dichter misst diesem Satze solches Gewicht bei, dass er ihn in den Refrain nimmt, und betont in der zweiten Strophe alle Umstände, die nunmehr Klarheit erwarten lassen. — Viel weniger gut wäre *scheiden* mit der Bedeutung: ‚beilegen (einen Streit), in Ordnung bringen‘ zu verbinden; es hiesse dann: da gibt es keine Vermittlung, kein Mittleres.

50, 19. Merkwürdig sind in diesem Gedichte die Reime: die der 4. Strophe bilden fast alle (bis auf die zwei letzten) eine Umkehrung von denen der 1. Strophe; ebenso kehren zwei Reime der zweiten in der dritten wieder. Das ist wohl Absicht, und darum sind Gedanke und Wortstellung etwas gezwungen. — Unter den vielen Bibelsätzen über die Güte Gottes ist einer der wichtigsten Psalm. 118, 65: bonitatem fecisti cum servo tuo, Domine, secundum verbum tuum. — 23ff. deuten auf erwiederte heimliche Neigung: ‚es ist noch besser, dass sie der Hute unterworfen wird (und dadurch unverleumdet bleibt), als dass Jeder, was ihn lüstet, über sie schwätzte. (Dann wäre auch mein Geheimniss nicht sicher), sie hörte es mit Leidwesen, und meine Freude wäre verdorben.‘ Derselbe Gedanke wird sofort 27ff. wieder gebracht mit geringer Variation und Fortführung *(mîde)*. — 32 ‚unterlasse ich etwas, ein Zeichen unserer Vertraulichkeit‘. Daraus ergibt sich, dass wenigstens diese *merkære* sich in der höfischen Gesellschaft befanden und auf Geberden und Blicke achten konnten. Uebrigens ist es nicht unmöglich, dass unter ihnen auch Sänger, Fahrende waren. Ebenso ist 51, 5 die höhere Stellung der Merker deutlich erkennbar. — 36 *von* ist an *unbetwungen* geknüpft, zu *hôchgemuot* passt es nicht; das war wohl der Grund der Aenderung für BC, die dann *gemuot* = *gemüejet* genommen haben. — 51, 3 mit Paul (Beitr. 2, 425) ist die handschriftliche Lesart herzustellen.

4: ‚es lebte nämlich gern in Freuden'. — 8 *gar* (für *dar*) in den Handschriften gienge ganz gut; der Zusatz *sô* wäre dann ein Versuch, deutlicher und gewöhnlicher zu werden. — 12 der ind. präs. *vreische* wäre wohl möglich: ‚thue ich ihnen auch nicht mehr Leid an (als dass ich ihnen unfreundlich gesinnt bin), so höre ich doch gerne, wenn ihnen Uebles widerfährt'. *unêre* hat hier die besondere Bedeutung: ‚Eheschande', vgl. Haltaus 1927f.: concubinatus, adulterium. Das weist abermals darauf, dass die Merker dieses Gedichtes Standesgenossen von Hausen sind, denen er, weil sie seine Liebe stören, wünscht, dass ihnen im eigenen Hause durch den Ehebruch ihrer Frauen die Herrenehre gekränkt werde.

51, 13. ‚Ein weiserer Mann (als ich) könnte von den Sorgen (der Welt, des Amtes — auf der Heerfahrt) verrückt werden (vgl. Bernard von Clairvaux, Sermo 35: tanto quisque convincitur minus sapiens, quanto minus est patiens), deren mich viele drücken. Obgleich ich mich auch gerade noch davor bewahre, so hat Gott doch —.' Vgl. 52, 38, wo *Minne* steht wie hier *got*; 52, 10. 53, 3. 9. 11. 16f. Deswegen ist es 16 schwer, an der überlieferten Fassung festzuhalten; es wird besser zu schreiben sein: *sone hât got mir niht wol getân* (oder etwa: *sô hât mir got gewalt getân)* — die Aenderung in den Handschriften wäre ja ganz wohl verständlich. — 21f. ein Gedanke von Morungen'scher Freiheit. Vgl. zu der Formel 1 Petri 4, 15: hi, qui patiuntur secundum voluntatem Dei, fideli creatori commendent animas suas. Ein alter Satz der popularen Kirchenlehre lautet: si vis regnare cum Christo, patiaris cum Christo (später: isto). — 24 aus C sieht man den Inhalt des Verses: ich vollbringe meine Absicht bis ans Ende meines Lebens. — 26 mit *ze mir getân* schliessen die correspondierenden Verse der beiden Strophen. — 27 *des boten*, wohl ein bestimmter Mann, der damit beauftragt war. Daraus ergibt sich, dass die Dame Hausen genug nahe wohnte (oder wohnend vorgestellt werden soll), um einen gewissen Botengänger zu bestellen. Ebenso bezeichnen 27 *diu lieder* eine bestimmte Strophengruppe.

51, 36. Der Dichter wird die Meilenzahl der Tagereisen gekannt haben. — 52, 6 l. *alsus*, eben auf diese Weise. — 23 ‚ich glaubte ihn schon früher zu kennen (erkannt zu haben),

jetzt habe ich ihn aber besser würdigen gelernt'. Vgl. 53, 18. — 28 ich glaube nicht, dass man *sêre* schlechtweg mit *vröuwen* verbinden darf, und möchte deshalb vor *doch* und nach *sêre* ein Komma setzen: ‚ich freue mich, nicht ohne Schmerzen'. — 29 ist vielleicht wegen des Auftaktes in den übrigen Strophen zu schreiben: *daz des mir niemen kan erwern.* — 33 ‚will sie mir's als ein Verdienst um sie auslegen' —.

52, 37. ‚in welche Lage hat die Minne mich gebracht!' — 53, 1 ist nicht *verwâzen* zu allgemein? *vertwâsen* = dumm, blöde machen' schiene mir viel passender, vgl. 53, 3 und die zu 51, 13 notierten Stellen. Nur C ist erhalten und hätte dann den Reim geändert. — 4ff. ‚mir schiene es schon ein Gewinn, wenn die Treffliche nur meine bedrängte Lage zur Kenntniss nehmen wollte'. — 9 *daz herze verkêren*, mich um den Verstand bringen. — 11 ‚dafür sehe ich es auch an, ich erkenne es als *wân'* — und doch —. Denn dass Lehfeld (Beitr. 2, 354) und Paul (ebenda 425f.) sich mit Recht gegen Lachmann's Ergänzung *lân* gewendet haben, scheint mir klar. Aber weder *hân* noch Bartschens *sân* passen mir an die Stelle. Es ist ein verwegener Einfall, wenn ich schreiben möchte: *ich wil dienen, zâ!* welchen auffordernden Ruf für dienende Hunde, die auch dem bösen Herrn folgen müssen, der letzte Vers nahelegt, in dem sich der Dichter mit Hieben bedacht findet (wenngleich ohne Stock). Vgl. Peire Vidal (Diez, Leben und Werke der Troub.[2] 134): Minne schlägt mit Ruthen als Strafe für den Diebstahl eines Kusses.

53, 15. Die Minne wird hier als ein böses Gespenst, eine Hexe, aufgefasst, deshalb wird auch 19 mit *ez* fortgefahren. — 18 ‚kennen gelernt hat', vgl. 52, 24. — 25ff. Im Zusammenhange der Rede und verbunden mit der ersten Strophe (dazu 28ff., auch 30: ‚unter deinem Banne') ist *dîn krumbez ouge* auf den bösen, zauberisch unheilvollen Blick der Hexe (jettatura!) zu beziehen (also nicht *krumbez ouge* = ‚ungerechtes', wie die Wörterbücher sagen). *twerhiu ougen* sind im Wesentlichen nichts Anderes, das hat schon Jakob Grimm gesehen Myth.[4] 3, 318. 2, 920f. und die Stellen im Mhd. Wtb. 3, 166[b]. Dazu kommen noch die Ausdrücke der antiken Literatur, welche unter *obliquus (oculus)* und *fascinare* in den Lexicis verzeichnet sind. Dasselbe meinen *übel ougen* Parz. 407, 8, die

Gawan verhindern, mit Antikonie der Liebe zu geniessen. Vgl. noch die bei Jakob Grimm, Myth.[4] 2, 891 ausgehobene Stelle eines Hexenprocesses in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts: confitetur mulier — pueros fascinare, adeo quod mortui fuerunt. audivi a sacris quibusdam theologis, has mulieres — visu posse nocere etiam usque ad mortem fascinando homines seu pueros ac bestias, cum habeant animas infectas, quas daemoni voverunt.

53, 31. Paul meint (Beitr. 2, 425), man könne bei der nur durch C überlieferten Fassung bleiben und hält die dann nothwendige Kürzung *si wænnt* = *wænent* für ‚leicht‘. Das finde ich nicht, und die von Paul dort beigebrachten Hausen'schen Formen *wârn* 47, 10, *minnt* 50, 34 sind damit schon deshalb nicht wohl zu vergleichen, weil *wænt* zweideutig wäre, als Sing. zunächst aufgefasst würde. Ich glaube, diese Verbalform verdankt ihr Dasein nur dem Wunsche von C, einen reinen Reim durch den Infinitiv *sîn* herzustellen. Darum genügt mir auch der Vorschlag O. v. Zingerle's (Anz. f. d. Alterth. 6, 149) nicht: *si welnt dem tôde entrunnen sîn*, denn dann hätte meinem Ermessen nach C gar keine Ursache zur Aenderung gehabt. Ich vermuthe den Grund der Gestaltung bei C im Reim; vielleicht stand: *swer wænt dem tôde entrunnen sî* — mit einer gut mhd., aber später gemiedenen Construction. Natürlich machte die Aenderung in 31 es für C nothwendig, auch 32 und 34 den Plural zu schreiben, wo es also ursprünglich hiess: — *der gote erliuget sîne vart — daz er sich übel hât bewart.* Der zweite Satz enthält dann wieder den Singular. — 36 was Bartsch schreibt (D. Liederd.[3], S. 18): *dem wirt ez doch ze jungest schîn*, ist falsch, denn wenn man *ez* auch zur Noth, wie Bartsch S. 318 will, auf den Gedanken von 34 deuten kann, so fehlt doch jeder Bezug für das *er* 38, und dieses Pronomen fordert unbedingt *got* in 36. Denn Gott ist der *wirt*, den man Winsbeke 4, 6ff. durch Boten gewinnen muss, damit er nicht *verslahe die tür.*

54, 1. Dieses Gedicht gibt immer wieder von Neuem zu denken. Besonders merkwürdig sind mir die Verse 14—18 in F, der Weimarer Handschrift. So viel ich von ihr weiss, traue ich ihr die selbstständige Erzeugung dieser Zeilen nicht zu, die ich (sie bleiben noch metrisch incorrect) folgendermassen lese:

er sol gedenken an die stat mit vröuden alle tage,
dar inne ich in mit rehter liebe umbe vienc
und er mich dicke kuste wider;
dô lac elliu sorge nider:
unser wille dâ ergienc.

Diesen Abgesang als ein Machwerk von F anzusehen, hindern mich ferner die übrigen Lesarten dieser Handschrift, die denen von C mehrfach überlegen scheinen. Auch verstünde ich den Zweck einer solchen Neugestaltung gar nicht. Vielleicht erklärt sich die Sache, wenn man annimmt, es liege in F 14—18 ein älterer, echter Schluss des Gedichtes (F 40. 42 = 54, 1. 10) vor, der um seiner Gefährlichkeit willen von dem Dichter durch einen anderen ersetzt wurde. Zu der Stimmung dieser Zeilen passen nun die ersten anderthalb Strophen sehr gut, während die dritte die Gestalt von 14—18 in C voraussetzt. Es ist nun weiters sehr seltsam, wie gerade diese Zeilen in C so unvollkommen überliefert sind, dass man kaum annehmen darf, sie seien erst in dieser Handschrift so geworden. (Scherer's Meinung in den D. St. 2, 71 theile ich nicht, sowie ich an die ganze Reconstruction der Vorlage nicht mehr glaube.) Stellen diese Verse in C nur ein Brouillon des Dichters dar, der die heiklen von F überlieferten Zeilen ersetzen wollte? Jedesfalls ist auch die Fassung C mit 54, 27 wirklich zu Ende. Die beiden Strophen, welche in F noch folgen, passen nun wieder auffallend gut zu der Stimmung von 14—18 F. So scheint meine Annahme mehr Gewicht zu erhalten, und in F wäre ein ursprünglicher echter Schluss der zweiten Strophe erhalten, dem dann die dritte Strophe beigefügt wurde, welche die Fassung 14—18 C bereits voraussetzt. Diese herzustellen, wird man wohl endgiltig aufgeben müssen. — 54, 6ff. weshalb die Angst, wenn die Zusammenkünfte nicht gefährlich sind? Und das Präsens in 6, besonders in 8. 9, zeigen sie nicht (ebenso wie das höchst charakteristische *hett* in 3 F), dass 14—18 F richtig sind? Desgleichen die Häufung von *liep* 10—13. Dann entspräche 12 nur dem Bedürfniss des Geliebten, die Versicherung noch wörtlich zu hören. Die Sache wird als sehr ernst dargestellt: 54, 17 steht sein, 55, 5 ihr Leben auf dem Spiele. — 54, 6 *ouch* F ist besser, denn es ist doch etwas Anderes, das

jetzt folgt. Die drei nächsten Strophen enthalten an derselben Stelle eine stärkere syntaktische Pause. *ouch* konnte leicht durch *nu* in C ersetzt werden, solche Formwörter wechseln mit Laune und augenblicklichem Geschmack der Schreiber. — 8 *wol* wird mit F wegzulassen sein. — 11 l. *wan* mit F, das *wenne* hat wie 4. 31. — 13 *nun* F lässt auf *nân* = *nâhen* schliessen, das bei Hausen's Mundart gar nichts Auffälliges hat. — 19 muss nach F gegeben werden, das Präsens der beiden ersten Verse passt vortrefflich: *tuon ich* — *mac ich*. Auch 22 schreibe ich mit F *guoten mannen*. — 23 *müet* C kann älter sein als *riuwet* F. — 24 *daz ist mîn nôt* F ist doch ganz möglich. — *friunt* ist Geliebter, 19 *friunde* die vornehme, verwandte Gesellschaft. — 26 *ich* C, *und* F: zweifelhaft. — 30 l. *sît daz ich im hie holder bin* mit *F*, das *hie* schickt sich sehr gut zu 31 *al der werlde*. — 33 f. citiert die Frau sichtlich das Lied 42, 1; vgl. oben zu 42, 9. — 38 soll wohl in Klammer geschlossen werden. Der Vers zeugt für Hausen's hohe Stellung, 39 f. für sein allgemeines Ansehen und seine Beliebtheit. — Zu 55, 1 f. vgl. 47, 1 ff. — 55, 4 F ist genau: hier wird das *von mir* nachgetragen, das 3 fehlt. — 54, 4 *sælic man*; 54, 1. 55, 2 *sælic wîp* beziehen sich deutlich auf die eine Situation.

9. Heinrich von Veldeke. MSF. 56, 1—68, 13.

56, 1. Der Ausdruck hat etwas Volksthümliches, vgl. 59, 28. — 2 das Gewicht liegt auf *offenbâre*. Nach dem Mhd. Wtb. II, 1, 433 f. ist der mehrfach belegte Gegensatz dazu *stille* und *tougen*. Daher muss *offenbâre* auch heissen können: ‚laut, vernehmlich‘, vgl. 59, 26 und 63, 5 *lûte*; man wird wohl gewusst haben, dass die Vögel auch leise vor sich hin singen können, und nur bei Liebeswerbung und Eifersucht ihre Stimmchen besonders anstrengen. Der sichtbare Theil der Frühlingszeichen wird 3 erwähnt, und 58, 28 singen die Vögel *in dem walde*, wo man sie überhaupt nicht sieht; *offenbâre* bezieht sich aufs Gehör, nicht aufs Gesicht. — 5 der sonderbare Accent *daz mán frô wâre* wird nur durch das Verhältniss zu *ich* 6 gerechtfertigt. — 7: ‚hat mich übel berathen‘. — 9 sicher l. *beschiet*, wie auch das Mhd. Wtb. II, 2, 112ᵃ thut. — 10 ff. ist vielleicht besser so zu interpungieren: nach 12 Punkt, nach 15

Komma, nach 17 Punkt. Zwar steht 56, 6. 57, 6 Punkt nach der 6. Zeile, aber 56, 24 nicht. Und dann mag 18 *sêre* BC ruhig bleiben. — 11 man sieht klar, dass solche Begrenzungen durch Flüsse nur ausnahmsweise mit der Gegend zusammenhängen, in der gedichtet wurde. — 16 der Ausdruck: sich eine Frau *zer bęsten erkiesen* muss schon formelhaft gewesen sein, sonst hätte er sie nicht schon 10 so nennen können. — 19 ist mit Rücksicht auf 58, 3 *lôse* zu ergänzen; es ist auch dort von A verlesen, von BC geändert worden. — 21 Augen, Mund und Kinn zusammen bestimmen die Physiognomie. — Vielleicht kann 57, 1 die Lesung der Handschriften gewahrt bleiben, wenn man schreibt: *daz übel wort daz sî verlâten.* 2 dann *ichs*, nach 3 Rufzeichen. — 7ff. übersetze ich: ‚so viel *(borvil?)* hätte ich nicht gewagt, wenn sie nur ein wenig meinethalben ausser die Strasse nach dem Unrecht hin hätte treten wollen.‘ *strâte* für sich ist = strata publica, communis, regia, vgl. Du Cange 7, 609, wo ‚strata frangitur, rumpitur, offenditur‘ dadurch, dass Unrecht auf ihr geschieht. Das Mhd. Wtb. citiert II, 2, 677[b] Pass. K. 15, 81: *der wart geneiget ûf die valscheit, daz sînes herzen girekeit ûz rehter strâze wagete.* Vgl. Prov. 4, 27: ne declines ad dexteram (viarum tuarum) neque ad sinistram; averte pedem tuum a malo. vias enim, quae a dextris sunt, novit Dominus; perversae vero sunt, quae a sinistris sunt. ipse autem rectos faciet cursus tuos, itinera autem tua in pace perducat. Das wird in der kirchlichen Literatur mit Vorliebe fortgeführt. — 9 *z'unrehte*, Ungebühr, Ungehörigkeit. Gemeint ist wohl: hätte sie ihm nur eine kleine Gunst gewährt, so arg wäre es wohl nicht ausgefallen. Oder heisst *z'unrehte* mit Rücksicht auf 58, 9 nur: ‚irrthümlich‘, falsch, zum Verluste führend?

57, 10. Dieses Gedicht bildet in allen wichtigen Punkten eine Erwiderung auf das vorhergehende und befindet sich dazu im Gegensatze. Schon formal: fünf Strophen hat jedes der beiden (deshalb ist auch die Ueberlieferung von I bei A im Rechte gegen die drei Strophen von BC). I hat 9, II 8 Zeilen vierhebig mit folgendem Schema: I *a ◡ a ◡ b* | *a ◡ a ◡ b* | *ba ◡ b.* II *a ◡ b* | *a ◡ b* | *ba ◡ ba ◡.* (Vgl. Kraus S. 88.) In II sind die Stollen zweizeilig, und auch der Satzbau lehrt, dass nach der 4. Zeile ein stärkerer Einschnitt stattfindet. Ganz ähnlich ist I gebaut, nur

complicierter, weil *a* in den Stollen verdoppelt ist. Dagegen haben I und II nur zwei Reime (romanische Art), und der Abgesang kehrt die Reimordnung der Stollen um. — Der Gegensatz des Inhaltes beider Stücke lässt sich nun genauer verfolgen. 57, 10 hebt an: *ich bin frô,* weil —. 56, 6 ich bin nicht vergnügt. Sehr bezeichnend ist die Häufung der Ausdrücke 57, 12f., deren Interpretation durch *frô* bestimmt wird: ganz ohne Leid, sorgenlos (unbekümmert) und *ân al getwanc* = *unbetwungen*, vgl. Haupt's Anm. zu MSF. 16, 14. Diese Stimmung setzt sich entgegen der von 56, 8f. *al sunder klage: unsanfte; frîlîch: swâre; ân al getwanc: tragen leit.* Jedesmal werden drei Momente geltend gemacht. 57, 14—17 stellen sich noch 56, 7 entgegen. Mit 16 ist eben bezeichnet, weshalb das *herze* 56, 7 *tumbez* genannt wird. — 57, 16 *tranc* A braucht nicht ganz aufgegeben zu werden. Als *potio* (vgl. 58, 35ff.) kann man es freilich wegen *bœse* nicht verstehen, wohl aber A hat ein *dranc* der Vorlage falsch aufgefasst und geschrieben, während umgekehrt ein Anlass zur Veränderung des beliebten *kranc* (Mhd. Wtb. 1, 874f.) sich nicht finden lässt. *bœser dranc* wäre dann eine Bedrängniss, die aus niedriger Gesinnung stammt, und damit wäre der verwegene Wunsch des Dichters, um den sich die Strophen bewegen, schon vom Standpunkte der Frau aus gekennzeichnet: ‚deshalb kann ich mein Glück und Wohlbefinden nicht aufgeben, nicht darauf verzichten'. — 57, 18 ausdrücklich *wîlent zeiner stunde*, ‚einstens und nur einmal für kurze Frist'; dagegen 56, 12 *hie bevorn* (56, 27), welche Erwähnung durch die Worte der Dame auf ein sehr bescheidenes Mass zurückgeführt wird. Schon darin steckt bei II eine Absage. — 57, 20 *guotes gunde* ist sehr viel zurückhaltender als 56, 12 *gap mir blîschaft.* Aber auch dieses wenig versprechende Wohlwollen nimmt die Frau jetzt 21 zurück. — 57, 22 *muot* nähert sich hier dem neuhochdeutschen Sinne: Verwegenheit. — 57, 24 vielleicht war in der Vorlage von A wirklich *enzeken* geschrieben, was dann herüber genommen wurde. *entsagen,* feindselig versagen (mit ‚Absage' verknüpft), ist ein sehr scharfer Gegensatz zu *gewerben* 25, sich bemühen. Vgl. 56, 15. 18, wo also mit Recht *zorn* gesagt wurde. — 57, 28f.: ich machte ihn zu spät aufmerksam, dass er Unrecht gethan hatte, nämlich sich in mich zu verlieben (da bezieht sich also *warnen* noch nicht auf Vel-

deke's kühnen Wunsch). Es müssen somit vorgegangen sein: 1. Liebeserklärung Veldeke's (wahrscheinlich in zwei Stufen 57, 18f.); 2. Warnung durch die Frau, er sei auf unrechtem Wege; 3. Veldeke's freche Bitte; 4. Strafrede der Frau. — 57, 30: wie hätte ich das günstig aufnehmen können? *dorpelîche* 31 ist ein sehr starkes Wort. 32 bezieht sich genau auf 57, 6. Mit Rücksicht darauf ist auch 33 das Reimwort höchst wahrscheinlich *strâte* gewesen, und ich schlage vor: *ik var newan op rehter strâte*. — 57, 35 darum war sie ihm freundlich im Herzen, vgl. 56, 15. — 57, 37 höhnisch: ‚daran ist er wirklich ganz unschuldig', scil. an dieser meiner Ansicht, er ist nämlich ein schlecht erzogener Mensch. — 57, 38 in A heisst: ‚in Bezug darauf bin ich nachsichtig und milde, ich werfe mir darüber nichts vor'. Dadurch wird die Bemerkung 33f. noch schneidender. Aber es muss dann anders interpungiert werden: nach 38 Punkt. — 57, 39 vgl. 56, 27. 58, 7. Nach 39 Strichpunkt. — 58, 5 vgl. 56, 20. 57, 3. — 58, 6 *tumpheit riet* vgl. 56, 7. 23ff. 57, 3. — 58, 9 *ze unreht ersiet*, falsch sehend beurtheilt, falsch auffasst. — Mit dem Spiel kann wohl nur das Schach gemeint sein (vgl. Wackernagel, Kl. Schr. 1, 120f.), und das *spil brechen* muss heissen: es zerstören, verwerfen (Wackernagel a. a. O., S. 126), aufgeben, bevor es wirklich zur Entscheidung gelangt ist, bevor er's gewinnt. — 58, 10 ist *daz* conditional wie 57, 8.

58, 11. Es bedeutet wohl 14: ‚wer bei meiner Herrin über mich Gutes erzählt'. — 16: ‚in dessen Dienst ergebe ich mich' mit der Geberde der Lehensübernahme. — 19 hat Scherer (D. St. 2, 72) richtig als Versteckname aufgefasst; man wird *diu wolgetâne* daher hier und 59, 7 in Anführungszeichen setzen müssen. — 21f. mit Rücksicht darauf, dass des Mondes Licht von dem der Sonne abhängig ist, vgl. W. v. Conches, De philos. mundi lib. 2, cap. 31 (Migne 172, 72 B).

58, 23: ‚wenn irgend meine Bedrängniss geringer wäre, an einem Punkt erleichtert würde'. Die Interpunction ist, glaube ich, zu ändern: nach 25 Komma, nach 28 Strichpunkt, nach 30 Komma. — 31 diese Beobachtung scheint von Veldeke dem romanischen Formelbestande hinzugefügt. — 34 *onledich* — diese Bildungen mit *un-* schmecken stark nach dem Lateinischen.

58, 35. Die Besserung des Verses 59, 5 bei Bartsch, Liederd.[3] VII, 71 *(alsolh piment, end ich sie minne)* ist vortrefflich. Da *pîment* besonders ‚Liebestrank' bedeutet (vgl. meinen Hartmann, S. 80ff.), stellt sie inhaltlich ganz zufrieden, erklärt aber auch, wie A dazu kam, blos *pîn* zu schreiben: von den zwei *end* nach einander wurde eines weggelassen. — Aus Eilhart konnte Veldeke die entscheidende Bedeutung des Minnetrankes lernen, die bei Gottfried wesentlich abgeschwächt ist. — 59, 5 *und* = obgleich; 6 *und* = wenn, wofern.

59, 11. Die Ausdrücke sind hier gewählt mit Rücksicht auf die Lehren der mittelalterlichen Schulastronomie, vgl. Wilhelm von Conches (der besonders aus Macrobius schöpft, anders Honorius), Philosophia mundi lib. 2, cap. 11 (Migne 172, 60 C): zodiacus vero a capricorno per arietem ad cancrum ascendit, de cancro vero per libram ad capricornum descendit. descendere vero et ascendere juxta situm nostrum intellige —. capricornus a nobis remotissimus. Darum ist auf dem Bilde des Thierkreises 66 A meridies oben, septentrio unten, und Veldeke's *kalde* steht hier poetisch für septentrio. cap. 26 (67 B): cum ergo sol descendendo intrat capricornum, quod contingit in medio decembris —, quia tunc remotissimus a nostra habitabili terra, illa frigore constringitur. Weiters dann über die Entstehung des Winters. Vgl. dann noch De solis affectibus cap. 2 (Migne 172, 102 C): quare sol in aestate videtur oriri et occidere in septentrione —. Mit der Reception des Aristoteles und der Araber ändert sich dann die ganze Terminologie, wie das in den entsprechenden Abschnitten des Speculum Naturale von Vincentius Bellovacensis zum Vorschein kommt. — 22 *und* ist hier = und zwar, und doch.

59, 23. Vgl. Wilhelm von Conches a. a. O., lib. 2, cap. 27 (68 C): cum autem sol usque ad cancrum ascendit, ex propinquitate sua terram ascendit et desiccat. unde est calida et sicca — weil die humores et fumi desiccantur —. Die Ausdrücke der Praxis (in den Niederlanden) stimmen also mit denen der Theorie. Vgl. De solis affectibus cap. 44 (113 D): quod sol sit administrator aethereae lucis. — 26ff. Hugo von Folieto, De bestiis lib. 1, cap. 43 (Migne 177, 44 B): merula dulcedine propriae vocis mentem movet in affectum delectationis. Dazu die Geschichte von der Versuchung des heil. Benedict

aus Gregors Dialogen; die Darstellung schliesst: merula igitur volitans est suggestio voluptate tentans. — Im Spec. Natur. des Vincenz von Beauvais, lib. 16 cap. 107, wird aus Plinius excerpiert: (merula) aestate canit, hieme balbutit; und aus dem Liber de natura rerum: merula dicebatur olim modula (diese Weisheit stammt aus Isidor, Migne 82, 468), quia mirabiles vocis modulos reddit, maxime cum vernum tempus imminere prospexerit. nam hieme tacet, aut tantum balbutit. Das übersetzt dann Konrad von Megenberg 205, 29 ff. Die Ausdrücke Veldeke's 26, 28 schöpfen vielleicht aus diesen Anschauungen. — 30 *rehte minne* wiederholt sich als Waise an derselben Stelle des Abgesanges 60, 2. 11, ebenso *sunder* — *und âne* — 59, 31. 60, 3; also eine Art Refrain. Ueber die metrische Gestalt dieser Verse vgl. Paul, Beitr. 2, 422. — 31 der Dichter, der schon 29 sich einführt, will seine *rehte minne* pflegen *âne riuwe*, ohne Gewissensbedenken, und *âne wanc*, ohne Ausweichen nach der Zusage, ohne Schwanken. *twanc* in B könnte sich zur Noth erklären lassen, vgl. 62, 4. 67, 27, ist aber der Parallelen halber nicht zu berücksichtigen. — 32. Diese zweite Strophe erörtert den Inhalt von 31: zuerst *riuwe*, dann *wanc* (dieses 60, 3 durch *wîch* erklärt). — 33 wird zu ergänzen sein *te lieve*, vgl. 60, 5. — 60, 1 *al umbe vân* scheint eine feste Phrase, vgl. 57, 6. 32. — 60, 3 *âne wân*, ohne falsche Zusagen, ohne Hoffnungen zu erwecken, die dann enttäuscht werden. — 6 ff. Lachmann's Textgestaltung ist nur verständlich, wenn man annimmt, dass er die handschriftliche Folge 7. 6 wegen *mac* nicht brauchen konnte, das dann mit dem Infinitiv *volgen* auch verbunden werden müsste. Seine Fassung ist jedesfalls feiner als *daz mac* ... *end niet gevolgen den unblîden*, denn das Wollen der Neider 4 und des Dichters 8 werden einander entgegengesetzt. Vollkommen deutlich aber ist es nicht, was dem Inhalte nach der Fall wäre, wenn man 6 schriebe: *end weln mik volgen den unblîden*. Diese Strophe theilt mit 56, 1 die neun Verse und zwei Reime. Beinahe sieht es aus, als ob noch näherer Bezug vorhanden wäre: 59, 23 ff. und 57, 10; 59, 32 und 57. 10. 56, 5. Aber gewiss ist es nicht das Lied, das dort gemeint ist, denn hier wird Positives statt des Wunsches berichtet.

60, 13. 21. Die Abgesänge dieser Strophen (Rondelettes) sind gleich, nur die Pronomina 17 und 25 sind verschieden. Konnte

der Dichter sich 17 selbst meinen und so rühmen? Vielleicht ist hier wie 25 *si* zu schreiben, womit auch der Satz ἀπὸ κοινοῦ vermieden wäre. (Vgl. Kraus, Veldeke S. 90, Anm. 4. S. 94, Anm. 4.)

60, 29. *rôsen* sind hier nicht die Blumen selbst (vgl. 62, 35 ff.), sondern die Rosensträucher; von den Rosen hätte man *blat* nicht so sagen können. Es ist also Frühling, wie auch Scherer S. 72 meint, nicht Sommer. Zu der Strophe vgl. 60, 4 ff. 61, 9 ff.; zu 31 vgl. 60, 6. 61, 14 f. — 32 *rüeger* ist ein Terminus der Rechtssprache, nach Haltaus 1564: denuntiator juratus delictorum et excessuum; in den Weisthümern ungemein häufig, vgl. R. Schröder, D. Rechtsgesch.[3], S. 758 ff. Auch *œsen, ôsen* 45 scheint mir den Begriff einer ganz bestimmten Strafe zu enthalten. Es ist sehr schwierig, sich über die Bedeutungsentwicklung dieses Ausdruckes aus den Wörterbüchern klar zu werden (das meiste gibt Schmeller[2] 1, 164). Es wird wohl *iemen œsen* heissen: das Land von jemandem befreien, ihn aus dem Lande bringen, verweisen. Da würde denn gemäss der Stelle bei Veldeke die Thätigkeit der *rüeger (= merkære, nîdære)* darin bestehen, dass sie durch ihre Anzeige gegen die *minner* eine Verhandlung einleiten, die mit dem Urtheile auf Landesverweisung endigt (*gerne ôsen* nehme ich als Conjunctiv: gerne vertreiben möchten). Unter den Strafen für ‚Ungerichte' (vgl. Schröder, D. Rechtsgesch.[3] S. 742 ff.) befindet sich die Verbannung für Ehebruch (Schröder S. 339. 743), wozu die alten Strafen (vgl. Brunner, D. Rechtsgesch. 2, 662 ff.) umgewandelt werden konnten. Es weist wohl darauf hin, wenn bei Du Cange 1, 101 unter *adulterium* ein Concilstatut von Trier 1238 citiert wird, wornach den Ehebrechern als öffentliche Busse zugetheilt wird: quibus vita et habitus peregrinantium praescribitur. Vgl. Du Cange 8, 196 s. v. *trotare*. Daran schliesst sich passend 35: Gott möge uns von diesen Leuten erlösen, sed libera nos a malo! — Habe ich Recht, dann ist ein fester Punkt (freilich zunächst nur für diese Strophe selbst) darin gewonnen, dass in ihr Ausdrücke der Rechtssprache gebraucht werden. — Sehr merkwürdig ist nun der Schluss der Strophe in C 35: *von den bôsen scheide uns got was schat im dat*. Zunächst meint man natürlich, C habe hier, dann 61, 6 und 14 diese Strophen als Fortsetzung von 60, 13. 21 irrthümlich angesehen, wo vor dem letzten Verse einer mit Binnen-

reimen steht, und habe daraufhin den Schluss eigenmächtig umgestaltet. Da ist es denn sehr eigenthümlich, dass der alemannische Schreiber dieser Partie von C in seiner Umschreibung von 60, 35 den richtigen Veldeke'schen Reim *dat (blat : stat : gehat)* bewahrte. Ist ihm das überhaupt zuzutrauen? Und wenn nicht, birgt sich dann in der Fassung von C etwas Altes, Echtes? Es wäre vorschnell, alsbald so zu schliessen, und wir dürfen mit sachgemässer Vorsicht nach diesem *dat* nur vermuthen, dass die Vorlage von C schon diese Gestalt gegeben haben wird, die an sich darum noch nicht auf Veldeke zurückzugehen brauchte. Aus den angeführten Worten von C liesse sich herstellen: *got moete uns lôsen van den bôsen! wat schat im dat?* — Die Sache wird wichtiger in Hinblick auf den Schluss der nächsten Strophe.

61, 1. Ich übersetze: ‚Die Welt ist allzu üppig und verwegen in ihrem Leichtsinn. Darum gewährt auch ihr Geleite keinen Schutz, und der Minne widerfährt Gewalt. Ueberall hat man sich mit der bösen, leichtfertigen Verleumdung friedlich ausgeglichen; diese schlimme Art hat sich bei uns eingelebt und wird noch lange dauern‘ (besser nach Paul, Beitr. 2, 422: *werren*, ärgern, stören). — Das Entscheidende für die Auffassung des Spruches scheint mir, dass auch hier Ausdrücke der Rechtssprache verwendet werden. Die Welt (ich möchte *Werelt* und *Lôsheit* schreiben) wird als oberste Herrscherin gedacht, von ihr geht (wie noch im 12. Jahrhundert vom deutschen König) das Geleit aus (erst im Laufe des 13. Jahrhunderts gehört es zur Hoheit der Landesfürsten, vgl. R. Schröder, D. Rechtsgesch.[3], S. 524. 585. 597). Doch übt sie dieses Geleitsrecht nicht mit einer Stärke aus, dass damit der das Land durchziehenden Minne Sicherheit geboten würde, und so wird die Minne ungestraft vergewaltigt, sie wird durch die leichtfertige Verleumdung geschädigt. Mit dieser nämlich hat man Friede gemacht, man duldet die *rüeger* (auf ihre Meldung hin wird die Sache schiedsrichterlich mit Zugeständnissen an sie verglichen, R. Schröder a. a. O., S. 748), und so setzen sich die üblen Bräuche allgemach fest, unter denen die Freude des Minnelebens leidet. — Darnach scheint klar, dass diese Strophe dasselbe Thema bespricht wie 60, 29. Vielleicht darf man in diesen Versen eine Andeutung erblicken, mit welchen Schwierig-

keiten das französisch-provenzalische Minnewesen bei seinem Aufkommen in Deutschland zu kämpfen hatte: Viele mochten darin nur eine poetische Sanction des Ehebruches erblicken und suchten sich und ihre Hausehre durch *huote, merkære, rüegære* dawider zu schützen, die umherziehende und siegreich werbende Frau Minne zu kränken und zu vertreiben. Zu Veldeke's Zeit muss das (literarhistorisch ganz richtig, vgl. meine Schrift: Ueber die Anfänge des deutschen Minnesangs, S. 98) schon längere Zeit gedauert haben, wie aus 61, 7 und noch mehr 18—24 zu schliessen ist. Man vermochte einerseits dem Drange der fremden Mode nicht zu widerstehen, anderesteils drückte man nach Kräften den friedestörenden Inhalt des Minnelebens zur Form herab und verminderte dadurch die Gefährlichkeit der ganzen Erscheinung. — Auch bei dieser Strophe hat C einen eigenen Schluss, bei dem 8 (mit dem Reime *sal*) ganz wegbleibt. Doch befindet sich diese Fassung durchaus im Einklange mit dem übrigen Inhalt der Strophe und ist wohl verständlich: *diu ist unversûmet. wol gerûmet sint ir wege manicvalt;* die leichtfertig böse Schwatzhaftigkeit ist (im Gegensatz zu der schlecht beschützten Minne) wohl versorgt und (während der Minne Hindernisse und Gewalt entgegentreten) werden ihre vielgestaltigen Wege trefflich (von Räubern und Wegelagerern) gesäubert und für die Fahrt frei gemacht. Das klingt ganz gut und wird schwerlich auf die Rechnung von C gesetzt werden dürfen. Vielleicht waren die Strophen beliebt genug, um frühzeitig umgesungen zu werden. — Ich bemerke noch, dass mir trotz Haupt's Anmerkung zu Erec[2] 2792 die Bedeutung von *rüemeclîchen* 2 nicht völlig sichergestellt scheint. Es ist immerhin noch möglich, dass dieses Wort als *rûmeclichen* zu fassen wäre, abgeleitet von *rûmec* in der Bedeutung ‚landflüchtig'. Vgl. die im D. Wtb. 8, 291 f. angezogenen Stellen aus Rechtsdenkmälern, denen ich noch nach Haltaus 1511 (vom Jahre 1438) beifüge: *wurden solche ungehorsame rumig, so söllent sie an deheinen enden dehein frid noch geleit haben.* Man müsste das *geleite* 61, 3 ganz auf den Reimzwang zurückführen, wenn man nicht in den ersten Versen ein Wort der Rechtssprache fände. — Zu 7 vgl. 61, 20. 65, 17 f. Freid. 30, 23 und Bezzenberger's Anm.

61, 9. Wiederum ein Angriff auf die Feinde des Minnewesens: diesmal liegt der Accent auf *nît, nîden, nîdic;* vgl.

60, 4 ff. — 12 *in daz herze*, in das Innerste, *daz verh*, den Sitz der Lebenskraft. — 13 l. *omb dest ére*, um desto früher. — 15 kann man nur übersetzen: ‚die während ihrer (ihnen bestimmten) Zeit frohgemuth leiden (wollen)‘. Andersfalls möchte ich empfehlen: *die ir nît vrôlîke lîden*. — 14 ff. hat C wieder in besonderer Gestalt: *mit den blîden wil ich's lîden, (s)wie ez mir dar umbe ergê*. Trotz *blîden* hat unter den drei C eigenthümlichen Strophenschlüssen dieser die geringste Wahrscheinlichkeit, für altüberliefert zu gelten. Der letzte Vers enthält eine ganz inhaltlose Formel, und bei *ichs* ist der Bezug undeutlich, ob man *s* zu *si* oder *ez* auflöst. Vielleicht ist das eigene Factur von C nach den vorangegangenen Mustern; scheint doch dieser Schluss den in B überlieferten zweiten Theil des Spruches beinahe vorauszusetzen.

61, 18. Gehört gleichfalls zu der polemischen Gruppe. Der Spruch wirft bereits einen Rückblick auf die vom Dichter durchlebte Entwicklung des Minnelebens, das also schon in Kraft gewesen sein muss, als er sein poetisches Wirken begann. Zeitpunkt und Zeitdauer festzustellen, geht natürlich nicht an. — 25 *fruot* = 60, 17. 25. 61, 33. 65, 27.

61, 25 setzt die Polemik fort, das Thema ist *melden* (delatura, Grimm, Rechtsalterth.[3] 655 f.) und *schelden*. Beide Ausdrücke gehören auch der Rechtssprache an. *rüegen und melden* werden so formelhaft zu dem Begriff ‚Anzeige bei Gericht‘ verbunden (Haltaus 1339), dass man sieht, sie stellen nur zwei sich ergänzende Spielarten derselben Bedeutung dar, und die Strophe bezieht sich auf dieselben Gegner der Minne wie 60, 29: ‚Diese Leute sind jetzt nicht mehr in der alten Art wohlgezogen, denn sie beschimpfen die Frauen. Diese hinwiederum erweisen ihre Güte, indem sie von ihnen keine Genugthuung fordern. Wer mit diesem Entscheid nicht zufrieden ist (Planck, Das deutsche Gerichtsverfahren im Mittelalter 1, 268—300. R. Schröder a. a. O., S. 756), der handelt übel. Wer sich nur dadurch zu helfen vermag, der handelt auch nicht besser als die Melder selbst (welche die Minne denuncieren). Mit denen nimmt es niemals ein gutes Ende.‘ Daher setze ich für 29—31 einen Text voraus, der lautet: *der dat skeldet, der missedût. swer sik dâ bî generen môt, der brôvet selbe melden*. — Ich mache jedoch aufmerksam, dass diese Verse auch in Haupt's Fassung

noch eine andere Auslegung zulassen, die sehr wohl gleichzeitig mit der meinen bestehen kann. Denn die Wirkung beim Gebrauche technischer Ausdrücke der Rechtssprache in der Lyrik bestand doch darin, dass diese Wörter in höfischer Verwendung noch einen anderen Sinn hatten: das Schillern der Begriffe ist bei jeder Art Anspielung das Reizvolle. Man kann also *daz* von 29 mit Vers 30 verbinden und übersetzen: wer tadelt, was ihn allein vor schlimmen Folgen rettet (dass nämlich die Frauen die Bestrafung der sie Schmähenden nicht verlangen), der handelt übel und benimmt sich selbst wie ein Denunciant. — Sogar *generen* könnte ‚ernähren' bedeuten, denn *merken* wurde auch als Gewerbe betrieben, vgl. Stimming in Gröber's Grundr. II, 2, 33. — Auf keinen Fall ist 32 zu entbehren, was also Bartsch gegen Haupt (nicht Lachmann) mit Unrecht weggelassen hat (Liederd.[3] VII, 100 und Anm. S. 316). — Ich benutze diese Gelegenheit, eine seltsame Wahrnehmung bekannt zu machen. Moriz Haupt sagt im Vorworte zu MSF.: ‚In dem Verzeichnisse der Strophen sind die von Lachmann gestalteten besternt, damit mir kein unverdientes Lob zu Theil werde, und damit der Tadel wisse, gegen wen er sich kehrt.' Dieses Verzeichniss reicht in der 4. Auflage des Buches von S. 322 (1. Aufl. 321) bis 340. Die übergrosse Mehrzahl der Forscher nun, die sich mit der Kritik der mhd. Lyriker auf Grundlage von MSF. befassten, hat dieses Verzeichniss gar nicht nachgesehen, wenn es galt, festzustellen, wer von den beiden Herausgebern eine Strophe recensiert hatte, sondern sich damit begnügt, einen Blick in die Anmerkungen (und Varianten) zu werfen. Dort stehen nämlich auch Sternchen vor einzelnen Strophen, aber, was man übersehen hat, nur vor denen, mit welchen ein Lied beginnt; natürlich auch vor Einzelstrophen. Und da man die ‚besternten' Strophen des Vorwortes in denen der Anmerkungen suchte, hat man überaus häufig die Textgestaltung unrichtig Lachmann oder Haupt zugewiesen und dabei gar nicht bemerkt, dass dann von Lachmann durch das ganze Buch hin nur die Liedanfänge kritisch hergestellt wären! Es war mir sehr vergnüglich, diesen deutlichsten Beweis der Sorgfalt der Kritiker zu beobachten, die sich an Lachmann und Haupt ihre Sporen verdienen oder den Glanz der rostig gewordenen an ihnen erneuern wollen. In Wahrheit hat

von den 895 Strophen, die MSF. enthält, Lachmann 332 behandelt, somit, wenn ich nicht irre, weniger, als man gemeinhin annimmt.

61, 33. Dass 35 gar nicht passt, hat Lachmann schon gesehen und deshalb in der Anmerkung eine Aenderung vorgeschlagen, mit deren Benutzung ich lesen möchte: *und er dorch minne pînen môt;* das intransitive *pînen* ist gerade bei Dichtern belegt, deren Mundart der Veldeke's verwandt ist. — Mit Recht hat Bartsch (Liederd.[3] VII, 104) auf die Erkenntniss hin, dass in allen Versen dieses Gedichtes das Wort *minne* vorkommt, auch 36 *minnesâlich* geschrieben; vielleicht ist in genauerem Anschluss an die Handschriften zu lesen: *ders ein wal minnesâlich man.* — 62, 4 vgl. 59, 31. — *klâr* hat 5 einen andern als den gewöhnlichen mhd. Sinn, es bezeichnet eine Gemüthseigenschaft. Vgl. Steinmeyer, Ueber einige Epitheta der mhd. Poesie, S. 7f. 17. — 62, 6 scheint mir noch nicht ganz klar. Der einfache Genetiv *valskes* ist hier kaum möglich (MSF. 139, 22 ist anders), wie die Beispiele der Wörterbücher zeigen. Vielleicht: *of mîn minne es van valske kranc.* Wegen des Gegensatzes zu *wâr* 7 ist nämlich *valsk* unentbehrlich. — 9 vgl. 60, 21. — 10 bestätigt von Kraus, S. 13.

62, 11. Vgl. Horaz, Carm. 2, 11, 7: arida canities pellens lascivos amores. Vgl. Aimeric von Peguilain (Diez, Leben und Werke der Troub.[2] 345). E. Schmidt, QF. 4, 89. — 15 ist *misseprîs* dem *mépris* nachgebildet? — 18f.: ,ohne Rücksicht darauf, dass ich grau bin —.' — 21f. Zinn für Gold nehmen: Diez, Leben und Werke 339 Uc von Saint-Cyr; vgl. 257 (Peirol) und 320 (Raimon von Miraval). Ausdrücke, welche den geringen Werth des Zinnes kennzeichnen, bei Du Cange 7, 582 unter *stannum* 3. — 24 *ungedolt* hier gebraucht wie lat. impatientia, Zügellosigkeit.

62, 25. Nach Behaghel's Sammlungen über die Construction ἀπὸ κοινοῦ, Eneide S. CVIII, wäre Lachmann's Fassung von 29f. wohl möglich und Bartschens Aenderung durch eingeschaltetes *und* (Liederd.[3] VII, 131) überflüssig. — 33ff. kann die Interpunction vereinfacht werden. — 63, 10 hat Bartsch richtig die Lesart der Handschriften hergestellt: *mîner vrowen holde* (vgl. Weissenfels, Der daktylische Rhythmus, S. 51). Das ist schon deshalb nothwendig, weil sonst der Bezug fehlt und gerade

nach den zwei mit Naturbeschreibung ausgefüllten Strophen jetzt die Herrin erwähnt werden muss. Zugleich beginnt mit *hulde* der Frau hier die Anwendung von Ausdrücken der Rechtssprache, welche durch die ganze Strophe andauert. *hulde suochen* 11 heisst: sie ansprechen, für sich begehren, vgl. Iwein 732. 2278 (die miserable zweite Ausgabe von Benecke's Wörterbuch zum Iwein hat es nicht einmal vermocht, die alten Seitenzahlen in Verszahlen umzusetzen). Die Phrase ist gleichbedeutend mit *helfe unde rât suochen* vgl. Iwein 4511. Walther von der Vogelweide 46, 37. 119, 12. Parzival 192, 13. Der Dichter muss zu Grunde gehen, wofern die Herrin ihre Huld ihm nicht dadurch bewährt, dass sie von ihm Busse für seine Schuld annimmt, und zwar mit drei Nebenbestimmungen, die ganz formelhaft wie in der Gerichtssprache ausgedrückt werden: 1. *âne tôt*, ausgeschlossen das Todesurtheil; 2. *ûf genâde*, in der Hoffnung auf Nachsicht; 3. *durch nôt*, weil sie, die Richterin, gezwungen ist und nicht anders kann. Vgl. Berthold von Regensburg 1, 41, 20. 71, 1ff. Schwabensp. 131, 3. 297. — 18f. vgl. 66, 15. 32ff. Freid. 176, 4—7 und Bezzenberger's Anm. 178, 6 und Anm. Seneca, Epist. 121: nullum animal ad vitam prodit sine timore mortis. Augustinus, Tract. super Joannem 43: mortem carnis omnis homo timet.

63, 20. Der Dichter hat sich bereits verpflichtet, hat *minne* und *triuwe* als Lehensmann gelobt, er ist durch diese Eide gebunden und unfrei. Die Frau ist noch frei, sie hat nichts versprochen. Der Dichter wünscht daher, Gott möge ihr eine gute, aufrichtige Gesinnung gegen ihn einflössen, die er nicht durch Uebelreden gefährden will. (Hat er darin bösen Ruf gehabt? Konnte man das ihm zutrauen? Sonst vertheidigte er sich nicht so sehr.) Der Dichter ist also nicht sonderlich weit gekommen, und die Strophe passt nicht in den Zusammenhang der vorhergehenden Gruppe, wie Scherer das will (D. St. 2, 73); allerdings wegen 29 auch nicht in den der folgenden Reihe, was Scherer bereits erkannt hat. — 20f. fusst auf dem Satze der Kirchenlehre, der allzeit feststeht (z. B. Augustinus, De ecclesiast. dogmatibus cap. 82): bonae cogitationes semper a Deo sunt. — 27 im Anschluss an die bekannten Stellen Prov. 13, 24. 23, 13 und Eccli. 30, 1 über Kinderzucht ist auch dieser Satz frühzeitig entwickelt worden, vgl. z. B. Augustinus, De

civitate Dei, lib. 4, cap. 30: pueris necessarius est timor disciplinae.

63, 28. Nach 29 möchte ich Komma setzen. — 33 ist *si* durch den Accent im Gegensatz zu *maneger* hervorgehoben. — Unabhängig von Paul (Beitr. 2, 422) bin ich auf dieselbe Interpunction gekommen, die er dort vorschlägt: Komma nach 34, Strichpunkt nach 35. Davon kann ich mich auch durch die an sich wohl berechtigten Einwände von Burdach (Reinmar und Walther, S. 59 f.) nicht abbringen lassen. Denn ich finde, dass die Unkenntniss des Dichters über die Gesinnung der Geliebten wohl seinen Wunsch entschuldigt: weil wir getrennt sind, weiss ich nichts von ihr und kann auch nur durch ein ausdrückliches Zeichen ihrer Gunst von der Fortdauer ihrer Neigung überzeugt werden. — Keinesfalls vermag ich mit Lachmann's Interpunction das Auskommen zu finden. Vgl. Kraus, S. 88. 97. — 64, 4: wenn ich mich daran erinnere. — 5 f. vgl. 68, 5. Wie betrügt der Hase den Hund? Er duckt sich, wenn der Hund zu nahe ist, in die Ackerfurche, damit dieser über ihn wegspringe, oder, wenn der Hund entfernt ist, damit er ihn übersehe. Also muss die Frau mit Veldeke ein Versteck aufgesucht haben, das sonst leicht zugänglich war, aber doch übersehen werden konnte. — 7 *wint* ist insbesondere der Hasenhund. Vgl. die Varianten zum Schwabenspiegel 260, 1 (ed. Wackernagel): *ein hunt heizzet ein wint, die die hasen vahent —. umb einen wint der hasen vahet.* Vgl. Du Cange 2, 88 f.: canis leporarius. — 9 Lachmann's geistreichen Vorschlag, den Vers als eine räthselartige Umschreibung der Person des Dichters aufzufassen, würde ich beitreten können, wenn das Liebesverhältniss noch Gegenwart und Zukunft hätte und nicht bloss in der Erinnerung an genossene Vergangenheit fortlebte. So bleibe ich doch bei der Ueberlieferung der Handschriften, mit deren Hilfe vielleicht zu lesen ist: *so gesorget ik mik minner sint dan umb mîns sunes tohter kint.* Seit ich gesehen habe, wie sie die Hüter zu täuschen versteht, ist mir nicht bange (sie hilft sich schon fort, mit mir oder mit Anderen), und ich sorge mich weniger darum als um meinen Urenkel. Urenkel nämlich hatten im altgermanischen Recht gar keinen Anspruch an das Erbe und haben ihn erst sehr allmälig und spät verschiedentlich errungen, vgl. Grimm, Rechtsalterth.[3] 471 f. Schröder, Rechtsgesch.[3] 328. 734 f.

64, 10. Das Ganze ist wieder ein Scherz: es wird Selbstverständliches weitläufig behauptet (vgl. Walthers: *daz mîn dûme ein vinger sî*). ‚Lieber hätte ich mit ihr zusammen lebend, wo ich mir den Platz aussuchen könnte, ein grosses Vermögen, als dass ich fern von ihr krank, arm und einsam leben möchte.' Ob man *med*, worauf die Handschriften führen, mit Haupt weglassen oder lieber schreiben soll: *gerner hetk med ir gemeine —?*

64, 17. Man sieht hier deutlich das Formelhafte der Natureingänge: 19 f. macht das Lied der Vögel den Dichter froh, 22 ff. die Frau, indess man *si* zunächst auf die Vögel beziehen müsste. Aber für Sänger und Hörer war die Trennung zwischen den beiden Hälften der Strophe selbstverständlich. — 25 passt *muot* = *muoz* hier überhaupt? Denn der Dichter ist ja 23 schon in der Ferne, er soll nicht erst hin, wie Scherer, D. St. 2, 73 meint. Aber vielleicht ist es das gar nicht, sondern *muot* = *müejet* intransitiv; oder herzustellen: *aldâ mîn lîp sik in ellende muot.*

64, 26. Der spätherbstliche Eingang ist auch hier ganz abgelöst von dem übrigen Inhalt der Strophe. — 32 wird wohl zu lesen sein *die mîne gôde* — ‚meine gute Frau' — denn nur so passt die Wortstellung und 33 *underwinde*. Vgl. zu der Ausdrucksweise (ausser den Wörterbüchern) 68, 4. 66, 12. 29. 60, 21. 63, 28.

64, 34. *verwinnen* heisst hier: gänzlich besiegen, völlig überwinden. Vgl. 66, 10. 21 (das durch 20 erklärt wird). Kraus S. 91. — 36: ‚sie begreifen mich nicht, weil sie nicht einsehen, dass ich (eben meiner Leidenschaft wegen) von der Geliebten nicht los kann trotz ihrer Ungunst.' Das Verhältniss ist jedesfalls hier ganz anders aufgefasst als 58, 22, denn dort wünschte sich der Dichter nur, der Mond neben der Sonne zu sein; hier ist er damit nicht zufrieden. Oder ist sein Mond hier eine wenig begünstigte Neigung zu der Dame neben einer begünstigten?

65, 5. Ich glaube nicht, dass es der Aenderung durch Haupt (zu *fluochen*) bedarf; *suochen* genügt, denn es heisst an sich schon: ‚feindlich angreifen, verfolgen'. Wahrscheinlich hat nur das *den* der Handschrift Haupt zu der Emendation veranlasst. — 6 dass die Bösen zu bedauern sind, ist kirchliche Lehre; vgl. (ausser Seneca, Epist. 81: malitia miseros facit) Augustinus, Epist. 70: malitiae individua comes miseria est;

und besonders Boëthius, De consol. philos. lib. 4, prosa 4. — 9 vielleicht: *des sint sin vil des mê gevê.* Vgl. Bernard von Clairvaux, De vita solit.: malus homo nunquam tute secum habitat, quia cum malo homine habitat, et nemo molestior ei est quam ipse sibi. — 10 darum, nämlich um die noch grössere Bosheit. — 11f. de lana caprina. Es wird wohl ein Schulsprichwort sein, wie Simrock S. 65: die Bratwurst sucht man nicht im Hundsstall. Vgl. Wälscher Gast 3799f.: *dehein man suochen solde ûf eim kerspoum birn, ob er wolde.*

65, 13. Das ist niederl. *verklâren.* — 14ff. hier herrscht schon die Vorstellung von *Der werlte lôn,* das bezeichnet *rehte* 16 und der Gegensatz zwischen *klâr trüeb unde val.* — 17 die zu ihrem Gefolge gehören, selbst die gestehen zu —. — 19 es ist kein ausreichender Grund vorhanden, mit Haupt das *abe ziehent* BC aufzugeben; l. *ave tien: vergien.* Das hat schon Behaghel wieder hergestellt, Einl. z. Eneide S. XCIII. — 20 *wîlent* ist allerdings ein Lieblingsausdruck Veldeke's: mit *ê* 66, 34; *êre* 67, 8; allein 58, 29. 61, 5. 63, 3. 66, 30. 67, 8. Kann es aber von *ê* getrennt werden? Und wird nicht vielmehr hier ein Gegensatz zu *ave tien* erfordert? Ich schlage vor: *die ir med willen* (vgl. C) *dienden ê.* — Vgl. Kraus S. 89f. 94.

65, 21. Zu den beiden ersten Versen vgl. Eraclius 2611ff. 4408ff. Massmann dazu S. 574 Anm. 3 und besonders S. 588ff. — 23f. vgl. Simrock S. 465: Er hat sich selber die Ruthe auf den Rücken gebunden; S. 620: Wer da schlägt sein Weib, trifft sein eigen Leib. — 26 solch übermässige Länge eines Verses in einer kleinen Strophe kommt bei Veldeke nicht vor, daher hat Bartschens Auffassung (Liederd.[3] VII, 155), wornach *der gêt* der Rest eines lückenhaft überlieferten Verses wäre, viel Wahrscheinlichkeit. — 27 vgl. über Weiberhüten Simrock S. 272. 615. — Zu der ganzen Strophe vgl. Kraus S. 91.

65, 28. Wiederum werden Natur und Minne getrennt behandelt. Verbunden werden die beiden Abschnitte nur dadurch, dass es des Sommers *reht* ist, in den aufgezählten Erscheinungen hervorzutreten; dagegen ist es das *reht* des Dichters, zu der Minne zurückzukehren, die er immer gepflegt hatte.

66, 1. Diese Strophe habe ich in einem besonderen Aufsatze: ‚Der Windadler Heinrichs von Veldeke' (in der Festgabe für Franz von Krones 1895) eingehend erörtert. Zu den

damaligen Darlegungen sind mir von verschiedenen Fachgenossen freundlichst Notizen mitgetheilt worden, die bezeugen, dass in Deutschland, Frankreich und Italien mehrfach grosse kirchliche und profane Bauten mit beweglichen oder fixen Kunstwerken (meistens Adlern) auf der Spitze von Thürmen dauernd oder zeitweilig geschmückt waren. Ausserdem habe ich noch beizufügen zu S. 10: über einen Schatten spendenden Adler vgl. Bartsch, Anm. z. Rolandsliede V. 658; Singer, Salomosagen in Deutschland, Zeitschr. f. d. Alterth. 35, 184f. — Aehnlich Servatius ist Gwalchmai in den altkeltischen Berichten über die Artussage ‚le faucon du mois de mai', vgl. Rhys, Studies in the Arthurian Legend, S. 14. 168. — Zu S. 11: der Servatiustag fiel zu Veldeke's Zeit nach dem damals gebrauchten Julianischen Kalender um mehr denn eine Woche nach dem 13. Mai. Vgl. Kraus S. 88f. 91.

66, 9. *mîn geval* 12 ist wohl zu übersetzen: mein Vergnügen. — 13f. über den sterbenden Schwan vgl. Wackernagel, Altfranz. Lieder u. Leiche S. 242; Albrecht von Halberstadt, Einl. S. CXX; Gold. Schmiede, Einl. 51, 28. Anderes zu 139, 15. Ueber den Text vgl. Burdach, Reimar und Walther S. 59, Kraus S. 91.

66, 16. Ich schliesse mich Behaghel, Eneide S. CLXXIII an und zweifle, ob die Stelle in Moriz von Craun (ed. Edward Schröder 1157—72) hinreicht, die Existenz eines Gedichtes Heinrichs von Veldeke über König Salomo und die Minne zu vermuthen. Auch Edward Schröder scheint jetzt (Zwei Rittermären S. XXIX) eher eine Confusion als ein Zeugniss in der genannten Stelle zu finden (vgl. Singer, Zeitschr. f. d. Alterth. 35, 182f.). Es wäre die einzige Dichtung ihrer Art, wo ein von der kirchlichen Ueberlieferung so hochgestellter Herrscher wie Salomo zum Helden einer Minnegeschichte wäre gemacht worden. Das Bett Salomos Cant. 3, 7f. spielt auch in der allegorischen Auslegung eine grosse Rolle. Salomon und die Regina Austri Matth. 12, 42f. Luc. 11, 31f. — Nicht blos in Anknüpfung daran, sondern in Folge der biblischen Darstellung seiner Lebensgeschichte erscheint König Salomo in der mittelalterlichen Literatur als das vornehmste Beispiel für die Macht der Minne. Das hat sogar Eingang in das Decretum Gratiani gefunden, wo causa 32. quaestio 4. cap. 13 unter der Ueberschrift:

‚Immoderatus usus mulierum Salomonem ad idololatriam traxit‘ eine Stelle aus Gregors Moralien lib. 12, cap. 12 mitgetheilt wird. Umsomehr natürlich spricht die profane Poesie davon, vgl. Freidank 104, 22 ff. und Bezzenberger's Anm. Winsbekin 23, 6 f. — 23 *den solt hân ich von ir ze lône* ist undeutlich: was soll das für ein Sold sein? Es muss heissen *des solt*, d. h. des Königs Salomo, über den er selbst klagt Eccle. 2, 10 ff. 7, 26 ff. vgl. Eraclius (ed. Graef) 2601 ff.: *der aller wîseste man, von dem man gesagen kan, daz was der künec Salomôn, der enphie von wîben bœsen lôn.*

66, 24. Die Strophe enthält (wohl nach französischem Vorbild) nur grammatische Reime. — *schœniu wort*, das werden ‚gute, kluge Worte‘ sein (wie *schœne sinne*); Text und Melodie zusammen machen das Lied aus. — 26 *halten*, sich merken. — 27: sie sind immer gut zu brauchen, sie lassen sich anwenden. — 30: um sie zu trösten oder von ihr getröstet zu werden. — 31 das ist lang her, vgl. Scherer, D. St. 2, 73 f. — 32 ff. vgl. 63, 18 f. — 67, 2: wenn aber, so sterbe ich ungern, gezwungen (vgl. 63, 17).

67, 4 über die Frist der sieben Jahre vgl. Grimm, Rechtsalterth.[3] 214. Du Cange 7, 427: septennium; 428: septennarius 2. Die traditionellen sieben Jahre in der Bibel: Genes. 41, 2 ff. Deuteron. 31, 10. Hier ist wahrscheinlich an einen legendarischen Zug gedacht: sieben Jahre im Elend leben, schweigen (vgl. Alexius, Secundus u. a.). — Vgl. Kraus, S. 88.

67, 9. V. 11: ‚Nun muss sich Alles, Alles wenden.‘ — 12 l. *dû van mîn hart ê drûrech was.* — 15 vgl. MSF. 3, 7 f. Vgl. Burdach, Reinmar und Walther S. 60. Kraus, S. 94 f.

67, 29 l. *die sîn vrô* —. — So schön Haupt's Besserung an sich ist, habe ich doch das Bedenken, dass Veldeke sonst das Wort nur in sinnlicher Bedeutung gebraucht. Auch könnte man B *enbinden*, C *enbinnen* etwas näher bleiben, wenn man schriebe: *noch ir harte ê rûchte erwinnen.*

67, 33: wer gut dient und sich auf das Warten versteht, dem geht noch einmal Alles (34 l. *al* statt *wol*) gut aus. — 68, 4 l. *lône* mit A (so auch Burdach a. a. O. S. 60), vgl. 64, 5.

68, 6: wäre ich in meiner jetzigen Lage traurig, das wäre unrecht und wunderbar, da doch mein ganzes Leid in Freude aufgeht. — Könnte 9 *diu mîne* (vgl. zu 64, 32) gelesen

werden (statt *diu minne*), so möchte sich das zu dem Folgenden besser schicken.

Anm. S. 261 hat V. 12 wohl *mach* in der Vorlage gestanden. — S. 262, 14: da bin ich überflüssig. — 15 f. hat keine Pointe. — Zum nächsten Spruch vgl. Freid. 60, 15. 64, 20 ff. 103, 25. 101, 15. 102, 26 ff. und Bezzenberger's Anm. — An den Strophen des letzten Gedichtes ist ausser dem Bau nichts merkwürdig als die durchstehenden klingenden Reime mit wechselnden Vocalen.

10. Ulrich von Gutenburg. MSF. 69, 1—79, 14.

69, 1—3 bilden die Ueberschrift des Leiches, auch 4—8 beschäftigen sich noch mit der Entstehung des Gedichtes. Kann nicht der Relativsatz 5 f. als eine Ergänzung (Inhaltssatz?) auf *gan es* 4 bezogen werden? Denn sonst steht 5 f. in unlösbarem Widerspruch mit vielen anderen Versen des Gedichtes, aus denen die Härte der Geliebten hervorgeht. Allerdings ist das bei Leichen nicht ungewöhnlich, vgl. die Definition Scherer's, D. St. 2, 11. Das Herz als Gefäss: vgl. Pseudo-Beda, Proverb.: est quasi vas vacuum, cui cura deest (animarum). Zu 5 ff. vgl. Chrysostomus, Homil. 7. super Cor. 2 (Ausgabe 4, 742 D): cura rerum temporalium hiems estasque, hieme tristior. Aus 7 f. geht hervor, dass die Arbeit an dem Leich im Winter unternommen wurde, zu einer für den Dichter auch sonst sorgenvollen Zeit. — 11 entweder ist *lôn* gemeint, der in der Richtung des Glückes liegt, oder *lôn*, der dem Glücke entspricht. — 13 f.: das Bild stammt aus den Auslegungen der Schrift, wo besonders in der Parabel vom Säemann (Matth. 13, 24 ff.) *ager* = Herz genommen wird; aber auch zu Prov. 24, 27. *cor* als *ager Dei* ist später häufig, besonders bei Bonaventura. — 19 ff. Dass die Sonne die Bäume blühen macht, lehrt (nach Macrobius) Wilhelm von Conches, De philos. mundi, lib. 2, cap. 26 (Migne 172, 68 A), denn im Frühling wird sie wärmer und dann: ex has temperie pori terrae aperiuntur evaporatque fumus humidus (das ist der Thau), qui per radices arborum et herbarum scandens confert eis augmentum et vegetationem. — 22 ff. Der Einfluss der Herrin auf den Dichter wird dem der Sonne auf die Erde verglichen. Das erste Moment war die Blüthe, die von der

Sonne hervorgerufen wird, das zweite der milde Maienregen. Denn auch der Regen wird von der Sonne erzeugt nach Wilhelm von Conches, a. a. O., lib. 3, cap. 4 (Migne 172, 76 B): aliquando ad nutrimentum sui caloris (Druck: coloris) solem attrahere humorem contingit et, quod in illo liquidius est, in igneam transit substantiam, quod vero gravius, deorsum cadit, ubi post acutissimum calorem videmus contingere pluviae inundationem. Aehnlich, nur anders gewendet, heisst es im nächsten cap. 5 von den Sonnenstrahlen: sed quia a caloris fonte procedit, secum aliquid caloris defert, quo terra et aqua calefiunt, et quoniam natura est caloris ascendere, calor, qui praedicto modo descendit, revertendo secum aliquid humoris elevat, quod ebulliendo in sui substantiam transmittat. Dagegen lässt Isidor, De natura rerum cap. 33 (Migne 83, 1005) die Dünste des Meeres aufsteigen, sich zu Wolken sammeln, wo sie dann durch die Sonne gekocht, igne solis decoctae in dulcem pluviae saporem vertuntur — und — solis calore dissolutae in terrae faciem asperguntur. Ueber die Wolken und die Entstehung des Regens aus ihnen vgl. Augustinus, De Genesi ad litteram, lib. 2, cap. 4 (Migne 34, 265 f.). — 25 f. Empfang und Abschied werden beide von der Dame durch ein sanftes Neigen des Hauptes ausgedrückt.

70, 2: bevor dieser Gruss mir entzogen würde, mich nicht träfe — eher —. 4 ff.: der plagt sich, der mir das nicht vergönnt, dass ich ihr niemals so fremd werde, dass ich ihr nicht noch grösseren Lohn (als diesen Gruss) abgewinnen könnte. — 13: dem ich nicht zu entsprechen vermag: ich kann den Wünschen meines hochfliegenden Sinnes nicht folgen. — 14 bezeichnet wohl nur das Unglück, welches der Minne überhaupt eigen zu sein pflegt, gewöhnlich widerfährt und nicht ein besonderes persönliches Missgeschick. — 20: das Aufsteigen ist hervorgerufen durch das vorangehende *zil*. Der Sinn ist: es soll mehr von der Frau gewünscht und ihr auch abgerungen werden. Zu diesem Behufe erklärt sich der Dichter, der früher noch zufrieden war und die Herrin wegen ihrer Güte lobte, für vernachlässigt und unberücksichtigt. Das Herz wird hier in ein ähnliches Verhältniss zum Dichter gebracht wie im Büchlein Hartmanns von Aue. — 27 ff. Der Vergleich stammt wohl aus dem Ringkampf. ‚— seit ihr kräftig angreifender

Schwung (die Schwinger im Berner Oberland) mich in ihre Gewalt gebracht hat —'. Auch *widerswanc* spricht noch für dieselbe Situation.

71, 6. Vielleicht ist bei dieser überaus schwierigen Stelle doch aus der Handschrift zu entnehmen: *den winter kalt*, was dann als Zeitbestimmung zu 5 gehörte; erst nach 6 wäre Punkt zu setzen. Es hiesse dann 7: damit steht es so, dass ich traurig und sorgenvoll würde und auf mannigfache Weise hingegeben —. Damit schwände die Dunkelheit grösstentheils. — 14 ff.: ich kümmere mich jetzt aber nicht um das, was sie mir anthut; ich gebe meine Sache nicht auf, vielleicht gleicht sie sich zur rechten Zeit (nach Ablauf des Termines, vgl. Mhd. Wtb. 3, 912a) mit mir aus. — 17 ff.: sie soll die Sache auf sich beruhen lassen (vgl. Lexer 2, 1804) auf eine oder die andere Art. So meine ich. Denn, wie es einmal mit ihr ist, sie gewinnt nichts dabei (nach 18): wie immer sie den Sieg über mich erringe, das ist gewiss, ich sterbe davon. — Alles das bezieht sich auf den Gedanken, dass die Frau den Sänger los werden, abdanken will. — 21 ff. Diese Sätze gehen von der Vorstellung aus, dass der Dichter sich der Dame als leibeigenen Knecht ergeben hat, vgl. Schwabensp. (ed. Gengler) cap. 242. Daher gilt von der Frau, dass sie den eigenen Knecht nicht tödten darf. Darüber sagt der Schwabenspiegel cap. 58, 3: *swer sînen eigen kneht ze tôde slehet, der sol got und der werlde, ob er in âne schuld sleht, mit grôzerem rehte gelten, und dem rihter, ob man in vor gerihte beklaget, büezen, danne ob er einen fromden hete erslagen, und man nimet im sînen lîp billîcher.* — 25: sie kann meiner gewaltig sein, d. h. in befugtem Besitze meiner Person sich befinden, das ist ihr Recht, denn ich bin ihr eigener Mann. — 26 l. *unz ich irz muge gezeigen,* so lange als ich es ihr zu beweisen vermag. — 30. sie trieb mich auf meine alten Pfade —. Die Ausdrücke sind der Jägersprache entnommen (Wild, Hunde, die einer Spur folgen), beziehen sich aber gleichzeitig auf die Terminologie des Schachspiels, das im Folgenden erwähnt ist.

72, 6 ff. Worauf beruht Lachmann's Vermuthung *zwir?* Nach den Analogien muss ich sie für falsch halten. Es handelt sich hier um den ‚Angang', und der Geliebten soll ein Compliment gemacht werden, indem von ihr gesagt wird, dass dem

nichts Uebles durch ein ganzes Jahr geschehen könne, der sie einmal gesehen habe. Daher muss es 5 ff. heissen: *ob ich die schœnen kan gesehen eins in eime jâre, so enmac mir übels niht geschehen von valscher liute vâre.* Man sieht wieder einmal, wie schlecht die Ueberlieferung älterer Dichter bei C bisweilen ausfallen kann. Ueber den ‚Angang' belehrt J. Grimm ausführlich Myth.[4] 937—942, dann Nachträge 323 ff., wo er (zu S. 942) ein paar wichtige Stellen beibringt: Gute Frau 970: *swer in zuo einem mâle gesach, der wânde sîn vürwâr deste sæliger ein jâr.* Auf den Angang der Geliebten bezieht sich MS. 2, 23ᵇ (= MSH. 2, 31ᵇ): *swer si des morgens an gesiht, den tac im niemer leit geschiht,* wozu gehört Hätzlerin 148ᵇ: ‚der schœnen früh morgens unter die augen schauen, bewahrt den ganzen tag vor trauern'. Dazu füge ich die Worte des Tannhäuser, mit denen er Herzog Friedrich II., den Streitbaren preist (MSH. 2, 81ᵇ): *mîn geloube ist daz: swer in zer wochen eines mac gesehen, daz dem ungelückes niht enkeiner slahte mac geschehen.* Aehnlich MSF. 105, 4 f. Auch 10 und der Satz, der die Lücke füllen soll, wird noch auf den Angang sich beziehen. — 16. Was ist ein *genœdeclîchez mære?* Wahrscheinlich bloss: ‚in Gnaden, gnädig'. Vielleicht könnte unter *mære* auch nur ein Gruss verstanden sein. — 18 f. gehört wohl zu dem Vorangehenden, weshalb nach 14 Doppelpunkt, nach 17 Komma zu setzen sein wird: ‚so oft . . ., allzeit erfreut sie damit den Thoren', das ist wohl: den Dichter selbst. — 28: das Bild ist, wie die vom Mhd. Wtb. 1, 987 angeführten Parzivalstellen zeigen, dem Ringkampf entnommen, der nach Tjost und Schwertgefecht die letzte Entscheidung des Zweikampfes bildet. Hier heisst es: ich liege unten oder oben in deinem Lobe: du lobst mich oder schiltst mich. Aus demselben Vorstellungskreise stammen 70, 23—32. 72, 37—40. — 33: da kann ich nichts dafür.

73, 2: ich muss mich als von ihr besiegt bekennen. — 4 vielleicht mit genauerem Anschluss an die Hs.: *nû wol eht, êst doch ê beschehen.* — 18—20 knüpft sich gar nicht an das Vorhergehende, erst 21 ff. schliesst sich im Fortgange der Gedanken daran; die drei Zwischenverse sind also blos wegen des metrischen Systems eingeflickt. — 28 f.: mit gutem Willen wägen, reichlich auf die Schale legen. — 30 ff. bedeutet natür-

lich: — und sich so benehme, dass ich ihr, so lang ich lebe, dienstbereit bleibe und niemals, es komme, was da wolle, auch nur einen Tag von ihr fortstrebe, und dass ich für die Zukunft Noth und Qual, wie ich sie jetzt lange erduldet habe, leicht und in genehmer Weise ertrage. Oder kurz gefasst: sie soll sich freundlicher als bisher gegen mich verhalten. — 38: ja wahrhaftig thut sie daran gut, denn —.

74, 5ff. Dieser Gedanke ist ausgelöst durch *verre* 73, 40. Das ‚Geleite' erstreckt sich nicht blos durch mitgesandte Mannschaft über das eigene Land des Fürsten (vgl. oben zu 61, 1), der es gewährt, sondern durch Schutz- und Empfehlungsbriefe auch auf andere Länder. Vgl. Du Cange 2, 491 f.: *conductus;* 3, 201: *ducatus.* Bei Petrus de Vineis, lib. 5, epist. 51 und 125 stehen Formeln von Geleitsbriefen. Philipp, Bischof von Eichstädt, in der Vita S. Willibaldi cap. 16: ut quocunque pergere vellet, eorum conductu cum pace iret ac rediret. Dazu Haltaus, 626 f. Waitz, Verfassungsgesch. 8, 315 ff. Der Dichter verlangt also von der Herrin entweder ein wirkliches Geleite (conductus vivus) oder einen Geleitsbrief als Sicherheit wider ‚Kummer' und ‚Herzeleid'; dann wird er ihre Ehre in allen Ländern nach Kräften ausbreiten. Er will also eine Garantie für ihre künftige Güte von der Herrin. — 17 f.: nun seht zu, ob das von rechtswegen geschieht, wenn mir Jemand ihren Anblick absprechen, vorenthalten will (*fuoge, verteilen* sind Ausdrücke der Rechtssprache). — 39 *Endîân,* das Land am Ende der Welt (Finis terrae), gebildet nach *Indîân;* vgl. über solche Bildungen Heinzel, Ueber die Walthersage, S. 78 und Anm.

75, 1 setzt die allgemeine Anschauung des Mittelalters voraus, wornach die Erde im Meere schwimmt. Ueber den Ocean, der die Erde umgibt, lehrte Isidor, De natura rerum, cap. 40 (Migne 83, 1012 A): oceani autem magnitudo incomparabilis et intransmeabilis latitudo perhibetur. quod etiam Clemens, discipulus apostolorum visus est indicare, cum dicit: Oceanus intransmeabilis est, et hi qui ultra eum sunt mundi. philosophi autem aiunt, quod post Oceanum terra nulla sit, sed solo denso aëre nubium contineatur mare, sicut et terra subterius —. cap. 45 (a. a. O. 1015 A): — utrum super aquam pendeat, quia scribitur: qui fundavit terram super aquas (Psalm. 135, 6) —; aut si super aquas est tam immense pondus, quo-

modo non demergatur — hoc nulli mortalium scire fas est nec nobis discutere aut perscrutari licet cuiquam tantam divinae artis excellentiam, dum constet eam lege maiestatis Dei aut super aquas aut super nubes stabilem permanere. Die Anschauung des Meeres ist hier vom mittelländischen abgenommen, das schlechtweg das Mare magnum genannt wurde, quia caetera maria in comparatione ejus minora sunt. — istud et Mediterraneum, quia per mediam terram usque ad Orientem profunditur, Europam et Africam Asiamque disterminans. Ferner Wilhelm von Conches, De philos. mundi lib. 4, cap. 1 (Migne 172, 85 A): namque terra est in medio mundi sicut vitellus in ovo (der bekannte Vergleich Bertholds von Regensburg). circa hanc est aqua, ut circa vitellum albumen. Ebenso Honorius Augustod., De imagine mundi lib. 1, cap. 1 (Migne 172, 121 A); cap. 5 (122 B): terra in circuitu ut limbo cingitur. Die Encyklopädie des Rabanus Maurus, De universo lib. 11, cap. 2. 3 (Migne 111, 311 f.) geht von Beda aus, De natura rerum cap. 3 (Migne 90, 193 A). cap. 44—46 (262 ff.). — Uebrigens bewegt sich der Gutenburger hier (und 75, 32) in einem Ueberschwang, der eher nach der späteren Zeit als der alten schmeckt und sich ziemlich dem des Tannhäuser vergleicht. — 5 *sant* ist hier nicht schlechtweg ‚arena‘, sondern ‚Ufersand‘ (das oberdeutsche Wort für den niederdeutschen und nachmals in den Süden übergewanderten ‚Strand‘, vgl. mein ‚Christenthum in der altdeutschen Heldendichtung‘ S. 198). Der Ausdruck des Dichters enthält eine Reminiscenz an seine Schullectüre, denn *sant ern* = *litus arare* heisst ‚vergebliche, nutzlose Arbeit thun‘. Vgl. Ovid, Heroid. 5 (Oenone an Paris) 115 f.: quid facis, Oenone? quid harenae semina mandas? non profecturis litora bubus aras. Tristium lib. 5, 4, 47 f.: plena tot ac tantis referetur gratia factis, nec sinet ille tuos litus arare boves. — 13. 19 *gar* ist erlaubter rührender Reim, denn 13 *gar* adv. = gänzlich, durchaus; 19 *gar* adj. = bereit, zum Hass gerüstet. — 22: das ist das *flagellum linguae* Job 5, 21. Eccli. 26, 9 und die *lingua dolosa* in den Psalmen. Bei den Kirchenschriftstellern ist denn nichts gewöhnlicher als die Vergleichung der Zunge mit einer schneidenden Waffe.

76, 7: die Spötter müssen Gott fürchten Sap. 4, 18. Psalm. 36, 13; vgl. noch 2, 4. 24, 3. — 11: dass sie mir meine Thätig-

keit und die Gelegenheit dazu gleichzeitig benimmt. — 12: ‚seltsame Scherzworte‘, d. h. Worte, die sich als Scherz seltsam ausnehmen, weil sie verletzen. — 13f. *si tuot verrêret, swen si geêret vor liuten mit gelimpfe.* — 19: ich bringe die Zeit hin, ohne dass ich selbst es merke. — 24 wohl aus dem Lanzelet. — 34 beginnen schon die Ausdrücke der Rechtssprache, die dann besonders 38ff. auftreten. ‚Wie ich auch später den begangenen Fehler bessere‘ — so wird übersetzt werden müssen — ‚jedesfalls rechne ich mit Bestimmtheit auf ihre Huld‘. Ueber *erholen* vgl. Haltaus 394: sich e. einer sache, eines gebrechens, reparare damnum, defectum alicujus rei, requirere, repetere quod deest. Und lehrreich im Schwabenspiegel (ed. Gengler) cap. 76 § 2: *ein ieglich man mac selbe wol klagen und antwurten vor gerihte, oh er sich des schaden wil getrœsten, der im geschît, ob er sich versprichet âne fürsprechen. wan so muoz er ouch selbe den schaden haben. und hât er aber einen fürsprechen, und missesprichet der, des mac er sich wol erholen mit einem andern.* — 38ff.: wenn ich auch sonst weiter nichts dabei gewinne, so will ich sie doch gewiss um dieser Schuld halber (dass sie unfreundlich gegen mich ist) nicht mit Klage angreifen (vor Gericht).

77, 1: wollte mir Jemand (in Bezug auf meine Behauptung) einen Eid abnehmen, ich schwüre gewiss, dass es ihr leid war. — 4ff. findet wieder ein Sprung im Gedankengange statt. — 7 vgl. 72, 1. — 10f.: der ihres Glückes wegen ein gut geordnetes Leben preisgibt. Von da aus kommt der Dichter auf den Vergleich mit Turnus. — 20f.: wäre es mir überhaupt vom Schicksal bestimmt —. — 24ff.: keineswegs war das ein unheilvoller Augenblick für mich, als ich sie auserwählte, um sie in diesem auserlesenen Leich zu besingen, und dabei eines guten und reichlich schönen Lohnes gewärtig war. Möglicherweise steckt in 27 *ûf guoten rîche* eine Anspielung auf den eigenen Namen des Dichters. — 28f.: aber, geht es auch schlecht aus, jedesfalls bleibt sie für immer nach Gott der Gegenstand meiner Verehrung, denn (und darin besteht ihre Aehnlichkeit mit Gott) sie hat niemals etwas Anderes denn Gutes gethan. *anebete* ist frei gebildet nach *adoratio* oder nach altfr. *aoré.* Hier und in den folgenden Zeilen herrscht gleichfalls der schon erwähnte Ueberschwang. — 30 *ich enbar,* dazu

gehört auch noch das *mich:* ich gebe mich hin und eröffne mich gänzlich, rückhaltlos, ich liefere mich ihr aus.

78, 10: das Siechthum, durch zauberischen Blick hervorgerufen, ist unheilbar. — 21 *wilde* = ferus; das Bild stammt aus der Schule. — 24—27 diese Gedanken, viele der vorhergehenden und folgenden Strophen, besonders der letzten, stehen schon im Leich. — Jedesfalls hat Burdach, Reinmar und Walther S. 89, Recht (vgl. Giske, Zeitschr. f. d. Philol. 18, 221), wenn er meint, dass diese sechs Strophen nur ein grosses Lied des Gutenburgers bilden und nicht einzeln zu fassen sind. — 28: höher im Preise stehen.

79, 6. Diese Anschauung trifft sich in der kirchlichen Literatur ungemein häufig; ein Beispiel bei Augustinus, Epist. 197: valde durus, cujus mentis dolorem oculi carnis nequeunt declarare.

Fleissige Sammlungen über Stil und poetische Mittel des Gutenburger's veröffentlicht brauchbar Feodor Hoppe in dem Programm des Staatsgymnasiums zu Nikolsburg 1886; hier war davon nichts zu verwenden.

11. Graf Rudolf von Neuenburg auf Fenis. MSF. 80, 1—85, 36.

Diesen Dichter habe ich von der Erklärung ausgeschlossen, weil seine acht Lieder doch nur provenzalische Vorlagen theils bearbeiten, theils übersetzen. Das ergibt sich jetzt am deutlichsten bei Bartsch, Schweiz. Minnesänger, Einl. S. X—XXVI und Anm. S. 403—409. — Zu dem vielbesprochenen Satze 84, 12: *bî gwalte sol genâde sîn* vgl. Rom. 5, 21: gratia regnet per justitiam.

12. Albrecht von Johannsdorf. MSF. 86, 1—95, 15.

86, 1. Der Gegensatz *primus* und *novissimus* wird in der Bibel ungemein häufig angewendet, und zwar im alten und neuen Testament; vgl. nur die bekanntesten Stellen: Matth. 19, 30 = Marc. 10, 31 = Luc. 13, 30. — 6 *guot* ist hier in religiösem Sinne gefasst, der ganze Satz beruht auf der kirchlichen Interpretation des 6. und 9. Gebotes. — 9 *bî der sêle mîn*, bei meinem Seelenheil, in Anbetracht meines eigenen

Seelenheiles. — 10 *liebe* ist hier die freundschaftliche Rücksicht auf die Person. Vgl. Petrus Blesensis, Epist. 22: in executione justitiae non debet esse personarum acceptio. — 11 f. Alanus ab Insulis, Summa (Migne 210, 163 B): fluxus verbi significat animi fluxum; et qualis sit homo in mente, verbositas depingit in ore. — 12 *umberede* (C *umrede*) ist *multiloquium*, *duplicitas*, sündhaft gegenüber der *simplicitas*, wie sie Thomas von Aquino definiert (2. 2. quaest. 111, art. 3.): simplicitas est, quae non tendit in diversa, ut scilicet aliud intendat interius et aliud praetendat exterius. Ueber die Sündhaftigkeit der *duplicitas* vgl. Petrus Pictav., Sentent. lib. 4, cap. 5 (Migne 211, 1153 C): illud genus mendacii, quod ex duplicitate animi procedit, tam in perfectis quam imperfectis est mortale peccatum. — 13 f. nun erklärt sich *reht* 10: es steht nämlich auf dem Spiele, wenn man dabei nicht *einvaltic* ist. Vgl. Proverb. 11, 3: simplicitas justorum diriget eos; 20, 7: justus ambulat in simplicitate sua; 2 Cor. 11, 3: timeo, ne corrumpantur sensus vestri (vgl. hier 16) et excidant a simplicitate, quae est in Christo. — 22 läge nicht der Ueberlieferung näher *unde ouch harter* —? — 23 f. wird man wohl übersetzen müssen: ,o Gott, warum wird mir nicht das Lehen von Dir zu Theil, dass mir nicht mehr Leid widerfährt?' Ich gestehe jedoch, dass mir das Wort *lêhen* (BC, *leben* A) nicht unbedenklich vorkommt, denn die Anwendung dieses Ausdruckes auf das von Gott verhängte Schicksal wird sonst schwerlich zu bezeugen sein. Vielleicht darf man vermuthen: *hêrre, wan ist daz dîn vêhen, daz mir iemer leit geschiht* = Herr, woher kommt dieser dein Hass, wodurch mir immer Leid widerfährt? Damit würde eine in der Bibel wohlbezeugte Anschauung ausgedrückt, vgl. Psalm. 7, 12. 84, 5. — Job 10, 17. Psalm. 6, 1. 23, 1.

86, 25. *vervar* 87, 4 (mit Bezug auf *var* 86, 26) = sterbe, nicht, wie Bartsch es nimmt: ,irre fahre'; besser Pfaff: ,verloren gehe, verderbe', aber ein frommer Dichter kann sich das doch nicht wünschen. Ueberdies lohnt die Kreuzfahrt mit ewiger Seligkeit, vgl. Wolfram, Zeitschr. f. d. Alterth. 30, 106 ff. — 87, 1 *an ir êren*, in ihrer Frauenehre, nicht als Buhlerin; darauf geht dann 3 *ir leben verkêren*, ins Ueble wenden.

87, 5. Diese Eigenschaft des Todes wird vielfach von Lehrern und Predigern hervorgehoben; ein ältestes Beispiel

bei Hieronymus, Epist. 3 ad Heliod.: o mors! quae fratres dividis et amore sociatos crudelis ac dura dissocias! — 14 Bartschens *ê ich* ist mir recht wahrscheinlich. — Vielleicht darf man 17 ff. wagen: *si sprach wie ich wolde gebârn umbe sie* (Haupt), *sô ich von ir nû vil seneder scheide? 'lieber geselle, gesihe ich dich ie? ê was mir wê . . . —.'* Jedesfalls gehört 20 der Frau, denn 21 antwortet darauf. Und dann muss, wenn Haupt's Ergänzung von 17 nach A richtig ist, 18 oder 19 noch directe Rede folgen. Andere Reime sind schwer denkbar. — 25 kann man überhaupt *bestrûchen* mit object. *daz* gebrauchen? vielleicht: *swer hie bestrûcht, der mac vil wol besnaben; dâne mac niemen gevallen ze sêre:* hier in der Heimat, dort im heiligen Lande. Die Ausdrucksweise selbst ist biblisch, vgl. 1 Cor. 10, 12: itaque, qui se existimat stare, videat ne cadat. Häufig: offendere ad (in) lapidem, z. B. Joann. 11, 9 f.: si ambulaverit in die, non offendit; si autem ambulaverit in nocte, offendit, quia lux non est in eo.

87, 29. Ich lese 31: *ich hân vil leides von ir zorne erliten*, denn alle drei Handschriften haben *leides* und auch an den entsprechenden Stellen der übrigen Strophen hat Haupt fünf Hebungen mit Auftakt zugelassen: 88, 7. 21. 35. — 35 *vor der helle bewarn* eine gewöhnliche Redensart der Kirchensprache. — 37 die Vermuthung Haupt's *winde* wird dadurch bestätigt, dass die Sprache des neuen Testamentes *mare* und *ventus* häufig verbindet, *unda* hingegen gar nicht kennt: Matth. 7, 27. 8, 26 f. 14, 24 ff. Marc. 4, 37 ff. 6, 48 ff. Luc. 8, 23 ff. Joann. 6, 18. Meistens wird der Plural *venti* gebraucht. *validus ventus* Matth. 14, 30; *validi venti* Jacob. 3, 4; sonst auch *magnus ventus*. — 88, 10 darnach Doppelpunkt. — 13 ff. ist eine alte Formel des Morgengebetes, in indirecte Rede übersetzt; von 16 ab wird die Rede direct und dadurch die Wirkung stärker. — 19 *nû* AC passt freilich hier sehr übel, obzwar 88, 3. 31. 89, 7 sämmtlich Auftakt haben. Vielleicht sind A und C nur auf *nû* gerathen, weil es in dieser Verbindung gewöhnlich war bei den täglichen Bitten für die armen Seelen Verstorbener.

88, 19. Die Lesarten der Handschriften bei dieser Strophe sind sehr merkwürdig: sie weisen auf die grosse Beliebtheit und Verbreitung des Stückes hin, die sich auch daraus erklärt, dass diese Zeilen durchwegs wohlbekannte Sentenzen religiöser Färbung enthalten. — 25: qui vivra verra. Verbunden aber

mit 26 stellt es einen Lieblingssatz des heil. Augustinus dar, den er in den verschiedensten Fassungen vorbringt, z. B. De quaest. Nr. 83; De civitate Dei lib. 10, cap. 12: quamvis miracula visibilium naturarum videndi assiduitate viluerunt, tamen, cum ea sapienter intueamur, inusitatissimis rarissimisque majora sunt. — 28 *gotes zorn*, ein Ausdruck der Bibelsprache, s. mein Buch über Hartmann von Aue S. 37. — 30 ein allerhäufigster kirchlicher Lehrsatz, vgl. 1 Joann. 2, 17: mundus transit et concupiscentia ejus. Gewöhnliche Beiwörter von ‚mundus' sind: fallax, instabilis et transitorius (z. B. Augustinus, De spiritu et anima, cap. 49), falsus, deceptorius (diese besonders bei Hugo von St. Victor). — 32 eine gewöhnliche Predigtphrase: respice finem! vgl. Seneca, Epist. 70: nullius rei meditatio tam necessaria est, quam sui finis. Hieronymus, Epist. 3 ad Heliod.: cujus talia principia, qualis finis erit?

88, 33. Auch diese Bestimmung der echten Liebe ohne Falsch (hier zunächst in weltlichem Sinne genommen) stammt aus der kirchlichen Ueberlieferung. — 35 (wo an das jüngste Gericht zu denken ist) wird dem Begriffe *amor* (ein Mittleres ist *dilectio*) den Begriff *charitas* unterlegt, das ist eine bewusste Uebertragung aus der Kirchenlehre. — 36 vgl. Augustinus, Sermo I. Domin. Rogat.: dilectio magnanimum facit. — 37. Auch diese Sonderung der Liebe, die erstens auf Bestimmtes sich beziehen, zweitens auf Bestimmtes sich nicht beziehen soll, ist in der kirchlichen Literatur sehr gebräuchlich bei den einfachsten Definitionen (z. B. Augustinus, De doctrina christiana lib. 1, cap. 27). *bœser kranc* kann natürlich harmlos sein (z. B. Gregor d. Gr., Homil. i. Evang. Nr. 3: turpe est diligere, quod constat citius perire — ein Satz, der später sehr häufig vorkommt), aber hier scheint der Gegensatz zu 38 *reiniu wîp* eine besondere schlimme Bedeutung zu fordern. — 89, 4: das kann er leicht versprechen, weil seiner Ansicht nach solche reine Liebe nur den Guten möglich ist, die in den Himmel kommen. So weist noch spät S. Antoninus *amor* den Bösen zu, *dilectio* Guten und Bösen, *charitas* ausschliesslich den Guten. — 5 unter *listen* sind hier schlechte Liebeskünste verstanden: Zauberei, unkeusche Begierden u. s. w. — 6 *vallen* = ‚cadere' im religiösen Sinne: dem Bösen anheimfallen, für ewig zu Grunde gehen, parallel zu 4. — 7: ich verstehe unter Liebenden nur

solche, die —. *âne gallen* meint hier ganz dasselbe wie 88, 34: *âne valschen muot.* Es wird ganz vorzugsweise der Ausdruck *tûbe âne gallen* auf die Jungfrau Maria bezogen, vielleicht wird damit auch hier auf spirituelle Liebe hingewiesen.

89, 9. Die beiden Strophen können nur insoferne durch ihren Inhalt verbunden sein, als die in der ersten dargelegte Aussichtslosigkeit seiner Liebe den Dichter zu der Frage der zweiten veranlasst: ob das Untreue wäre, wenn er sich zwei Frauen zugleich zu eigen gäbe (was bei der Hörigkeit sonst nicht vorkommt)? Wer ist aber der Herr, der 19 angesprochen wird? Hornoff, der Germania 34, 10 die Strophe für ein nicht ausgeführtes *jeu parti* hält, ist der Meinung, unter *herre* sei schlechtweg ein Standesgenosse des Dichters zu verstehen. Aber dem würde wohl schwerlich die Entscheidung der Frage überlassen worden sein, dabei musste ein Höherer angerufen werden. Man wird sich dabei erinnern dürfen, dass Albrecht von Johannsdorf selbst Ministeriale, und zwar des Bischofs von Passau war. Natürlich braucht nicht dieser der *herre* zu sein; jedesfalls trägt die Strophe in dieser Anfrage das Merkzeichen der Improvisation, trotzdem gerade 9 ff. Walther nachgeahmt wird. Die Antwort (vor *wan* Anführungszeichen) halte ich für entscheidend und beurtheile sie somit anders als Hornoff, versuche auch nicht, sie zu anderen Gedichten des Autors in Bezug zu bringen.

89, 21. Vgl. Wolfram, Zeitschr. f. d. Alterth. 30, 112 f. — Die dort angeführten Sätze aus der Kreuzzugsbulle Gregors VIII. sind natürlich nur Adaptirungen längst bekannter Sentenzen; vgl. z. B. zu 29: 1 Petri 3, 18. Rom. 5, 6 ff. 2 Cor. 5, 15. 1 Thessal. 5, 10 (im alten Testament wird *Deus*, *Dominus* oft von *misericors* begleitet, vgl. auch Jacob. 5, 11). Aus der kirchlichen Literatur nur ein paar von unzähligen Stellen: Augustinus, Enarr. super Psalm. 119: Adam cecidit superbia, Christus descendit et mortuus est misericordia; De civitate Dei lib. 10. cap. 23: Christus habuit pro nobis moriendi non necessitatem (hier 28), sed potestatem; Tract. 3 super Joannem: non haberet Christus, quare moreretur, sed mortuus est misericordia. — 38: quieta non movere; das Wort steht in Sallust's Catilina cap. 21 ohne *non*. Wer es mit *non* zuerst gebraucht hat (Fürst Bismarck?), kann ich nicht feststellen. — 90, 1 ff. Dieser Passus

fehlt in der von Wolfram a. a. O. als Quelle angesehenen Kreuzzugsbulle vollständig. Es war dies jedoch eine bekannte und gewiss auf Thatsachen begründete Meinung. Petrus Venerabilis, der grosse Generalabt von Clugny, der 1141 den Koran ins Latein übersetzen liess (vgl. darüber meine Studien zur Erzählungsliteratur des Mittelalters 1, 95), hat *Contra sectam Saracenorum* ein wichtiges polemisches Werk geschrieben (Migne 189, 659 ff.) und von diesem eine ‚Summula quaedam brevis' hergestellt (Migne 189, 651 ff.): contra haereses et sectam diabolicae fraudis Saracenorum viri Ismaelitarum. Dort heisst es 651 D: illi autem caeci Deum creatorem Patrem esse negant, quia secundum eos nullus fit pater sine coitu. — 654 B: et de humanae generationis similitudine vaccinus homo (Machumet) Filii Dei aeternam nativitatem metiens, vel gignere vel generari Deum potuisse, quanto potest nisu denegat et subsannat. Da ist es nun merkwürdig, dass Petrus Venerabilis selbst zweifelt, ob die Sarrazenen als Ketzer oder Heiden anzusehen seien, 669 D: sed utrum Mahumeticus error haeresis dici debeat et ejus sectatores haeretici, vel ethnici vocari, non satis discerno. — 15 auch ein Ausdruck der Kirchensprache: accipere pro bono. — Die Strophe enthält eine Art frommer Ueberlegung vor dem Tode, Prüfung der Sündhaftigkeit, eine religiöse Forderung, besonders an Menschen, die vor entscheidenden Ereignissen stehen.

90, 32. Zuerst erwähnt der Dichter Rosen, Blumen, Gras, dann nur Farben und Kleeblätter. Vielleicht beziehen sich die Farben von 33 schon auf die Kleeblumen, die ja auch für sich von den Lyrikern genannt werden. (Deckt sich mhd. *rôse* mit lat. *rosa*, oder erweitert sich das Wort zu einem allgemeinen Begriff der Blüthe, besonders im Plural?) Die Farben wenigstens würden sich dazu schicken. — Blumen und Klee bilden eine wohlbekannte typische Verbindung. Aber auch diese beiden werden dann gewohnheitsmässig in der mhd. Lyrik mit Linde und Vogelsang verknüpft. Vgl. Walther 43, 33 ff. — 36 Vogt macht in der Anmerkung aufmerksam, dass diesem Verse gegen 91, 5 eine Hebung fehlt. Er bietet aber auch inhaltlich Anstoss: *kurz gewahsen* kann schwerlich wie nhd. ‚kurz gewachsen' bedeuten; weshalb sollten gerade hier (wenn auch im Frühling) die Blumen alle zwerghaft sein? Es muss ungefähr heissen ‚kurz und erwachsen', d. h. kurze und lange

Blumen standen da, und zwar neben einander. *gewahsen* wird aber kaum an sich ‚lang gewachsen‘ bedeuten dürfen, und so bleibt nichts übrig, als das Fehlende einzuschalten und zu schreiben: *kurz unde lanc gewahsen bî einander stuont ez schône.* Aber warum *schône?* Weil die Blumen ruhig neben einander stehen, ohne sich über ihre Verschiedenheit, Kürze und Länge, zu zanken. Sie thun also hier anders als bei Walther 51, 34 ff., auf welche Stelle der Dichter hier meines Erachtens deutlich genug anspielt. — Hornoff will Germania 33, 395 der metrischen Differenz durch Synkopen in 91, 5 abhelfen. Vielleicht war das auch die Meinung Haupt's; damit aber wird die angegebene sachliche Schwierigkeit nicht aus dem Wege geräumt. — 91, 5 ff. Diese Verse stehen unter dem Einflusse des Satzes: zuletzt lachen sei klug; vgl. Proverb. 35, 21: fortitudo et decus indumentum ejus, et ridebit in die novissimo. — Uebrigens entspricht auch die normale Bedeutung von mhd. *lachen* = ‚(wohlgezogen) lächeln‘ der biblischen Lehre, Eccli. 21, 23: fatuus in risu exaltat vocem suam; vir autem sapiens vix tacite ridebit. Aehnlich haben sicher die Alten gelehrt, vornehmlich die Stoiker, die mittelalterliche Askese suchte das Lachen überhaupt strenge zu meiden, vgl. nur eine Stelle, Joannes Chrysostomus, Homil. 15. super Epist. ad Hebraeos: ridere non semper tempus est, sed in tempore remissionis peccatorum.

91, 8. Von diesen beiden Strophen ist die erste wohl öffentlich durch den Sänger oder seinen Spielmann vorgetragen worden, die zweite trägt den Charakter einer (scheinbar) vertraulichen Erklärung an die (oder eine) Dame. Fast sieht die erste Strophe so aus, als ob eine rasche und unvorsichtige Frau darin zur Mässigung ermahnt würde. — 10 wird wohl zu lesen sein: *dâ des endes sende unsanfte tuo;* dadurch würde der Ausfall in BC erklärt. — 18 ff. enthalten durchaus Wendungen der Kirchensprache. Es ist eben eine Eigenthümlichkeit Albrechts von Johannsdorf, dass seine Ausdrucksweise so stark kirchlich gefärbt ist, und zwar entspricht das (zum Unterschiede von Anderen, z. B. Friedrich von Hausen, Heinrich von Morungen) wirklich der Stimmung seines Gemüthes. — 18 enthält eine Phrase, die in den Psalmen und im alten Testament überhaupt sehr oft vorkommt, seltener im neuen Testament, z. B. Hebr.

4, 16. — 20 f. vgl. die dritte Bitte des Paternoster, Luc. 22, 42. Joann. 5, 30. Act. 21, 14. Psalm. 39, 9 und unzählige Stellen der Kirchenväter (z. B. Augustinus, Super Psalm. 35 V. 11). Ziemlich genau deckt sich mit der Form der Stelle hier der späte Thomas a Kempis, De imit. Christi lib. 3, cap. 17: si me dignaris consolari, sis benedictus; et si me vis tribulari, sis aeque benedictus.

91, 36. Das Gedicht schildert drei verschiedene Stufen der Gegnerschaft und zugleich der Gewalt, welche eine Nachricht von der Herrin über den Dichter ausübt: 1. sein Feind sagt, er sei bei ihr gewesen; darob empfängt er ihn freundlich. 2. der Feind hat ihm all seinen Besitz entrissen und erzählt ihm von der Geliebten; dafür verzichtet er auf Schadenersatz. 3. der Feind hat ihm Haus und Wirthschaft verbrannt, nennt aber die Dame vor ihm; deshalb schwört er ihm Friede und Freundschaft (Urfehde) auf ein Jahr. Aus diesem Aufbau geht aber auch hervor, dass 92, 3 unmöglich richtig überliefert (in BC) sein kann, denn die blosse Erwähnung des Namens der Herrin vor dem Dichter ist schon in der ersten und zweiten Stufe beschlossen; es muss heissen: *swer mich vor ir nennet*, wer mich ihr ins Gedächtniss ruft, sie an mich erinnert. Das rechtfertigt dann erst die höchste Rücksicht auf den schlimmsten Feind.

92, 7—94, 14 bezeichnet Hornoff, Germania 33, 396—398 als unecht, was ich nicht glaube. — 92, 9 ist die Ueberlieferung (nur C) schwerlich in Ordnung. 10 enthält Ausdrücke, die sonst auf Maria angewendet werden. 12: da sie doch so entfernt von mir ist, was kann sie gegen mich haben?

92, 14. 21 ff. 28 ff. sind Gebetsformeln. — 17 auch *furor* ist bei den Kirchenschriftstellern nicht nur die höchste Steigerung von Zorn, sondern überhaupt: impetus passionis (Hugo von St. Victor), effrenata animi inpatientia et impotentis rabies (derselbe), repentina mentis accensio (Cassiodor) u. s. w. — 25 die Formel ist biblisch und findet sich vornehmlich in den Psalmen, z. B. 84, 4: converte nos, Deus salutaris noster, et averte iram tuam a nobis; ferner 6, 1. 7, 12. 84, 3. 102, 9. Vgl. Exod. 32, 12: quiescat ira tua et esto placabilis super nequitia populi tui. Jerem. 2, 35.

92, 35: Frau Sælde krönet, es wird Glück zu Theil, vgl. D. Wtb. 5, 2383. Zu *gekrœnet* vgl. das häufige *coronare* der

Bibel und kirchlichen Literatur im Sinne der höchsten Belohnung, Verleihung der ewigen Seligkeit. Ganz diesem Dichter angemessen wird der Ausdruck hier umgedeutet. Bemerkt mag sein, dass *coronare* ebenso wie *krœnen* doch immer bei einem Streit oder Wettbewerb gebraucht wird; daher mag *gein* bedeuten: ‚im Vergleich mit, gegen‘ und *Minne* ist als Personification zu fassen (über *Sælde* jetzt Galle, Die Personification in der mhd. Dichtung [1888], S. 77 f.). — 93, 2: auf meiner Seite, denn bei ihr bedankt er sich 5 ff. für den Sieg. — 1 und 4 sind Ausdrücke der Mariendichtung, vgl. Salzer, Die Sinnbilder und Beiworte Mariens, S. 458 ff. 222 ff. — 11. Unmöglich kann hier Frau *Zuht* (vgl. Grimm, Myth.[4], Nachtr. 272. Weinhold, Zeitschr. f. d. Alterth. 6, 464 f. Galle a. a. O. S. 74 ff.), die gegen *Sælde* und *Minne* gestellt wird, mit *süezer lêre* gewirkt und versucht haben, den Dichter von seiner Geliebten zu scheiden. *lêre* ist nicht sowohl *doctrina* als *disciplina*, und diese bezeichnet das Mittelalter hindurch an sich schon ‚strenge Zucht‘ (einfach ‚Strafe‘, im Mönchsleben ‚Geisselung‘, vgl. Du Cange 3, 130), auch ohne das Beiwort *severa*. Es muss daher hier heissen *mit scharpfer lêre* (vgl. Lexer 2, 667) oder *mit swinder lêre* (Mhd. Wtb. II, 2, 797 a).

93, 12. Die Situation ist: ritterliche Gesellschaft verversammelt sich auf einer Burg, in einem Baumgarten oder sonst wo. Die Frau steht abseits und ist nicht wie sonst von einer Dienerin begleitet worden, die hier unter *huote* verstanden sein muss. Der Dichter kommt gleichfalls allein, was der Frau auffällt, da die Gesellschaft das Zusammensein mit Anderen fordert und voraussetzt. — 16: es ist zufällig geschehen — eben so, ohne dass ich darauf geachtet hätte. — 17: die Annäherung ist schon für sich gefährlich oder wenigstens bedeutungsvoll. *verjehen* = eingestehen. — 23 *ich* ist betont: so will dagegen ich —. — 29 mit der formelhaften Anrede *vil lieber man* (vgl. 19) lehnt die Frau den Vorwurf des Hasses ab, Hohn liegt schwerlich darin. — 32 f.: mit Euren süssen Weisen wolltet Ihr meine Treue erschüttern; das scheint doch 94, 2 gewirkt zu haben. — 38: es wird Euch wohl auf die Dauer lang werden; 39 verächtlich. — 94, 13 mit dieser Anrede *frouwe guot* ist vielleicht schon angedeutet, dass der Dichter zurückweicht und die Werbung aufgibt.

94, 15. Die ganze Strophe ist voll religiöser Gemeinplätze, das ganze Gedicht voll Uebereinstimmungen mit Walther's Ausdrucksweise. Insbesondere stellen 21f. 24 einen bekannten Satz der Legenden und Märtyreracten dar, der von da in die kirchliche Literatur (z. B. Augustinus, Epist. 45) übergegangen ist. — 95, 12 *stille* ist sehr bezeichnend.

13. Heinrich von Rugge. MSF. 96, 1—111, 12.

96, 1. Dass die Sprache des Kreuzleichs eine durchaus religiöse Färbung trägt, hat Erich Schmidt erkannt und für eine Anzahl von Stellen belegt QF. 4, 79ff.; Wolfram fand (Zeitschr. f. d. Alterth. 30, 96), dass zwar das Gedicht mit seinen allgemein gehaltenen Mahnungen sich an kein bestimmtes Kreuzzugsausschreiben anschliesst, aber doch (a. a. O. S. 97ff.) mit den formelhaften Wendungen verschiedener Bullen sich berührt. Im Folgenden sollen die Bezüge zwischen Rugge's Ausdrücken und der Bibel genauer festgelegt werden. — 96, 1ff. 17f. 99, 21ff. Der Gegensatz zwischen *tump* und *wîse* ist nicht blos im Deutschen sprichwörtlich (Burdach S. 93), sondern vor Allem biblisch; insbesondere ist Proverb. (11, 29) und Eccli. (20, 33. 41, 10) eine grosse Anzahl von Stellen vorhanden, die ihn enthalten. Rugge's Angaben liegt eine Anschauung zu Grunde, die (neben etlichen heidnischen Didaktikern, z. B. Seneca, Epist. 71: ut sis beatus, te stultum videri sine; Sixtus Phil., Sentent. 188: non eris sapiens, si te reputaveris sapientem) ganz vornehmlich in der Bibel (und von da bei kirchlichen Schriftstellern) getroffen wird, so 1 Cor. 3, 18: si quis videtur inter vos sapiens esse in hoc saeculo, stultus fiat, ut sit sapiens: sapientia enim hujus mundi stultitia est apud Deum. Eccli. 7, 5: noli velle videri sapiens. Rom. 1, 22: dicentes se esse sapientes stulti facti sunt. Hugo von St. Victor, Super Prov. cap. 26: nihil perniciosius quam sapientem se reputare, haec est mors et caecatio humilitatis. — 9 vgl. os stultorum (stulti, fatuorum) Prov. 10, 14. 14, 3. 15, 2. 14. 18, 6. 7 etc. — 11f.: Augustinus, De civitate Dei lib. 2. cap. 4: mirabilia Dei assiduitate vilescunt, quae sunt rara admirantur. — 13ff. Isai. 60, 12: gens et regnum, quod non servierit Tibi, peribit. Pseudo-Beda, Proverb.: robusti corpore, nisi Deo, a quo vires habent,

devote famulentur, pro hoc poenas patiantur. Vgl. zu 86, 23. — 17 ff. Exod. 35, 10: quisquis vestrum sapiens est, veniat et faciat, quod Dominus imperavit. — 19 f. vgl. Bonaventura, Super lib. 3. Sentent., dist. 27, art. 2, quaest. 2: multi sunt boni mercenarii, qui spe aeternorum Deo serviunt (vgl. Burdach's Charakteristik S. 43). Derselbe, In alphabet. Relig. lect. 22: servire Deo: beatitudo animae, sanitas corporis, prudentia spiritus, vita coelestis. Die biblischen Hauptstellen sind Matth. 6, 19 f. Luc. 12, 33.

97, 2—6. Der Satz findet sich mit grösserer und geringerer Genauigkeit des Uebereinstimmens in Bibel und Kirchenliteratur: 1 Tim. 6, 10: radix omnium malorum cupiditas. 1 Joann. 2, 16 ff.: quoniam omne, quod est in mundo, concupiscentia carnis et concupiscentia oculorum et superbia vitae — et mundus transit et concupiscentia ejus — qui autem facit voluntatem Dei, manet in aeternum. Ambrosius, Super Luc. lib. 5, cap. 6 (Beati pauperes etc.): non potest quisquam meritum regni coelestis adipisci, qui, mundi cupiditatibus obsessus, emergendi non habet facultatem. Augustinus, Manuale cap. 25: cor humanum in desiderio non fixum est — sed omni volubilitate volubilius de alio in aliud transit, quaerens requiem ubi non est; in his autem caducis et transitoriis, in quibus ejus affectus captivi tenentur, veram requiem invenire non valet, quoniam etc. Augustinus, Super Psalm. 122: desiderio bono levamur ad Deum et desiderio malo ad ima praecipitamur. Prosper Aquit., De promissione cap. 8, part. 2: fugiat anima tali desiderio Deum offendere, si terram promissionis cupit intrare. Petrus Damiani, Sermo 9. de sancto Benedicto: nimis turpe est, ut terrenae simus concupiscentiae dediti, qui et Dei vocamur filii et ad obtinendam coelestem haereditatem per Christi gratiam meremur adscribi. Bonaventura, Medit. vitae Christi cap. 44: quando cor terrenarum cupiditatum pondere aggravatur, sursum minime ascendere potest. — 9 f.: jetzt wünschet euch Alle gleichermassen Heil um Gottes Willen, d. h. wünschet euch denselben Tod auf der Kreuzfahrt zu sterben im Dienste Gottes, wie Kaiser Friedrich (über den die schlimme Kunde eingetroffen ist). Es ist also auch dieser Satz eigentlich nur wiederum eine Mahnung zum Kreuzzuge. Anders, aber meinem Ermessen nach unrichtig Paul, Beitr. 2, 531. — 11. Das Gebot, das Gott erfüllte,

indem er Kaiser Friedrich sterben liess, ist das des allgemeinen Todes der Menschen nach dem Sündenfall: Genes. 2, 17. 3, 19. 1 Cor. 15, 22. So wie diese Wendung stammt auch die folgende V. 13 aus der Kirchensprache, wo sie hauptsächlich in Bezug auf die *merita sanctorum* und den dadurch angehäuften Gnadenschatz gebraucht wird. — 16. Das ist also ein Ausdruck für den Genuss der ewigen Seligkeit, in dem sich die gestorbenen und gefallenen Pilger befinden. — 17 et lux aeterna luceat eis, Messgebet pro defunctis. — 18 Josua 1, 5: non te dimittam neque derelinquam; wird citiert Hebr. 13, 5: ipse Deus enim dixit: non te etc. Von da in die Liturgien und Gebete. — 19: die Vorstellung stammt aus der Sprache der Psalmen und ist dann ins neue Testament übergegangen, z. B. Matth. 19, 28 und besonders die Apokalypse. — 20 ff. vgl. Hugo Card., Super Genes. cap. 27: felix negotiatio, ubi salus emitur et vita morte redimitur. Vgl. über *merces sanctorum* Hugo von St. Victor, Alleg. super Matth. lib. 2, cap. 1. — Augustinus, Sermo de verbis Dom. nr. 64: regnum Dei venale est, nec multum exaestues de re magna propter pretii magnitudinem: tum valet, quantum habes. — 23 ff. ist eine gewöhnliche Definition der Kirchensprache, wohl zuerst bei Augustinus, De triplici habitaculo, cap. 1: in regno aeterno erit — felicitas sine perturbatione, omne bonum in regno Dei abundat, et nullum malum. Vgl. Erich Schmidt, QF. 4, 80 f. — 32 Eccli. 27, 24: desperatio est animae infelicis. — 33 zu dem Vers und überhaupt zu der ganzen Stelle von 27—38 vgl. Bernard von Clairvaux, Sermo 70. Isidor von Sevilla, De summo bono lib. 2, cap. 62, sent. 13: illi enim plorandi sunt in morte, quos miseros infernus ex hac vita recipit, non quos coelestis auli Christi laetificandos claudit. — 39 f. vgl. QF. 4, 80.

98, 3 ff. ausser den massgebenden biblischen Stellen (insbesondere der Paulinischen Briefe) vgl. den späteren Antoninus, Part. 3, tit. 2, cap. 1: corona non debetur pugnae, sed victoriae coelesti. Part. 4, tit. 3, cap. 7: corona non datur victoribus, nisi bello perfecto et consummato. — 13 ff. vgl. E. Schmidt, QF. 4, 12. 81. Die Vorstellung geht vielleicht aus von dem Schlafe Jesu beim Seesturm und seiner Auslegung in der kirchlichen Literatur (Matth. 8, 23. Marc. 4, 36. Luc. 8, 22). Aber auch im alten Testament ist sie bereits vorhanden: Psalm. 43,

21—26, besonders 23: exurge, quare obdormis, Domine? 26: exurge, Domine, adjuva nos et redime nos propter nomen tuum. Von den Niederlagen der Israeliten gegen die Philister als Strafen Gottes heisst es Psalm. 77, 57 ff., und zwar 59: audivit Deus et sprevit et ad nihilum redegit valde Israel. 65: et excitatus est tamquam dormiens Dominus, tamquam potens crapulatus a vino. In den Auslegungen wird die Schuld der Israeliten dem Sündenfalle gleichgestellt. — 27 = 97, 18. — 29 Bartschens *heldes* passt graphisch und sachlich besser als Docens *mannes*. — 39 ff. gehören zur Terminologie der Predigt.

99, 8 vgl. Cant. 8, 6: dura sicut infernus. — Die *acerbitas* der Hölle wird (nach älteren Schriftstellern) besonders durch Innocenz III. hervorgehoben, De contemptu mundi, lib. 3, letztes Capitel. — 13 ff. die wohlbekannten Sätze: mors peccatorum pessima: mors certa, dies incertus; die fallacitas mundi u. dgl.

99, 29. Die Verse 100, 4 ff. verstehe ich: so erwürbe ich, was ich bis jetzt noch nicht erreichte, obzwar ich doch bei ihr darnach gestrebt habe, ohne mich jemals übel zu benehmen. — 7 gehört ebensowohl zum Vorhergehenden als zum Folgenden. — 10 diese Phrase lehnt sich an die Formel für Gottes Ewigkeit.

100, 21 der bestimmte Artikel weist wohl auf den Treueid des Lehensdienstes. — 23 ff. interpungiere ich wie Paul, Beitr. 2, 532. — 30 f. vielleicht Cant. 8, 6 (1 Cor. 13, 1 ff.): fortis est ut mors dilectio. Das wird denn auch von der christlichen *charitas* öfters gesagt, z. B. Augustinus, Super Psalm. 141, 3: magna charitas magnum miraculum facit. — 32 oftmals biblisch, z. B. Prov. 14, 13: extrema gaudii luctus occupat. — 33: davor können sich beide Liebende nicht schützen.

100, 34. Die Anwendung des an die Spitze gestellten allgemeinen Satzes auf den persönlichen Fall des Dichters soll 37 ff. enthalten, daher *ûf minne minnen* 35 und 101, 3. — *minne* heisst ‚Gegenliebe‘ 35. 101, 3, vielleicht auch 4 (: ich beziehe sie auf eine bestimmte Frau) und 6.

101, 15. Ueber die kunstvolle Responsion in diesem Liede E. Schmidt, QF. 4, 7. Das Thema ist das Uebermass: *ze verre* 18. 26. 33. 36. *ze vil* 20. *ze vaste* 25. Von *got* 15 wird zu *minne* 19 ganz unbefangen übergeleitet. Die Minne wird als Zucht- und Lehrmeisterin dargestellt, welche Bedrängniss

auferlegt, damit *mâze* gelernt werde. Aber ihre Lehre treibt selbst zum Uebermass 20, sie nimmt die ruhige Ueberlegung 19, die eben zur *mâze* gehört. Die Minne bethört also und lässt überdies den Bethörten die Folgen entgelten. — 23 *strît* innerer Kampf zwischen *mâze* und *unmâze*. — 25 muss *nît*, bedeuten: heisses, leidenschaftliches Begehren. Das kann aus dem durch die Wörterbücher bezeugten *nît* = ‚Eifer' des 12. Jahrhunderts wohl entstanden sein. — 26 *liebe* geht da schon stark in *minne* über. — 27: wer sich von der Leidenschaft zu weit bringen lässt, wird ihr Knecht, und zwar von einem zum andern Male immer mehr. — 31: das Herz hat meinen Leib verführt und ist dazu gebracht worden durch den *muot* 18 und die *sinne* 19, die mich, d. i. das Herz, zu sehr nach der Werbung um die eine Frau drängten. — 35 ist entschieden durch das allein überliefernde C verderbt, wie schon 31, vgl. die Anm. (die schlechte Wiedergabe dieser Lieder in C lehrt z. B. recht deutlich 102, 15 ff.). Möchten zuerst die drei Worte auf *ân* im Contexte zu einem Aenderungsversuche locken, so zeigt der Vergleich mit den correspondierenden Zeilen, wesshalb Lachmann sich davon zurückgehalten hat. Aus *ûf* ergibt sich, dass wie 20 und 28 vocalischer Auslaut vorausgegangen sein muss; auf *trouc* und *louc* finde ich nur ein einziges Reimwort, und somit wage ich vorzuschlagen: *deich mich ze vërre lie ërre ûf den gouc* —, was inhaltlich sehr gut passt, wie mich dünkt. Nun bleibt freilich das Bedenken, dass *gouc* nicht belegt ist. Das Wort müsste natürlich mit *goukel* zusammenhängen. Wären die alten Etymologien für *goukel* von Wackernagel (am genauesten bei Weigand 1, 292 f.) aus mlat. caucus, gr. καυκίον (vgl. Du Cange 2, 235) und von Diez (Etym. Wtb. 1³, 213) *goukelære* = *joculator* im Rechte, dann wäre an ein Simplex *gouc* schwer oder gar nicht zu denken. Aber sehr zutreffend hat Kluge⁴ 105 diese Erklärung abgelehnt und eine germanische Wurzel für die weitverbreitete Sippe gefordert. Nun scheint mir, dass die Existenz eines Wortes *gouc* = ‚Zauber, zauberhafter Trug' sowohl durch *goukel* selbst als durch die Zusammensetzungen (Substantiva und Verba, z. B. *gauckmännle*, Schmeller 1², 883 und besonders die Formen im Schweiz. Idiot. 2, 103—108) bewiesen wird; es möge daher gestattet sein, sich bis auf Weiteres dabei zu beruhigen.

102, 1. Wiederum die Art, auf einen Gedanken in derselben Fügung zurückzukommen: ich war gar nicht damit vertraut, woran ich mich jetzt gewöhnen soll, dass mich das Band der Minne von Sorgen nicht freiliess (anders Paul, Beitr. 2, 532). Jetzt trennt mich von dieser Freiheit ein unerfreulicher Empfang (vgl. Paul a. a. O. 533). Der ist mir vorher fremd gewesen, jetzt aber ist er mir zu Theil geworden, und doch wäre ich ihn zu gerne los (wüsste ich nichts davon). Wahrhaftig niemals ist mir weder Seele noch Leib lieber gewesen, als mir immer diese Frau war, die (sogar) zuweilen (einmal etwa) gesagt hatte, ebenso ergienge es ihr (stünde es um sie). Nun aber hat sie das (Alles) gänzlich wider mich gekehrt (zu meinen Ungunsten gewendet).

102, 14. Zu 22 vgl. Eccli. 5, 12: est infirmitas pessima, quam vidi sub sole, divitiae conservatae in malum domini sui. Augustinus, De verb. Dom. sermo 25: quae est ista animarum insania, acquirere aurum? Andere Ausdrücke Pseudo-August., Sermo 48 ad fratres in eremo: — famelica rabies — insatiabilis furor — des Erwerbes. — 26 vgl. Seneca, De moribus: spes praemii solatium fit laboris.

102, 27. Der Hund ist ein altes Bild des Neides (auch in Fabeln und Sprichwörtern), vgl. Zeitschr. f. d. Alterth. 39, 400 (*gemelden* = verklagen, was zu diesem Gruss des Judas wohl passt). Sehr häufig bezeichnet bei den Kirchenschriftstellern der Hund (mordax) die falschen Schmeichler, z. B. Hieronymus, Super Oseam 2. Hugo Card., Homil. 17. super Act. Apost. Bonaventura, Diaeta tit. 3, cap. 7. — 37 geht gewiss auf das Bild zurück Matth. 7, 15: intrinsecus autem sunt lupi rapaces. — 103, 2 über das Lächeln des Schmeichlers vgl. Zeitschr. f. d. Alterth. 39, 348 f.

103, 3. Die Uebereinstimmung von ABC sichert *swenne*. 10 l. *ir lop* mit A. — Mit 26 ist das Gedicht zu Ende; die nächste Strophe gehört entweder gar nicht dazu oder ist nachträglich für sich gedichtet worden.

103, 35. Zu 37 f. vgl. Prov. 3, 35: gloriam sapientes providebant, stultorum exaltatio ignominia. 23, 15: fili mi, si sapiens fuerit animus tuus, gaudebit tecum cor meum. 17, 21: natus est stultus in ignominiam suam. Auch Seneca oftmals in den Briefen. — 104, 1 ff.: Art des Thoren ist es, dass er

sich nicht selbst zügeln kann. Das wird von den Kirchenlehrern (schon bei Ambrosius) immer wieder ausgesprochen. Während vir sapiens caute ambulatur, heisst es bei Petrus Damiani, Epist. lib. 6, nr. 27: sicut equus effrenis per anfractus et in via plana vel ardua quaeque transmittit: sic lingua stultorum recta vel frivola, ut quaelibet suppetunt, indifferenter ac leviter effluit.

104, 6. Wo ist 14 das Femininum, von dem ausgesagt werden kann, es habe ein Kind bekommen? Vielleicht hat die Auffassung lateinischer Worte (inimicitia? invidia?) hier nachgewirkt.

104, 15 ff. möchte ich anders interpungieren als Haupt: nach 16 Punkt, und dann wäre 17 (theilweise) mit C zu schreiben gegen AB: *wie gar*. Es hat unter den 12 Strophen dieses Tones nur eine, 105, 26, im 3. Verse keinen Auftakt, und auch diese wäre durch vorgeschobenes *die* leicht zu bessern. Ueberdies ist *gar* hier nothwendig, denn nach 17 muss Doppelpunkt stehen. Wahrscheinlich ist auch 21 mit C zu lesen: *swies doch* — und Komma nach *geschehe*. Den Inhalt der Strophe fasse ich so: das ist eine kluge Frau, die sich vor Verleumdung (dass sie mit Liebhabern halte, ehebreche) zu hüten wusste. Wie ganz unschuldig bin aber ich daran! Wo immer ich weiss, dass sie sich aufhält, dort rede ich Gutes von ihr. Das jedoch ist ein Brauch, der sich für Niemand schickt, dass man Dienst annimmt, ohne ihn zu lohnen (vgl. E. Schmidt, QF. 4, 81). Wie oft das sonst vorkommen mag, wenn mir eine Frau etwas der Art angethan hat, dann rathe ich ihr, dass sie sich vorsehe.

104, 24 vgl. Psalm. 40, 6: vana loquebatur cor ejus, congregavit iniquitatem sibi. 73, 5: gloriati sunt, qui oderunt te in medio solemnitatis tuae.

104, 33 f. vgl. Rom. 8, 24: spe salvi facti sumus. Bonaventura, Compend. theolog. verit., lib. 5, cap. 22: spes confortat, mentem elevat et salvat. — 105, 4 f. vgl. zu 72, 6.

105, 6. V. 7 f. wird zu interpretieren sein: die soll auch mich daran theilnehmen lassen, dass sie so viele tugendhafte Handlungen vollbringt (man kann *tugende tuon*). Die Vorstellung beruht auf der Ansicht der Kirche, wornach die Verdienste der Heiligen sich zu einem für die übrige Gemeinschaft der Christen fruchtbaren Schatze aufhäufen.

105, 33. Hier wird man *Werlte* schreiben müssen, das lehrt der Vergleich mit Hartmann MSF. 210, 11 ff. (darüber mein Hartmannbuch S. 158 ff. und jetzt Anz. f. d. Alterth. 25). Vgl. Augustinus, De symbolo fidei lib. 4, cap. 1: quisquis sequeris mundum, et ipse te deserit mundus. Sermo 1, Dom. 23, post Trinit.: non vis relinquere mundum; relinquit te mundus, etsi sequeris mundum. Vgl. Wackernagel, Zeitschr. f. d. Alterth. 6, 151 ff. — Worauf kann dieser Spruch antworten? Auf Vorwürfe, dass der Dichter nicht genug der weltlichen Gesellschaft huldige? *wol geschehen* 106, 1 muss sich auf innerliches Wohlsein beziehen, *missegât* 106, 4 auf das üble Ende der Weltfreude überhaupt.

106, 6. In der Strophe ist das Thema wohl die Hoffnung auf Liebesgenuss (Walther's *træstelîn*). — 9 *wîp* ist gesetzt für: was mir die eine bestimmte Frau gewährt. Vielleicht ist da zu schreiben: *jô meine ichz niwan an ein wîp.*

106, 24. V. 27 ff. wird heissen: das schmerzt sie, der ich gern offenbare, was ich stets vor niedrigen (Merkern) verbarg, dass ich sie mehr in rechter Ergebenheit liebe, als irgend Jemand zu ermessen verstünde. — Der Ausdruck 30 ist geschraubt, ebenso 33: dieser Dichter ist in seiner Technik nicht sehr geübt und einer so künstlichen Strophe, wie er sie hier gebraucht, nicht völlig gewachsen. 30 *kunde wizzen* A ist besser als *vinden* BC, denn *wizzen* stimmt mehr mit der volksthümlichen Anschauung, die in den Vergleichen mit unendlichen Mengen (Tropfen im Meer, Blätter auf den Bäumen, Sterne am Himmel) zu Tage tritt. — 36 f.: von rechtswegen liesse ich jetzt ab von meinem Ringen nach dem Lohne, den mir ihre Minne als Gnade erweisen wollte. — Die Lesart 107, 2 in C^2 ist merkwürdig; wenn darin *gedinge* richtig bewahrt ist, weshalb soll nicht in *verbir* etwas Echtes stecken? Aber ich weiss keine brauchbare Gestaltung. Sicherlich jedoch ist *verbære* BC in 12 richtig, denn es muss heissen: wie ungern liesse ich davon ab = gewiss lasse ich davon nicht ab.

107, 19 f.: der müsste ein treues Herz haben (d. h. es müsste mein Geliebter sein), der mich, wie ich nun bin, von den Freuden zu trennen vermöchte. Er müsste sich auf Zauberkünste verstehen, denn meine Freuden fingen ja an, sobald er zu mir käme.

107, 27: auf die Schönheit der Frau soll Niemand zu viel Werth legen; wie denn, wenn ihr Aussehen sich zum Ueblen ändert!

108, 22. Ueber die Bedeutung von *vier* hat E. Schmidt, QF. 4, 79f. Stellen beigebracht. Vgl. noch Du Cange 6, 596ff. und besonders die Aufsätze von Anton Nagele: Zahl Neun, Zahlensymbolik, Programme des Gymnasiums Marburg a. Drau 1886, S. 21. 1887, S. 5ff. — 35 die richtige Deutung (*belîben* = hier auf Erden zurückbleiben) hat schon Paul, Beitr. 2, 534 gegen Schmidt, a. a. O. S. 19 gegeben. Sie wird durch die kirchliche Lehre bestätigt, vgl. Luc. 12, 20: stulte, hac nocte animam tuam repetunt a te; quae autem parasti, cujus erunt? Gregor d. Gr., Homil. 15. super Evang.: fallaces sunt divitiae, quae nobiscum permanere non possunt.

110, 16. 25. Die Herrin sagt: will er mich als Freundin für sich gewinnen, so benehme er sich so gut er kann und wahre sich hauptsächlich davor, dass ich nichts über seine Untreue vernehme. Sonst: wenn er selbst mein eigener Mann wäre, ich liesse ihn dann frei. Darauf erwidert der Sänger: mein Herz ist ihr treu. Wenn sie aber von seiner Falschheit etwas erführe, möge sie mich für immer frei lassen. — Wenngleich diese Anwendung des technischen Ausdruckes für die Hörigkeit vielleicht zunächst auf die Enge des dadurch bezeichneten Verhältnisses (16) zurückgeht, so leidet es doch keinen Zweifel, dass hier schon eine Vorstellung gilt, welcher die Freilassung nicht mehr als ein so unbedingt grosses Gut erscheint wie in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters. Die blosse Möglichkeit, Freilassung als eine Strafe für Untreue aufzufassen, wie hier geschieht, hätte einem älteren Dichter nicht einfallen können. Es spiegeln sich hier die wesentlichen Aenderungen der wirthschaftlichen Zustände am Ende des 12. Jahrhunderts wieder, die es vielen Grundherren gerathen scheinen liessen, ihre Hörigen freizulassen und deren Hufen dann, zu Meiergütern zusammengelegt, an Freie gegen Pacht zu verleihen (vgl. R. Schröder, D. Rechtsgesch.[3] 426f.).

111, 5 verstehe ich so nicht. Es wird wohl heissen sollen: *mîn lîp in sîn gemüete swert,* wie man sagt *in eine hant swern.* Ferner 6 nach *ringet* Komma, denn das folgende *daz* gehört doch zu *swert.* Die Reime 10 und 11 werden sein: *gemüete* — *wert.*

14. Bernger von Horheim. MSF. 112, 1—115, 33.

112, 1. Nach Bartsch, Liederd.[3] S. 322 f. ist nicht blos in der ersten Strophe das französische Original benutzt, sondern auch in den beiden anderen. Vielleicht ist es eben als ein Zeichen für die unfreie Art der Bearbeitung anzusehen, wenn ein so steifer Satzbau (beinahe jede Zeile ein Satzabschnitt, Wechsel in der Stellung des Prädicatsverbums zwischen zwei aufeinander folgenden Zeilen) dem ganzen Gedichte eigen ist. Zu dem Eindrucke tragen vielleicht andere Momente noch bei, die dem romanischen Vorbilde verdankt werden: gleiche Länge der Zeilen, nur stumpfe Reime, ein Reimband durch die ganze Strophe. Der Dichter versagt sich Schmuck und Bilder. Trotzdem scheint Gliederung innerhalb der Strophen vorhanden. Nach dem 5. Vers tritt jedesmal eine stärkere Interpunction, auch Wendung im Gedanken ein. Zweimal (15. 24) steht dabei *doch*, womit der zweite Theil der Strophe dem zweigliedrigen Vordersatz entgegentritt. Auch mit 6 wird stark abgesetzt: die Minne erwies sich zauberkräftig auch ohne Trank, das verschulden die Augen; das hat jedoch zum Uebel geführt, denn das Verhältniss ist für mich ungünstig. Die Strophen werden in einfacher Weise verknüpft: *kumber* 2. 9. 12. *vröude* 14. 19. Reimvocale sind nur *i* und *a*. — Ueber den unreinen Reim *kam: wân: getân: hân* handelt Ernst Buchholz in seiner sorgfältig und brauchbar beobachtenden Abhandlung: Die Lieder des Minnesängers Bernger von Horheim nach Sprache, Versbau, Heimat und Zeit. Progr. des kgl. Wilhelmsgymn. zu Emden 1889, S. 16 f. — Reime auf schwach betonte Wörter treten ein: 3 *sie*. 11 *bin*. 13 *in*. — Der rührende Reim 1 *nie:* 9 *nie* ist, weil drei andere Reimworte dazwischen stehen, nicht fehlerhaft, vgl. W. Grimm, Zur Geschichte des Reims, Kl. Schr. 4, 126 ff.

113, 1. Das ist ein *lügeliet* (wozu Lachmann das *zügeliet* bei Reinmar dem Videler verändert hat, vgl. Zeitschr. f. d. Alterth. 34, 213 ff.). Die Basis des Gedichtes ist die erste Strophe, welche, wie ich glaube, an volksthümliche Ueberlieferung anknüpft, die sich erst spät poetisch auslebt (Lügenlieder, Finkenritter u. s. w.). In dieser Strophe dreht sich Alles

um die auf das Aeusserste gesteigerten Fähigkeiten des Dichters, in wirkliche Lügen gekleidet; in der zweiten Strophe wird die Minne eingeführt und das noch mit Lügen verbunden, so dass ein Uebergang zur dritten und vierten Strophe entsteht, die sich nur mit Minne befassen. Der letzte Vers (vor den vielleicht ein Gedankenstrich gehört) stellt sich immer der Strophe entgegen, das wird sehr hübsch variiert. Noch bemerke ich, dass die erste und zweite Strophe den jetzigen Zustand, die dritte im Hinblick auf die Trauer der Vergangenheit darstellen, die vierte handelt von der Vergangenheit (die eigentlich Gegenwart ist) in Bezug auf die Zukunft. — Die Lügen der ersten Strophe sind verschiedener Art. V. 1: Freiheit der Bewegung ohne körperliche Last (vgl. Walther 94, 31. Morungen MSF. 125, 21). 2: über die Welt und Herrschaft über diese (Walther 94, 30). 3: Bewegung schnell wie Gedanken. Da Alles positiv angegeben wird, so darf hier schwerlich der conj. praet. *sprunge* stehen, sondern lieber *springe;* von diesem geht es dann 4 auf den indic. über. 4: es gibt keine Entfernung für ihn. 5: *starc unde snel* sind noch körperlich; *rîche unde frî* beziehen sich auf *muot.* 6. 7: darum ist er so schnell, er erläuft das Wild wie Siegfried. — 9f. folgt die Begründung des Wunders: ich habe offenbar (zweifellos) Ursache, aus Freude (mich verrückt zu geberden) toll zu werden, so viel Erfreuliches ist mir der Liebe wegen (*von minne* ohne Art.) widerfahren. *getoben* findet sich im Nachtr. bei Lexer belegt aus Heinrich von Melk, Priesterl. (ed. Heinzel) 627f.: *daz si von ir unsiten immer sô getobten;* es war also nicht nöthig (Buchholz S. 21), *ertoben* zu schreiben. Vgl. Walther 67, 25. 45, 9. *springen* gehört zum *toben* Mai 215, 27. MS. 1, 786 (vor Freuden). Troj. 16472. — 11f. handeln von ungemeiner Sehkraft: einen grossen, breiten Wald, voll mit stattlichen Bäumen, vermöchte er zu durchblicken. Weil die Schwierigkeit in der Menge und Dichte der Bäume liegt, nicht in der Seltenheit des Waldes, ist Buchholz S. 4 im Irrthum, der übersetzt: ‚wenn irgendwo ein Wald wäre‘, und deshalb die Entstehung des Gedichtes nach Italien verlegt. — 13: trotz der Bäume könnte ich dort (mit märchenhafter Fähigkeit) springen (wie der tolle Iwein). — 14: meine Pflicht aber ist es, dieses Freudegefühl zu unterdrücken. — 15 *gouch* ist hier in doppeltem Sinne ge-

braucht: Narr und Kukuk; darauf weist *singe*. — 19. 20 sind keine Lügen mehr. — 22 ist *daz* zu streichen, denn die drei anderen Strophen sind in dieser Zeile auftaktlos (was freilich nicht viel beweist), und mit *daz* wäre es der einzige Vers von 12 Silben, alle übrigen haben 10 und 11. Dagegen fehlt 24 eine Silbe (wohl *geliuge* zu schreiben), da sonst überall bei klingendem Ausgang 11 stehen. Vgl. übrigens Weissenfels, Der daktyl. Rhythmus, S. 53 ff., woraus man sieht, wie wenig Sicherheit in der Beurtheilung dieser Verse waltet. — Dass V. 30 ausgefallen ist und kein anderer (auch nicht 9 Verse, wie Buchholz S. 22 meint), vermuthet Haupt mit Recht, denn 32 bezieht sich genau auf 31, dieser selbst schliesst den Passus ab, und wenn 31 an Stelle von 30 stünde, wäre der dann fehlende V. 31 kaum mit einem Anfangsworte auszustatten, das den Ausfall erklärte. Ist aber 30 weggeblieben, dann trug vielleicht ein *des* an der Spitze von 30 und 31 die Schuld. Ob der Reim 30 *genende* geheissen hat? — In den Strophen mit ziemlich gleich langen Versen sind 6 Reime stumpf, 2 klingend; auf Formwörter fallen 3 *dar*, 4 *bî*, 24 *daz*. An fünf Stellen begegnen Enjambements: 5. 11. 21. 25. 28; vgl. darüber Borheck, Ueber Strophen- und Versenjambement im Mhd. (Greifswalder Dissert. 1888), S. 45. 99. 122. 145. 148. Ueberhaupt ist es merkwürdig, dass Horheim auf vier Druckseiten zwölf Enjambements zulässt, vgl. noch Borheck S. 48. 102. 113. 121. 122. 138. 159. 160; im ganzen doch kein gutes Zeichen für die technische Gewandtheit dieses Dichters.

113, 33: sie hat mich gekränkt, es wäre aber thörichte Schwäche, wenn ich sie darum aufgäbe. Deshalb und weil ich sie nicht sehen kann, sende ich ihr dieses Lied: möge sie um Gottes willen meinen Sang beachten! will sie wahr sprechen, so muss sie mir zugestehen, dass ich mich nur um sie allein immer bemüht habe, obschon sie mir nichts gewährte. 114, 3: ich habe eine Thorheit begangen, und zwar an einer Stelle, wo mir ohnedies mein Dienst nichts einträgt; das nämlich hat mich schon oft verstimmt. Minne nimmt freundlichen Anfang und trauriges Ende, wie es auch mir Armen wahrscheinlich geschehen wird. Aber wie hätte ich mich davor (vor der Thorheit und meiner jetzigen Lage) hüten sollen? 114, 12: mein Herz steht nur ihr zu. Darin (und wenn sonst nicht aus Thor-

heit) habe ich mich immer zu wahren gewusst, seit der Zeit, wo ich Herz und Leib (wie ein Stück Land) ihr ‚auf Gnade‘ übergab (d. h. in Erwartung gnädiger Belehnung und Behandlung, vgl. Gnadenlehn, Haltaus 657 f.). Wie weh mir jetzt auch geschieht (wo ich nicht *genâde* erfahre), so will ich doch den Handel darüber (Rechtsstreit) noch fortsetzen, die Sache nicht aufgeben. Denn ich hoffe, mein Rechtsanspruch wird wohl so sicher sein, dass sie meiner ‚Beschwerde‘ ein gutes Ende bereitet, sobald ihr die Zeit gekommen scheint (der Termin abgelaufen ist). — 113, 34. Worauf bezieht sich *ez*? Doch nicht auf *leit*. Wenn aber nicht, dann ist es wahrscheinlich, dass *Liebe* personificiert ist. Beispiele dafür s. Galle, Die Personification in der mhd. Dichtung (Leipziger Diss. 1888), S. 56 f. 62 aus MSF. 129, 32. 147, 10. 163, 14. 155, 16. 31. Vielleicht ist damit zugleich die Geliebte bezeichnet. Jedesfalls möchte ich 34 schreiben: *lieze ich sie dar umbe* (wie 114, 4). Das Folgende bezieht sich also auf eine Persönlichkeit, und nun merkt man leicht, dass das Lied (*lieder* 35 sind die Strophen) den Dichter wegen 113, 1 ff. entschuldigt. Denn die beiden Stücke gehören sichtlich zusammen, vgl. 113, 33 mit 10. 20; 114, 2 mit 113, 25; 114, 4: 113, 4. 9 f.; 114, 16: 113, 20; 114, 17: 113, 9; 114, 19: 113, 31; 114, 20: 113, 32. Da war vielleicht das Vergehen 114, 3 ff. die Abfassung des Lügenliedes? Hat die Frau 113, 33 ff. geglaubt, dass 113, 1 ff. einer anderen Dame zugedacht war? Vgl. 113, 39. 114, 12. Oder fühlte sie sich gekränkt, indem sie 113, 19 (durch die Lüge) als nicht vornehm bezeichnet wurde? — Wahrscheinlich steht auch dieses Gedicht unter romanischem Einfluss. Es hat nur zwei Reime (über die Ungenauigkeiten vgl. Buchholz S. 17), keine regelmässigen syntaktischen Einschnitte, dagegen mehrere starke Enjambements. — 114, 18 *iht* zu streichen, wie Weissenfels, Der daktyl. Rhythmus S. 56 will, geht sachlich nicht an.

114, 21 ein Abschiedslied: die erste Strophe gedenkt des plötzlich eingetretenen Anlasses, die zweite beginnt mit der Segensformel des Abschiedes (dazu 30: *swar ich landes kêre*); die dritte stellt die einfachste Form des Herztausches dar. — 21 *ich armer* vgl. 10. *swære:* verhängnissvolle Kunde; wie sollte ich der schlimmen Botschaft glauben? — 27 wäre nicht *der* besser durch *des* zu ersetzen? — 30 vgl. 113, 29. 114, 12. —

32 vgl. 114, 3. — 34 vgl. 16 ff. 113, 16. 24. Der Horheimer ist offenbar ebenso arm an Motiven als an sprachlichen Wendungen. Die Einleitung 30 = 113, 38 *si sol*, 114, 12 *si darf*, das ist eine Terminologie, die mit einer besonders hohen Stellung der Dame nicht wohl zu vereinen ist; vgl. die Betheuerung 114, 37. Uebrigens behandelt wenigstens die erste Strophe ein Thema, für das kaum ein romanisches Vorbild bestand. Und wenn also hier wieder zwei Reime in Umschlingung gebraucht werden und gleiche Silbenzahl der Verse (10 und 11, nur 114, 37 zwölf, aber vielleicht: *vor den anderen wîben in mînem herzen beidiu naht und tac*, vgl. Weissenfels a. a. O. S. 58), so ist das wohl hier schon zur persönlichen Art geworden.

115, 3. Die sehr einfach gebaute dreitheilige Strophe hat nur stumpfe Reime. 11 fehlt der Auftakt, 24 ist der Auftakt zu viel, und es wird wohl *daz* gestrichen werden müssen. — 3 f.: man fragt mich = die höfische Gesellschaft. Dass der Dichter wiederholt vom Sange spricht, beweist (abgesehen von 7) künstlerisches Selbstgefühl. — 4 *ie wîlent* wäre: je vormals. Darum aber kann es sich da nicht handeln, denn es liegt hier nicht im Sinne des Dichters, von seinen Liedern als einstmals, aus ferner Vergangenheit zu sprechen. Besser: *ê wîlent*, zuvor bisweilen, was vollkommen passt. — 5: sie ärgern sich, umsonst natürlich, darum hat *êst unvernomen* den Sinn: es ist bisher nicht erzählt worden und wird auch nicht. — 6 *mac* = kann, es liegt ein Verbot, eine Störung vor. — 7: zwar wäre ich noch im Besitze meiner Kunst. — 10: dessen werde ich nur schwer entledigt. Wessen? Wohl des Schweigens. Es ist also keine Aussicht, dass man den Grund dieses Schweigens erfahre. Darum kann auch die zweite Strophe keine wirkliche, sondern nur eine vorgebliche Aufklärung enthalten. Unter diesen Umständen liegt es nahe, in Vers 11, dem gegenüber fünf anderen Fällen der Auftakt mangelt, zu schreiben: *kunde ich ie klagen*, denn das verstärkt den Eindruck (zu dem 16 ff. passt), dass der Dichter hier nicht die thatsächliche Ursache des Schweigens angibt, sondern nur seine trübe Stimmung ausmalt. — 16 *daz* = *herzeleit* 11. — 19 ist bezeichnend, dass in der letzten Strophe nur von den Frauen im Allgemeinen die Rede ist (vgl. 22 mit 114, 32 f.); überhaupt wird in dem ganzen Gedichte die Herrin nicht erwähnt, und man kann bloss aus der

dritten Strophe errathen, dass des Sängers Leid von ihr kommt. — 21 nach *verdrôz* Doppelpunkt. — 23 hat Haupt offenbar ohne Hiatus, aber auch ohne Auftakt, der im 5. Verse der 1. und 2. Strophe steht, gelesen und übersetzt: ich war immer der Welt wohl gesinnt. Auch 19 steht *zer werlte*, aber da heisst es: auf der Welt. — Der Abschied in der 3. Strophe knüpft wohl am besten auch an die Heerfahrt. Da nun überhaupt diese fünf Strophen des Horheimers untereinander durch schwächere und stärkere Wortbezüge, aber auch durch sachliche (Lügenlied, Heerfahrt) verkettet sind, so steht nichts im Wege, die Entstehung des ganzen Bündelchens einem kurzen Zeitraume zuzuweisen.

115, 27. Vielleicht ist diese künstliche, ganz von grammatischem Reime durchzogene Strophe nur ein Versuch. — 27 wenn man für *zît* nicht die keineswegs gut passende Bedeutung: ‚die gute Jahreszeit, der Sommer' annimmt, so erübrigt nur: ‚Zeitpunkt, Termin' (vgl. 114, 20) und 28 heisst *vie:* eintrat. Für *vâhen* intr. = ‚anfangen' kennen die Wörterbücher nur diese Stelle. — 30 Haupt's Bemerkung ist richtig, doch, meine ich, sollte Doppelpunkt nach *erlie* gesetzt werden, dann folgt directe Rede.

Wie es scheint, sind heute die Forscher darüber einig, dass Bernger von Horheim aus einem schwäbischen Ministerialengeschlechte (Schulte, Zeitschr. f. d. Alterth. 39, 230. 243) stamme. Freilich, das noch zuletzt von Fr. Grimme, Gesch. der Minnes. 1, 20 f. beigebrachte Zeugniss einer Konstanzer Urkunde hat Schulte, Literaturbl. f. germ. u. rom. Philologie 1897, S. 263 endgiltig beseitigt. Aber Buchholz sucht (a. a. O. S. 6 f.), aus den Reimen den alemannischen Charakter der Sprache des Dichters nachzuweisen. Da muss ich denn doch dazu Folgendes bemerken: *vervât* 114, 5 ist ein mitteldeutscher Reim, vgl. Pfeiffer, Ueber Freid. S. 59. Dazu stimmen die durch 115, 30 *ie* gesicherten Formen *gie, vie* (Weinh. § 357, nicht *lie* § 358). Nicht dafür, aber auch nicht dagegen entscheiden *gît: zît* 114, 19; *gât: hât* 112. 19. 24. 115, 12. 14 vgl. Weinhold, Mhd. Gr.[2] § 43. 52. 357. Schwerlich auch *gemuot* = *gemüejet* im Reim 114, 6. Dagegen fasse ich die Reime 114, 21. 23. 27 anders als Buchholz und deute sie auf *getrûwen: bûwen: rûwen*. Nun gibt es freilich auch im Bairischen ein Adj. *getrûwe* (Weinh.

§ 130), aber doch sind diese *û* für mhd. *iu* ganz vorzugsweise im Mitteldeutschen, besonders im Mittelfränkischen zu Hause, vgl. Weinh. § 132. Nicht unwichtig ist ferner das Verbum *hoffen* 114, 18, das, wie Reissenberger, Ueber Hartmann's Glauben (1871) schon gezeigt hat, für diese Zeit durchaus als mitteldeutsch gelten muss. Auch die Bezüge, welche Burdach zwischen dem Horheimer und Friedrich von Hausen (Reinmar und Walther S. 38 f.) aufgezeigt hat (vgl. Gottschau, Beitr. 7, 382 ff. 418 ff.), schicken sich dazu sehr wohl. Und wenn man gleich nicht mehr mit Wackernagel (Altfranz. Lieder und Leiche S. 201) an Horheim = Horrem bei Aachen denken mag, so wird doch unter den verschiedenen möglichen Horheims (vgl. Grimme a. a. O. S. 19) ein anderes als das württembergische zu bevorzugen sein, vielleicht das bei Frankfurt gelegene. Dieses möchte sich auch durch die Schreibung *Orehem* in der Urkunde von 1196 (Grimme, Germania 32, 368) empfehlen, die besonders als mittelfränkisch anzusprechen ist (Weinh. § 98). — Grimme hat in seiner Darstellung (Gesch. d. Minnes. S. 19—22) eine seltsame Verwirrung angerichtet, indem er zwar S. 19 von ‚Gedichten' Bernger's spricht, dann aber S. 20 von einem ‚einzigen erhaltenen Liede', und im weiteren keinen Zweifel darüber lässt, dass er nur éines kennt. Welche Ausgabe mag er dabei wohl eingesehen haben?

15. Hartwig von Rute. MSF. 116, 1—117, 36.

116, 1. Der Dichter war abwesend, kehrt heim (ist aber noch nicht zu Hause); er befand sich in Nöthen und in Lebensgefahr: ob im Kriege, im heil. Lande, ist nicht gesagt. Der Gedankengang bewegt sich in folgenden Sätzen: 1. Ob die Meinen daheim wohl so treulich meiner gedenken als ich ihrer. Sie wäre um Gottes willen (also kehrt er doch vielleicht aus dem heil. Lande zurück) verpflichtet, mir das zu Gute zu halten, dass ich unter zu scharfer Bewachung mich befand, als dass sie jemals eine untreue Handlung von mir zu vermuthen wüsste. 2. Wer da glaubt, dass nun (da ich heimkehre) mein Kummer zu Ende ist, kennt die Noth meines Herzens nicht, den Schmerz um sie. Eine Botschaft von ihr wäre ein Zeichen ihrer Geneigtheit. 3. (Die habe ich verdient,) denn in Todesnoth und

Gefahr blieb ich ihr treu. Wenn die Krieger um mich herum beteten (der göttlichen Gnade wegen), da war es meine grösste Sorge, dass mir niemals von ihr Gnade widerfahren war. — 5 Merkwürdig ist der Uebergang vom Plural auf den Singular (der Dame). Vielleicht wurde mit Absicht im Abgesang das neue Thema angeschlagen, es muss aber doch beim Vortrag einen Ruck gegeben haben, da man *si* 5 zuerst für einen Plural halten musste, was B: *sú solten*, wirklich gethan hat. Dieser Uebelstand wird kaum geduldet werden dürfen. Vielleicht war schon 3 *gedenke* zu sagen, wobei dann *ze lieben friunden* als blosse nähere Bestimmung der Heimat aufzufassen wäre. Das andere Auskunftsmittel, den Plural auf 5 und 7 auszudehnen, geht nicht an, weil *huote* 6 dann keinen rechten Sinn hätte und der Uebergang zur zweiten Strophe fehlte. — 6 *grôzer* halte ich für den Comparativ. — 13 *boten senden*, das spräche wieder mehr für Italien, da Botschaften ins heil. Land wohl nur selten vorkamen. — 14: ‚dem ich schon seit Langem aufgelauert habe', vgl. *verwarten* bei Schmeller[2] 2, 1006. — 15 der Tod reitet auf dem Rücken wie ein Kobold, Teufel, Dämon. Vgl. Mythol.[4] 2, 847. Nachtr. S. 253. Wackernagel, Kl. Schr. 1, 307 ff. Bruchmann, Studien zur Sprachgesch. S. 81. Die zweite der Reuner Relationen und die Bemerkungen dazu in meinen Studien z. Erzählungslit. d. Mittelalters I. — —. Ein paar charakteristische Stellen sind Warnung 180: *der tôt im ûf dem rücke lît;* Gesammtabent. 2, 430: *der tôt mir sitzet ûf dem kragen;* Heinrich v. Mügeln, Altd. Mus. 2, 196, wo es Gott dem Tode verhängt, ein böses Weib über Berg und Thal zu reiten. — Auch 18 ist der Tod personificiert. — 15 bis 19 reicht das ἀπὸ κοινοῦ der Sätze. — 19 ist mehr ein Stossgebet im Augenblicke vor dem Beginn des Kampfes gemeint als eine Generalbeichte am Morgen des Schlachttages.

116, 22. Niemand kann gleichzeitig zwei Herren dienen. Darum empfiehlt er sich vom Kaiser *mit sælden*, also mit einem Heilwunsch, dem er durch lange Zeit gedient hat; das ist somit eher der Rothbart gewesen als etwa einer seiner nächsten Nachfolger.

117, 1. Nach dem Eingange bezieht sich auch diese Strophe auf eine Zeit, wo der Dichter in schwerer Dienstpflicht abwesend ist. Er steht in Bann und Gebot der Herrin, die

dafür verantwortlich ist (6: das kann sie entgelten, dafür muss sie aufkommen), dass er nach anderem Willen handelt als seinem eigenen, und zu einer Zeit singt, die sonst wenig dazu taugt. Denn es lässt ihm keine Ruhe, bis er zu ihr kommt (was er jetzt nicht kann) und ihr seine Neigung gesteht. Der einzige Trost ist, dass sie sprichwörtlich handeln und Leid mit Freuden enden lassen kann.

117, 14. Ob es ihr recht ist, wenn er noch weiter nach ihrer Minne trachtet? Dies und die freudige Hoffnung 18ff. setzt voraus, dass der Sänger wieder daheim weilt. — 19 bis 25: ein freudevolles Herz springt zum Himmel hinauf. Das berührt sich einestheils mit alten Vorstellungen (vgl. Mythol.[4] 1, 141. Nachtr. 210), die selbst im Sprachgebrauch sich verkörpern, wie die Wörterbücher lehren, andererseits verbindet es sich auch mit biblischer Ausdrucksweise, vgl. Cant. 2, 8. Psalm. 41, 7. 18, 6. Wesentlich für die Stelle hier scheint mir die Verknüpfung der Freudensprünge des Herzens mit dessen hohem, neuen Lied (vgl. Edw. Schröder, Zeitschr. f. d. Alterth. 33, 103f.). *cantare canticum novum* findet sich neunmal in der Vulgata, darunter sechsmal in den Psalmen. Besonders kommen in Betracht Psalm 32, 1 (vgl. 31, 11. 149, 1ff.): exultate justi in Domino, rectos decet collaudatio. confitemini Domino in cithara, in psalterio decem chordarum psallite illi. cantate ei canticum novum, bene psallite in vociferatione. 12, 6: exultabit cor meum in salutari tuo, cantabo Domino, qui bona tribuit mihi, et psallam nomini Domini altissimi. Wann der Ausdruck ‚hohes Lied‘ aufkam, habe ich nicht feststellen können.

117, 26. Zwischen dem Springen des Herzens zum Himmel und dem des Sängers zur Geliebten besteht eine Analogie, der gemäss wohl beide Gedichte in dieselbe Zeit fallen.

16. Bligger von Steinach. MSF. 118, 1—119, 27.

118, 1. Worauf bezieht sich *sîn* 4? Vorher steht nur *swære, si,* es wird also das Verhältniss, die Beziehung überhaupt neutral zusammengefasst sein. Von diesem *sîn* wird dann auf *nôt* übergegangen. Ebenso 6: *ich enmac — mîn triuwe enlât mich.* — 5 zu *nôt hân ûf* vgl. *twingen ûf* Mhd. Wtb. 3, 175ᵇ; *drôn, zorn hân ûf* 177ᵃ. ‚Die Bedrängniss, die ich hatte

in Hinblick auf eine tröstliche (aber irrige) Hoffnung. — 8: die Hoffnung, die sich mit dem Sommer hatte erfüllen sollen, liegt nur noch in ihrer Huld. — 10 ff.: ich darf die Leute nicht (durch mein Benehmen) merken lassen, wie es mir wirklich geht: auf einen, dem mein (gutes) Befinden gut schiene, kommen vier, denen mein Leid wohlthut. — Es ist dabei nicht Alles klar, denn *dûhtez ir einen guot* heisst eigentlich nur: ‚schiene es éinem gut'. 12 werden *vier* und *leit* durch den Accent herausgehoben, 11 steht *einen* accentlos. — 16 knüpft wohl an den alten Spruch: *quem nemo odit, nemo timet*, den ich aber jetzt keiner bestimmten Quelle zuzuweisen vermag. Verwandt ist auch das bekannte *oderint dum metuant*, das wiederholt von Cicero, Seneca u. s. w. citiert wird. Wahrscheinlich geht dieser Vers, wie überhaupt der stolz unabhängige Sinn der Zeilen 14—18 auf Reminiscenzen an die Schullectüre der Classiker zurück. Dagegen 17 *si haben in daz ir* = habeant sua (vgl. suum cuique) lehnt sich an das *habeat sibi* 1 Genes. 38, 23, das auch für den modernen Gebrauch des Ausdruckes in dem Plural umgebildet worden ist.

118, 19. Der Anfang dieser ganz originellen Strophe knüpft sich wohl an einen Handel wie den zwischen Jakob und Esau; Jahre werden auch im Märchen geschenkt oder verkauft. — 23 wird wohl anders zu interpungieren sein. Bartsch setzt an Stelle der Punkte zwei Doppelpunkte; vielleicht ist *sô vürhte ich den gewalt* in Klammer zu stellen. Pfaff (Der Minnesang des 12. bis 14. Jh.'s) übersetzt *gewalt* = Menge (der Jahre). Das wird kaum angehen, denn erstens kennt das Mhd. Wtb. nur ein schwer vergleichbares Beispiel aus Herbort, dann aber ist hier der Gegensatz zu *reht* nothwendig. 25 *âne reht* bedeutet wohl: ohne rechtliche Entscheidung. Was soll ein Mann da thun? Es ist keine Rechtssache, folglich findet er weder Richter noch Genugthuung.

119, 13. Für uns ist das nicht ganz verständlich, dass Glas als Vergleichsobject in Bezug auf Härte gebraucht wurde. Aber die mhd. Literatur kennt den Fall auch sonst (Wigalois 7380: *herter danne ein glas*), und die mittelalterlichen Lehrschriften lassen darüber keinen Zweifel. Hugo von Folieto nennt (Migne 177, 164) *vitrum solidum*, wenn auch *fragile*, spröde. Auch das (dem Vincenz von Beauvais zugeschriebene)

Speculum Morale sagt lib. 2, pars. 1, dist. 4: fragilior est homo aliquo vase vitreo —; quia si vas vitreum potest aliquo duro frangi, non tamen potest submersum extingui. Uebrigens ergibt sich aus 16, dass *glas* hier schlechtweg für ein Glasgefäss gebraucht wird, ganz wie (Du Cange 8, 360) vitrum pro scypho vitreo (dort mehrere Stellen, auch aus dem 13. Jahrhundert). — 19 verstehe ich nicht, worauf *s* in *wirfets* sich beziehen soll: es kann doch nur *guot* gemeint sein oder die Weise, mit dem Gut umzugehen; in beiden Fällen wird gefordert *wirfetz*. Dass in C *wirfet si* steht, hat bei der Beschaffenheit dieser Quelle nichts zu sagen. — Ueber die Art, wie man den Besitz verwenden soll 17 ff., vgl. besonders die Lehren des Gedichtes *Diu Mâze* (Germania 8, 99 f.) V. 99—113. Sie stimmen durchweg mit der kirchlichen Ueberlieferung, z. B. Ambrosius, De officiis ministrorum lib. 1, cap. 30 (Migne 16, 70 ff.). Wilhelm von Conches, Moralis philosophia, der Abschnitt: De liberalitate (Migne 171, 1015 ff.), der hauptsächlich aus der antiken Literatur schöpft. — 18 *schame* ist ‚Ehrgefühl', verecundia. — Der Spruch trägt deutlich die Anzeichen späteren Stiles. *glas* ist das Paradigma. Damit werden zwei Gattungen von Menschen verglichen, die ihren Besitz schlecht verwalten: nicht mit freiem, aber verständigen Wohlthun; und nicht mit rechter Rücksicht auf ihrer selbst und der Anderen Ehre. Die Mächtigen sollten ihre Kraft in rechter Weise an den Tag bringen. In Wirklichkeit halten sie es meistens dermassen, dass sie die Fremden an ihrem Hofe ärgern und die Ihren dabei doch kränken. So kann man sein Ansehen nicht bewahren, sagt das weitläufige Epimythion. — Das ist aber der Standpunkt eines fahrenden und gehrenden Mannes, der sich da geltend macht, und nicht der des reichen Freiherrn von Steinach (Schulte, Zeitschr. f. d. Alterth. 39, 230. 243). — Unter diesen Umständen kann ich auch den Ergebnissen des feinen Kunststückes nicht zustimmen, das R. M. Meyer mit seinem Aufsatze über Bligger von Steinach (Zeitschr. f. d. Alterth. 39, 305—326) unternommen hat.

17. Der von Kolmas. MSF. 120, 1—121, 12.

Zu der mitteldeutschen Heimat des Dichters passt nicht der Reim *nieht : lieht*, an dem Bartsch, Liederd.[3] S. 32 keinen

Anstoss nimmt (Wackernagel weist Literaturgesch. 1², 310 auch den zweiten mundartlichen Reim Walthers von der Vogelweide *verwarren : pfarren* im Westerwalde nach), trotzdem er sonst (aber inconsequent) mitteldeutsche Formen herstellt. Die Hs. selbst hat *niet*. Ich schreibe *niht : lîht*, vgl. Weinhold, Mhd. Gr. § 134, aus dessen Zusammenstellungen übrigens hervorgeht, dass dieser Reim kaum lange vor der Mitte des 13. Jahrhunderts wird gestattet worden sein. Die beiden anderen ungenauen Reime (121, 3f. *bilgerîme : lîme* ist keiner) *strâze : enlâzen* 121, 6f. *berâten : spâte* 121, 11f. hat schon Bartsch durch thüringische Infinitive auf *e(n)* beseitigt, vgl. Weinh. § 217 und besonders 372. Damit fällt Haupt's wichtigste Stütze für das höhere Alter des von Kolmas. Die Sprüche sind Sammlungen von Gemeinplätzen ohne jede Originalität oder persönlich empfundene Verknüpfung. Besonders der dritte bringt nur die bekanntesten Sätze, die jede Predigt darbot. Auch der Inhalt macht die spätere Entstehung wahrscheinlich. Dass der Versbau gleichfalls eine andere Datierung als die Haupt's erzwingt, zeigt Weissenfels, Der daktylische Rhythmus S. 71—77. Meinem Ermessen nach ist der von Kolmas aus MSF. zu verweisen.

Was die Herstellung des sehr schlecht überlieferten Textes anlangt, lasse ich zunächst alle bloss aus metrischen Gründen vorgenommenen Aenderungen bei Seite, weil die Sache zu unklar liegt, und beschränke mich auf die, für welche andere Gründe geltend gemacht werden dürfen. — 8 Haupt's Aenderung des handschriftlichen *mit rehte* zu *mit nihte* hat Bartsch wieder aufgegeben. Das ist nur zu billigen, denn, abgesehen von der unnöthigen Häufung dreier Negationen, spricht auch die Sache dawider; *mit rehte* heisst: in Folge der göttlichen Weltordnung. — 9 die Hs. hat (Altd. Blätter 2, 122): *nu enrvochen vnz. swie* —. In den Anmerkungen zu MSF. ist von der 1. Auflage ab *vnz* aus Versehen weggeblieben, Bartsch gibt es a. a. O. S. 323 richtig an. Man kann, glaube ich, der Hs. näher bleiben als die Kritiker (Pfeiffer's *nu ruochen*, Germania 3, 490 ist sachlich nicht zu brauchen) und die harte Synkope *enruocht* vermeiden, wenn man schreibt: *nu enruoche uns, swie* — (vgl. MSF. 311, 21). Das heisst: (7f. ach dass wir so gar nicht uns an die Gewalt des Todes erinnern, und dass nach

göttlichem Gesetz Niemand sie von sich abzuwenden vermag) mag uns das auch nichts kümmern, sorgen wir uns auch gar nicht darum, trotzdem bleibt für uns die bittere Galle (des endlichen Schicksals) in dem Honig (des Weltlebens) verborgen (und wird uns nicht erspart). — Damit scheinen mir Sache und Metrum in Ordnung. — 15 *volbedenken* als éin Wort geschrieben ist ein durch Ergänzung hergestelltes ἅπαξ λεγόμενον. Ich ziehe vor, *vol* und *bedenken* zu trennen. Die missliche Betonung *bédenken*, welche bei Haupt's und Bartschens Text nöthig wird (Weissenfels S. 71), wäre durch ein vor *daz* einzuschaltendes *ie* beseitigt, was auch der gewöhnlichen Anführung des biblischen Satzes entspräche. — 26 ist mit Bartsch und Weissenfels *wunder daz* als wohlverständliches Glossem von *daz* durch den Schreiber zu streichen, *an der reinen* jedoch beizubehalten. Desgleichen ist 28 *von himele* mit Pfeiffer zu tilgen. An der Wiederholung von *reinen* 26 und 121, 2 kann man nur Anstoss nehmen, wenn man das Gedicht für besser hält, als es ist. Auch in Bezug auf 27 schliesse ich mich der Gestaltung durch Bartsch an. — 121, 4 Pfeiffer's Vermuthung *bestecket* wird durch die Mhd. Wtb. II, 2, 627[b] angeführte Stelle aus Gest. Rom. 113 erhärtet: *haftet in dem pech und bestecket als ein vogel.* Vgl. D. Wtb. 1, 1604f. Die Handschrift der lateinischen Predigten Bertholds von Regensburg in dem Minoritenkloster zu Freiburg in der Schweiz sagt 1, 42[a] von dem Wagen, der Elias zum Himmel emporführt: *qui non figitur i. e. besteket in luto.* — 121, 7 streiche ich mit Pfeiffer das zweite *wir.* — 9 mit Haupt das überlieferte *gelt im* zu wahren, scheint mir nicht räthlich, da die Strophe sonst nur erste Pers. Plur. gibt und auch die 1. Pers. Sing. 5 zu dem verallgemeinernden Beispiel gehört. *bî dem tage* (Hs. *bi tage*) wird doch gestrichen werden müssen, einmal, weil das Herüberziehen der Construction von 7 auf 9 in den 40 Versen des Dichters sonst nicht vorkommt; dann würde auch, wenn *gelten* fehlte, der Satz undeutlich. — 10 bleibt *des lîbes* besser weg: der wohlbekannte biblische Vergleich wird dadurch sogar wirkungsvoller.

Die erste Strophe ist ihrem Inhalte nach sehr nahe verwandt mit der ersten des Heidelberger Anhanges zum Freidank (vgl. die sehr mangelhafte Bearbeitung durch Pfeiffer, Freie Forschung S. 204). — 1ff. vgl. Job 7, 7: memento, quia

ventus est vita mea, et non revertetur oculus meus, ut videat bona. Innocenz III., De contemptu mundi lib. 1, cap. 24 (Migne 217, 714 A): vita velociter fugit et retineri non potest, mors autem instanter occurrit et impediri non valet. — 5 die Ausdrücke *vita caduca, fragilis* etc. sind in der Kirchenliteratur unzählbar. — 6 vgl. Prov. 20, 27: lucerna hominis spiraculum ejus. Der Ausdruck *lucernam alicujus extinguere* = ‚tödten' findet sich im alten Testament der Vulgata achtmal: *lucerna extinguitur* = stirbt Prov. 13, 9. — 10 das Bild ist hier anders gewendet, als gewöhnlich Brauch ist: wir geniessen den Honig, ohne zu wissen, dass darin die Galle liegt. Vgl. mein Buch über Hartmann von Aue 136 f. und Ovid, Amores 1, 8, 104: impia sub dulci melle venena latent. — 11 ff. diese Beschreibung enthält nur die bekanntesten Züge der Ueberlieferung, ich vergleiche deshalb auch bloss zwei Stellen: Augustinus, De soliloquio animae cap. 35: ubi juventus nunquam senescit, ubi vita terminum nescit, ubi decor nunquam pallescit, ubi amor nunquam tepescit, ubi sanitas nunquam marcescit, ubi gaudium nunquam decrescit, quoniam ibi summum bonum possidetur. Innocenz III., Sermo Domin. Laetare: ibi erit vita sine morte, dies sine nocte, securitas sine timore, jucunditas sine dolore, tranquillitas sine labore, pulchritudo sine deformitate, fortitudo sine debilitate, rectitudo sine perversitate, charitas sine malitia, veritas sine fallacia, felicitas sine miseria. — 15 f. vgl. 1 Cor. 2, 9. — 21 *gër* scheint besonders mitteldeutsch. — 121, 6 vgl. (ausser *via universae carnis*) Bernard von Clairvaux, Super Psalm. 1, 1: via vita dicitur, per quam quilibet natus properat ad finem. — 9 Zinn ist leichter schmelzbar als selbst Blei, vgl. die alte Literatur darüber bei Schade, Altd. Wtb. 1269. *zin* kann auch hier = ‚Zinngefäss' stehen (wie 119, 3 *glas*), entsprechend dem Gebrauche des lat. *stannum*, vgl. Du Cange s. v. Konrad von Heimesfürte sagt Himmelf. 40 ff.: *sô würd mîn kranker sin bekant für jenes überigen sin, der rehte als ein gerœtet zin* (Zinn mit Kupferzusatz) *mit dem lîbe ein ende hât, so der tôt an im sîn reht begât.* — 10 vgl. die Auslegungen von Luc. 24, 29: quoniam advesperascit —. 11 f. vgl. Joann. 9, 4. Job 24, 14: per noctem vero erit quasi fur (homicida) und dazu die canonische Interpretation Gregors des Grossen.

18. Heinrich von Morungen. MSF. 122, 1—147, 27.

122, 1. Edward Schröder stimmt Zeitschr. f. d. Alterth. 33, 104 dem zuerst von Paul (Beitr. 2, 546) gemachten Vorschlage zu, 4 Lachmann's Emendation *diu mæninne* statt des in BCC[a] (in diesem Falle eigentlich nur einer Quelle, vgl. Lemcke, Textkritische Untersuchungen zu den Liedern H.'s v. M. [Jenaer Diss. 1897] S. 74 f.) überlieferten *der mane wol* wieder aufzugeben. Seinem Hauptgrunde, dass *mæninne* nicht ein mitteldeutsches, sondern ein bairisch-österreichisches Wort sei, vermag ich durchschlagende Bedeutung nicht zuzugestehen; denn ich meine, dass unsere Kenntniss des Altdeutschen heute zwar zur Noth ausreicht, die Heimat einzelner Denkmäler ungefähr zu begrenzen, keineswegs aber, ein bestimmtes Wort dieser oder jener Mundart ausschliesslich zuzuweisen. Meiner persönlichen Empfindung nach möchte ich bei Lachmann's Conjectur bleiben, die mir zu dem Vergleiche besser zu passen scheint als das Masculinum. (Dazu Ovid, Heroid. 17 [Leander an Hero], 71: [vom Monde] quantum cum fulges radiis argentea puris, concedunt flammis sidera cuncta tuis, tanto formosis formosior omnibus illa est.) Sehr beachtenswerth ist doch ferner, dass 6 alle drei Hss. *ir schîn* behalten haben, das doch nur auf ein Femininum bezogen werden kann; Gottschau hat denn auch (Beitr. 7, 339 f.) consequent *sîn schîn* vorgeschlagen. Die Wiederholung von *wol* in zwei aufeinander folgenden Versen an derselben Stelle, welche bei der Reception der handschriftlichen Lesart stattfindet, spricht auch nicht gerade dafür. — 10 ff. vgl. 130, 31 ff. 133, 30. 147, 7. Schon hier zeigt sich, dass der Morunger eine sparsame Auswahl von Motiven künstlerisch durcharbeitet und ausbeutet. — 13 *und ich des deheine ûz gnomen enhân?* — 19 diese Strophe hält Schütze (Die Lieder H.'s v. M. auf ihre Echtheit geprüft [Kieler Diss. 1890], S. 33 f.) für unecht, dagegen Bielschowsky, Anz. f. d. Alterth. 17, 303. Abgesehen von der schönen Uebereinstimmung zwischen Lachmann's *tât* 20 (für *stęte* der Hss., Weissenfels will das behalten und *diech* lesen S. 142 f.) mit 133, 6, wäre mir beim Fehlen dieser Strophe die nächste 123, 1 nicht wohl begreiflich, die ja 27 ausdrücklich angekündigt wird. — Die letzte Strophe bringt

Reime von *ă* vor *r* und *â* vor *r* in solcher Stellung, dass unzweifelhaft der Unterschied der Qualität noch sehr stark empfunden worden sein muss. — Bemerkenswerth scheint mir, dass Wilmanns (Beitr. z. Gesch. d. ält. d. Lit. 4, 56) die beiden letzten Zeilen der Strophen dieses Liedes als eine erweiterte Langzeile ansieht (auch Paul und Pfaff), was, wie ich glaube, nur durch Kenntniss der Melodie entschieden werden könnte, und dass er (S. 57) den grössten Theil der Verse als regelmässige Nachbildung des romanischen Zehnsilbners auffasst.

123, 10. Meiner Ansicht nach, dass A durchweg und mit den seltensten Ausnahmen den Vorzug vor den übrigen Handschriften, insbesondere vor C verdient, bleibe ich an dieser vieldiscutierten (für A Paul 547; Lemcke 12 ff. — für C Gottschau 340; Michel QF. 38, 50. 84; Singer, Archiv für neuere Sprachen 101, 161) Stelle bei A; ich halte *liebste* für möglich (Michels bei Lemcke S. 15 Anm. sieht es als verschrieben für *beste* an) und finde (gegen Michel S. 84 Anm.), dass Morungen nirgends ganz genau seine provenzalischen Vorbilder übersetzt, sondern mit grosser Freiheit bearbeitet. Für die Fassung von 15 in A spricht auch die Nachbildung des Konrad von Landegge MSH. 1, 202a, auf welche Werner (Anz. f. d. Alterth. 7, 137) aufmerksam gemacht hat. — 26 l. *nû gihts ich swige ze lange.* — 124, 8 ich bleibe dabei, dass diese beiden folgenden Strophen den ‚neuen Sang‘ darstellen, der sich 7 ankündigt.

124, 32. Für die Beurtheilung der ersten Strophe gilt mir zunächst als wichtig, dass *spehen* V. 35 mir durchaus nicht zu dem folgenden Gleichniss zu passen scheint (anders offenbar Edw. Schröder, Zeitschr. f. d. Alterth. 33, 107): *ich muoz iemer dem gelîche spehen* sagt eine Thätigkeit des Dichters aus (nicht ein blosses Wahrnehmen), während der Mond in dem Satze: *als der mâne sînen schîn von des sunnen schîn enpfât* völlig passiv sich verhält; zwischen den beiden Sätzen fehlt das tertium comparationis, und doch gehören sie zusammen, wie man aus 40 sieht. Das wird auch in der schlechten Ueberlieferung von CC[a] nicht anders, die beide 36 *mane tuot den sinen sch.* lesen. Ferner finde ich, dass Lachmann's Interpunction den genauen Zusammenhang zwischen 36 f. und 38 zerreisst. Endlich fehlt 38, verglichen mit 125, 7. 16 eine Silbe, und weiters hat meiner Ansicht nach die zweite und dritte

Strophe nach dem vierten Verse (allerdings nicht nach Haupt 125, 4 und Lachmann 125, 13) einen syntaktischen Einschnitt, den ich mit der Beschaffenheit der Melodie in Zusammenhang bringe und auch bei der ersten Strophe vermisse. Allen diesen Ueberlegungen (und noch anderen) gemäss schlage ich vor, 35 ff. zu lesen: *ich muoz ie mîn dem gelîche jehen: als der mâne sînen schîn von des sunnen schîn enpfât, alsô kument et mir dicke ir wol liehten ougen blicke in mîn herze, dâ si vor mir gât.* — 125, 4 setze ich Doppelpunkt. Für diese Stelle scheint es mir nöthig, sich zu erinnern, welch' unnatürliches Verbrechen für die Lebensanschauung des Mittelalters der Selbstmord war. (Die Leichen von Selbstmördern schaffte man noch im 16. Jahrhundert der Welt aus den Augen, indem man sie fliessendem Wasser übergab, wie Osenbrüggen gezeigt hat.) Daher übersetze ich: wenn aber wirklich Jemand sich soweit an sich selbst versündigen müsste (daher kann der von Haupt hergestellte Anfang der Strophe nicht richtig sein), dann hätte ich mich selbst eigenhändig getödtet — (vgl. den Truchsessen von St. Gallen bei Bartsch, Liederd.[3] 134, 153). — 10 ff. werden deshalb auch zunächst als Rache für den Zwang zum Selbstmord aufzufassen sein; vgl. Vergil, Aeneis 4, 625: exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor. Der Selbstmord ist aber hier nur eine andere Form des Mordes, den die Frau tückischer Weise an dem ausgeübt hat, der sie in sein Herz aufnahm. Die Blutrache, für welche das Fehderecht noch im 12. und 13. Jahrhundert galt (R. Schröder, D. Rechtsgesch.[3] 744, vgl. mein Buch über Hartmann von Aue S. 279 f.), wird von dem Sohne vollzogen, indem er seinerseits ihr Herz zerbrechen wird (15 l. mit Gottschau: *daz er wunder an ir begê*).

125, 19: Auch zu 21 f. mag man Ulrich von Singenberg vergleichen bei Bartsch, Liederd.[3] 134, 187. — Zu 26 ff. vgl. Tristan 17385 ff. — 24 f. beruht auf der Vorstellung, dass im Herzen der Mittelpunkt aller Seelenkräfte liegt, vgl. mein Buch über Hartmann von Aue S. 469 ff. und Vinc. von Beauvais, Spec. Natur. lib. 28, cap. 59—61. — 34 ff. dieselbe Theorie über das Hören und seine Wirkung findet sich bei Vinc. Bellov., Spec. Natur. lib. 28, cap. 51. Ueber die Thränen der Freude und ihr Entstehen handelt sehr schön Ambrosius in der Rede auf den Tod seines Bruders Satyrus. — 126, 5 ff. vgl. 135, 20. 136, 15. 138, 35. 141, 34. 147, 17.

126, 8. Es ist keineswegs so gleichgiltig, wie Lemcke S. 24 meint, ob der Dat. Sing. *von der elbe* oder Plur. *von den elben* mit *wirt entsên* sich verbindet. Denn der Sing. setzt ein einzelnes persönliches Einwirken der Elbin voraus, einen besonderen Fall, der Plur. bezieht sich auf die Zauberwirkung des Elfenblickes überhaupt, einen allgemeinen Glauben. Zu *manic man* sowie zu der Lage des Dichters passt der Plur. viel besser. Es wäre unfein, wenn er den berückenden Blick seiner Geliebten dem einer Elfe auf viele Männer gleichstellen und dann sich als den Bezauberten nennen wollte. *entsehen* ist überdies an allen mir bekannten Stellen (mit Ausnahme des Malagis der Pfälzer Hs.) allgemein gebraucht, nicht von dem Einflusse einer einzelnen Person. — 10 darf man vielleicht aus dem *vrúnt* A (das Lemcke einsetzen will) und *liep* BCC[a] auf ein vorausliegendes Drittes, etwa *trûte*, schliessen. — 12 f. nicht die beiden ‚letzten‘ (wie MSF. 283 irrig gedruckt ist), sondern die beiden ersten Zeilen des Abgesanges hat Bartsch in eine Zeile zusammengefasst. — Wie aus Haltaus 1952 f. sich ergibt, ist *unstate* ein Ausdruck der Rechtssprache (vgl. auch *unstathaft*), und *z'unstaten stên* heisst: Ungelegenheiten durch Besitzstörung u. s. w. bereiten. Daher wird auch schon *vêhen* 11 in solchem Sinne genommen werden müssen: Fehde ansagen, befehden. Vielleicht darf man deshalb auch 12 bei dem *und* von A bleiben, das die Wendung verallgemeinert. Noch sei auf *aber* 11 hingewiesen, das ich mit ‚weiter, ferner, überdies‘ wiedergebe. Demnach ist *entsehen* der erste feindselige Act, der in *vêhen* beschlossen liegt, darauf folgt Anstiften von Schaden und darnach strafende Rache. Der feindselige Zauber vollendet sich, wenn der Dichter *vor liebe* ‚zerschmilzt‘, wie bei den bösen Künsten mittelst durchstochener Wachsbilder, die nicht bloss das Alterthum (z. B. Ovid des Oefteren), sondern auch das Mittelalter sehr wohl kannte (vgl. Bartsch, Albr. von Halberstadt, Einl. S. LIII. Lassberg, Lieders. 1, 34 und A. Ritter, Altschwäb. Liebesbriefe 45. 51). Die irrige Auffassung dieser Verse ist dadurch entstanden, dass man die Bezauberung durch *entsehen* gemäss der modernen Abschwächung in der Liebessprache als etwas Gutes, Reizvolles betrachtete; dem Mittelalter galt das jedoch nur als Böses, wie man aus Myth.[4] 381 f. Nachtr. 132 entnehmen kann. — 15 ist im Hinblick auf 35 nach A

zu gestalten, wie schon Bartsch gethan hat. — Nicht, wie MSF. in den Lesarten zu 126, 18 angegeben steht, lesen CC[a] *si mir*, sondern *ich ir*, wie MS. 1, 51[a] und jetzt Pfaff's Abdruck der Heidelberger Liederhandschrift zeigen. — Für die Beurtheilung der schwierigen Stelle 18 ff. scheint es mir zunächst nicht unwichtig, dass *muost* von A besser und älter ist als *solt;* desgleichen verweist *noch sô* in C statt *alsô* in A auf eine Zukunft (in der Auslegung des Schreibers), indess hier nur von der Gegenwart geredet wird. Wie Gottschau und Lemcke bereits hervorhoben, entsteht der richtige Gegensatz zu 23 nur durch die Lesart von A. Wenn aber Lemcke S. 24 meint, Haupt habe bei seiner Vertheidigung (Zeitschr. f. d. Alterth. 11, 592 f.) von Lachmann's (wohl auch durch 130, 18 beeinflusster) Textgestaltung wider Pfeiffer (Germania 3, 490 f.) ,keine Gründe' vorgebracht, so irrt er: Haupt meinte, es sei leichter die Fassung A aus der feineren Lesart von C zu erklären als umgekehrt. Das ist ein Grund, und zwar ein ganz plausibler, der für mich nur deswegen nicht durchschlägt, weil ich die Lesart von C hier nicht für die feinere halte, sondern für die gewöhnlichere (vgl. Steinhöwel in Steinhausen's Deutschen Privatbriefen des Mittelalters 1, 121 f.), die mir überdies durch die Analogie von 130, 18 bestimmt scheint. Vor Allem wäre mir in der Fassung C der Ausdruck *mit triuwen* 19 nicht verständlich: es hiesse dort nur ,treulich' und passte nicht. Burdach hat (Reinmar und Walther S. 51) sehr wohl gesehen, dass hier die Schwierigkeit steckt, seine Lösung ist mir aber zu künstlich. Ich fasse, gemäss dem Charakter der ersten Strophe, *mit triuwen* als einen Terminus der Rechtssprache = ,unter eidlicher Treuverpflichtung', wie sie dann bestünde (Haltaus 1804), wenn der Dichter mit A der Dame *gewaltic* wäre, das heisst (Haltaus 698 f.) über sie die rechtliche Obergewalt, das Verfügungsrecht besässe. *mit triuwen und mit eiden* sagt Konrad von Würzburg, Otte 433, wo Hahn in der Anm. falsch überträgt ,zufolge der treuen Gesinnungen', richtig Lambel: ,das eidliche Versprechen'. Vgl. *fidem facere* Du Cange 3, 490; *fidelitas* 487 ff. *fides facta* ist ein rechtsförmliches Versprechen, vgl. Brunner, D. Rechtsgesch. 2, 520 ff., und die Verpflichtungsart dauert im deutschen Recht bis ins 13. Jahrhundert, vgl. R. Schröder, D. Rechtsgesch.[3] 716. — Unter diesen Umständen

verstehen sich die *ganzer tage drî und eteslîche naht* 20f. als eine Rechtsfrist, vgl. Grimm, Rechtsalterth.[3] 210: *per triduum placitum suum custodire* Marculf. 1, 37. Drei Tage (auch drei Nächte) behält man einen Gast. In der dort angeführten Stelle bei Gregor von Tours 7, 23 ist es das placitum des Königs Childebert, zu dem Injuriosus erscheint, und da er *per triduum usque ad occasum solis* (also: drei ganze Tage) *observavit*, ohne dass ihn Jemand anklagt, kehrt er heim. Beim Königsgericht, beim placitum generale (Brunner 2, 131. 222ff.) und den später entsprechenden Einrichtungen gilt die dreitägige Frist. — Nur dann, wenn 18 mit A gelesen wird, hat 22 guten Sinn: ‚wäre ich ihr Herr und sie durch förmliches Treuversprechen während dreier ganzer Tage (und etlicher Nächte) mir verpflichtet, dann würde ich nicht mein Leben und die Kraft meines Körpers (*maht* 22) durch ihren Zauber verlieren, d. h. dann wäre ich vor der vollen Wirkung ihres Zaubers gesichert, wie 15 sie ausspricht.' Darum möchte ich nach 21 nicht Rufzeichen, sondern Komma setzen. Der letzte Vers nimmt die ganze Voraussetzung zurück: in Wahrheit habe ich gar nichts über sie zu befehlen. — 23 l. *ja* mit A. — 25 *zunder*, übertragen gebraucht Genes. 27, 8: invidiae et odii fomitem ministrare, von den neidischen Brüdern gegen Joseph. Der dürre Zunder steht bei Vergil, Aen. 1, 178: silici scintillam excudit Achates suscepitque ignem foliis, atque arida circum nutrimenta dedit, rapuitque in fomite flammam. Lucan 8, 776: excitat invalidas admoto fomite flammas. Vom Liebesfeuer hauptsächlich bei Ovid an ungezählten Stellen, deren nur eine hier genannt sein soll, Metam. 3, 370, wo es von der Nymphe Echo heisst (eine Erzählung, die Morungen sicher gekannt hat): ergo ubi Narcissum per devia rura vagantem vidit et incaluit, sequitur vestigia furtim: quoque magis sequitur, flamma propiore calescit, non aliter, quam cum summis circumlita taedis admotas rapiunt vivacia sulphura flammas. — Das *isca*, das Graff, Ahd. Sprachsch. 5, 688 ein paarmal für *zuntara* anführt, ist *esca* Du Cange 3, 293. — 24ff.: blickt sie mich an, so entzündet das meine Sinne, entflammt mein Herz; kehrt sie sich von mir ab, so schwächt das und erstickt das meinen Geist. Dreimal 26. 28. 30 steht *und* an erster Stelle in der Hebung und bezeichnet deutlich, wie leidenschaftlich ein Satzglied zum anderen hinübergezogen

wird. — 27 vgl. Ovid, Heroid. 16, 189: dum novus est, potius coepto pugnemus amori! flamma recens parva sparsa resedit aqua. — 29 bleibe ich mit *werdekeit* bei A, aber auch 31, wo ich zu schreiben vorschlage: *birt mir übel — oder lîhte guot?* Das *wirt* in A scheint mir aus *birt* verhört und dadurch eine Pointe zerstört (*oder* hat A), die ganz in der Art des Morungers liegt, der mehrmals am Schlusse aus der anscheinend hoffnungslosen mit einem Wort in die hoffnungsvolle Stimmung umspringt. — 32 ff. setzen die vorangehende Strophe fort, denn dass die Augen der Dame *sich verkêrent*, ihre gewöhnliche Weise ändern, das besteht eben darin, dass sie den Sänger einmal genau und scharf ansehen und ihm durchs Herz blicken. — 34 *gêt* A könnte doch bleiben: wer dazwischen tritt! Das Motiv hat der Dichter sehr bevorzugt, ausser 134, 4 vgl. 135, 20. 136, 13. 142, 13. Es kann eben nur die Strophenfolge in A berechtigt sein. — Die Dissertation von Fritz Grimme über Kristan von Lupin (Münster 1885, vgl. Gottschau, Beitr. 7, 403 f. von 1880) zeigt, wie ich glaube, mit Sicherheit durch die S. 29—32 zusammengebrachten Stellen, dass der von Lupin das Vorbild Heinrichs von Morungen nachzuahmen bemüht war. 3, 15 ff. bei Grimme (S. 22) gehen nun sichtlich auf 126, 18 und 13 zurück: *ich wolde ir gevangen sîn gerne unverdrozzen, sô daz si mich dort solde in ir blanken armen hân geslozzen; nie mêr kund ich mîn leit gerechen an der trûten baz* (dadurch gewinnt auch *ze trûte* 10 bei A eine Stütze). Aber mit Recht meint Lemcke S. 25, dass daraus doch nur auf die bereits verderbte (zersungene) Fassung des Liedes geschlossen werden dürfte, die dem späten Thüringer Lupin zugänglich war.

127, 1. Die ganze erste Strophe ist wohl verständlich als ein ziemlich verwegenes Spiel mit der kirchlichen Vorstellung von Mariä Empfängniss. Schon *mîne lieben frouwen* 3 weist, in Erinnerung an Unsere Liebe Frau, deutlich auf den Doppelsinn, der zwischen Maria und der Herrin des Sängers schwankt: in meinem Herzen fände man sie, wenn man diesen Schrein zerbräche (vgl. Germania 34, 369. 35, 413; anders MSF. 137, 23, vgl. QF. 4, 116); ohne Thür ist sie durch meine Augen gewandelt und hat diese nicht verletzt. 141, 21. 144, 24 verwendet Morungen dasselbe Bild (Burdach S. 49) aus der geistlichen Literatur (vgl. Salzer, Sinnbilder S. 71 ff. Diez, Leben und

Werke d. Troub. 134) für die Einwirkung seiner Herrin auf ihn. Durch zwei Ausdrücke *ganz* und *sunder tür* wird der Eindruck der Unverletztheit verstärkt, der für die Zweideutigkeit des Spieles hier nothwendig ist. Endlich stellt sich 10f. der Dichter gar mit Maria auf eine Linie: ach, wäre ich doch von ihrer reinen Minne so mit herrlicher Ehre befruchtet worden! Man muss bedenken, dass *minne* = *charitas* auch die kirchliche Bezeichnung für den heil. Geist ist, welche Beziehung durch das Adj. *reine* befestigt wird; auch *werdecliche* erklärt sich daraus, wie ebenso *ich bin empfangen* nur unter dieser Voraussetzung zu verstehen ist. Die ganze Ausdrucksweise des Dichters scheint hier von einer so frevelhaften Kühnheit, wie sie nur die allerneuesten unserer Zeitgenossen erreicht haben, wofern man nicht für jenen eine viel grössere Naivetät des Glaubens annehmen müsste, dem durch ein solches Wagstück sein religiöses Empfinden doch nicht gestört wurde. Immerhin hat im älteren Minnesang Niemand sonst meines Wissens sich so weit vorgewagt. Durch den Appell an die Verschwiegenheit der Hörer 1f. deutet der Dichter an, dass er selbst sich seiner Kühnheit bewusst war. Ich will nicht verschweigen, dass die antike Poesie die Begeisterung des Dichters in ein ähnliches Bild kleidet, vgl. Ovid, Ars amat. 3, 549 f.: est deus in nobis, et sunt commercia caeli: sedibus aetheriis spiritus ille venit. Amores 3, 7, 47. — 12ff. Die Vorstellung, welche hier zu Grunde liegt, berührt sich nicht allein mit der durch deutsche Beispiele belegten, dass man umsonst in den Wald ruft, sondern noch mehr mit der antiken Fabel von der Nymphe Echo, welche Ovid, Metam. 3, 356—399 bearbeitet, und zwar als einen Theil der Geschichte des Narcissus, die Morungen 145, 22ff. (vgl. oben zu 126, 25; Haupt in MSF. 287. 289) doch wohl kannte. Man muss bedenken, dass Hall und Wiederhall hier wie bei Narcissus und Echo mit der Wechselrede eines Liebespaares in Uebereinstimmung gebracht werden; nur ist das Verhältniss hier umgedreht: der Sänger wirbt (= Echo) und die Herrin weigert sich (= Narcissus). — Lemcke hat S. 31ff. unternommen (dabei von Schütze S. 36 theilweise unterstützt), die Lücke in A, wo der Abgesang der zweiten und der Aufgesang der dritten Strophe fehlen, zu rechtfertigen und die Fassung in A zu erklären. Er hat dabei

auch Zustimmung gefunden: Singer im Archiv f. d. Stud. d. neuer. Spr. 101, 161. Ich bin damit nicht einverstanden: erstens, weil die vollständige Ueberlieferung in C sehr guten Sinn und Zusammenhang ergibt; zweitens, weil die A fehlenden elf Verse Gedanken enthalten, die auch sonst bei Morungen vorkommen; drittens, weil diese dem Schreiber von C, dessen dichterisches Vermögen (in der Partie, welche ältere Minnesänger enthält) wir ganz genau kennen, durchaus nicht zuzutrauen sind. Es ist dabei nöthig, einen Blick auf das ganze Gedicht zu werfen. In der ersten Strophe bekennt unter einem verwegenen Gleichniss der Dichter seine Leidenschaft. In der zweiten hofft er von diesem Bekenntniss, in Verbindung mit vielen anderen vor die Frau gebrachten Klagen, endlich Erwiderung. Vorläufig findet er sie nicht, denn entweder schläft die Herrin bis jetzt, oder sie hat überhaupt nicht antworten wollen. Eine Inconcinnität vermag ich nicht mit Lemcke S. 32 in der Verbindung *geslâfen oder geswigen* wahrzunehmen. Das *swîgen* erklärt sich aus dem voraufgehenden Vergleich: anders als Echo dem Narcissus, vielmehr ebenso wie der taube Wald dem Rufenden, antwortet die Herrin nicht. Und doch ist ihr seine Klage (3. Strophe) so oft ans Ohr geklungen, dass ein Papagei oder Staar die Antwort *minne* (davon war immer die Rede gewesen) hätten lernen müssen. So lange hat er ihr gedient, dass sie doch seine Vorträge hätte im Gedächtniss behalten sollen. Das geschieht aber nicht, wofern Gott nicht ein Wunder mit ihr vollbringt. (Ich trage zu 21f. nach, dass auch Ovid über das angebliche Schlafen und das wirkliche Schweigen seiner Geliebten sich mehrmals ausführlich beschwert: Amores 19. Elegie des 1., 11. des 3. Buches; Ars amat. 2, 521ff.) — Ferner: V. 15—20 variieren doch, obwohl Lemcke das nicht glaubt, den vorhergehenden Gedanken. Denn im Gegensatze zu dem tauben Walde, der doch bisweilen antwortet, erwidert die Frau den mannigfachen Klagen des Sängers gar nicht, just als ob sie nicht verstünde, dass sie von ihm ausgehen und auf sie sich beziehen. Und doch ist es *sein* Kummer, den er durch Andere ihr vortragen lässt. Diese Bedeutung von 18—20 hat schon Burdach S. 46 richtig erkannt. Es kommt dazu, dass 131, 28 —30 dasselbe voraussetzen, nämlich dass Morungen seine Lieder oftmals durch Andere der Herrin vorsingen lässt. — Damit

folgte Heinrich von Morungen einer Gepflogenheit, die von den provenzalischen Minnesängern, denen er oftmals seine Vorbilder entnahm, vielfach geübt wurde. Ich stelle hier kurzerhand die historischen Fälle zusammen, welche Diez (im Allgemeinen bezeugt er die Sache: Poesie der Troub.[2] S. 33 f. 37 f. 43 ff. 132. 163) gelegentlich in seinem Buche ‚Leben und Werke der Troubadours‘ erwähnt: (S. 110) Guiraut von Borneil besucht den ganzen Sommer die Höfe und führt zwei Sänger mit sich, die seine Lieder vortragen; daraus zieht er ansehnlichen Gewinn (S. 114). Bertran de Born's Spielmann und Sänger heisst Papiol (154. 172. 192). Ein Spielmann Messonget verlangt von Uc von Saint-Cyr ein Lied statt eines anderen Geschenkes und erhält es (340). Bernardon heisst der Spielmann des Troubadours Gui von Cavaillon (445). Raimon von Miraval hat einen armen Spielmann, Namens Bayona, dem er Lieder statt Almosen spendet (Poesie[2] 38). — Der Bezug von 127, 23 ff. auf 132, 7 ff. liegt offen. Darum kann Lemcke seine Ansicht von der Unechtheit der Verse hier nur retten, indem er auch das ganz originelle Citat verwirft (S. 40 ff.), ein fatales Hilfsmittel, das dadurch nicht beweiskräftiger wird, dass Lemcke hier Schütze aufruft (S. 41), dessen Geltung er sonst nicht hoch anschlägt. — 23 *star* und *sitich* zusammen kommen nur beim Morunger vor, vgl. Werner, Anz. f. d. Alterth. 7, 143 Anm.; den *sitich* allein kennt auch Kristan von Hamle (Bartsch, Liederd.[3] 137, 35). Die unmittelbar aus der Antike bis zum 13. Jahrhundert überlieferte Naturkenntniss (z. B. Isidor, Rabanus Maurus, Hugo von Folieto, S. Hildegard) weiss als sprechende Vögel nur den Papagei = psittacus und hauptsächlich die Elster (pica). Vom Staar ist ihr nur bekannt, dass er schaarenweise lebt und im Winter nach Süden zieht. Selbst Konrad von Megenberg sagt noch nichts Anderes. Erst das Speculum Naturale des Vincenz von Beauvais nimmt lib. 16, cap. 140 unter *sturnus* die Notiz des Plinius (Hist. Nat. 10, 42, 59, vgl. 10, 24, 35. 18, 17, 45) auf: est autem et sturnus ex avibus loquentibus, unde et caesares juvenes habebant sturdum loquentem (er nennt dabei noch luscinias Graeco atque Latino sermone dociles). Entweder hat, was wohl das Wahrscheinlichste ist, der deutsche Dichter aus eigener Kenntniss den Staar hinzugefügt oder aus seiner Schullectüre sich an Statius, Silv. 2, 4, 18 erinnert: auditasque

memor penitus demittere voces sturnus. Daher war ihm vielleicht auch die 6. Elegie des 2. Buches von Ovid's Amores bekannt, die dem verstorbenen Papagei der Corinna geweiht ist und die Kunst des seltenen Vogels preist 18: quid vox mutandis ingeniosa sonis juvat —? 37: occidit illa loquax humanae vocis imago, psittacus extremo munus ab orbe datum; 61 (Grabschrift): colligor ex ipso dominae placuisse sepulchro. ora fuere mihi plus ‚ave!' docta loqui. — Vielleicht ist es nicht bloss ein wunderliches Spiel des Zufalls, dass hier in CC[a] das Gedicht von der Nachtigall folgt, die bei Ovid zur Klage über den todten Sittich aufgerufen wurde. — Ich komme noch für einen Augenblick auf Lemcke's Athetese von 18—28 zurück. Wie soll dabei das tertium comparationis gewonnen werden für das Gleichniss 32f.? Der Vordersatz dazu wäre nach Lemcke: *wil si die klage bekennen*, will sie die Bedrängniss oder die Klage darüber als meine erkennen. Der Baum 30ff., der sich auf das Gebot hin ohne Werkzeug herabbeugt, braucht aber nicht zu unterscheiden, sondern bloss zu hören, wie Sittich und Staar und wie 27f. die Herrin, welche nach Art dieser Vögel an die gesprochenen Worte sich erinnern und sie behalten soll. — Das Wunder 32f. hat Singer a. a. O. richtig auf das bezogen, welches von dem Kinde Jesus an dem Feigenbaume (Palme!) vollbracht wird, der sich zu Maria niederbeugen muss. Die Erzählung steht im 20. cap. des Evangelium Pseudo-Matthaei (v. Tischendorf, Evangelia apocrypha[2] S. 87f. Schade, Liber de infantia S. 38f.) und lautet: cumque resedisset Maria, respiciens ad comam palmae vidit eam plenam pomis, et dixit ad Joseph: desidero, si fieri posset, ut ex istis fructibus hujus palmae perciperem. et ait ad eam Joseph: miror te dicere hoc, cum videas quantae sit altitudinis palma ista, et quod tu de palmae fructibus cogitas edere. — tunc infantulus Jesus laeto vultu in sinu matris suae residens ait ad palmam: flectere, arbor (vgl. den Hymnus des Venantius Fortunatus: Flecte ramos, arbor alta —.), et de fructibus tuis refice matrem meam. et confestim ad hanc vocem inclinavit palma cacumen suum usque ad plantas Mariae, et collegerunt ex ea fructus, quibus omnes refecti sunt. — 33 *sunder wâfen* übersetzt Pfaff mit ‚Zurüstung, Werkzeug' (auch die Wörterbücher nicht gut), das Richtige hat schon Haupt, Zeitschr. f. d.

Alterth. 11, 593: ,ohne Axt fällen', denn in dem Vorhandensein von Schneide und Stiel liegt das Uebereinstimmende, das gestattete, *wâfen* auch als Werkzeug aufzufassen.

127, 34 f.: *ez ist site der nahtegal, swan si ir liet volendet, sô geswîget sie.* Die Stelle ist bereits vielfach erörtert und mit Besserungen bedacht worden. Dass sie so nicht lauten kann, wie die schlechten Handschriften CC[a] sie darbieten, ist klar: das gibt eine läppische Tautologie, die Morungen nicht zuzutrauen ist. Man hat das Wort *liet* in verschiedener Weise emendiert: Bartsch schrieb *leit* (er hielt das für Lesart der Ueberlieferung); Hildebrand (Zeitschr. f. d. Philol. 2, 257) schlug im Zusammenhange mit Betrachtungen über das Sprachgefühl *liep* vor; E. Schröder wies das Unrichtige beider Vermuthungen nach (Zeitschr. f. d. Alterth. 33, 105) und beantragte *zît.* Ich muss zunächst bemerken, dass ich *ir liet* (Plural) durchaus nicht für anstössig halte wie E. Schröder, der es (a. a. S. 104 f.) als modernen Ausdruck verwirft. Abgesehen von anderen mehr oder weniger brauchbaren Parallelen finde ich, dass ein Dichter, der 133, 1 (im Hinblick auf den Lieblingsvogel der Dame) von sich sagen konnte: *für die nahtegale wolte ich hôhe singen dan,* der Nachtigall auch ein ,Lied' zumuthen mochte. Die verschiedenen Ausdrücke, welche die lateinische Literatur, antik und mittelalterlich, für die Melodien der besten Sänger unter den Vögeln gebraucht, lassen ein deutsches *liet* durchaus als möglich erscheinen. Wunderlich ist nun und ein rechtes Zeichen der Verachtung, die heute noch in den Kreisen der deutschen Philologie die Beschäftigung mit den *Sachen* geniesst, dass bisher sich gar Niemand darum bekümmert hat, was man im Mittelalter für *site der nahtegal* gehalten habe. ,Gar Niemand' ist zu viel, wie ich nachträglich sehe, denn O. v. Zingerle hat Anz. f. d. Alterth. 6, 150 (1880) in einer Recension der zweiten Auflage von Bartsch's Liederdichtern schon auf einige Stellen aufmerksam gemacht (besonders auf Botenlouben: *diu sitzet tôt ob vröuden sanc*), dass eine bestimmte Ansicht in diesem Betrachte vorhanden war. Die ältere Ueberlieferung naturwissenschaftlicher Handbücher des Mittelalters (vgl. dazu Pseudo-Ovid, De philomela bei Riese, Anthol. lat. II. nr. 762) ist nun in der That über diesen Punkt recht unergiebig. Erst im Speculum Naturale des Vincentius Bellovacensis findet sich lib. 16,

cap. 74 (de philomena, vgl. cap. 102: de luscinia) folgende Notiz: statim autem, ut coire coeperit, vocis amoenitatem perdit et (ut ait Plinius) alia vox fit, mutatur et color. ab exitu namque verni temporis aucto aestu in totum alia vox fit. — Das steht bei Plinius, Hist. Natur. lib. 10, cap. 29, die ich nach Feyerabend's in Frankfurt Druck der Ausgabe des Dalechampius 1599 citiere. Damit lässt sich nun freilich sehr wenig anfangen, denn wenn es auch zur Noth gelänge, diese Angabe mit einer der vorliegenden Emendationen in Einklang zu bringen, so fehlt doch das Entscheidende: die Nachtigall schweigt hier nicht, sie ändert nur den Charakter ihres Gesanges. Auf das Richtige führt uns eine andere Notiz, die gleichfalls bei Vincentius (in beiden Capiteln) wiederum aus der Pliniusstelle aufgenommen ist: in initio quoque veris adeo suae vocis amoenitate delectatur, ut rarissime comedat, et hoc cum summa festinatione. itaque certant inter se tam pertinaciter, ut victa saepe vitam finiat, prius deficiente spiritu quam cantu, unde dicitur a filos, quod est amor, et mene, quod est defectus, quasi amore deficiens. Diese Mittheilung ist offenbar auch zu Morungen's Zeit wohl bekannt gewesen, nur hat man bei ihrer weiteren Verbreitung die entferntere Ursache des Todes, nämlich den Wettstreit unter den werbenden Männchen vor der Brutzeit, fortgelassen. Dafür zeugt Konrad von Megenberg, der im Buch der Natur (Pfeiffer 221, 4—10) einfach sagt: *si singt gar ämsicleich und gar frävenleich über ir kraft alsô grœzleich, daz si sô krank wirt, daz si sterben muoz, und welt ê den tôt, ê daz si von irm gesang lâz. dar umb haizt si ze kriechischer sprâch phylomena, daz ist sô vil gesprochen sam ein liepswinderinne, wan si swindet und nimbt ab von rehter lieb irs gesanges unz in den tôt.* Darnach ist es nun nicht schwer, zu sehen, dass nicht in *liet* der Schaden des überlieferten Verses steckt, sondern in dem Verbum des zweiten Kolons. Unter den möglichen Vorschlägen, die statt *geswîget* zu machen sind (z. B. *gestirbet, geswindet* u. s. w.), bevorzuge ich *geswînet,* weil das die Aenderung in C am ehesten erklärt und zugleich der handschriftlichen Fassung am nächsten steht. — Ich will mich von dieser Stelle nicht trennen, ohne noch auf eine andere Nachwirkung des Plinius aufmerksam zu machen. Burdach hat in dem bekannten ersten Anhange seines Buches ‚Reinmar

und Walther' über die musikalische Bildung der deutschen Dichter im 13. Jahrhundert gehandelt und dabei 179 f. zwei Stellen in Gottfrieds Tristan 4799 ff. und 17358 ff. schön erläutert. In beiden wird zunächst der Gesang der Nachtigall betrachtet. Ich führe sie hier vor und nehme noch eine dritte hinzu, die Lobpreisung der Nachtigall von Hagenau. Sie lauten (nach Golther's Ausgabe) 4772: *nu sprechen umbe die nahtegalen, die sint ir dinges wol bereit und kunnen alle ir senede leit sô wol besingen unde besagen; welhiu sol ir baniere tragen, sît diu von Hagenouwe, ir aller leitevrouwe der werlde alsus geswichen ist,* diu aller dœne houbetlist versigelt in ir zungen truoc? *von der denk' ich vil unde genuoc (ich meine ab von ir dœnen, den süezen, den schœnen), wâ si der sô vil nœme, wannen ir daz wunder kœme sô maniger* wandelunge. *ich wœne,* Orphêes zunge, diu alle dœne kunde, diu dœnete ûz ir munde. — *wer leitet nû die lieben schar?* — *ir meisterinne kan ez wol, diu von der Vogelweide.* (4800) hei, wie diu über heide mit hôher stimme schellet! waz wunders si stellet! wie spæhe s' organieret! wie si ir sanc wandelieret! — 17358: *galander unde nahtegal* die begunden organieren, ir gesinde salûieren —. *diu wilden waltvogelîn hiezen si willekomen sîn vil suoze in ir latîne.* — (17371) *si sungen von dem rîse in wunnebernder wîse* in maneger anderunge: *dâ was manc süeziu zunge, diu dâ schantoit und discantoit ir schanzûn' und ir refloit den gelieben z'einer wunne.* Dazu halte man nun die Beschreibung des Gesanges der Nachtigallen, wie sie Plinius 10, 29 darbietet (in Vincentius übergegangen), und man wird, wie ich, denken müssen, in irgend einer Weise (durch Schulunterricht, eine Chrestomathie, durch schriftliche oder mündliche Zwischenglieder) sei die Kenntniss davon an den gelehrten Gottfried von Strassburg vermittelt worden: lusciniis diebus ac noctibus continuis XV garrulus sine intermissu cantus, densante se frondium germine, *non in novissimum digna miratu ave.* primum tanta vox tam parvo in corpusculo, tam pertinax spiritus. deinde in una *perfecta musicae scientia modulatione editur sonus: et nunc continuo spiritu trahitur in longum, nunc variatur inflexo, nunc distinguitur conciso, copulatur in torto: promittitur revocato, infuscatur ex inopinato:* interdum et secum ipse murmurat: plenus, *gravis, acutus,* creber, extentus, ubi visum

est, vibrans, *summus, medius, imus. breviterque omnia tam parvulis in faucibus*, quae tot exquisitis tibiarum tormentis ars hominum excogitavit: ut non sit dubium hanc suavitatem praemonstratam efficaci auspicio, cum in ore Stesichori (dafür der bekannte Orpheus) cecinit infantis. ac ne quis dubitet artis esse, plures singulis sunt cantus, nec iidem omnibus, sed sui cuique. — visum jam saepe, *jussas canere coepisse et cum symphonia alternasse.*

Wenn nun 127, 36 neben der Nachtigall die Schwalbe genannt wird, so ist das schwerlich durch deren Gesang zuwege gebracht, sondern wahrscheinlich durch Ovid's Erzählung angeregt (vgl. auch Bartsch, Albr. von Halberstadt S. LXXXI f.) Metam. 6, 412—674, die von Prokne und Philomela berichtet, beiden Töchtern des Königs Pandion von Athen: Prokne wird des Thrakerkönigs Tereus Gemahlin, der aber Philomela schändet, worauf er zum Wiedehopf wird, Prokne zur Schwalbe, Philomela zur Nachtigall. Ovid gedenkt der Sache öfters, z. B. Amores 2, 6, 7. 14, 33. Rem. Am. 61. Für den Gedanken des Dichters ist 36 *dur daz* der Wendepunkt: ich lebte fort, wenn ich aufhörte zu singen (128, 13); so folge ich lieber der Schwalbe. Diese gilt der kirchlichen Ueberlieferung des Mittelalters als ein Bild des Fleisses, nicht blos im Bauen, sondern auch im Gesange, vgl. Ambrosius im Hexaëmeron lib. 5, cap. 17; Rabanus Maurus, De Universo (Migne 111, 252 A); Hugo von Folieto, De bestiis, lib. 1, cap. 41 (Migne 177, 42 f.); Speculum Naturale des Vinc. Bellov. lib. 16, cap. 97—99 (avide clamat — et de nocte). — 128, 24 (B: *überwinde*, C: *verklage*) l. *ich verwindes niemer mê* vgl. Neidhart 53, 35 und Haupt, Zeitschr. f. d. Alterth. 13, 178. *klage* stand eben erst 18. — Die letzte Strophe spielt mit dem Ausdruck *mit triuwen*. Schon 36 bezeichnet *getriuwen man* den Dienstmann; 38 treulich; 40 mit Treueid; 129, 2: von dem treuen Lehensdienste hatte ich niemals einen Vortheil, daher *gediene ich* 129, 4.

129, 5. Der Satz 7 f. entspricht ganz der Vorstellung der katholischen Kirche: hätte ich von Gott während dieser Zeit mir Gnaden erstrebt, so könnten mir diese nach dem Tode nicht mehr ihre Hilfe versagen, d. h. sie müssten mich unterstützen, damit ich das ewige Leben gewönne. Das bedarf keiner Belege (vgl. allein Hebr. 4, 16). Nur für den Satz, dass

die Gnaden erbeten werden müssen, bringe ich ein paar Stellen bei: Augustinus, Epist. 91: nisi magnis precibus gratia in nos implorata descendat, nequaquam terrenae labis et mundani corporis vincere conamur errores. De corr. et gratia cap. 1: desiderare auxilium gratiae initium gratiae est. Gregor d. Gr. zu 1 Reg. cap. 2: ad sublimitatem divinae gratiae cito perveniunt, qui omnipotentem Deum, et bono opere, et ferventibus desideriis inquirere non desistunt. Die Anmerkungen zu MSF. vergleichen dazu bereits 136, 23 f. Dort geht der Dichter sehr viel weiter, er sagt: ‚hätte ich nur halb so viel um meine Herrin mich als um Gott bemüht, so nähme er mich als Lebenden in sein Reich auf.‘ Die lebendig zum Himmel gefahrenen Henoch, Elias, Maria (Martinus in der Vision des Severus) werden als ganz auserlesene Heilige oftmals in Lehre und Predigt erwähnt. Nicht so sehr an jener, wohl aber an unserer Stelle hier vermengt der Dichter Religion und Liebe und gestaltet seine Ausdrücke so, dass sie auf beide zugleich sich beziehen: *verzage* 9 ist als *despero* so doppelsinnig; 10 *unz an mîn ende* ist eine Wendung der kirchlichen Sprache (= *usque ad, in finem* in den Psalmen, in den Paulinischen Briefen 6 mal); *lop sagen, sprechen, singen* werden vornehmlich vom Preise Gottes gesagt, so insbesondere *lop und êre sagen* Walther 37, 1.

129, 14. Die Herrin befand sich mit der ritterlichen Gesellschaft in einem Saale (Raume), sie hat sich dann wegbegeben (29 f.) und ist in ein Fenster (mit der tiefen Nische, wie sie in mittelalterlichen Burgen sich findet) getreten, von wo sie hinausblickt (14 ff.). Der Dichter bleibt in seinem kleineren Kreise zurück, an den er sich zweimal (14. 25) mit Fragen wendet; auch der Auftrag 36 ff. ist dieser Umgebung zugedacht. Der Dichter will sterben 32; *Liebe* und *Leide*, personificiert wie 132, 19 ff., bringen ihn ins Grab. Da will er denn vorher noch die geliebte Herrin sehen als ein *viaticum* (= *ze trôste* 31). Darum soll man sie holen, und er sendet aus der Gesellschaft Jemand nach ihr, der bisher seine Besinnung behalten hat. Burdach meint S. 51: ‚vor ihrer Schönheit‘; das mag wohl sein, dann vermisse ich aber eine Andeutung darüber, dass der Dichter selbst der Herrin wegen seine Sinne eingebüsst hat. Vielleicht bezieht sich der Ausdruck nur

auf eine starke Erregung, die bei vorangegangenen Spielen oder Unterhaltungen der Gesellschaft sich bemächtigt hat. Das Gedicht trägt doch den, vielleicht ganz künstlich hervorgerufenen Charakter der Improvisation, und diese Angabe mag dazu gehören. — Vielleicht sind schon 17 ff.: ‚die Herrliche befreit mich von allen Sorgen‘, und 23 f.: ‚damals betrübten mich Sorgen, die gebe ich nunmehr auf‘ zweideutig zu nehmen und bereiten das Publicum auf den Tod des Dichters und seine vorhergehende letztwillige Verfügung vor. Diese besteht hauptsächlich darin, dass er seine Grabschrift festsetzt. Mit Recht hat Haupt S. 287 bemerkt, dass dieses Motiv eher an die Dichtung des klassischen Alterthums als an die Weise des Mittelalters erinnere, und dabei auf Ovid, Metam. 9, 563 verwiesen. Das sind die Verse, mit denen der Brief der Biblis an ihren Bruder Caunus schliesst, in dem sie ihre sündhafte Liebe gesteht: miserere fatentis amorem et non fassurae, nisi cogeret ultimus ardor, neve merere mes subscribi causa sepulchro. Obschon auch die *causa* sich hier 130, 5 ff. wieder findet, so scheint mir doch die von Haupt selbst in seinem Commentar der Metamorphosen angezogene andere Stelle bei Ovid, Heroid. 7, 195 f. = Fast. 3, 549 f., welche die selbstgefertigte Grabschrift der Dido enthält, noch mehr hierher zu passen: praebuit Aeneas et causam mortis et ensem, ipsa sua Dido concidit usa manu. Das Motiv findet sich übrigens bei Ovid noch mehrmals: die Grabschrift des Papageis habe ich schon oben zu 127, 23 angeführt; die zweite Heroide schliesst 145: inscribere meo causa invidiosa sepulchro: aut hoc, aut simili carmine notus eris: ‚Phyllida Demophoon leto dedit, hospes amantem: ille necis causam praebuit, ipsa manum‘; und die 14. (Hypermestra Lynceo) V. 128: sculptaque sint titulo nostra sepulchra brevi: ‚exul Hypermestra — pretium pietatis iniquum — quam mortem fratri depulit, ipsa tulit‘. Die Grabschriften der Dido und Phyllis sind dem Schlusse von Morungen's Gedicht deshalb am ähnlichsten, weil sie alle zur Strafe für den vergebens Geliebten aufgesetzt werden, der sich an der Begrabenen versündigt hat (zu 130, 5 ff. vgl. 125, 10 ff.). Noch bemerke ich, dass der altdeutsche Text der ‚Verwandlungen‘, den Bartsch und Albrecht von Halberstadt hergestellt haben, XXI, 190 ff. jene Byblisstelle nicht enthält, ebenso berichtet Veldeke, Eneide 2509—2519

zwar von einem Sarge, aber nichts davon, dass Aeneas Dido getödtet habe (Vergil gibt keine Grabschrift am Ende des 4. Buches). Morungen hat die deutsche Vorstellung (130, 2) eines horizontalen, flachen Steines, ohne Bildwerk (wohl in einer Kirche), der das Grab beschliesst und die Inschrift trägt. — Ueber die Auslegung der Verse 129, 29 f.: *diu mit ir krônen gie von hinnen abe* ist gestritten worden, vgl. Burdach S. 47. Die Mehrheit der Forscher scheint sich dafür entschieden zu haben, dass *krône* hier einen Reif bezeichne, den die Dame als Attribut ihres fürstlichen Standes trägt. Nothwendig ist das nicht: *mit ir krônen* kann ebenso gut einen Kranz als Preis bedeuten, den sie vielleicht bei der Unterhaltung aufsetzte (oder der ihr aufgesetzt wurde), welche die Ritter von Sinnen brachte. Möglich wäre es trotz aller Seltsamkeit auch, dass *krône* hier gemäss dem Sinne von *corona* in der klassischen und mittelalterlichen Latinität einen ‚coetus hominum circumstantium' bezeichnete. Freilich ist diese Bedeutung erst neuhochdeutsch belegbar, D. Wtb. 5, 2379; doch wäre einem mit klassischer Literatur vertrauten Manne der Ausdruck immerhin zuzutrauen, zumal er auch der Bibelsprache geläufig ist, 1 Reg. 23, 26: itaque Saul et viri ejus in modum coronae cingebant David et viros ejus, ut caperent eos; Eccli. 50, 13: et ipse stans juxta aram et circa illum corona fratrum.

130, 9: sie hat mir niemals Fehde angesagt und hat mich doch geschädigt und schädigt mich heute noch. Darüber kann ich nun nicht länger schweigen (ich muss es offenbaren vor Gericht), denn sie wird wahrscheinlich noch weiter (*endriu* 14?) Länder als eine Räuberin verwüsten. Das bringen ihre Vorzüge und namentlich ihre Schönheit zuwege, die viele Männer verletzen. Wer sie ansieht (vgl. 22), der wird ihr Gefangener und lebt fürder sorgenvoll. Auf diese Art (*in dien dingen* 20; nebenbei: weshalb werden diese alemannischen [Weinh. § 483 f.] *dien* = *den* dat. plur., die nur aus den Handschriften stammen, bei Dichtern aus anderen Mundarten nicht endlich abgeschafft?) *ward* ich ihr eigener Mann und Diener damals, da ich sie um der Lehenstreue und des Lehensgutes willen ansah (zu ihr aufsah). Da wandte sie sich in Güte an mich (trügerisch) und nahm mich dadurch, dass sie mich freundlich begrüsste und ebenso zu mir sprach, völlig gefangen. Darüber bin ich krank

an Freuden und schmerzlich wund im Herzen geworden. Ihre hellen Augen und ihr rosigrother Mund haben mich räuberisch geschädigt. — 21 die Aenderung von *was* zu *wart* verlangt der ganze Zusammenhang und Ablauf der Vorstellungen. — *mit minnen* 23 fasse ich als einen Ausdruck der Rechtssprache, vgl. Sachsensp. Lehenr. 2, § 3. 59, § 4. Deshalb scheint es mir auch unrichtig, wenn Paul (Beitr. 2, 549) *ir* aus C aufnimmt und vor *minnen* stellt; Edward Schröder stimmt ihm Zeitschr. f. d. Alterth. 33, 106 in einer Darlegung zu, der ich nicht folgen kann.

130, 31. Die Stelle 130, 31—36 könnte nach 133, 29—32 und 134, 26 f. als eine angesehen werden, auf die 122, 10—13 sich beziehen, wahrscheinlich ist das aber 133, 29. Denn — angenommen, dass ein Stückchen Realität sich hier in der Stimmung des Dichters spiegle — tritt eine Variante von der Art, wie dieses Gedicht im Gespräch sie bietet, erst ein, wenn keine rechte Hoffnung auf wahren Lohn mehr erblüht. — Gegen die Einsetzung von *nat* 131, 7 durch Bartsch ist zu bemerken: unverschobenes *t* kommt gemäss der von Bartsch angezogenen Stelle Weinh. § 197 allerdings in Thüringen vor, aber sehr lange nach Morungen's Zeit. — 131, 16 möchte ich das *seht* des ersten Refrains behalten. — 21 mit Bartsch wird *wal* aus B in den Reim zu setzen sein, aber auch *sô* vor *schône*, weil hier nach 131, 5. 13 Auftakt stehen soll; freilich nicht nach 130, 35, aber dieser Vers und der ihm folgende sind in B ganz mangelhaft überliefert, und es wird dort wohl zu schreiben sein: *daz mir in al der werlde niht.* — Aus dem Refrain *(seht, dô taget ez)* geht hervor, dass eine Art von Tagelied beabsichtigt war. Eine wirkliche Wechselrede findet aber doch nicht statt, denn es beziehen Mann und Frau selbst in den beiden parallelen Strophen 131, 9. 17 sich nicht auf einander. Und des Abschiedes gedenkt überhaupt nur die 2. Strophe 131, 1. Daher scheint es so wunderlich nicht, wenn die 1. Strophe 130, 31 in gar keinem Zusammenhange mit den folgenden steht, und es könnte leicht sein, dass Burdach S. 82 Recht hat, wenn er das Gedicht ein Duett nennt, dessen 1. und 3., 2. und 4. Strophe von je einer Stimme gesungen wurden (vgl. Michel 15 f. Gottschau 374 f. Schütze 80. Lemcke 76 f. Brachmann, Germania 31, 479 Anm. 70 ignoriert das Ver-

hältniss von 1 zu 2. Die Wiederholungen, auf welche Schütze S. 81 verworren und übertreibend aufmerksam macht, könnten gerade für ein Duett sehr passen, sie wären ja dann doch nur scheinbar).

131, 25. Die Beurtheilung dieses Liedes hat hauptsächlich unter dem Umstand zu leiden, dass die 3. und 4. Strophe nicht auch in A, sondern nur in BC überliefert sind. Besonders Lemcke hat sich in seiner ausführlichen Besprechung des Gedichtes S. 39—52 lebhaft bemüht, diese beiden Strophen als unecht zu erweisen. Ich kann ihm darin nicht beistimmen, denn die Voraussetzungen, deren es bedarf, um beide doch ganz originelle Stellen 127, 23 ff. und 132, 7 ff. als Arbeit eines Nachdichters zu erklären, sind mir zu gekünstelt. Ueberdies hat doch die Dame auch nach 132, 35 ff. wirklich einen sprechenden Vogel. Weiters finde ich, dass die beiden Strophen von BC sich ganz wohl auf das Thema des Gedichtes beziehen. Dieses beginnt mit der Versicherung, der Dichter wechsle fortwährend in den Stimmungen seiner Leidenschaft (Burdach S. 47 Anm.), welche er aber bisher nicht frei habe äussern dürfen. Wenn nur die aufgestellten Hüter (die er sich denkt wie Argus bei Io in Ovid's Metam. 1, 624—719) taub oder blind wären, sobald ich in ihre Gegenwart käme! Wären sie taub, dann könnte ich ihr mein Leid bisweilen durch Gesang verkünden (lassen). Wären sie blind, dann könnte ich ihr in vertrauter Zwiesprache (wie ein *friunt*, Verwandter) unendlich Vieles mittheilen. (30 bieten BC, beziehungsweise ihre gemeinsame Vorlage, *gelasse* = *gelæze*, ‚Benehmen, Gebahren‘; sie haben also den Satz bloss auf die Anwesenheit blinder Hüter bezogen.) Ein Leid schon wäre es: sie darf nicht Alle anlächeln, das muss mir allein vorbehalten bleiben (die Lesungen der Handschriften wären vielleicht abzuleiten aus einem älteren: *waz habe abe ieman dâ ze schoun* [Weinh. § 181] *an ir*), Niemand braucht sonst sie zu bewundern, für die ich leben muss und in der alle meine Freude beschlossen liegt. Ich hoffe, niemals so alt zu werden, dass ich mich nicht von Herzen freute, wenn ich sie erblickte. (Vielleicht spielt dabei die Vorstellung von einem Wunschding ein, dessen Anblick die Jugend sichert, Myth.[4] 727 f.). Dritte Strophe (ich schliesse mich dem Vorschlage Edward Schröder's an, Zeitschr. f. d. Alterth. 33,

106 f.): Die heimlichen Blicke, welche ich als Boten an sie senden muss, möge sie um Gottes willen als eine Anbetung von mir annehmen: ein Gruss an mich (und Niemand anders) möge es sein, wenn sie lächelt. Ich weiss nicht, wer da gesungen hat: ‚ein Papagei und ein Staar, Thiere ohne alle Vernunft, lernten vortrefflich das Wort „Minne" sprechen. Wohlan, Bote, sprich Du (wie ein Sittich oder Staar) dieses Wort (da ich doch nicht zu ihr gelangen kann) und sei dafür immer bedankt!' (Anders Lemcke S. 41 f.) — Vierte Strophe: Wollte sie nur (wenn mein Bote kommt) meine Gedanken statt einer Rede, meine Trauer statt einer Klage gelten lassen, so würde es den Hütern (vgl. 131, 27) an Stoff zu neuem (bösen) Geschwätz fehlen. Ach, dass doch Jemand überhaupt es für schicklich hält, schmerzvoll zu klagen, ohne dass sein Herz dabei ist (den Argumentationen von Paul, Gottschau und Lemcke über die Fassung des Abgesanges ist dadurch der Boden entzogen, dass C nach Pfaff's Abdruck *klageti* liest, nicht *klagen*, also mit B übereinstimmt); anderswo trauert einer (den wir kennen) und weint, obgleich er niemals Jemandem etwas davon sagt (merken lässt). Man sieht, ich lese 17 *alswâ* (die Bemerkungen Pfeiffer's über das Wort Germania 2, 486 f. gelten heute nicht mehr) *einer* —, 18 *und er sîn* —. Nicht die Hüter sind mehr unter dem Subject von 14 verstanden, sondern es beginnt eine Sentenz (vgl. 133, 21 ff.), wie übel das sei, dass man äusserlich trauriges Gebahren für ein Zeichen echter Trauer halte, indess der Dichter, der wahrhaft trauere, doch nichts davon sage (d. h., weil er nicht darf 11 f.). — Lemcke meint S. 46 ff., dass die 5. Strophe zwar an die 2., nicht aber an die 4. sich gut anschliesse. Das scheint mir nicht zutreffend, da doch das *trûren*, in welches 26 die Strophe ausläuft, das *trûren* des Dichters in 17 ist (vgl. 129, 33). Uebrigens bin ich damit ganz einverstanden, dass Lemcke S. 51 f. bei dieser letzten Strophe die Lesarten von A wieder in ihr Recht einsetzt. Nur bei 21 bleibt mir ein Bedenken: *liebe wone mir dicke in mînen sinnen* —; denn *wonen*, das dauernden Aufenthalt bezeichnet, und *dicke*, ‚häufig' passen nicht zu einander: Beides zugleich kann sich der Dichter nicht wünschen. Vielleicht kann *tiefe* statt *dicke* geschrieben werden. — Noch ist aufmerksam zu machen, dass dieses Gedicht, das schon durch Sittich und Staar

(vgl. oben zu 127, 23) an die antike Ueberlieferung anknüpft, auch sonst Motive behandelt, die aus jener Poesie stammen. So vor Allem die Eifersucht, die hier so ausgedrückt wird, wie ich nirgends sonst im deutschen Minnesange finde (vgl. Michel 155 ff. Wilmanns, Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide 169 f., dazu Anm. 22—24). Dass die Herrin (auch Ovid sagt *domina*) Niemandem zulächeln soll als dem Dichter, verbunden andererseits mit der Hute, begegnet mehrmals ausführlich bei Ovid, z. B. Ars amat. 1, 569 ff. 3, 510 ff. 617 ff. Amores 1, 4, 17 ff. 35—40. 2, 5, 13 ff. Heroiden 19, 143 ff. Dorther wird also auch die Anregung für diese Stellen hier stammen.

132, 27. Die Schreibung der drei Handschriften im ersten Verse ist mit der von Bartsch vorgenommenen Tilgung des zweiten *mîn* beizubehalten, also: *ist ir liep mîn leit und ungemach.* Denn auch die Ausführungen 29. 30 setzen diese Verknüpfung der Begriffe voraus und desgleichen 28: er muss doch eben *unvrô* sein, wenn er *frô* werden will. Lachmann wollte *mîn* doppelt haben, vielleicht schien ihm seine unbezeugte Lesung feiner. — Zu 33 vgl. 130, 22; zu 34 dann 133, 37. 134, 1. — Das Vöglein 36 ist wohl eine Nachtigall, schon weil die Kleinheit ausdrücklich hervorgehoben wird, dann wegen 133, 1. Stellen aus Ovid vgl. zu 127, 23; Drossel und Taube als Geschenk des Liebenden Ars amat. 2, 269. — 133, 2—4 ist das Lied, das der Dichter sänge, wenn er vor der Geliebten stünde, also Doppelpunkt und Anführungszeichen. — Das Gedicht schliesst sich in seinen Gedanken so ziemlich an das vorhergehende an; 133, 13 beginnt mit Blicken, von denen eben erst die Rede war.

133, 13: ‚Leidbringende Blicke und arger Schmerz haben mir Geist und Leib beinahe vernichtet (vgl. 137, 13). (Und doch) möchte ich meine alte Bedrängniss lieber als (immer) neue (weiter) klagen, fürchtete ich nicht den Aerger der Spötter (das sind wohl histriones, joculatores). Wenn ich jetzt aber um derentwillen singe, die mich einst mit Freude beglückt hat (134, 30), so möge Niemand um Gottes willen (die Wortfolge nach Weissenfels S. 134) meine Treue für falsch erklären (unwahr schelten), denn ich bin (eben) zum Sange auf die Welt gekommen‘ (eine antike Kunstansicht, unzählige Male bei Ovid etc.); ergänze: und muss deshalb singen trotz meiner Schmerzen.

Zurückgenommen 134, 32 f. — Es scheint mir unvermeidlich anzunehmen, dass die Dame, welche jetzt nach 13 ff. dem Dichter so grosses Leid verursacht, sich anders benimmt als einst, da sie ihn beglückte, was er nun zu preisen vorhat. Um falschen Auslegungen vorzubeugen, dichtet er die beiden ersten Strophen, die dem Lobe vorangehen: dieses also, welches sich anscheinend nur auf ein früheres Verhältniss zu der Herrin bezieht, ist denn auch eine *wânwîse*. — 133, 21: ‚Viele (von den Spöttern) sagen: nun seht doch, wie der (jubelt) singt! Wenn ihn wirklich etwas schmerzte, dann würde er sich anders geberden. Vgl. 132, 14 ff. (Wer so spricht), der kann nicht wissen, welches Leid mich bedrängt. Ich thue aber jetzt gerade dasselbe, was ich damals that. So lange ich im Leide verharrte, galt ich ihnen nichts (wenn Lemcke S. 82 mit Berufung auf das Mhd. Wtb. sagt, die beiden Lesarten von B *huop si mich* und C *huop ich si* bedeuteten dasselbe, so ist das nur dann der Fall, wenn man die hier nothwendige von C falsch übersetzt; der von mir gegebene Sinn wird durch den Zusammenhang gefordert). Diese Noth ist jetzt so beschaffen, dass sie mich zum Singen zwingt (die seit Bartsch allgemein angenommene Lesart *betwinget* aus B setze ich auch ein): ‚Sorge nämlich ist dort verhasst, wo die Leute vergnügt sind.' — Ich bin damit nicht ganz zufrieden. 24 stellt die jetzige Lage des Dichters gleich einer früher vorgekommenen, die gemäss 25 und dem Schluss nur darin bestanden haben kann, dass damals der Dichter, so lang er seines Leides wegen schwieg, von der Gesellschaft missachtet wurde; erst als er sich überwand und wieder zu singen anfing, schätzten sie ihn neuerdings. (Man sieht übrigens daraus doch, wie sehr Morungen auf die Gunst seines Publicums angewiesen war.) Ist dieser nothwendige Sinn aus dem V. 25 zu lesen? Kann man *do ich in leide stuont* verstehen: als ich in meinen Schmerzen verharrend schwieg? Ich zweifle. Morungen muss (wie Bartsch mit Recht will) gesagt haben *stunt*. Liegt es da nicht nahe, zu vermuthen, es habe eigentlich geheissen: *do ich in leide erstumte*? Vgl. 135, 32 ff. Ich weiss sehr wohl, dass man sofort das überschiessende *e* für fehlerhaft erklären wird. Doch ist zu bedenken: das Wort steht am Schluss der Waise, der bloss durch einen schwachen Einschnitt des Rhythmus getrennte

nächste Halbvers beginnt mit einem Dental im Anlaut; da scheint es mir doch sehr möglich, das *erstumtę dô* so zu lesen, dass man nicht Anstoss zu nehmen braucht. — Die dritte und vierte Strophe bilden das Preislied, welches er jetzt auf seine frühere Herrin singt, und 29 ff. könnten die Worte sein, welche mindestens an der Stelle 122, 11 gemeint werden. Auch die vierte Strophe enthält Ausdrücke, die sich mit denen anderer Lieder Morungen's mehrfach berühren: zu 37 ff. vgl. 134, 1, wo er vor der Herrin steht wie vor einer Heiligenstatue, einem Kunstwerk, aber auch wie vor einer Dame fürstlichen Ranges vgl. 126, 36. 132, 34. 135, 20. 136, 15. — 134, 4 f. erinnern an 126, 34. 136, 36. — Die verschiedenen bisherigen Vorschläge zur Besserung von 134, 3 scheitern daran, dass ihre Voraussetzung, das Wort *vil* in C vor *trûric scheiden dan*, zwar in Bodmer's Abdruck, nicht aber (nach Pfaff) in der Handschrift steht.

134, 6. Im ersten Vers sind wohl auch *Herze* und *Schœne* zu schreiben. — 10 *rôt* ist die Farbe der freudigen Hoffnung, er wünscht ihr also Liebesgedanken. Deshalb folgt: soll ich ihr jetzt (zu dieser freudigen Liebeshoffnung auch) schmerzliche Liebessehnsucht wünschen? Das unterlasse ich besser, denn auch sie hat mir niemals Kummer angewünscht (mich kümmern geheissen), und so könnte sie vielleicht über meinen Wunsch zürnen. — 12 möchte es gerade bei der Variation mit 34 sein, dass BC Recht hätten, *es* (für *ez*) zu schreiben.

134, 14. Burdach hat S. 98 sehr hübsch die aus Parallele und Antithese gewebte Gliederung der ersten Strophe hervorgehoben, die sich beinahe als eine priamelartige Sentenz darstellt. Er geht aber, glaube ich, zu weit, wenn er diese Strophe als selbstständig ansieht, weil den beiden anderen diese Symmetrie fehle. Sie sind doch zu enge durch Wortlaut und Inhalt an die erste geknüpft, und dass diese besonders künstlich gebaut ist, darf bei ihrem Charakter als Einleitung nicht Wunder nehmen. (Vgl. 21, 17 ff.). Es wird darin die üble Lage dessen geschildert, der seine thörichte Hoffnung auf ein zu hohes Ziel spannt, dort wirbt, wo man ihn geringschätzt, und dort klagt, wo das Herz gegen ihn taub ist. Weise scheint ihm, wer sich verständig in seinen Wünschen beschränkt und sich einer Herrin zuwendet, die ihm nicht zu ferne steht und sich deshalb ihm günstiger zuneigt. — 134, 25: solcher Neigung

bedarf der Dichter, der über die Sonne hinaus nach der Geliebten gegriffen hat. Mit diesem Uebel wird er niemals fertig, wofern sie ihn nicht so gnädig anblickt (und behandelt) wie einst. Von Jugend auf war sie ihm lieb, um ihretwillen und aus keinem anderen Grunde ist er zur Welt gekommen, und wenn dieses Bekenntniss sie kränkt, dann dünkt er sich bei Gott verloren. Mit 28 beginnen die Bezüge auf das Lied 133, 13 ff. Vgl. 28 mit 133, 15. 17; 29 mit 133, 18; 32 f. mit 133, 20. Die Phrase 134, 12 wird 34 wiederholt. Dass die beiden Lieder dieselbe Situation also von zwei Seiten behandeln und demgemäss variieren, ist klar, wird doch die ausdrückliche Versicherung des Dichters 133, 20, er sei um seiner Kunst willen geboren worden, hier 32 f. mit eben solchem Nachdruck zurückgenommen und dahin abgeändert, dass er zum Dienste der Herrin und zu nichts anderem auf die Welt gekommen sei. Die Bilder der dritten Strophe führen nun aus, dass die ehemalige Jugendgenossin jetzt in die ihr zugehörige Stellung hineingewachsen ist und sich von dem Dichter ganz entfernt hat (Burdach S. 48 f.). Der Vergleich beruht nicht nothwendiger Weise darauf, dass Morgenstern (36) und Abendstern (135, 5) als identisch angesehen werden. Das war nämlich keineswegs die Meinung Aller im 12. und 13. Jahrhundert, vgl. Vincentius Bellov., Spec. Nat. lib. 15; cap. 57: in uno ergo tempore praecedit Solem, et tunc est Lucifer, in alio sequitur, et tunc est Hesperus. Andere meinen, das Erscheinen des Sternes vor und nach der Sonne komme davon, quia dicunt stellam illam altiorem Sole. Vielleicht war auch Morungen dieser Ansicht, da er sich die Herrin *ob der sunnen* 134, 27 erwählt hat. — in mane videtur praecedens — in vespere subsequens, post ejus occasum apparet. — 135, 1 die beiden Ausdrücke *ze hôh und ouch ein teil ze verne* bezeichnen nur dasselbe, vgl. a. a. O. cap. 26. Spec. Doctrin. lib. 25, cap. 44. 45, wo die Identität von Venus, Lucifer = Hesperus festgehalten wird. Vgl. Konrad von Megenberg S. 62—64. — 135, 21 l. *gegen mittem tage* mit C.

135, 9. Das Gedicht dreht sich ganz darum, dass der Sänger noch nie mit seiner Herrin gesprochen hat, wenngleich er ihr Lieder dichtete. Es ist eine Variation über sein Verhältniss zu der Dame, aber man sieht da doch deutlich, dass diese Angaben nicht gepresst werden dürfen. Er bezeichnet

es selbst 12—18 als eine Narrheit, dass er sie so liebt und doch während seines ganzen Dienstes ihr nichts davon sagte. *toben* wird wohl zusammenfallen mit dem Verlust der Sprache, wenn er vor der Dame steht 126, 6. 135, 29 ff., vgl. Ovid, Heroid. 4, 7 (Phädra an Hippolytus): ter tecum conata loqui, ter inutilis haesit lingua, ter in primo destitit ore sonus.. Zu der Mimik der Stummen vgl. Du Cange 5, 560 f. unter ,muta musica'. Ueber dasselbe Thema MS. 1, 165ᵃ = HMS. 1, 309ᵃ unter Walther von Metz: *unsprechende ich si zallen zîten bite in stumben wîse und mit verswigenem muote, sus vlêhe ich si nâch tôren site* —, woraus übrigens hervorgeht, dass auch hier diese unfreiwillige Stummheit mit dem *toben* zusammenfällt. Schon *tumbe* 29 an sich steht dieser Bedeutung nahe (wie es denn ahd. stumm und taub bedeutet), so dass der Mangel an *sin* 24 das Gemeinsame ist, vgl. 136, 1. Nach dem Vorangegangenen muss 37 f. Geberdensprache mit der Hand enthalten: unter den angeführten Momenten entspricht dieser Forderung das erste, er zeigt vor ihr auf sein wundes Herz (137, 1); deshalb ist beim zweiten die von Pfaff gegen Bodmer's *valle* gebesserte Lesung in C unbedingt richtig: *valde*. Das ist die Geberde der Lehenshuldigung, vgl. Grimm, Rechtsalterth.[3] 139 f., wo citiert ist MS. 1, 22ᵇ = Ulrich von Liechtenstein 394, 26: *mîn hende ich valde mit triuwen algernde ûf ir füeze.* Man könnte also hier, theils ergänzend, theils tilgend schreiben: *mîn hende ir valde ich unde nîge ûf iren fuoz.* Nothwendig ist es aber nicht, denn ein unbekannter Dichter MSH. 3, 439ᵃ Str. 12 sagt von den Frauen: *man sol ir minne niht gewalten, man sol sich in ze dienste valten mit triuwen* (aus der Heidelberger Hs. 350, 32ᵇ; vgl. Lachmann, Zeitschr. f. d. Alterth. 3, 338, Nr. 205; Bartsch, Heidelb. Hss. Nr. 178; v. d. Hagen's Angaben a. a. O. 820 f. sind falsch). *genua flectere* und *manus inter manus mittere* sind die beiden Acte des Lehenseides, die hier erwähnt werden (vgl. Haltaus 968 f. unter *hulden*). Der dritte entfällt, der Kuss, weil es sich um eine Dame handelt (Du Cange 4, 217 f.) Anders Burkart von Hohenfels MS. 1, 89ᵇ.

136, 5. Zu dem Wechsel zwischen Roth und Weiss, der von Uhland schon hübsch erörtert wurde, vgl. ausser Wilmanns' Walther Anm. zu 43, 32 noch Ovid, Amores 2, 4, 37: quale rosae fulgent inter sua lilia mixtae. Merkwürdig ist, dass auch

dort im nächsten Verse der Mond (in ganz anderem Zusammenhange) folgt: *aut ubi cantatis luna laborat aquis* — his erat aut alicui color ille simillimus horum, et numquam casu pulchrior illa fuit —, zumal Ovid gleichfalls sehr verstimmt ist (über die Untreue seines Mädchens) und zu sterben wünscht 3: vota mori mea sunt, cum te peccasse recordor — (hier 8: *des herzen tôt*). Eine Erinnerung mag da wohl mitgewirkt haben. Sollte man meinen, dass der Farbenwechsel noch auf den Mond auszudehnen sei, so möge angemerkt werden, dass man im Mittelalter den Mond roth und bleich nannte, vgl. Konrad von Megenberg 66, 22: *der môn rôt und plaich bedäut mangerlei weter, als vor gesprochen ist* (58, 5—17) *von der sunnen.* — Die Situation ist in diesem Liede ganz so beschaffen wie im vorhergehenden, nämlich hoffnungslos: der Dichter hat nie ein Zeichen der Gunst erhalten oder auch nur mit der Herrin gesprochen. Verschiedenes (das Schweigen vor ihr, der Vergleich des Dienstes bei ihr mit dem Gottes, von Kindheit an Bekanntschaft, Thorheit) begegnet ebenso in Morungen's verwandten Liedern. — 136, 7: beide Hss. A und C haben *geblüt*, Lachmann conjiciert *geblecket*. Es scheint mir nicht nöthig, von der Ueberlieferung abzugehen, denn *gebluet* ist doch nichts als eine mitteldeutsche Schreibung von *gebluhet*, part. praet. des swv. *bluhen*, ahd. *bluhan*, das ‚brennen, leuchten‘ bedeutet (zu *blichen*) Graff 3, 247. 241. Schade, Altd. Wtb. 77. 75. Der einzige bis jetzt gefundene mhd. Beleg für das Wort im Spec. Eccl. 40, 18: *daz lieht daz dâ bluhet ûz der kerzen* lässt sich leider nicht genauer auslegen, da der Satz nur aus der Vorlage *lumen in candela* entwickelt ist, vgl. meine Studien zur Gesch. der altd. Predigt 1, 43. Braune, Ahd. Gr.[2] § 154, Anm. 6. — 9 vgl. Job 7, 7 (30, 22): memento quia ventus est vita mea — wegen des Glückswechsels. Ephes. 4, 14: ut jam non simus parvuli fluctuantes et circumferamur omni vento doctrinae. — Sonst vergleicht die Schrift in sehr zahlreichen Fällen den Wankelmuth nicht mit dem Winde selbst, sondern mit den vom Winde bewegten Dingen. — 13 kann man mit der AC gemeinsamen Lesart ganz wohl das Auslangen finden (ist es überhaupt möglich *ûf den wân* zu *swîgen?*), wenn man nur nach *genôte* Komma setzt: *swie wê si mir nû lange hât getân, alswîgende ie genôte, und ein verholner wân,* —. ‚Welches Leid sie mir auch zu-

gefügt hat, indem sie immer und unablässig schwieg, und welches Leid mir auch die verborgene Hoffnung bereitet hat, wie oft ich auch von Neuem die Thorheit beginne (und mich vor sie hin stelle), wenn ich dann vor ihr (wirklich) stehe und die Fülle kluger Reden mir in den Sinn kommt, ich gehe doch wieder von ihr, ohne sie ausgesprochen zu haben. — 18 Pfaff bestätigt jetzt die Lesung von Bartsch und die Vermuthung von Paul: C hat *heis*, nicht *heiz*. Man sieht daraus, dass es doch gelegentlich von Werth ist, auf die Schreibung *s* oder *z* der Handschriften zu achten, was in den Varianten von MSF. selten geschieht. — 19 man kann zur Noth das *vn̄* von A statt des *wan* von C im Texte belassen, wie Lemcke S. 54 will; vielleicht erklärt sich das *betwingen* in A aus einem voraufliegenden *bedrungen*. — 20f. stimme ich der S. 56 von Lemcke nach A vorgeschlagenen Lesung zu: *sît si mir niht geloubet daz ich sage von ir, und ich ir doch sô holdez herze trage* —. Wie die Aenderung in C zu Stande gekommen ist, sieht man leicht. — 24 das *ê mîner tage* ist trotz der hübschen Pointe in dem Schlussausruf von C unzweifelhaft das Richtige, weil nur dadurch der Vergleich übertreibend genug wird: Gott würde mich, wenn ich mich nur halb so viel um ihn (*dur got* A) bemüht hätte, behandelt haben wie einen seiner auserlesensten Heiligen.

136, 25. Der ganzen vortrefflichen Erörterung Lemcke's S. 58—63, durch welche die von Lachmann nach S. 286 verwiesene letzte Strophe des Liedes gerettet wird, habe ich nichts hinzuzufügen, als dass der Irrthum Morungen's, *Acheloia* vor *cornua* in Ovid's Heroiden 15, 161 (ich citiere nach Riese) als Eigenname zu verstehen, sich aus noch einer anderen Stelle erklärt, die er gewiss kannte, nämlich Metam. 9, 413, wo Callirhoe, des Alcmäon Gemahlin, als Tochter des Flussgottes geradezu *Acheloia* genannt wird: tum demum magno petet hos Acheloia supplex ab Jove Callirhoe natis infantibus annos, neve necem sinat esse diu deus ultor inultam. Die Thatsache wird noch erwähnt Heroid. 9, 139f. und, was ich besonders hervorhebe, in der 6. Elegie des 3. Buches der Amores, V. 35: cornua si tua nunc ubi sint, Acheloe, requiram, Herculis irata fracta querere manu. — 30 *undergêt:* untergegangen ist. — 32 *wie* A ist besser als *wan* C (so auch Bartsch): auf welche Art die

Nacht vergehen möchte bis zum Morgen. — 37 die trübe Wolke, die hier vor die Sonne tritt, ruft die Merker ins Gedächtniss, welche wie 126, 34 (vgl. auch 134, 4) den Anblick der Herrin benehmen. — 137, 2 ist vielleicht (Bartsch und Lemcke anders) nach A zu lesen: *daz si wære ein spiegel al der werlde bilde gar!* vgl. Mhd. Wtb. 2, 495[a]: *ein bilde, daz manges ougen spiegel wirt* Troj. s. 184 c. Megenb. 380, 1. Also der Inbegriff aller Gestaltung der Welt. Vielleicht kam Morungen von da durch bequeme Association V. 3 auf das Gold, den Inbegriff aller Vortrefflichkeit, vgl. Konrad von Megenberg 475, 20: *wizz, daz daz golt wirdiger ist wan alleu leiphaftigeu dinch.* Zu den beiden letzten Strophen vgl. die Sammlung von Stellen über die *huote* in Massmann's Eraclius S. 598—617 (besonders S. 603 das Citat MS. 2, 91[b] = Rost, Kirchherr von Sarnen bei Bartsch, Schweizer Minnes. 398, 11—16). — Das Wichtigste nun sind die Bezüge dieses Gedichtes zur antiken Poesie. Die dritte und vierte Strophe begründen die Ansicht, dass es übel sei, die Frau durch übermässige Hut der Welt zu entziehen (was die erste und zweite Strophe ausführte): einmal seien die Frauen von Gott geschaffen, um von den Männern bewundert zu werden; dann aber erreiche man den Zweck gar nicht, sondern verleite dadurch eher treue Frauen zur Untreue. Das sind weder mittelalterliche, noch christliche Gedanken, sie stammen von Ovid, dem anerkannten Meister der Liebeskunst. Er spricht sie verschiedentlich aus und beginnt z. B. die 19. Elegie des 2. Buches der Amores: Si tibi non opus est servata, stulte, puella, at mihi fac serves, quo magis ipse velim. quod licet ingratum est: quod non licet, acrius urit. Insbesondere aber widmet er dieser Betrachtung die 4. Elegie des 3. Buches, welche anhebt: Dure vir, inposito tenerae custode puellae nil agis: ingenio est quaeque tuenda suo. si qua metu dempto casta est, ea denique casta est: quae, quia non liceat, non facit, illa facit. — desine, credo mihi, vitia incitare vetando —. non proba fit, quam vir servat, sed adultera cara *(wê den ræten die man reinen wîben tuot; huote stæten frowen machet wankeln muot)*, nitimur in vetitum semper cupimusque negata. sic interdictis imminet aeger aquis (das bildet Morungen zur Schlusspointe aus: *man sol frouwen schouwen unde lâzen âne twanc. ich sach daz ein sieche verboten wazzer*

tranc. Vgl. Proverb. 9, 17: aquae furtivae dulciores sunt —, sagt die lockende sündige Frau). Dass die Schönheit der Frauen da ist, um genossen zu werden, lehrt Ovid, Ars amat. 3, 397: quod latet, ignotum est. ignoti nulla cupido: fructus abest, facies cum bona teste caret. — 417: utilis est vobis, formosae, turba, puellae. — 421: se quoque dat populo mulier formosa videndam —. Und auch die Ergänzung, dass die Frauenschönheit sonst ungenutzt vergehe, liest man Amores 2, 3, 14: indigna est pigro forma perire situ. 3, 7, 49: quo mihi fortunae tantum? quo regna sine usu? quid nisi possedi dives avarus opes? Das streift schon sehr nahe an 137, 3: *waz sol golt begraben, des nieman wirt gewar?* was sich dann auch in einer Geschichte bei Plinius findet, Hist. Natur. 7, 52 (aurum defossum nullo conscio).

137, 10. Die Vorstellungen der Verse 14—18 begegnen noch öfters bei Morungen: 130, 26 f. 135, 37. 141, 5. 19. 37.

137, 27. Die Strophen sind sehr wohl verknüpft: die üble Lage in 1 rechtfertigt die Verstimmung in 2; der Hass und die irrthümliche Missgunst der Welt in 2 verleiden dem Dichter die Menschen in 3; die Sorge von 3 begründet den Vorwurf in 4, der zuletzt doch wieder zurückgenommen wird. 32 f. l.: *daz ich lieber lîp zer werlte nie gewan, nâch des liebe sent mîn siechez herze sich.* — 35 verstehe ich nicht: wodurch ist Jemand in der Welt besser daran? Ich lese: *ist des ieman in der werlte deste baz?* ‚Wenn ich immer betrübt bin, geht es darum Jemandem auf der Welt besser?' — 38 sehe ich keinen Grund, weshalb *ja* in C zu *in* geändert werden müsste; mit *des* für *dc* hat Lachmann natürlich recht. — 138, 1: sie legen mir inzwischen noch einen ganz anderen Sinn unter (und halten meine Betrübniss für erkünstelt, um sie irrezuführen). Möchte doch Niemand Missgunst hegen, wenn er nicht genau weiss, wie die Sache steht. — 9: heute weiter und wiederum, dann über den morgigen Tag und hinaus noch mehr. — 13 darf man *wâr sagen* hier als ‚prophetizari' fassen, was es sonst erst später heisst? — 14 vgl. 137, 31. — 16 die Wendung am Schluss ist echt Morungisch, vgl. 124, 31. 126, 39. 129, 11. 137, 24. 139, 16. 140, 29. 147, 21. 24. (Ovid, Amores 3, 3, 83 f.)

138, 17. Ich schliesse mich der Auffassung des Gedichtes an, die Burdach S. 99 mittheilt, und der Ordnung der Strophen,

die er dort vorschlägt: 138, 17. 33. 25. 139, 11. Die Strophe 139, 3 fällt aus dem Znsammenhange, wie auch Schütze S. 40 erkannte. Allerdings bleibt dabei die Sonderexistenz von 138, 25 in A unerklärt, aber das weitere Bedenken, dass 25 *minne tougen* sich auf die im Druck unmittelbar vorhergehende Strophe beziehen müsse, wo nur die Geliebte von seiner Neigung weiss, entfällt dadurch, dass es sich auch mit der *minne* von 33 ff. verknüpfen lässt. Der Uebergang von da zu 25 besteht nämlich darin, dass in den Mittheilungen der Strophe 33 ff. die Heimlichkeit des Verhältnisses klar ausgesprochen war. Auf *tougen* liegt 25 der Hauptaccent. ,Wer mir das nicht freundlich vergönnt, sündigt, weil der Verkehr mit ihr ganz harmlos ist.' Denn er besteht (durch ihre Zauberkunst) aus zwei Wundern: erstens, dass sie durch die Wand zu ihm in seine Einsamkeit kommt (C verstärkt das Wunder, indem es die Wand *ganz* sein lässt: sie kommt dann wie die Sonne durch *ganzez glas*); zweitens, dass sie ihn selbst zu sich zaubert (natürlich nur in Gedanken). Wenn Schütze in dem zweiten eine Anspielung findet auf die Versuchung Jesu durch Satan (S. 10. 40), so erklärt sich das daraus, weil er sich unter *zinne* nur den höchsten Theil der Burgmauer oder Thurmmauer vorstellt. Es gab aber auch niedrigere Zinnen, und man konnte sehr wohl über eine Zinne zu einem Fenster gelangen, so dass vielleicht die Lesart in A: *sô füeret si mich hinnen zeinem venster hôh al über die zinnen* in ihrem Rechte bleiben kann, wie Lemcke S. 67 will. Es darf nicht vergessen werden, dass es 31 *hinnen* heisst, wie 29 *dort*, was sehr die Sache verlebendigt. Will man an ein biblisches Wunder denken, so wäre höchstens die Befreiung Petri aus dem Kerker durch den Engel zu erwähnen Act. 12, 7 ff. Aber es ist doch viel eher an die Legenden zu erinnern (z. B. Märtyrerinnen im Kerker) oder an die Mirakelliteratur (wie ich sie im ersten Theile meiner Studien zur Erzählungsliteratur des Mittelalters beschrieben habe), deren die Zeit voll war. Ich erwähne nur die Visionen des Morungen ziemlich nahe wohnenden Volkmar von Sittichenbach, die Erzählungen Cäsars von Heisterbach u. dgl. — Ich greife zurück: der Vergleich 22 f. findet sich oft bei den Predigern, natürlich ins Geistliche gewendet; geht aber gerade daraus nicht hervor, dass Morungen's Herrin keine Fürstin war? Wäre sonst der

Abstand zwischen ihrer Minne und einem Königreiche so gross, wie dieser Vergleich erfordert, wenn er wirksam sein soll? — 33 f. mögen verschiedene Vorstellungen in einander wirken. *Venus* ist eine heidnische Göttin, *hêre* ein Beiwort vornehmlich für christliche Heilige und Engel. *si kan sô vil* bezieht sich auf die Zauberkraft der Göttin, die aber, da 34 nicht mehr auf die im Druck vorhergehende Strophe bezogen werden darf, erst in der Wirksamkeit des folgenden Verses zum Ausdruck gelangt. Es ist daher nach 33 Komma, nach 34 Doppelpunkt zu setzen. Die Thätigkeit der Geliebten als Venus besteht darin, dass sie 37 f. den Dichter durch ihren Anblick berückt *(benimt al die sinne)*; wenn er aber 139, 1 f. sie ansehen (die Bedeutung von *schouwen* = aspicere geht da wohl über in die ‚besuchen, um zu sehen' = visere) wollte, dann begibt sie sich weg zu den anderen Damen ihrer Gesellschaft *(fröide benemen)*. Gegen *schouwen* erübrigen jedoch Bedenken, die durch meine Auslegung nicht völlig behoben werden; vielleicht ist 139, 1 zu lesen: *swan ich mîn dan gerne wolde zouwen* = beeilen, um zu ihr zu gelangen, denn —. Die Verbindung von Venus mit der Sonne (sie kommt her, dann die Sonne, dann geht sie weg) wie 134, 36 ff. — 13: warum bitte ich nicht Gott, dass er mich *hinnen læse* = doppelsinnig: von diesem Zauber befreie und aus dem Leben löse. Ist *ez* 14 der Zauber? Oder l. *er was ê mîn spot*? Jedesfalls knüpft der Dichter den Gedanken des Sterbens an *læsen*. Damit kehrt er (was Schütze S. 10 bemerkte) zu dem Anfang zurück, dem *kumber*, den er allein trägt. Die Deutung von Burdach S. 46, wornach die, welche Morungen's Lieder singen, ihn wegen seines Kummers bemitleiden werden, was dann zu einem Zeugniss für die Beliebtheit seiner Lieder verwerthet wird, ist hübsch; verlockender jedoch ist es, den Dichter hier seiner Gewohnheit folgen zu lassen, die am Schlusse eine hoffnungsvolle Vermuthung anbringt, vgl. die Stellen zu 138, 15 f. — 15 *ich tuon sam der swan, der singet swenn er stirbet*; dass hier eine Erinnerung an Ovid's Metam. 14, 430 vorliege (vgl. Bartsch, Albr. von Halberstadt S. CXX f.) wird wahrscheinlich, wenn man den Zusammenhang der Stelle überlegt: die Nymphe *Canens* (die Sängerin, aber auch der Sänger) wird dort bei ihrem Tode mit dem Schwane verglichen: illic cum lacrimis ipso modulata dolore verba sono tenui maerens

fundebat, ut olim carmina jam moriens canit exequialia cygnus. Auch die 7. Heroide beginnt (Dido an Aeneas): sic ubi fata vocant, udis abjectus in herbis ad vada Maeandri concinit albus olor. In der Gelehrsamkeit des Mittelalters war der Zug wohlbekannt, vgl. das Speculum Morale (fälschlich dem Vinc. Bellov. zugeschrieben) lib. 3, pars 9, dist. 6: hujusmodi similes sunt cygno, qui cantat contra mortem propinquam. — Auch 139, 3ff. bringt Vorstellungen Morungen's, es ist nämlich ein (auch sonst mehrfach bei ihm vorkommender) Rückblick auf ein einstiges Glück in der Kindheit, parallel zu den Angaben über einen Gunstbeweis der Herrin in ihrer Jugend. — Zu 139, 10 vgl. 143, 11 und Er. Schmidt, QF. 4, 110.

139, 19. Burdach S. 52 und 99 setzt die erste Strophe zuletzt: er mag wohl recht haben, doch werden die Schwierigkeiten der Deutung dadurch nicht beseitigt. Den Vermuthungen von Schütze S. 50ff. vermag ich nicht zuzustimmen. Auch seine Auslegung der Verse 139, 35ff. geht mir zu weit. Ich finde in dem Abgesange nichts Anderes gesagt, als dass der Aerger, in den die Geliebte ausgebrochen war, ihm ein sichereres Zeichen ihrer Neigung schien denn die Liebkosungen, die er erfuhr, da er vor ihr kniete (das ist ein Ovidischer Gedanke, vgl. Amores 2, 18; Ars amat. 2, 451ff.). — 139, 20 könnte man den (freilich kaum anstössigen) rührenden Reim vermeiden, wenn man *klanc* statt *sanc* schriebe. Damit wäre zugleich gewonnen, dass neben die *lûte stimme*, d. h. das Reigenlied der Singenden, der *süeze klanc* träte, der von den Musikinstrumenten ausgeht. — Darf man 26 *dâ si sanc* dahin auslegen, dass die Geliebte Vorsängerin war? In ähnlicher Situation bei Neidhart wird so gesagt. Und als er sie hörte, hat er dann sofort den Reigen lustig mitgesprungen: ein klares Zeichen dafür, dass wir uns hier auf dem Boden der Pastourelle befinden. — 32 *mînes tôdes sich vermaz. sich vermezzen* heisst wohl nicht bloss ‚etwas wagen', sondern auch: etwas falsch wagen, das sich nicht ausführen lässt, womit aber ein übler Zweck verfolgt wird. So wenigstens begegnet das Wort in der Rechtssprache (Schwabenspiegel cap. 248; Haltaus 1875f.). Das wäre also ein Vergehen — strafwürdig insoferne, als das altdeutsche Recht ja schon den Versuch (die Absicht) bestraft. Ist das richtig aufgefasst, dann versteht sich der Zusammenhang mit 140, 1ff. sehr wohl. Er trifft dort die Ge-

liebte auf der Zinne (Nische bei der Zinne), und zwar allein, obgleich (so übersetze ich *und*) er zu ihr geschickt worden ist. (Denn Lachmann's Vermuthung, *gesant* stehe für *gesamt* unter Berufung auf alemannische Beispiele in der Anm. zu Iwein 6296, wird bei dem mitteldeutschen Morungen schwerlich zu halten sein.) Da hätte er sie nun vortrefflich strafweise (um ihre Minne) pfänden können 3f. *phenden* darf der Besitzer eines Gutes ohne weiteren Rechtsspruch, wenn der Schaden von einem seiner Leute auf seinem eigenen Besitze verübt wird, vgl. Schwabenspiegel (Gengler) cap. 70: *ein iegelich man mac wol phenden ûf sînem guote, dâ man im zins von gît, ân des rihters urloup* u. s. w. cap. 232: *swer den andern vindet an sînem schaden, der mac den phenden âne des rihters urloup* u. s. w. Dazu passt sehr gut der Ausdruck *mit vuoge*, d. h. in durchaus gemässer, rechtlicher Weise, vgl. Haltaus 544 (in Schwabenspiegel nur bei der eingeschalteten biblischen Erzählung). Daraus geht übrigens bestimmt hervor, dass sich der Dichter die Geliebte hier als ein Mädchen niedrigen Standes denkt, was auch die beiden anderen Strophen anzunehmen nöthigen. — Wenn Bartsch zu 5f. (Liederd.[3] S. 326) das Mhd. Wtb. 2, 1, 705[a] und Zingerle's Zusammenstellung (Germania 7, 190) citiert, wo es sich beidemale um die sprichwörtliche Wendung ‚den Rhein verbrennen' = ‚etwas Unmögliches versprechen, wagen' handelt, so trifft das hier gar nicht zu. Vielmehr soll eine Drohung von ganz übertriebener Furchtbarkeit ausgesprochen werden, wie der Vergleich mit Morungen's Lied 145, 32ff. aufs Deutlichste lehrt. Auch dieser Passus hier steht meines Erachtens in Verbindung mit dem oben dargelegten: der Dichter hätte — so gewaltig war er — die furchtbarste Strafe (Land verwüsten und brennen) verhängen können, wenn das Band ihrer köstlichen Minne ihm nicht die Augen verschlossen (10 hat C *erblant* schon nach Bodmer, was Bartsch mit Recht aufnahm) und ihn dadurch gehindert hätte.

140, 11. Dass die drei Strophen sich ihrem Inhalte nach nicht in ein Ganzes zusammenfügen lassen, hat Schütze S. 61f. mit ausreichenden Gründen dargethan. Wenn er aber noch weiter geht und die 2. und 3. Strophe Morungen abspricht, so vermag ich ihm darin nicht zu folgen. Denn die entgegengesetzten Stimmungen, die sich nicht wohl vertragen, sind in

2 und 3 ausgesprochen: 2 schildert das Glück des Dichters, dem sich die Herrin gnädig erweist (allerdings mit einem zukünftigen *noch* 19); 3 hingegen seine schlechte Lage, in der er nur sehr geringe Hoffnung auf einen späteren Trost durch die Geliebte hegt. — 14 scheinen mir Fügung und Inhalt bedenklich; vielleicht ist zu schreiben: *daz ich iemer singe ‚owê!‘ der ich ie dienen sol,* —. 16 die Ausdrücke *ôstertac, ôsterlîcher tac,* welche die Minnesänger für die Geliebte verwenden, entstammen dem Sprachgebrauch der Kirche, der *pascha* als das höchste Fest des Jahres in jeder Weise auszeichnet, vgl. Du Cange 6, 189 f. *paschalis dies* heisst die Osterwoche, Osterzeit, der Inbegriff dieses Festes. *paschale gaudium* ist ein stehender Ausdruck der kirchlichen Hymnenpoesie, auch ausserhalb der Festzeit, für die höchste Freude. Die Kirche betrachtet (schon Ambrosius in den stärksten Ausdrücken) die Osterzeit als die der Wendung zum neuen, sündenlosen Leben (nach dem Empfang der Eucharistie), und damit verbinden sich (schon in den Hymnen selbst) die parallelen Vorstellungen von dem Erwachen und Erblühen des irdischen Frühlings.

140, 32. Zwar ist hier 34 f. und 141, 10 mit Erwähnung von Winter und Sommer betrübte und heitere Stimmung verknüpft, beidemale aber wendet sich der Dichter 36 und 13 f. gegen diese Verbindung und stellt sein Interesse an der Geliebten höher als das an der Natur. Der nachdrückliche Schluss *daz sî iu geseit* spricht sich wider eine herkömmliche Uebung aus, sie war also zu Morungen's Zeit schon vorhanden. — 141, 1 ff. lauten wie die Beschreibung einer Statue (*bilde* 10). *Minne* = Venus, wie in den alten ober- und niederdeutschen Tannhäuserliedern diese beiden Namen wechseln.

141, 15. Zu 21 f. vgl. 127, 7. 144, 24. Bei der Lesung von Weissenfels (S. 138 f.) *tóugn al* als ein Trochäus würde der Reim c für den Abgesang der 1. Strophe vermieden und die Schemata stimmten wieder. Schütze S. 65 f. ist *alse* unverständlich: der Blick der Augen drängt sich ganz heimlich in das Herz. Auch *grunt* versteht er nicht, es ist wie 142, 1 das *verch*.

141, 37. Die Verse 142, 5 ff. sind allerdings künstlich ersonnen, aber doch nicht unmöglich (Schütze S. 65). Die beiden *er* beziehen sich nur auf den Mund der Geliebten. — 142, 12 ff. gehen wohl auf 141, 32 ff., wie schon Schütze vermuthete. —

16 *gesunde* = lebendig. Nicht so sehr die Erinnerung an den reichen Prasser des Johannesevangeliums mag da dem Dichter vorschweben als an die unzähligen Visionen seiner Zeitgenossen.

142, 26. Vielleicht ist durch das gemeinsame *daz schaffet mir* eine Beziehung zwischen den Strophen 142, 19 und 26 markiert. Dann wäre jene eine Antwort auf diese. 26 aber stellt der Dichter aus dem Munde der Frau dieselbe Situation dar, welche Hartmann's Strophe von den *armen wîben* bietet (MSF. 217, 1). Diese sind auch offenbar hier mit den *bœsen* (und 32 unter *frowen*) gemeint (nicht Bauernmädchen), während die *guoten* zugleich die vornehmen sind. Auch Ovid warnt wiederholt vor der Liebe zu meretrices im engeren Sinne. 142, 19 wäre dann die Strophe eines (kaum erlebten) Triumphes.

143, 4. Merkwürdiger Weise wird hier mit der allgemeinen Betrübniss eingesetzt, was nicht in Morungen's sonst so persönlicher Art liegt. Doch schlagen die von Schütze beigebrachten (S. 73 f.) Gründe nicht wider die Echtheit durch. — Str. 3 setzt voraus, dass zwischen der Frau und dem Dichter Intimität geherrscht hat. Jetzt sieht sie sich durch die Hut genöthigt (*valschiu diet* = Merker), ihm gegenüber fremd zu thun. Das nennt er eine schlechte Art von Hass zwischen Vertrauten (*friunt* 18 und 20 in diesem Sinne, *swach* und *kranc* ebenso 18 und 20), dass sie den Anderen scheinbar behilflich ist, ihn zu kränken. Das gewährt keine Freude, vgl. 4 f. Doch ist er seiner Sache nicht sicher: wäre es mit ihrem Benehmen darauf abgesehen, die Hut zu täuschen, dann erwüchse ihnen Beiden daraus Gutes — ein Gedanke, der sich auch bei Ovid findet.

143, 22 eines der schönsten Gedichte Morungen's (vgl. Burdach S. 82), beginnt und schliesst mit dem Ausbruche sinnlicher Leidenschaft, dazwischen wird die Klage gestellt (Situation des Tageliedes bei Ovid, Amores 1, 13). — Wenn Bartsch S. 326 den Reim *sach : dach : lach* für möglich hält, dann wäre es wohl einfacher, 35 *jach* (wenn nicht gar *sprach*) einzusetzen, denn *pflac* passt gar nicht. Zu interpungieren ist mit Paul, Beitr. 2, 550: nach 33 Doppelpunkt, 34 in Anführungszeichen, nach 36 Fragezeichen. — 144, 11 *sich ersehen* müsste hier gebraucht sein wie bair.-österr. ‚sich verschauen‘, durch Schauen ausser sich kommen, wie es Schmeller[2] 2, 351 überträgt und mit Recht

beifügt: dum stupet obtutuque haeret defixus in uno. Vergil, Aen. 1, 499 u. ö. Vgl. *defixus* bei Horaz, Vergil, Ovid; *defigere* mit dem Nebenbegriff des Bezauberns Ovid, Amores 2, 8, 15: defigere oculos in aliquem. Daher *wunder* 14. Ich vermuthe, dass in Anbetracht dieser Bedeutung zu schreiben ist *versehen* (C[a] hat gut *entsehen* vgl. 126, 8 f.). Die Aenderung wäre wohl erklärlich: C meinte *ersehen* = sich spiegeln, was sachlich unpassend ist. — 13 die Vorstellung, dass der Dichter die Geliebte aufdeckt, um ihre ‚Arme' bloss zu sehen, ist doch etwas kümmerlich, macht den Morunger viel bescheidener, als er war, und scheint mir überdies mit den Gewohnheiten des Mittelalters nicht wohl vereinbar. Den Weg zeigt C[a] *armen*; es muss heissen: *sô wolte er sunder wât mich armen schouwen blôz*. Das meinte natürlich schon der Morunger selbst, als er 143, 22 ff. den weissen Leib der Geliebten wie Schnee (Ovid, Amores 3, 7, 8: Sithonia candidiora nive) durch die Nacht leuchten sah. Und Ovid hat ihm die Wege noch weiter gewiesen. Die 5. Elegie des 1. Buches der Amores stellt dar, wie Ovid sich, Corinna erwartend, um Mittag künstlich die Situation des Tageliedes schafft: pars adaperta fuit, pars altera clausa fenestrae, quale fere silvae lumen habere solent: qualia sublucent fugiente crepuscula Phoebo, aut ubi nox abiit, nec tamen orta dies. illa verecundis lux est praebenda puellis, qua timidus latebras speret habere pudor. Corinna tritt ein im Untergewande (tunica velata recincta) und: deripui tunicam. nec multum rara nocebat, pugnabat tunica sed tamen illa tegi. quae cum ita pugnaret, tamquam quae vincere nollet, victa est non aegre proditione sua. ut stetit ante oculos posito velamine nostros — doch möge man das Weitere bei Ovid selbst nachlesen und sich überzeugen, dass Morungen's Ausdrücke 144, 9 f. und 14 f. aus der üppigen Schilderung des Römers sich rechtfertigen.

144, 17 vgl. Schütze S. 60 f. — Vielleicht ist die dritte von den zwei ersten Strophen durch eine Pause getrennt oder bei anderer Situation hinzugefügt, denn ihre Stimmung steht doch wohl von der ersten zu weit ab. — 17. 21 zweimal *gesehen* ohne Absicht eines Wortspiels scheint mir unangemessen, 21 l. *ersehen*. — 22 zu der Wendung vgl. ausser den bekannten Horazischen Stellen: quam cura fugit bei Ovid, Metam. 11,

624. — 28f. die Herrin ist selbst der Mai. — 36f. aus dem starken Enjambement (vgl. oben zu 133, 25) muss man doch wohl schliessen, dass die Waise vor dem letzten Vers mit diesem zusammenzufassen ist.

145, 1. Wahrscheinlich ist V. 1ff. zunächst an die bekannte Erzählung vom Affen und dem Spiegel (variiert Ziegenbock und Spiegel) gedacht. — 15f. l.: *niuwan daz ein lützel was gesêret an ir vröuden ir vil rîchez mündelîn.* Das Traumbild schafft also Kummer, wie dem Narcissus sein Spiegelbild. — 22ff. so ganz sicher bin ich doch nicht, dass Morungen hier nur das provenzalische Lied vor sich gehabt und seines Ovid dabei nicht gedacht hat. Es ist doch sehr merkwürdig, dass derselbe Reim *unversunnen : brunnen* auch bei Albrecht von Halberstadt ed. Bartsch 10, 187 steht, wo die Narcissusgeschichte aus Ovid übersetzt wird. Das entspricht eben Metam. 3, 474: dixit et ad faciem rediit *male sanus* eandem, und gerade diese Angabe fehlt dem Troubadour, der (Bartsch, Germania 3, 305) nur sagt: com Narcisi que dedins lo potz cler vi sa ombra et amet tot entier et per fol'amor mori d'aital guia. 24 findet sich natürlich bei Ovid auch. Der Beweis für Morungen's Beziehung zu dem Provenzalen stützt sich hauptsächlich auf die erste Strophe des Gedichtes. Dass aber auch die Vorstellung Ovid's thatsächlich mit auf Morungen wirkte, zeigt sich am deutlichsten aus den weiteren Versen der Narcissusgeschichte, die man mit 27ff. vergleiche: (Metam. 3, 435f.) nil habet ista sui; tecum venitque manetque, tecum discedet, si tu discedere possis. 466f.: quod cupio mecum est: inopem me copia fecit. o utinam a nostro secedere corpore possem! — 25f. diese Lobpreisung der Geliebten, bei der Morungen doch Maria in den Sinn kommen musste, ist vielleicht das stärkste Stück des Dichters in diesem Betrachte: es muss geradezu irreligiös (den Anschauungen seiner Zeit gegenüber) genannt werden.

145, 34. Dieses durch prachtvolle Lebendigkeit ausgezeichnete Stückchen setzt die im altdeutschen Rechte wohlbekannte Form der Anklage ‚mit Geschrei' voraus. Daher wird es 146, 2 schon heissen müssen: *ir enwendet.* — *wâfen* ist dieser Nothruf, vgl. Gramm. 3, 297. — 5 möchte man am liebsten lesen *mit wâfen und mit schalle,* leider ist das durch das Metrum verwehrt. — 7f. durch das Herz ins Ohr, nämlich

erst durch das Mitgefühl würde sie erweicht und finge an zu hören. — Schütze S. 63, Gottschau S. 377 f. halten das Liedchen für unecht.

146, 11. Ich halte dieses Gedicht für unheilbar verderbt. Aus der vorliegenden Ueberlieferung kann man sich die echte Gestalt nicht mehr reconstruieren. Die zweite Strophe zeigt eine ganz originelle Personification der Tugenden, welche die Herrin loben und zu Genossinnen ihres Gespräches (das geht aber dann wieder in die Wirklichkeit über) gemacht werden. Das spricht durchaus wider die Verurtheilung des Liedes, welche Gottschau S. 376 f. vorgebracht hat. Aber ein Versuch der Herstellung ist doch nicht zu wagen.

147, 4. Das Gedicht ist vortrefflich: die Liebe dauert über das Leben hinaus, ist nicht an den Körper gebunden, darum wird die Seele des Dichters der Seele der Herrin im Jenseits dienen. — 16 mit dem Ausdruck *als einem reinen wîbe* ist angedeutet, dass der Dichter sich dieses Jenseits als den Himmel, die Frau als eine Heilige denkt. Aber sonst steckt gar nichts Frommes in der Strophe, hingegen wohl die Morungen eigene kühne Vermengung religiöser Dinge mit weltlichen, bei der jene von diesen profaniert werden. Nach der Anschauung der Kirche gibt es zwar unter den Heiligen des Himmels Abstufungen, aber es besteht kein Dienstverhältniss zwischen ihnen. Offenbar spielt die irdische Heiligenverehrung hier in die Phantasien des Dichters mit ein.

Gerade der zuletzt erwähnte Zug ist durch meine Darlegungen, wenn ich nicht irre, dem Bilde Heinrichs von Morungen zugewachsen. Dieser ausgezeichnete Poet benutzt die Sprache und die Anschauungen der Kirche zur Verherrlichung seines Liebeslebens, er poetisiert in seinem Sinne die Religion, verweltlicht sie und macht sie, indem er dadurch seinen Liedern einen pikanten Reiz mehr verleiht, seinen dichterischen Zwecken dienstbar. Es braucht nicht ausgeführt zu werden, dass solche Verwerthung kirchlicher Dinge durchaus nicht im Sinne der Kirche selbst war, sondern auch zu jener Zeit als unkirchlich gelten musste, trotzdem man damals, weil naiver, auch vielfach duldsamer gegen den profanen Gebrauch des Heiligen war

als später. Der Morunger steht nun mit dieser seiner Art keineswegs völlig allein: die provenzalische Poesie kennt dergleichen mehrmals (wie springt z. B. der Mönch von Montaudon mit Gott und den Heiligen um, vgl. Diez, Leben und Werke der Troub.[2] 274 ff.). Aber auch bei seinen deutschen Sangesgenossen findet sich Aehnliches, wie meine Bemerkungen zu Friedrich von Hausen, Heinrich von Veldeke, Albrecht von Johannsdorf und Anderen zeigen. Besonders verwegen tritt der Graf von Botenlauben auf, vgl. Bartsch, Liederd.[3] S. 124, 30—43. Keiner aber kommt darin dem Morunger nahe, dessen freie Weltlichkeit sich zur Religion fast verhält wie der Humanismus seines späten Landsmannes Mutianus Rufus, des klugen und gelehrten Domherrn.

Bei Heinrich von Morungen wird es uns nicht schwer, die Kraft zu erkennen, welche seine glanzvolle Persönlichkeit in die Weltliebe und gegen die kirchlich-asketische Richtung treibt: es ist seine klassische Bildung. Ich hoffe, es ist mir gelungen, den Eindruck hervorzubringen, den ich selbst davon habe, dass nämlich dem Morunger (mit oder ohne Hilfe der Provenzalen) die römischen Klassiker viel tiefer ins Blut gedrungen sind als vielen seiner Zeit- und Standesgenossen, welche sie durch denselben Schulunterricht kennen gelernt haben (vgl. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland S. 97—104). Wir begegnen ja sehr häufig in der altdeutschen Lyrik Namen (meist aus Ovid's formelhaft angeführten Listen von Liebespaaren), die aus der antiken Ueberlieferung stammen. Bisher hat man solchen Erwähnungen und Anspielungen wenig Werth beigemessen, man hat sie sogar lieber auf Umwegen (Provenzalen, Veldeke's Eneide u. dgl.) zu erklären gesucht, als dass man unmittelbare Vertrautheit mit den römischen Dichtern angenommen hätte. Ich meine, man wird sich nun entschliessen, diese Verhältnisse neuerdings zu überprüfen. Und warum sollte die Poesie Roms nicht direct auf die deutschen Minnesänger eingewirkt haben? Die geistlichen Altersgenossen und Vorgänger unserer Minnesänger lassen unbefangen in ihren Schriften den Klassikern Roms den Zutritt, citieren sie reichlichst und bilden sie eifrig nach; wenn ich in bunter Reihe an Wilhelm von Conches, Guido von Bazoches, Gaufredus Babion, Petrus Blesensis, Alanus ab Insulis, Papst Innocenz III. erinnere, so denke ich dabei überall

an Werke, deren Entstehung ohne den stärksten Einfluss klassischer Vorbilder gar nicht begriffen werden kann. Und dieselben Schulen, welche jene bildeten (freilich zumeist des geistlichen Berufs halber intensiver) und aus denen die Sänger der echt antik empfundenen Carmina Burana (vgl. das Cillier Gymnasialprogramm von Heinrich 1882: Quatenus . . . imitati sint) hervorgingen, sollten die deutschen Schüler ohne den zur Nachbildung aneifernden Enthusiasmus entlassen haben? Die provenzalischen Lyriker lassen das antike Vorbild allerorts spüren; als sie selbst in Deutschland mustergiltig wurden, haben sie geholfen, das künstlerische Studium der römischen Poesie anzuregen. Dabei ist Vergil wenig hervorgetreten, ich glaube nur in den Artusromanen die Nachwirkung seiner homerischen Motive zu finden (ein hübsches Beispiel von Nachahmung der dritten Ecloge beim wilden Alexander hat soeben Edward Schröder, Zeitschr. f. d. Alterth. 42, 371 f. dargeboten; vgl. Ovid, Metam. 1, 104). Ganz anders wirkt Ovid, zwar leicht verständlich, aber selbst nicht mehr einfach, sondern ins Barock stilisierend, der unbestrittene Meister römischer Liebesdichtung. Wie sollte auch, wer ihn auf der Schule studiert hatte (gibt es doch Commentare des 12. Jahrhunderts sogar zur Ars amatoria) und nun den Einfluss der romanischen Lyrik verbunden mit dem Einströmen der Ideen der Chevalerie überhaupt verspürte, nicht auf den Einfall gerathen, diese Liebespoesie mit zu verwerthen oder wenigstens der Erinnerung an sie nachzugestalten? Es kommt hinzu, dass in einer Weise, die mich bei erneuertem Lesen immer wieder überraschte, der Motivenvorrath Ovid's in seinen Amores (und sonst) Aehnlichkeiten mit dem der höfischen Lyrik aufweist: auch da ist Hute, sind Merker, gibt es ein Scheiden bei Tagesanbruch — und mehr. Die lateinische Poesie fahrender Cleriker, so nahe stehend der älteren deutschen Lyrik, schöpft aus ihm mit vollen Händen. Da ist es denn nicht zu erstaunen, dass gerade die männlichsten, freiesten, begabtesten unter den deutschen Minnesängern dem Römer manche Kunstgriffe abmerken. Walther von der Vogelweide hat es nicht verschmäht, in einem seiner hübschesten Gedichte *Dô der sumer kumen was* (Lachmann 94, 11) sich von Ovid anregen zu lassen: die schöne ausführliche Beschreibung der Landschaft im Eingange deckt sich mit der Erzählung Amores

3, 5; dorther ist der Traum, die Krähe, die Deutung — der Verlauf des Traumes freilich und das Epigramm am Schluss bleiben Eigenthum des deutschen Meisters. In dem Liede *Nemt, frouwe, disen kranz* (Lachmann 74, 20) erinnert die zweite Strophe lebhaft an Amores 2, 4, 34—43; auch *Si wunderwol gemachet wîp* (Lachmann 53, 25) zehrt von Reminiscenzen. Vergleiche, poetische Ausdrücke stimmen noch sonst in ziemlicher Zahl, wie ich gelegentlich zeigen will, selbst der Wechsel von Saaten und Wasser als Mass für den Verlauf der Zeit in Walthers herrlicher Elegie (Lachmann 124, 10 f.) begegnet Remed. amoris 255 ff. Nun ist gewiss von dem, was ich gesammelt habe, Manches zufällig und gehört der poetischen Liebessprache aller Zeiten an, wie sich denn auch die Motive von selbst im Leben stets mannigfach erneuen, aber bewussten oder unbewussten Zusammenhang vermag ich doch wiederum vielmals trotz aller Skepsis nicht in Abrede zu stellen. Besonders nicht, wenn mir doch klar wird, wie derselbe Ovid noch andere Gebiete der deutschen Poesie beeinflusst hat: seine Mahnungen in der Ars amatoria (besonders im ersten und dritten Buch) haben nicht blos vorbildlichen Werth für Thomasin von Zirclaria und mehrere kleine Didaktiker gewonnen, von ihnen ist auch das weitverbreitete Geschlecht deutscher Hof- und Tischzuchten ausgegangen. — Nach und neben Ovid wirken Horaz, Statius, Lucan (vgl. mein Buch über Hartmann von Aue S. 181 ff.), unter den Prosaisten Cicero und Seneca, diese jedoch mehr durch das Medium der kirchlichen Literatur, auf die Blüthe unserer deutschen Dichtung des Mittelalters ein.

Wer nun spotten wollte, könnte leicht sagen: also da haben wir sie, die Renaissance der Staufer! Und da der nächste tiefe Einschnitt in der Bildungsgeschichte des Mittelalters schon in die Mitte des 13. Jahrhunderts fällt, mit der Reception des Aristoteles und der Araber, wie der Abstand zwischen der Encyklopädie des Vincentius Bellovacensis von denen Wilhelms von Conches und des Honorius Augustodunensis ihn kundgibt, so fände sich dann bald eine Renaissance des Interregnums oder des Hauses Habsburg. Burdach hat sich erfolgreich bemüht und müht sich immer noch mehr, die Umwälzung der Bildung zu zeigen, welche zunächst in engerem Kreise unter Heinrich VII. und Karl IV. sich vollzieht: das wäre eine Renaissance

der Luxemburger im vierzehnten Jahrhundert. Das fünfzehnte bringt dann die echte Renaissance — und da wir noch weiter eine Renaissance der Karolinger und eine der Ottonen (an deren Sondergestalt ich nie geglaubt habe) besitzen, so stellt sich uns nunmehr das deutsche Mittelalter als eine einzige grosse Wiedergeburt des klassischen Alterthums dar.

Solchem Spott läge eine ernste Wahrheit zu Grunde: durch die mittelalterliche Schule ist in der That kaum je völlig unterbrochen ein bald stärkerer, bald schwächerer Strom antiker Bildung in das deutsche Leben eingeflossen; nicht immer erhebt sich die dadurch befruchtete Kraft unseres Volkes zu grossen poetischen Schöpfungen, Dichtwerken oder Dichtungskreisen, aber wo irgend kräftige Begabung im Zusammenhange mit wirthschaftlichen, socialen und politischen Verschiebungen selbstthätig hervortritt, da merken wir sofort in den deutschen Versen den vorbrechenden Adel der römischen Cultur. Und das ist, wie ich nunmehr meine, auch beim Minnesange der Fall.

Inhaltsverzeichniss.

III.

Romanische Etymologieen. II.

Von

Hugo Schuchardt,
wirkl. Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften.

An dem festen Gerüste das ich für etymologische Forschungen aufgestellt habe, wird man wohl kaum zu tadeln finden; eher an der Art und Weise wie ich selbst es ausbaue. Ich beanspruche hierin auch keineswegs Nachahmung seitens Anderer, nur Freiheit für mich. Denn von einem solchen Spaziergang — wenn ich mich einer modernen Redewendung bedienen darf — wie dem um das Wort *sapidus* herum, bei dem man nach rechts und links abschweift, wird man manches Unerwartete heimbringen. Ich muss aber angesichts der instinktiven Abneigung welche Viele einer derartigen starken Häufung des Stoffes entgegenzubringen scheinen, nachdrücklich darauf hinweisen dass nie durch das Zuviel, nur durch das Zuwenig ein methodischer Fehler begangen werden kann. Wie eine jede Arbeit mit rohen und versuchsweisen Operationen beginnt, so wird man, um die Herkunft eines Wortes zu ermitteln, zunächst Alles was ihm, innerhalb gewisser räumlichen und zeitlichen Grenzen, ähnlich ist, um dasselbe gruppieren und daraus dann, nach Massgabe der schon gewonnenen sprachgeschichtlichen Erkenntnisse, einen mehr oder weniger grossen Theil ausscheiden; das Uebrigbleibende bildet den Gegenstand der eigentlichen Untersuchung. Oft, ja meistens wird man von vornherein erkennen dass auch diese Masse keinen einheitlichen Charakter besitzt, aber nicht zu gleicher Zeit in wieviel und welche Gruppen sie zerfällt. Es versteht sich von selbst dass wir die Trennungslinien in ihrer Gesammtheit herstellen

müssen, dass wir uns nicht mit einer theilweisen Lösung der Aufgabe begnügen dürfen; denn mag eine solche so ansprechend sein wie sie will, eben als eine nur theilweise läuft sie Gefahr eine unrichtige zu sein. Haben wir als Kinder bei der Patience, dem Zusammensetzspiel nicht oft frohlockt wenn wir Stück an Stück aneinander schoben, bis uns die zurückbleibenden, nicht unterzubringenden Stücke davon überzeugten dass wir auf falscher Fährte waren? Vor diesem methodischen Fehler habe ich z. B. bei der Behandlung der *moite-moscio*-Masse Rom. Et. I, 56f. gewarnt, und hatte um so mehr Anlass dazu als auch Sprachforscher allerersten Ranges dann und wann in ihn verfallen. C. Nigra leitet Arch. glott. ital. XIV, 369f. das *lauelj*, *lajöl*, *ajöl*, *lajô*, *liöl*, *viöl*, *liöu* piemontescher Mundarten und das gen. *lagö̃* von * *aboculus* mit vorgesetztem Artikel her. Es sind ihm natürlich die ähnlichen Namen der Eidechse in andern italienischen oder überhaupt romanischen Mundarten bekannt, und er erwähnt ja auch die Meinung G. Flechias, der in jenen wie in diesen (ich bin Ltbl. für germ. und rom. Phil. 1884 Sp. 283 noch etwas weiter gegangen als Flechia) das lat. *lacertus* wiederfindet. Aber dem schwachen Anklang von *lauelj* u. s. w. an die dortigen Vertreter von *oculus* und * *aboculus* (nur der von Ascoli hervorgehobene von *lauelj* an das *uélj* derselben Mundart hat Etwas zu bedeuten) schenkt er lieber Gehör als allen sonstigen Anklängen, dem des gen. *lagö* an *ligör*, *leguro*, *languro*, *algur* anderer oberitalienischen Mundarten, dem des brozz. *liöu* an berg. (Valle di Scalve) *leà*, pav. *aliö* u. s. w. Kurz wenn wir die romanischen Eidechsennamen (man findet die reichhaltigste Sammlung beim Prinzen L.-L. Bonaparte Names of European reptiles in the living Neo-latin languages in den Transactions of the Philological Society 1882) nach ihrer geringern oder grössern Aehnlichkeit landkartenartig ordnen, so ergibt sich die kleine Nigrasche Gruppe als ein willkürlicher Ausschnitt. Die Beschränkung des Untersuchungsstoffes beruht hier vor Allem auf einer Vorausnahme des Untersuchungsergebnisses, zugleich aber auf einer örtlichen Umgrenzung; sie könnte auf dieser allein beruhen, aber auch auf dem oder jenem andern Präjudiz, z. B. auf einer sehr engen Auffassung dessen was man unter Aehnlichkeit zu verstehen hat. Immer und überall hilft dabei das Bedürfniss nach

Arbeitserleichterung ein: bei zwei oder drei Wörtern werden wir weit eher ins Reine darüber kommen ob und wie sie miteinander zusammenhängen, als bei der doppelten Anzahl, und ebenso werden wir Andern es weit leichter auseinandersetzen. Man rühmt nicht selten die Klarheit und Einfachheit der Darstellung wo sie eigentlich nur auf der Ausschaltung integrierender Elemente beruht; eine solche ist wohl für die lehrhafte, nicht aber für die prüfende Darstellung zulässig. Wenn die von mir dargelegte Entwickelung von *sapidus* im Romanischen allgemein anerkannt sein wird, dann kann man sie durch den Hinweis auf die mehr oder weniger parallele von *tepidus* veranschaulichen und einprägen; er hatte nicht ausgereicht irgend Jemanden auch nur von der Möglichkeit jener Entwickelung zu überzeugen.

Dass bei etymologischen Forschungen die Bedeutungen der Wörter aufs Sorgfältigste berücksichtigt werden müssen, das ist etwas so Selbstverständliches dass man sich kaum getraut es auszusprechen. Aber ebenso unzweifelhaft ist es dass wir mit manchem Worte hantieren ohne über dessen begrifflichen Inhalt so unterrichtet zu sein wie es sich gehörte, sei es dass wir — was besonders häufig ist — die Gesammtheit seiner Bedeutungen nicht überblicken, sei es dass wir die oder eine bestimmte Bedeutung desselben nur annähernd kennen. Wir werden das oft mit der Unzulänglichkeit unserer Hülfsmittel entschuldigen dürfen, und ebenso oft uns damit trösten dass trotzdem die Herkunft des Wortes sich ermitteln lässt; ja diese liegt zuweilen so deutlich vor dass sie ihrerseits seine Bedeutung uns in helleres Licht setzt. Die schwierigern etymologischen Aufgaben jedoch erheischen eine vollständige Vertrautheit mit den Bedeutungen der betreffenden Wörter; in allen Fällen schliesst eine Wortgeschichte ebenso die Geschichte der Bedeutung wie die der Form in sich. Bei unserem Bestreben die Bedeutungen der Wörter festzustellen begegnen wir nun aber oft einer hemmenden Schranke in unserer Unkenntniss von den Dingen. Selbst in der Sprache, der Mundart die wir unser eigen nennen, gibt es eine Menge von Wörtern mit denen wir nur eine ganz unsichere oder verschwommene Vorstellung verbinden, und zwar deshalb weil wir den entsprechenden Dingen, obwohl sie uns von unserer Kindheit an

nahe gelegen sind, keine oder bloss flüchtige Aufmerksamkeit geschenkt haben. Je mehr uns die Dinge selbst entrückt sind, um so mehr wird das Wortverständniss erschwert; die Beschreibung vermag oft nicht zu genügen, es muss das Bild zu Hülfe kommen. Illustrierte Wörterbücher wie sie für die Kultursprachen vorhanden sind, bezwecken allerdings eine Vermehrung und Vertiefung der sachlichen Kenntnisse, sind aber zugleich von grossem Werth für die sprachgeschichtliche Forschung, und sie müssen zu solchen hinüberführen in denen dieser mit Absicht und Umsicht gedient wird. Wir bedürfen mundartlicher Wörterbücher mit eingeschalteten Bildern, wovon das saint-polsche von E. Edmont eine Probe bildet, oder besser mit einem ganzen Bilderatlas, welcher die Ethnographie (und als Anhang dazu die Naturkunde in einem gewissen Ausmass) systematisch darstellt, ein wirklicher Sachindex zum alphabetischen Wortverzeichniss. Schon vor vierzig Jahren gab A. Paganini einen solchen in seinem genuaschen Wörterbuch, freilich auf allzu breiter und niedrer Grundlage, fast im Niveau mit einer Kinderfibel. Natürlich handelt es sich hierbei zum grössten Theile nicht um ganz eigenartige Dinge, sondern um Variationen allgemein verbreiteter, und von diesen wiederum sind es keineswegs die stärksten und ethnographisch wichtigsten die sich in der Sprache abspiegeln. Der Bau des Hauses ist bei den Romanen der einzelnen Gebiete gewiss sehr verschieden, aber das Wort für ‚Haus' ist dasselbe, oder wenn es mehrere gibt — *maison*, *casa* —, so hat das Nichts mit der Bauverschiedenheit zu thun. Mit den Theilen des Hauses verhält es sich schon anders; wenn das Fenster in gewissen Gegenden Italiens *balcone*, in Spanien *ventana*, in Portugal *janella* heisst, so beziehen sich diese Ausdrücke eigentlich auf verschiedene Typen des Fensters. Wie die räumlichen, so haben wir nun auch die zeitlichen Verschiedenheiten der Dinge zu ermitteln und zu erwägen. Manche Herleitungen würden, wenn wir nicht von gewissen geschichtlichen Thatsachen Kenntniss hätten, geradezu unglaublich sein.

Es gibt freilich Thatsachen welche durch Nichts sicherer bezeugt werden als durch die Sprache selbst; aber das sind nothwendigerweise solche ganz allgemeiner Natur. Ein Freund frägt mich ob ich nicht etwa dem Moste eine zu grosse Rolle

zuerkenne wenn ich *moscio*, *mustio* u. s. w. von *musteus* und *mustidus* herleite (Rom. Et. I, 57 ff.). Ich glaube zwar, es liesse sich der Nachweis führen, wenn schon mit einiger Beschwerlichkeit, dass im Alterthum und auch im Mittelalter verhältnissmässig mehr Most erzeugt und getrunken wurde, dass ein allgemeineres Interesse an ihm bestand als heutzutage. Aber am einfachsten und schlagendsten wird doch, wie das a. a. O. S. 59 schon geschehen, jenes Bedenken durch die mannigfachen Bedeutungen des seiner Herkunft nach durchaus nicht fraglichen romanischen *moustous*, *mostos*, *mostoso* widerlegt. Auch auf südfranz. *enmousta*, *mousteja*, ‚mit Most beschmieren' (übertr. *s'enmousta*, ‚sich in einen übeln Handel verwickeln') lässt sich verweisen; die *moustouisso*, ‚Mostbeschmierung' ist eine Strafe für die Winzerin welche eine Traube vergessen hat, falls sie sich nicht von dem Aufseher küssen lassen will. Im franz. *moustapha*, ‚dicker, bärtiger Mensch' hat sich *moustache* mit dem türkischen Namen vermischt; in dem gleichlautenden südfranzösischen Wort (auch *moustafard*), ‚Mann oder Kind mit geschwärztem oder beschmiertem Gesicht' (= *bouchard*, *moustous*) daneben noch *moust*. An meiner Deutung des franz. *moutard* werde ich auch nicht durch den ‚extrait de naissance' irre gemacht den E. Deschanel Les déformations de la langue française ([2]Paris 1898) S. 240f. von diesem Worte gibt; hier ist nicht die Thatsache, nämlich dass vor etwa 70 Jahren die Gassenbuben der Vorstadt Saint-Jacques und die des Stadtviertels Mouffetard sich regelmässige Schlachten lieferten und die letztern von den erstern kurzweg les Mouffetards genannt wurden, dasjenige was ich bezweifle, sondern ihr Zusammenhang mit dem Worte das erklärt werden soll. Endlich bedenke man noch südfranz. *mousta*, *mousteja*, ‚trinken' und ‚im Ueberfluss da sein', *moustina*, ‚roth färben' (vgl. altbearn. *mostos* Rom. Et. I, 59). Im Baskischen bedeutet *muztiki* eigentlich ‚den an den Lippen anpickenden Most', dann auch ‚den falschen Freundschaftskuss' (von *muzti* = *muztio*, *mustio*, *buztio*, *buzti*, ‚Most'; vgl. *busti*, ‚feucht'). Auf deutschem Boden hat *Most* weniger zahlreiche Schösslinge getrieben; immerhin ist neben einem *mostig* der ältern Sprache, das gleich dem engl. *moist* auch ‚jung' bedeutet, ein anderes in Kitzbühel (Tirol) übliches *mostig* zu erwähnen, welches so viel ist als ‚unaufgelegt', ‚nicht

wohl', also dem span. *mustio*, kat. *mustich* nahe steht. Vielleicht hat darauf eingewirkt ein von Höfer verzeichnetes *mussig*, ‚stutzig', ‚schwierig', ‚verdriesslich', wie auf das *mostig* das ich hier in Graz im Sinne von ‚fett und dick', ‚schwammig' höre, das also sich dem oberital. *mostos* und auch dem ital. *moscio* zuneigt, das *mastig* der gemeindeutschen Sprache. Der Wiener Ausdruck *Mostschädel* für einen ‚dicken Schädel mit versoffenem Gesicht', dann für eine ‚blöde Person' sei hier mehr der Vollständigkeit halber erwähnt; er wird besonders für die Oberöstreicher gebraucht, bei denen der Apfelmost sehr beliebt ist.

Im grossen Ganzen jedoch müssen wir mit unsern Schlüssen aus den Wörtern auf die Dinge sehr vorsichtig sein; wir können in dem Bereiche der geschichtlichen Perioden nicht ungestraft solche Sprünge ausführen wie in dem der Vorgeschichte. Nicht selten nehmen Thatsachen die erst mit Hülfe der Sprache vermuthungsweise erschlossen worden sind, ganz den Anschein unmittelbar überlieferter an. Besonders gern spriessen aus Orts- und Familiennamen, ganz ebenso wie aus deren Begleitbildern, Sagen hervor die in Nichts den sonstigen Ueberlieferungen nachstehen. Doch auch mit gewöhnlichen Wörtern geschieht Aehnliches, und ich erlaube mir zwei Beispiele davon mit dem Nachweis der Unterschiebung hier vorzuführen.

Ich habe die Ansicht ausgesprochen (Ztschr. f. rom. Phil. V, 100. XIV, 180) — nicht zuerst wie ich hinterher erfuhr — dass das franz. *gilet* auf türk. *jelek* zurückgeht, welches ebenfalls ‚Weste' bedeutet; die thatsächliche Uebereinstimmung wird man sich am bequemsten in Racinets grossem Werke vor Augen führen. Sache und Namen entlehnten die verschiedenen Völker der Balkanhalbinsel, Griechen, Albaner, Rumänen, Slawen von den Türken, z. B. griech. *γιλέκι*, ‚Weste'. Ferner die andern mit den Türken in Berührung kommenden Romanen, und zwar bezeichneten sie zunächst damit das türkische Kleidungsstück selbst, besonders insofern es die christlichen Galeerensklaven tragen mussten: ital. *giulecco*, *-a*, span. *gileco*, *jaleco* (*xaleco*). Dann aber wurde der Name auch auf die damit mehr oder weniger übereinstimmenden Kleidungsstücke wie sie in verschiedenen romanischen Gebieten üblich waren,

übertragen und schliesslich auf die von Paris aus die civilisierte Welt erobernde Weste. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begann man nämlich dort unter dem Rocke die *veste* zu tragen, und diese wurde nach mannigfachen Schwankungen des Schnittes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verkürzt und ohne Aermel belassen; zugleich damit wurde der alte Name, den das Deutsche bis auf den heutigen Tag festgehalten hat, aufgegeben und durch *veston* und *gilet* ersetzt, von denen dann dieses das andere ganz verdrängte. Man hätte erwarten sollen dass die Franzosen *gilec** schrieben; aber die Endung *-et* war gewöhnlich, *-ec* ungewöhnlich (vgl. *abricot* für **abricoc* u. a.). Ganz dieselbe Bedeutung erhielten in Spanien *chaleco* (in Portugal sagt man eher *collete* als *jaleco*), in Sizilien *cileccu*, in Neapel *gilecco*, in Sardinien *gileccu*, in Nizza *gileco* (auch in der Lingua franca heisst die moderne Weste *dgileco*). In Südfrankreich und Italien bestanden und bestehen daneben andere Ausdrücke für ‚Weste', hier *sottoveste*, *panciotto*, *corpetto*, dort *boumbet*, *bust*, *courset*. In diesen Ländern breitete sich aber auch *gilet* als Lehnwort aus und rückte dicht, fast bis zur Verschmelzung, an seine mundartlichen Varianten heran: in Süditalien erscheint *gilè* nur als die vornehmere Aussprache von *gilecco* u. s. w. Nun will man *gilet* trotz seiner völligen lautlichen und begrifflichen Uebereinstimmung mit *gilecco* von diesem abtrennen und von *Gille(s)*, dem Namen einer stehenden Figur des Théâtre de la foire ableiten; so noch Körting N. 8913 und die sonst so skeptischen Herausgeber des Dictionnaire général. Freilich hatte mir G. Paris Rom. X, 444 in ziemlich entschiedener Weise widersprochen; aber ebend. XIX, 619 gab er etwas nach: ‚la question de savoir s'il s'y rattache [franz. *gilet* an türk. *jelek*] ou s'il provient, comme je l'ai dit, du costume de Gilles, personnage de farces populaires, ne se résoudra que par des preuves de fait.' Welche ‚preuves de fait' stehen denn noch für die von mir vertretene Gleichung aus? Ich denke, sie sind von der Gegenpartei zu erbringen. Natürlich sehe ich nicht als einen solchen Beweis die kategorische Behauptung Honnorats an, welcher in seinem Wörterbuch unter *gilecou* sagt: ‚Éty. de *gille le niais*, bateleur, qui était ordinairement vêtu d'une veste courte et ronde comme un gilet.' Littré (wie Andere vor ihm und nach ihm) drückt

sich hypothetischer aus, nämlich in einer Alternative: ‚Étym. *Gille* le niais, qui portait une sorte de veste sans manche; ou, d'après d'autres, *Gille*, nom, dit-on, du premier fabricant de *gilets*.' Man suchte nach einem Stammwort für *gilet*, man fand kein anderes als den Eigennamen *Gille*, dessen doppeltes *l* nicht weiter störte, und man stellte sich eine so benannte Person als den ersten Träger oder als den Erfinder der Weste vor. Daraus dass das zweite Glied der Alternative ganz aus der Luft gegriffen ist, kann man schon vermuthen dass auch das erste auf keinem festen Grunde ruht. Und es ist mir in der That nicht gelungen in Fachwerken wie denen von Ludovic Celler, Maurice Sand u. A. irgend eine Bestätigung jener Kostümangabe zu entdecken; auch habe ich, einem Hinweis auf Watteau folgend, drei Bände von dessen Stichen erfolglos durchblättert. Am Ende schrieb ich an Herrn Truffier vom Théâtre français, der in gewissem Sinne ein Nachfolger der verschiedenen Gilles ist, und er war so liebenswürdig mir eine Typogravure zu schicken welche einen Gille von Watteau darstellt, indem er hinzufügte: ‚tout le reste est fantaisie'. Da der Gille nur eine Doublette des Pierrot war, so ist auch das Kostüm in dem er sich hier zeigt, — wie das übrigens allgemein bezeugt wird — das bekannte des Pierrot, der weisse, geschlossene, bis an die Mitte der Oberschenkel reichende Rock, mit überaus langen Aermeln, der bei Niemandem die Vorstellung einer Weste erregen wird. Ich will nun den Fall setzen dass wirklich ein Gille mit einem westenartigen Wamms ans Licht käme; es würde dennoch diese Wagschale nicht unter die andere sinken, es müsste noch der Nachweis hinzukommen dass ein derartiges Wamms auf das Publikum einen besondern Eindruck machte und von ihm die Veränderung der Herrenmode damit assoziiert wurde. Denn, Zufall gegen Zufall, würde nicht der der wunderbarere sein dass *gilet* und *gilecco*, ohne von Haus aus etwas miteinander zu thun zu haben, in der Bezeichnung eines bestimmten Kleidungsstückes zusammengetroffen wären?

Mit dem *gilet* des Possenreissers Gille besitzt die *campana* des heil. Paulinus von Nola in Campanien († 431) eine grosse innere Verwandtschaft. Bis auf den heutigen Tag wird immer und immer wieder die Nachricht aufgetischt dass er die Glocken wie sie in den christlichen Kirchen verwendet werden, erfunden

habe; aber ebenso wird seit Jahrhunderten nicht nur darauf hingewiesen dass diese Nachricht jeder Begründung ermangelt, sie ist auch von den verschiedensten Seiten direkt widerlegt worden. Ja selbst ihr etymologistischer Ursprung liegt längst am Tage. Wie im Mittelalter die grosse Glocke *campana*, so hiess die kleine, die Schelle *nola*, — beide Ausdrücke erscheinen in den Glossaren als Synonyme nebeneinander, und wie das eine Wort sich thatsächlich auf Campanien bezieht, so bezog man das andere auf Nola, und fand in jenem Bischof, der so viel für den Kirchenbau gethan hatte, den Verknüpfungspunkt (s. jetzt F. X. Kraus Geschichte der christlichen Kunst II, 487, Anm. 3). Das ist, wie schon Daniel bei Ersch und Gruber anmerkt, nicht einmal im Kreise der sprachlichen Erwägungen zulässig; die Stadt heisst *Nōla*, die Schelle *nŏla*, wie uns eine Fabel des Avianus (VII, 8), eines Zeitgenossen vom heil. Paulinus lehrt. Freilich hat einer der neuesten Herausgeber des Avianus, Robinson Ellis (1887) gegen die handschriftliche Ueberlieferung Bedenken (s. S. 9. 64): ‚the ŏ ougth to be long‘, und er tröstet sich nur mit der Messung *Nŏlanus* bei Prudentius; er übersieht aber dass wenn von dem Namen der Stadt der Name für ‚Glocke‘ abgeleitet wäre, dieser nicht *nola*, sondern *nolana** lauten müsste; das haben sogar die neuern Botaniker gefühlt, und der *campanula*, der Glockenblume nicht eine *nola* oder *nolula**, sondern eine *nolana* beigeordnet. Ganz zu geschweigen dessen dass die *nola* keinesfalls eine Erfindung der christlichen Zeit war, sondern nichts Anderes als das *tintinnabulum* der Alten. Diez sieht zwar vom heil. Paulinus ab, folgt aber sonst der mittelalterlichen Mähr, indem er unter *campana* sagt: ‚So genannt von der Landschaft *Campania*, wo die Glocken zuerst für den Gottesdienst eingeführt wurden, s. Ducange.‘ Und er hatte doch einen neuen Grund gegen diese Ueberlieferung in der Hand. Er fährt nämlich fort: ‚Das älteste Zeugniss des Wortes bei Isidor 16, 24: *campana* „statera unius lancis“ e regione Italiae nomen accepit; ihm also bedeutet es Schnellwage von der Aehnlichkeit der Einrichtung, und entsprechende Bedeutungen hat auch das wal. *cumpănă* Wagschale, Brunnenschwengel.‘ Es ist ja nun möglich dass von zwei Bedeutungen die früher bezeugte die jüngere ist; hiergegen spricht in unserem Falle das Rumänische, das ebenso

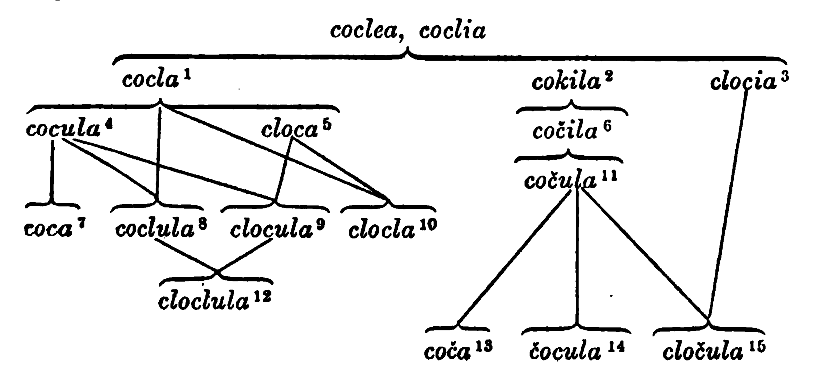
wie das Kirchenslawische das Wort nicht in dem Sinne von ‚Glocke', sondern nur in dem von ‚Wage' (oder in einem darauf gegründeten) kennt, und im Griechischen sind wenigstens, so viel ich sehe, *καμπανός*, *καμπανόν*, ‚Wage' (wohl nach *στατήρ*, *στατέρι*, wie *campana* nach *statera* oder *libra*; ital. *campano* = *campana*, *campanello* = *campanella* sind hier nicht zu vergleichen) und *καμπανίζειν*, ‚wägen' weit früher belegt als *καμπάνα*, ‚Glocke' und *καμπανίζειν*, ‚läuten' (wie ja im Osten die Glocken erst spät aufkamen und nie recht heimisch wurden). Und wenn es im Allgemeinen das Wahrscheinlichere ist dass das ältere Ding den Namen früher trägt — und die Schnellwage war ja etwas Altes —, so begreift man nun im Besondern wie die neu aufkommende Läutevorrichtung, insofern sie auf einem geraden ungleicharmigen Hebel beruhte, ebenso gut nach der Schnellwage benannt werden konnte wie der Brunnenschwengel; das Umgekehrte lässt sich schwer denken. Am gerathensten erscheint es indessen von einer Aufeinanderfolge der beiden Bedeutungen gänzlich abzusehen; jede mochte sich selbständig aus der allgemeinen Bedeutung ‚campanisches Metallgeräth' entwickelt haben. Und zu dieser Annahme sind wir fast gezwungen sobald wir feststellen dass man nicht bei Isidor, sondern bei Plinius (H. N. XVIII, 360), also um ein halbes Jahrtausend früher das älteste Zeugniss für dieses Wort findet und zwar offenbar in dem Sinne von ‚Glocke'. Wie *campana* aus der christlichen in die heidnische Zeit hinaufreicht, so *tintinnabulum* aus der heidnischen in die christliche herab; und dieser Kontinuität der Namen entspricht die der Sache. Auch im christlichen Gottesdienst waren zunächst die mit der Hand geschlagenen oder geschmiedeten Handglocken üblich, und ganz allmählich traten die grössern gegossenen Glocken an ihre Stelle; es handelt sich also um keine christliche Erfindung. Am ausführlichsten hat dies dargethan der Abbé L. Morillot in seiner Étude sur l'emploi des clochettes chez les anciens et depuis le triomphe du christianisme, Dijon 1888; er bemerkt zusammenfassend: ‚C'est mal à propos, selon nous, qu'on a recherché quel fut l'inventeur des cloches d'église. Il n'y avait pas lieu de poser la question. Les instruments sonores à percussion employés par les anciens pour appeler le peuple aux assemblées, aux bains, aux marchés, aux cirques,

se trouvèrent tout naturellement indiqués, quand les évêques ou les prêtres purent réunir les chrétiens ouvertement, au grand jour et non plus secrètement, dans les mystérieuses galeries des catacombes. La convocation des fidèles pour la sainte messe dut se faire par les procédés, les signes dès longtemps usités pour toutes les réunions publiques' (S. 112). Auch der nordromanische Name für die Kirchenglocke, ***clocca* ist nicht an das Christenthum gebunden; im südlichen Grenzstreifen wo er sich mit dem südromanischen *campana* begegnet, gilt er noch von der Viehglocke, der Viehschelle: port. *chǫca*, ast. *llueca* (im Westen *choca*, *chueca*), *lloquera*, *-u*, gallo-ital. bis mindestens nach Parma im Süden (hier *ciocarlẹn*, ,Schelle', *ciochẹra*, ,Schellenhalsband'), zum Theil auch in venet. Mdd. *ciǫc(c)a* — doch piem. *ciǫca* im Sinne von ,Kirchenglocke' und ebenso altmail. *ciocca*, neben welches Wort Cherubini ein altital. *glogga* setzt (vgl. bask. *ezquila* u. s. w., ,Kirchenglocke' } span. *esquila*, ,Schelle'). Der Umstand dass bei den Inselkelten und Angelsachsen das Wort am frühesten bezeugt ist (altir. *cloc*, ags. *clucge*, mlat. *cloc[c]a*), und der andere dass bei ihnen die ursprünglichen Handglocken in der Kirche am längsten im Gebrauch geblieben zu sein scheinen, wie deren besonders in Irland viele aufbewahrt werden — die Patricksglocke würde, wenn sie echt wäre, die älteste sein (Kraus Geschichte der christlichen Kunst I, 609. II, 487f.) —, haben auf den Gedanken geführt, es sei das Wort ein ursprünglich keltisches. Indessen finden wir auf romanischem Boden passende Anknüpfungspunkte dafür, auf keltischem keinen. R. Thurneysen Keltoromanisches S. 95 nimmt soviel ich sehe allerdings an dass das Wort bei den Kelten aufgekommen sei, und zwar bei den Britten, ist aber der Herleitung von onomatopoetischem *klukk-*, *klokk-* geneigt. Dass Diez diese ohne Weiteres abgewiesen habe, ist nicht richtig. Ganz im Gegentheil; er sieht hier zwar nicht, was Thurneysen thut, eine Beziehung der Glocke zum Glucken der Henne, aber er sagt von dem Worte ausdrücklich: ,die zahlreichen mit *kl* anhebenden Schallwörter deuten darauf hin, dass es in dieselbe Classe gehört', und erwähnt Notkers damit übereinstimmende Auffassung. Er hätte aber nicht auf das ahd. *klochôn*, ,schlagen' verweisen sollen, sondern auf das in der gleichen Lautnachahmung mit ihm wurzelnde romanische ***cloc-*

care (engad. *clocar*, *-ker*, schweiz.-franz. [wall.] *hllocçâ*, oberital. *cioca(r)*, port. *chocar*, daher span. *chocar*, franz. *choquer*), ‚schlagen‘, ‚klopfen‘, ‚lärmen‘ u. s. w. (vgl. franz. *claquer* u. s. w.); es entspricht ganz dem lat. *pulsare*, welches ja im Mittelalter vom Läuten der Glocken gebraucht wurde. Und in diesem besondern Sinne kommt auch **cloccare* vor, z. B. com. *ciocà*, parm. wenigstens *ciocar il campani*. Bresc. *ciǫch*, gen. *ciǫccu*, südfranz. *cloco*, *clouoco* u. s. w. bedeutet ‚Glockenschlag‘; gen. scheint *ciocca* im Sinne von ‚Glocke‘ zu fehlen, südfranz. ist *cloco* u. s. w. in diesem Sinne fast ganz durch *campano* verdrängt, altprov. *cloca* kommt in beiden Bedeutungen vor. Der onomatopoetische Charakter des Wortes würde seinen Uebertritt ins Slawische begünstigt haben; in kirchensl. **клакоlъ**, russ. *колоколъ* finde ich nämlich das romanische **clocca* (*-ula*) wieder (vgl. rum. *clópot* zu kirchensl. **клопотъ**, ‚Geräusch‘, serb. *клепет*, ‚Geklapper der Kuhglocke‘, *клепка*, *клепетуша*, ‚Kuhglocke‘ u. s. w.). Die Herleitung von **clocca* aus **cloccare* befriedigt zwar; sie ist aber nicht die einzig mögliche. Ich erwähne zunächst eine welche mit der eben dargelegten sachgeschichtlichen Auffassung nicht im Einklang steht. Wollte Jemand annehmen dass unsere Glocken sich aus mehr oder weniger vertieften Schallbecken (Gongs, Tamtams, Cymbeln — man hatte ja noch in später Zeit Cymbelglocken) entwickelt hätten, so dürfte er vielleicht an *coculum*, *-a*, ‚Kochgeschirr‘ (s. auch DC.) denken, das im ital. *cǫgola* (Val.), valcamon. *cǫcole* (Rosa), ‚Pfanne‘ fortlebt. Das letztere ist ebenso wie franz. *coquemar* (von *cucuma*) durch das gleich zu besprechende **coccula*, **cocca* beeinflusst worden, und daran schliessen sich mit romanischen Suffixen südfranz. *couquello*, ‚dreifüssiger Kessel‘, ‚Kasserol‘ ‚cloche de cuisine‘ (= *clocho*, *clouocho*) — N. du Puitspelu sieht in dem gleichbed. lyon. *coquelle* das altfranz. *cloquelle*, ‚kleine Glocke‘ — (vgl. auch schweiz. [jur.] *cokuel*, ‚écuelle‘), franz. *cocotte*, auch südfranz. (Aude) *coucoto*, ‚Art Kasserol‘ und franz. (bei Rabelais) *coquasse*, dass.

Aber wenn wir nun jenes Wort aus dessen Einmischung die inlautende Tenuis der letztgenannten Wörter zu erklären ist, näher untersuchen, so entdecken wir dass **clocca* mit weit grösserer Wahrscheinlichkeit sich unmittelbar aus ihm herleiten lässt. Es ist *cochlea*, welches, obwohl im Lateinischen

ein Fremdling, sich in Form und Bedeutung stärker differenziert hat als irgend ein anderes lateinisches Wort und uns besser als irgend eines zu lehren vermag wie wenig alle ‚Gesetze' des Laut- und des Bedeutungswandels für die geschichtliche Erklärung der Wörter ausreichen. Wegen dieses methodischen Werthes und nicht wegen der Beziehung zu *campana*, von dem aus mich allerdings ein Seitenweg darauf geführt hat, werde ich dem Worte *cochlea*, das heisst seiner romanischen, zum Theil auch seiner germanischen und keltischen Nachkommenschaft einige Seiten dieser Einleitung widmen. Wollte ich ihm eine eigene Abhandlung widmen, so würde ihr Umfang den der vorliegenden weit übersteigen. Ich bilde mir weder ein eine erschöpfende Zusammenstellung zu liefern (nicht Weniges übergehe ich absichtlich) noch eine in allen Einzelheiten unanfechtbare; die von Andern gegebenen Herleitungen lasse ich unerörtert, nicht als ob ich gegen sie (und auch gegen die jüngste, eigentlich sehr alte und schon von Diez abgewiesene *cocca* } *caudica* von Nigra Arch. glott. ital. XV, 128) keine Einwendungen zu erheben wüsste, sondern weil die wesentlichste jene oben angedeutete allgemeine ist dass die Wörter mehr oder weniger willkürlich aus ihrem lautlichen und begrifflichen Verband herausgehoben werden, und sie sich eben ohne Weiteres durch die Darlegung dieses Verbandes erledigt. Ich verspare einige Gruppen bestimmter Bedeutungen auf später und gebe fürs Erste eine rohe genealogische Uebersichtsskizze der einfachen Formen von *cochlea*, der ich die romanischen Belege folgen lasse:



Zur weiblichen Endung *-a* ist überall die männliche *-o* hinzuzudenken; das *-o-* des Stammes tritt nicht nur, seiner Quantität entsprechend, als *ǫ* auf, sondern auch als *ọ*, und *cuchliae* kommt ja schon im Edikte Diocletians vor. Ueber den Wechsel von *-c-* mit *-cc-* s. S. 16, über den von *-o-* mit *-a-* S. 26 f.

1. **cocla* (vgl. *cocla* C. gl. lat. IV, 472, 35, *cotla* ebend. V, 626, 3). Die Lautverbindung *cle*vok., *cli*vok. war unbeliebt und wurde auf mehrfache Weise beseitigt, und zwar hauptsächlich durch Tilgung des *e*, *i*, wie in *Heracla, Thecla, tricla* u. s. w. (Ztschr. f. rom. Phil. XXIII, 333); vgl. übrigens gr. *κόχλος* (auch bei Plin.). In romanischer Gestalt kann ich **cocla* von **coclia* nicht unterscheiden (hingegen steckt in *cucchiaio, cuiller* eher **cocliarium* als **coclarium*), anderseits fällt es mit einem frühen **cocc'la* (s. unter 4) zusammen: siz. *cogghia*, ‚Spirale', abruzz. (gessop.) *cǫcchie* w., ‚Scherbe', (lanc.) *cǫcchie* w., ‚Rinde' (des Brodes), ‚Schale' (der Nuss, der Mandel, wohl auch des Eies, der Schnecke), riet. *cǫcchia*, ‚Rinde', ‚Schale', mod. *cǫccia*, ‚Schale' (doch möchte ich darin — trotz Flechia Arch. glott. ital. II, 335 — wegen des daneben stehenden *cǫza* ein Lehnwort aus dem Toskanischen erblicken), piem. *cocia*, ‚gröbstes Flachswerg' (vgl. S. 18), istr. (pir.) *coghia*, ‚Schnecke'; dazu *scuciól*, mod. ‚Becher', bol. ‚Scheitel' (des Kopfes). Wie ich unter 7 auseinandersetzen werde, ist auch ein **cacla* möglich, und als dieses, oder vielmehr als **caclo* bin ich geneigt zunächst friaul. *caj*, ‚Schnecke' aufzufassen, das freilich wegen seines *j* ebenso entlehnt sein müsste wie *scoj* (ital. *scoglio*). Ferner span. gal. md.-port. (rio-fr. mirand.) *cacho*, ‚Stück', ‚Scherbe' (= port. *caco*), port. ‚Nacken', span. ‚Scheibe', ‚Schnitt' (von Obst — doch ist hier Vermischung mit *catulus* eingetreten); davon abgeleitet span. *cacharro*, ‚Scherbe', port. *cachóla*, ‚Hinterkopf', ‚Kopf', *cachimonia*, ‚Hirnschale' u. a. Wegen des *ch* } *ccl* vgl. port. *facha*, span. *hacha* } **faccula*. Endlich norm. pik. (nach Rolland) *cayeux*, *cailleu*, ‚Miesmuschel', alt- und md.-franz. *cail, chail, -le*, franz. *caillou* u. s. w., ‚Kieselstein' (vgl. S. 32). Wegen der Bedeutung vgl. *κόχλαξ*, dass. (daneben auch mit *a*: *κάχληξ*), lat. *coclaca* (‚coclacae dicuntur lapides ex flumine rotundi ad cochlearum similitudinem' Paul. Diac. S. 39 M.), welches Caelius Aurelianus mit *cochlea* wiedergibt.

2. **cokila*. Hier ist ein zweites Mittel zur Beseitigung von *cli*[vok.] angewandt worden, die Umstellung wie bei *trichila*, **nukilo*, **trokila* (Ztschr. f. rom. Phil. a. a. O.). Es ist dies eine Uebergangsstufe deren unmittelbares Abbild wir im heutigen Romanisch nicht erwarten dürfen.

3. ₊*clocia* (vgl. *clocea* C. gl. lat. V, 543, 22). Eine solche Umstellung des *l* ist etwas ganz Gewöhnliches, sie wiederholt sich bei ₊*cloca* } ₊*cocla*, und lag hier wegen der Unbeliebtheit von *cli*[vok.] besonders nahe. So altital. *croccia*, ,Auster', teram. *clọcce* m., ,Eidotter' (wenn nicht etwa mit *ὠοῦ κρόκος*, neugr. *κροκάδι*, dass. zusammenhängend; doch vgl. neap. *coccone*, dass. und alb. *kakerδóḱ*, *kokerδóḱ*, ,Augapfel', ,Eidotter', nach G. Meyer Alb. Wörterb. S. 195 = ital. *coccola d'occhio*), kal. *crozza*, ,Schädel', ,Kopf', siz. *crozza*, dass., ,Stein' (,pietra tondeggiante di cui la superficie sia senza terra: macigno'), bearn. *cros*, ,Eischale', südfranz. *clos*, (rouerg.) *clouosse*, ,Schale' (des Eies, der Nuss), ,Kern' (ist von *closc* — s. S. 49 — schwer zu scheiden; doch zu Béziers sind *closses* ,Oeltrestern' und *closques* ,Kerne'), (alp.) *croso*, ,Schote', ,épluchures', altfranz. *cruise*, *cruse*, *cruche*, main. aun. *crousille*, poit. (,Nussschalen') *crucheas*, centralfranz. burg. *creuse*, *creuge*, franche-comt. jur. *creutche*, *creûche*, *crutze*, *crosille*, schweiz.-franz. *creutze*, *crutsche*, *critsche*, *craisa*, *craisilla*, sav. (albertv.) *crouize*, borm. *crös*, gredn. *crọsa*, oberl.-graub. *crosa*, *cries*, ,Schale' (der Muschel oder der Schnecke, des Eies, der Nuss, zum Theil auch von andern Früchten), obereng. *crös*, ,Schale', ,Kern' (der Steinfrucht); auch sulzb. *crọs*, ,Stein'? Wie man sieht, weist ein grosser Theil dieser Formen ein stimmhaftes *s* auf, das kaum aus den suffixbetonten in die stammbetonten übergegangen ist, vielmehr auf die Einmischung eines andern Wortes deutet. Wir werden dabei am ehesten an ₊*crọsus*, ,hohl' denken, nur dass dieses selbst bezüglich seines Ursprunges dunkel ist; übrigens findet sich auch dieses Wort zuweilen mit stimmlosem *s*, z. B. centralfranz. *crosse*, ,Loch im Flussufer, wo sich die Krebse verbergen' (also ziemlich dasselbe wie franz. *crosne*, *crône*). Auf **clocia* geht auch altfranz. *cruise* im Sinne von ,Krug' (*cruisille*, ,conque') zurück, daher engl. *cruse*, *cruise*, mittelholl. *kruise* (auch holl. *kroes*), nord. *krús*, dän. *kruus*, schwed. *krus*, deutsch *Krause*, *Kraus*

(vgl. S. 21) und weiterhin *Kräusel* { *Kreisel*. Beim Kreisel könnte allerdings auch die Aehnlichkeit mit der Schnecke zu Grunde liegen (vgl. magy. *csiga*, ‚Schnecke‘ und ‚Kreisel‘); sie scheint aber auf romanischem und germanischem Gebiete kaum namengebend geworden zu sein (doch vgl. südfranz. [agd.] *carcoi*, ‚kleiner Kreisel‘ zu *caragol*). Endlich stelle ich ital. *chiọccio*, ‚kränklich‘ hierher, weil sich in gleicher oder ähnlicher Bedeutung *ciocch*, *cucch* und *coccio* vorfinden (s. S. 21. 25f. 29); freilich berührt sich ital. *chiocciare*, ‚kränkeln‘, ‚pimpeln‘ (ebenso obw.-graub. *clutschar*, südfranz. *clousseja*) einerseits mit *chiocciare*, ‚glucksen‘, anderseits mit *chiocciare*, ‚hocken‘, welches letztere aber, wie man S. 50 sehen wird, sich auch an *cochlea* anschliesst. Wenn Lippi im Malmantile (VIII, 33) sagt: ‚quel vecchio *chioccia* di Sileno‘, so denkt er oder das Volk dem er es nachspricht, gewiss an die Gluckhenne; aber es ist doch, wie die Erklärer angeben, nichts Anderes als ‚vecchio malandato‘. — Wenn im Neugriechischen der Nachttopf *χλοκιόν* neben *κοκλί*, *κουκλί* heisst (vgl. S. 22), so durfte G. Meyer (Neugr. St. III, 31), da ihm östr. ‚Scherben‘ in derselben Bedeutung wohl bekannt war, nicht auf lat. *cloaca* verweisen.

4. **cocula*. Aus **cokila* konnte zwar ein **cocula* entstehen; fast leichter aber entfaltete sich *u* unmittelbar zwischen *c* und *l*, wie in *Aesculapius*, *Hercules*, *Agathocules* u. a. (Fleckeisen und Ritschl setzen ein *coculea* für *cochlea* bei Plautus an; es ist mir wegen der Betonung unwahrscheinlich, es müsste denn *nuculeus* als Vorbild gedient haben), besonders unter dem Einfluss von *aedicula*, *oculus*, *poculum*, *vinculum* u. s. w., wofür ja schon in früher und zum Theil frühester Zeit *aedicla*, *oclus*, *poclum*, *vinclum* u. s. w. gesagt wurden. Entweder nun theilte es deren Geschick, verschmolz also wieder mit dem ursprünglichen **cocla*, oder es wurde als Deminutiv zu einem **coca* (S. 21 ff.) gefühlt und wahrte dann, wenigstens bis in spätere Zeit, sein *u*. Nur um dieses **cocula* handelt es sich hier. Das intervokalische *c* erscheint in der ganzen Reihe dieser Formen sehr häufig als doppeltes; das letztere liesse sich zwar aus der Stellung des *c* vor *l* erklären (vgl. **ploppus* } *pōpulus*), aber wir werden es vorziehen den Einfluss laut- und sinnähnlicher Wörter, der anderswo in der Entwickelung von *cochlea* zu Tage tritt, auch hier anzunehmen. Es sind dies *concha*, *conchylium*,

,Muschel', *κόκκαλος*, ,Pinienkern' (*κοκκάλια*, *κοκάλια* oder *κωκάλια* bei Aristot. *π. ζ. ἱ.* IV, 38, eine ,Schneckenart'), besonders aber *coccum*, ,Kern' (von Baumfrüchten) und ,Beere'. Auf dieses letzte allein mag ital. *cọccola*, ,Beere' (des Wachholders, des Lorbeers u. s. w.); daher wohl obw.-graub. *cocla*, ,Beere'), ,Olive', (?) ,Zapfen' (der Cypresse), zurückgehen, höchstens in der Endung beeinflusst; aber schon in der scherzhaften Bedeutung ,Kopf' berührt es sich mit *cochlea* — vgl. auch ,mutar (barattar) le noci in *coccole* = *chiocciole*'. Das Parmasche hat *cocla*, ,Schraubenmutter' = ital. *chiocciola* (während lat. *cochlea* die Schraube selbst bezeichnet). Wiederum entspricht das aus dem altitalienischen Boethius verzeichnete *coccolo* nicht ohne Weiteres dem *cochlea*; denn es ist die Purpurschnecke gemeint, und wir müssen bedenken dass lat. *coccum* auch ,Scharlachbeere', ,Scharlachfarbe', ,Scharlachgewand' bedeutet, wie ital. *cọccola* das erste, *cọcco* die beiden letzten. Das Altfranzösische kennt *cocle*, ,Schnecke' (vgl. *cocula marina* bei DC. [ital. 9. Jahrh.]); dasselbe Wort ist engl. *cockle*, in dem engen Sinne, wie das franz. *coque*, von ,essbarer Herzmuschel' (und Schale derselben; galt früher auch von andern Muscheln, bes. der Kammmuschel). Ableitungen davon sind norm. (guern.) *coqu'lin*, ,Meer- oder Süsswasserschnecke', *coqu'luche*, ,Purpurschnecke'. Man darf **cocula* auch in port. *cágado*, ,Schlammschildkröte' suchen, wie ja *conchula* (vgl. ,testudo, *conclea*' C. gl. lat. II, 595, 19) in dem gleichbedeutenden port. *sapo cóncharo* = *sapo concho* (vgl. *lúparo* = *lúpulo*) steckt (+ **coclula* S. 27), und in ital. *gongola*, nach Tommaseo-Bellini ,Miesmuschel', nach Cherubini (Voc. mil.-it. unter ,tartarùga') ,Schlammschildkröte'; vgl. die in demselben Sinn von Cherubini (unter ,bissa scudelléra') angeführten ital. *cucchiara*, *cucciara* } **cochlearia*, ferner siz. *scuzzar(i)a*, ,testudo mydas', wo sich *scutum* (vgl. ital. *botta scudaia* oder *scudellaia*) eingemischt hat, und *pisciacozza*, dass. Das *d* von *cágado* für *r* oder *l* mag sich aus Anlehnung an *cagádo* (s. unten S. 26f.) erklären; vgl. übrigens südfranz. *cagadaulo* neben *cagaraulo*, ,Schnecke'. **Cocula* gilt nun vorzugsweise für die Schale der Weichthiere und dann für jede andere Schale. So altfranz. *cocle* auch ,Baumrinde', bellun. *cocol* nicht nur ,Schneckenhaus', sondern auch sonst ,Schale', neap. *cuoccolo*, ,Schale' (des Eies u. s. w.), *cọccola*, ,Schale' (des Eies, der Nuss, des Reis-, Hirsen-

u. s. w. -kornes), abruzz. (alf.) *cuocchele* m., ‚grüne Schale' (der Nuss, der Mandel, wofür auch [lanc.] *cọnghele,* [teram.] *cunghele* m. } * *conchulus*). Für Schale und Inhalt zusammen: friaul. *cocule,* bellun. *cucola,* romagn. *cọcla,* sard. (sorg.) *cocoro,* ‚Nuss'. Hierher (doch vgl. S. 17 oben) ital. *cọccola,* ‚Zapfen' (der Cypresse), altspan. altkat. *cócalo,* mail. (saronn.) *coccorin,* dauph. *coucouri,* rouerg. *coucorèco,* ‚Tannenzapfen', ast. *cúcara,* bellun. (nach G. Ferraro[2] Gloss. monf. S. 38[a]) *cocola,* ‚Gallapfel'? Vgl. alb. *kakerúk,* ‚Nuss' (*kókere,* ‚Beere'). Während hierbei zuweilen auf die Schale der Hauptnachdruck gelegt wird: rouerg. *cocorau,* ‚grosse noix médiocrement pleine', so wird anderseits nur der Inhalt gemeint: abruzz. *cucurumíje, chichele, chẹcchele, chichere* m., ‚Nusskern', wo sich ital. *chicco,* ‚Kern' eingemischt hat, das selbst *coccum* + *ciccum* ist. Aber in diesem Sinne pflegt das Wort eine eigenthümliche Umgestaltung durchzumachen: wie der Name des Eies, *coco* u. s. w. (s. S. 22) mit dem Schrei der Henne die ein Ei gelegt hat (ital. *coccorè, coccodè*), sich assoziiert, so wird der Nusskern geradezu mit dem Hahnenschrei benannt, gleichsam als Hahnenei, abruzz. *chichelechì, checchelecchè,* pist. *chicchirichì,* tess. (arb.) *chichirighii,* mail. *cucurucùu,* veltl. *cuccurrucù* (brianz. *cantacucùu*), rover. *cucurugù* (auch ‚Pinienzapfen', ‚Pinienkern'), piem. *cuculucù,* südfranz. *cacaraca, quiquiriqui, cocorocò* (diese auch ‚Tannenzapfen); vgl. sard. *cuccuruddù,* ‚Gallapfel'. Hierher gehört ferner lucc. *cọccora,* ‚Eierschwamm' (südfranz. *coucourlo,* dass. bedeutet auch ‚Kürbis', wie umgekehrt gal. *cogorda* ‚Baumschwamm'). Aus dem Pflanzenreich überhaupt noch mancherlei mehr Vereinzeltes, wie mail. (brianz.) *cọcora,* ‚ein gewisser Fehler im Flachs', piac. *cọcla,* ‚gröbstes Flachswerg'. Wichtig ist die weite Verbreitung von **coculus* (*-a*) — erklärt dies etwa das bekannte *cauculus* für *calculus*? — in der alten Bedeutung von ‚rundem, insbesondere in fliessendem Wasser abgerundetem Stein', ‚Kieselstein', zum Theil neben **cotulus*: friaul. *cogul* (*concul*), ven. *cogolo* (von wo die Mineralogen wohl das Wort in die Schriftsprache eingeführt haben; sie sagen auch *cogoletti,* ‚globuletti'), trev. *cogolo* (= *codolo*), bellun. *cogol* (= *codol*), berg. (valle-cav.) bresc. mant. *cọgol,* abruzz. *cọchele* w. (Dem. agnon. *cuclicchie*), siz. (am Aetna) *cocula*; daher engl. *cockle-, coggle-(stone),* ‚Kiesel' seit etwa 1400 belegt, das sich mit *pebble,* dass. zu *cobble,* dass. ver-

mischte. Daran schliesst sich $_*$*cocula* (*-us*) in der Bedeutung ,Holzkugel' (zum Spielen) u. s. w.: altvenet. *cuogola*, *cugola* (Mussafia Beitr. S. 48), mlat. (Riva, 13. Jahrhundert) *cugula*, *cugolla*, ,Spielkugel', lad. (gredn.) *codla*, (abt. enneb.) *cǫgora*, ,Kegelkugel', ,Kugel' im Allgemeinen (*cogoré*, ,rollen'), cremon. *cǫgoula*, mant. *cugola*, ,Truccokugel' (so mant. nach Arrivabene, ,Ball beim Schlagballspiel' nach Cherubini), cremasch *cǫgoi*, ,Kegelspiel', abruzz. *cǫchele* w., ,boccia' (auch ,Kniescheibe', wie friaul. *cocule*), agnon. *cuoccla*, ,palla', kal. (regg.) *cocula*, ,Kegelkugel', tar. *cocla*, ,Holz- oder Eisenkugel zum Spielen', ,jeder runde Gegenstand' (Dem. *cuculecchia*), siz. *cocula*, ,boccia', südsard. *coccoroni*, ,Ball', ,Kugel'. Ich bin geneigt das deutsche *Kugel*, das erst im Mhd. auftaucht und noch nicht etymologisch festgelegt ist, auf dieses romanische Wort zurückzuführen; die von Kluge angegebenen rheinischen Formen *Klugel*, *Krugel* (vgl. unten S. 27 $_*$*clocula*; slow. *krǫ̂gla*, kroat. *krugl(j)a*, ,Kugel' sind hier von keinem Belang, da sie sich offenbar an *krǫ̂g*, *krug*, ,Kreis' anlehnen) bestärken mich darin. Die für ital. *cǫccola* schon erwähnte Bedeutung ,Kopf', ,Schädel' ist in den verschiedensten Gegenden bekannt, so romagn. *cǫcla*, lecc. *cóccalu* (vgl. *κόκκαλος*), tar. *coccoro*; so auch, durch Verbindung mit *chiereca*, ,Tonsur', neap. *chierecuoccolo*. Da wir den Uebergang von ,Schneckenhaus' zu ,Scherbe' auch sonst finden, so dürfen wir unser *Kachel*, ahd. *kahhala* auf *cochlea* beziehen; vgl. tar. *caccolo* neben *caccavo*, ,Art Kessel' } *caccabus*. Aus der kegelförmigen Zuspitzung der Schnecke erklärt sich ihre Uebertragung auf ,Spitze', ,Gipfel', wie sie in sard. *cuccuru*, *cuccuruddu* (jenes auch,Scheitel des Kopfes'; süds. *cuccurucciu*, *-udu*, ,bauchig', ,gewölbt', ,kuppelhaft') vorliegt, sowie in port. *cucuruto*, *-a* (vgl. ast. *cuguruta*, ,cocorota' [?], ,coronilla'); so auch piem. (nach Zalli) *cocola*, (alb.) *cugula*, ,Kuppel'. Vielleicht ist hierher zu ziehen tar. *cucuruzzo*, ,Brodranft' (= ital. *cocuzzolo* del pane) als ,Spitze' des Brodes; es mag aber auch als ,Kruste' des Brodes (vgl. S. 30) gedeutet werden; vgl. im erstern Falle sard. *cugurista*, *cogorosta*, (süds.) *chighirista*, ,Hahnenkamm', wo sich *crista*, und im andern Fall sard. (bit.) *coccorosta*, ,Kruste', wo sich *crosta* eingemischt hat. Wenn aber E.-G. Parodi Rom. XVII, 59 port. *cogulo*, gal. *cugulo*, ,Uebermass' (davon port. *cogular*, ,über den Rand voll machen') mit **coccŭlo*

verbindet, so übersieht er dass hier das früh und viel bezeugte *cucullus* vorliegt, indem bei der Ueberfüllung eine Kappe oder Haube entsteht. In dem gleichbedeutenden altgal. oder altspan. *cogolmo*, sowie in abruzz. *cucrummozáte*, ‚übervoll' hat sich *culmen* eingemischt. Uebrigens vermengen sich **cocula* und *cucullus* zuweilen (vgl. S. 31 f.); so hat das eben erwähnte sard. *cuccuru* auch die Bedeutung ‚Uebermass'. Ebenso bedeutet südfranz. *coucourucho, coucoulucho, cacarucho, cacalucho* ‚Uebermass' und ‚Gipfel'. In dem deutschen *Kogel* wird wohl eher **cocula* als *cucullus* zu erblicken sein, obwohl der Vergleich einer Bergspitze mit einer Mönchskapuze kein unpassender sein würde; vgl. bask. *kokillo*, ‚Gipfel'.

5. **cloca* aus **cocla*, wie **clocia* aus *coclia*. Rum. *ghioacă*, ‚Muschel', ‚Schale' (des Eies, der Nuss), istr. (dign.) *ciuca*, (gal.) *ciuóca*, sard. *gioga*, im 14. Jahrhundert *clocha* (Arch. glott. ital. XIII, 117), (nords.) *ciogga*, (ghil.) *croga* (Dem. [bit.] *crochedda*), ‚Schnecke', ast. *llocántalo* (die zweite Hälfte des Wortes ist mir dunkel), bearn. *claque*, guienn. *craco*, ‚Muschel', norm. (guern.) *cruque*, ‚Schale' (der Schnecke, des Eies, der Nuss), wall. (nam.) *creûke*, ‚Art kleiner Meerschnecke', welche zu Lüttich *háricrûte* heisst. Diese beiden letzten Namen stimmen offenbar zu holl. *kreukel, alikruik*, ‚Kammmuschel' (‚Meernuss'), aber von dem dunkeln *hári-*, *ali-* abgesehen, sind diese aus dem Romanischen, nicht jene aus dem Germanischen entlehnt. Ebenso verhält es sich mit kymr. *crogen* (Pl. *crogenau*), *cragen* (Pl. *cregyn*), ‚Schale' (eines Weichthiers), bret. *krogenn* (Pl. *kregin*), dass. und in der Form *killogenn* auf der Insel Sein ‚Strandmondschnecke' (E. Rolland Faune pop. III, 191). Dies ist bei Stokes-Bezzenberger Urkelt. Sprachsch. S. 99 unter urkelt. **krokenā*, ‚Herzmuschel' gestellt; aber diese heisst kymr. *cocosen*, *cocsen* zum Koll. *cocos*, *cocs* } engl. *cockles* (s. oben S. 17). Ich betrachte *crogen* als Singularform zu einem Koll. **crog*; kymr. *crag* finde ich mit der Bedeutung ‚hard crust, coating' gebucht. Bei dieser Gelegenheit sei der Lautform halber bret. *kloge* neben *kogle* = *kogloa, kok-loa*, ‚Löffel' } *cochlearium* gedacht (s. J. Loth Les mots latins dans les l. britt. S. 151[a]). Als Bezeichnung für andere organische Produkte findet sich **cloca* seltener, so südfranz. *clouco*, ‚Tannenzapfen' (gew. *coucarello*); und dabei wird gern die Bedeutung der Schale

hervorgehoben, so gen. *ciocca*, piac. *ciocchein*, ‚mit der Schale gedörrte und gesottene Kastanie‘ (ital. *vecchione* wegen des runzligen Aussehens; vgl. südfranz. *coucouri*, ‚gedörrte Birne‘), abruzz. (tocc.) *sclǫcche*, (lanc.) *scrǫcche* m., ‚unreife Feige‘. So erklärt sich denn die Entstehung eines Adjektivs welches einen irgendwie unvollkommenen Zustand anzeigt: mail. *ciǫcch* (*œuv ciocch* = *cucch*, ‚taubes Ei‘; brianz. auch ‚kränklich‘ = ital. *chioccio*), port. *chǫco*, *-ǫca*, ‚nicht frisch‘, ‚faulig‘, (namentlich vom Wasser, vom Gemüse, *ovo choco*, ‚bebrütetes Ei‘; Verb: *chocar*, ‚faulen‘, ‚verderben‘; daran angeglichen gal. *campana choca*, ‚gesprungene oder sonst schlecht tönende Glocke‘, wo *choca* eigentlich so viel wie ‚Viehglocke‘), südfranz. *clouco*, (bord.) *clonche* w. (*pero clouco*, ‚teige Birne‘); gleichbedeutendes rouerg. *flouoco* lehnt sich an **floccus*, gask. *cloho* an gask. *coho*, sonst südfranz. *cofo*, auch *clofo*, *calofo*, ‚Hülse‘ u. s. w. an. Sonst sind zu bemerken port. *chǫca*, span. *chueca*, ‚Kugel‘ (beim Kolben- oder beim Chuecaspiel), gal. *croca*, ‚Kopf‘, neap. *chiocca*, ‚Schläfe‘ und im übertr. S. ‚Kopf‘, irp. *chiocca*, ‚Schädel‘, ‚Scheitel‘, ‚Gehirn‘ (gleichbed. *chierechiocca*; vgl. S. 19). Dieses **cloc(c)a* lebt mit *ü* fort als franz. *cruche* und altfranz. *cruie* (vgl. *cruise* S. 15; burg. *cruie*, ‚coquille‘ Godefroy), mit *o* im Keltischen und Germanischen: kymr. *crochan*, ags. *cróg* und *crocca* u. s. w. Alle diese Wörter bedeuten ‚Krug‘ (oder auch ‚Flasche‘), und es dürfte ihnen anzureihen sein engad. *clocca*, *clocha*, ‚Flasche‘, obwohl hier auch die Aehnlichkeit mit der Glocke das Bestimmende gewesen sein könnte.

6. **cočila*. Vielleicht hat sich dies *i* im altvenet. *cusilier* = *cuslier*, *cuslir* } *cochlearium* (Ztschr. f. rom. Phil. XXIII, 333) erhalten; im tar. *cuccilicchio*, ‚kleine Schnecke‘ scheint es mir sekundär zu sein.

7. **coca*. Sobald **cocula* für *cochlea* als Deminutiv gefühlt wurde, musste sich, wie gesagt, ein Stammwort **coca* einstellen, das nun an dem schon vorhandenen *coccum* einen festen Halt fand und sich mit ihm vermischte. Wir könnten auch sagen, **coca* ist aus *coccum* hervorgegangen, das sich an *cochlea* annäherte und sein Begriffsgebiet übernahm. Wiederum berührt sich dieses **coca* mit lat. *caucus*, *caucula*, mittelgr. *καῦκα*, *καῦκος*, ‚Trinkgefäss‘, neugr. *καυκί* (alb. *kafke*, ‚Schale von Schalthieren‘, ‚Hirnschädel‘); G. Meyer Alb. Wtb.

S. 165 f. leitet sogar davon das rom. * *coca* ab. Dieses findet sich zunächst für besondere Konchylien: franz. *coque*, ,essbare Herzmuschel', gal. *cuco*, ,Napfschnecke' (so Rolland nach Cornide; Cuveiro hat *cuncós* in diesem Sinne, *cuco* aber = ,Meertang'); kymr. *cogwrn* bedeutet ebenfalls das letztere, daneben ,Schale' (des Eies und von Schalthieren), ,Krabbe', ,Holzapfel' (engl. *crab-apple*), in der Form hat es sich an *asgwrn*, ,Knochen' *migwrn*, ,Knöchel' angelehnt; engl. *cock* (veraltet) ist ,Schalthier' (schon bei Aelfric *sæcoccas*), abruzz. *checone, chicone* ,grosse Schnecke'. Oefter für Schale: franz. *coque* (des Eies, der Nuss), südfranz. *coco* (der Muschel oder von Früchten) — ,non vales uno *coco*' sagte man schon im 7. Jahrhundert in Frankreich (Vok. d. V. I, 32), span. *coca* (der Muschel, der Nuss, der Schildkröte), rover. *scoccom* (der Haselnuss, der Mandel, der Kastanie). Daher auch bair.-östr. *Gucke, Kucke*, ,halbe Eischale' und was einer solchen ähnlich sieht. Morv. *cocas* (Pl.) bedeutet ,Scherben', piem. *coco* ,Wärmtopf', ,Nachttopf'. In Italien ist es als Kinderausdruck für ,Ei' weit verbreitet: tosk. *cọcco, cucco* (vgl. *cọcca*, ,Henne') und entsprechend in den Mdd. zum Theil mit der Endung *-one*, zum Theil onomatopoetisch umgebildet: *coccò, cuccù*, ebenso in Frankreich *cocò* u. s. w.; auch graub. *cocc* (*kik*; vgl. abruzz. *chichele* S. 18), und ebenso neugr. *κοκόν, κόκκον* (G. Meyer Neugr. St. II, 32), russ. *кока*, magy. *kokó, kukó*. Ebenso allgemein (meistens auch als Kinderausdruck) wird es für ,Nuss' und ähnliche essbare Früchte gebraucht, ferner für den Kern von Früchten, den Zapfen von Koniferen, den Gallapfel u. s. w. So graub. *cocc*, ,Obstkern', (untereng.) *cocca*, ,Beere', friaul. *cucc*, ,Nusskern', ,Zapfen', *coche*, ,Nuss', ven. *coca, cuca*, ,Nuss', rover. *cocca*, ,Nuss', ,Mandel', bellun. *cuca*, ,Nuss', bellinz. *cocchìn*, ,der grünen Schale entkleidete Nuss', berg. *cọca*, ,Beere' (des Wachholders, der Cypresse u. s. w.), ,Kastanie', (valle-im.) *cöch*, ,Nusskern', (valle-bremb.) *cọca, cucù*, ,Zapfen', mail. *cocọ̀*, (oberl.) ,Nusskern', (saronn.) ,Zapfen', com. *cocòo*, ,Nusskern', veltl. *cọchi*, ,Nüsse', cremon. parm. mirand. *cọca*, ,Nuss', mod. *cọch, cuch*, ,Gallapfel', regg. *cọcch*, ,Nuss' (beim Spiele ,alle castelline'), piem. *cọca*, ,Nuss', ,Kastanie', riet. *cọcca*, ,Nuss', ,Mandel', ,Kastanie', abruzz. *cọcche* w., ,Nuss' (*coccavalle, ballacucche* u. s. w., ,Gallapfel'), südfranz. *coco*, ,Nuss', ,Mandel', ,Kastanie', (auv. lim.)

couco, ,Kartoffel', schweiz.-franz. *cocca*, ,Nuss', *coquetta*, ,Erdnuss', span. *cuca*, ,Erdmandel', ast. *cucas*, ,Mandeln', ,Nüsse'. Mehr vereinzelt: pist. *cǫcco*, triest. *coca*, berg. *cocò*, *cucù*, *fons cǫc*, piem. mail. *cocon*, ,Eierschwamm'; berg. (valle-gand.) *cöch*, ,Knospe', südfranz. *coucoun*, monferr. *cucun-na*, ,Rosenknospe'; com. (trepiev.) *coch*, (val-magg.) *coccon*, (veltl.) *cúcoi*, südfranz. *coco*, ,Maiskolben'. Ferner graub. *cucc*, ,Stein', ,Knoten', ,Knorren', veltl. *cuch*, *coch*, ,Stein', ,Kiesel'. Auch für ,Kopf' kommt es vor, z. B. ven. *cuca*, span. *coca*, neap. *chierecocca*, ,Schädel', ,Scheitel', ,Kopf' (vgl. *-cuoccolo*, *-chiocca* S. 19. 21); südsard. *cucca*, *-as*, ,Schläfe' (im Sardischen ist *conca* die gewöhnliche Bezeichnung für ,Kopf'), ebenso neugr. *κόκκα*, ,Kopf', alb. *koke*, ,Kopf', ,Hinterschädel' (vgl. *kafke* S. 21); davon abgeleitet span. port. *cogote*, ,Hinterkopf', südfranz. *coucot*, *cocot*, *cougouet* u. s. w., ,Hinterkopf', ,Genick', ,Kopf', ferr. *cucugnol*, ,Kopf', ,Scheitel', ital. *cocuzza*, ,Kopf' (*cocuzzolo*, ,Scheitel', auch allg. ,Spitze', ,Gipfel'), auch *cucuzza* (in den Mdd. auch ,Hinterkopf'), das freilich als Uebertragung von *cucuzza*, ,Kürbis' erscheint, wie ja andere gleichbedeutende Ausdrücke so verwendet werden. Dazu stellt sich ital. *cǫcca*, ,Gipfel', auch ,Zipfel' (eines Tuches, einer Schürze), und ferner siz. *cucucciu*, ,Gipfel', das sich in der Bed. ,Uebermass' mit *cucullus* berührt (vgl. S. 20); vgl. slow. *kok* (daneben *kolk*), ,Kuppe' (des Berges). Ast. *cuca*, ,Maisstrohschober' begegnet uns wieder in norm. (Eure) *coque*, engl. *cock*, deutsch (im Westerwalde) *Kocke*, ,kleiner Heuschober', kymr. *cogwrn* (= *cwrn*) *o yd*, ,kleiner Kornschober' (vgl. S. 22). Aus dem Germanischen hat man gewisse romanische Ausdrücke welche mit *Kuchen* laut- und sinnverwandt sind, ableiten wollen. Wenn man sie aber in ihrer Gesammtheit überblickt, wird man sie als echtromanisch ansprechen und unter **coca* } *cochlea* stellen müssen: sard. *cocca* (nords. *cǫccu*), ,Kuchen' (,specie di ciambella o berlingozzo'; Porru bezeichnet es als katalanischen Ausdruck, man sage gewöhnlich *coca bamba*, auch *conca bamba*), (goc.) *cocchitta*, ,Kuchen', (bit.) *coccone*, (goc.) *cogone*, ,Schwarzbrod', (padr.) *cogone*, ,Kuchen', kat. *coca*, ,Milchbrod', ,Kuchen' (verschiedener Art), südfranz. *coco*, ,ovales Weissbrödchen', ,kegelförmiger Waidkuchen' (dieser auch *coucagno*), (dauph.) ,mit Eidotter bestrichene und in der Pfanne gebackene Brodschnitte', (gask.) ,Kuchen', (lang. gask.) *couquihot*, *couquilhot*, ,Pathen-

kuchen', schweiz.-franz. (alp.) *couca, cuca, couquel*, ,Milchbrod', (waadtl.) *coucon*, ,kleines Milch- oder Zuckerbrod', ,Fladen' (verschiedener Art), lyon. *coque*, forez. *couquée*, ,in Milch getauchte und gebackene Brodschnitte', lyon. *cacasson, gogasson*, dauph. *coucassoun*, ,Art Pfannengebackenes' (vgl. bearn. *coucassè*, ,Kuchenverkäufer'), oberl.-graub. *cocca*, ,Kuchen', wall. *couque* (lütt. nam. val.), ,Pfefferkuchen', (mons.) ,Brödchen', ,in Wasser gekochter Teig der mit Butter und Farinzucker angemacht ist' (dies, ebenfalls weiblich, begegnet sich mit dem holl. *koek* m.). Der Gedanke liegt nahe dass es sich zunächst um einen schneckenförmig gewundenen Kuchen handle; vgl. lat. *spira*, ,Kringel', *torta panis*, rom. *torta*, ferner span. port. kat. *rosca*, ,Spirale' und ,Kringel', vor Allem aber ital. *chiocciolino*, ,stiacciatina fatta a foggia di baco avvolto'. Diesem *chiocciolino* entspricht nun im Südsardischen, nach Porru *coccoeddu* (,coccoeddus dulcis fattus a caragolu'), das aber seinen Bereich etwas ausgedehnt zu haben scheint (,*coccoeddus* dulcis' wird mit ,cialde' = ,Waffeln', ,*coccoeddus* dulcis fattus cun pasta, ous, e zuccheru' mit ,zuccherini' übersetzt). Aehnlich verhält es sich mit *coccọi*, wovon *coccoeddu* das Deminutiv ist; es bedeutet ,Kringel', ,Bretzel' (,stampau in mesu'); *coccoi de pizzus* ist ,pane a corona, a merli'; dann gibt es einen ,*coccoi* fattu in figura de pipia' = ,cittoli di pasta', endlich einen ,*coccoi* tundu' in Korbform (auch *angùli* genannt) = ,sportellina'. Der Ursprung der Benennung liegt deutlich vor in *fai a coccoi*, ,attorcigliare', *fattu a coccoi*, ,fatto a spira'. In Kalabrien heissen die Osterbrode ,rattorni a spire, di forma o lunghi o a corona, con un uovo o più' u. A. *cucúli* und (zu Altomonte) *ciúcciuli* (s. Accattatis u. d. W. ,pasqua'), worin ich Fortsetzungen von *cochlea* erblicke; ein weiterer Ausdruck derselben Bedeutung, *cullúru* oder *cullúra* geht auf *κολλύρα*, lat. *collyra* zurück, bei dem die Gestalt das Hauptkennzeichen war (daher auch *collyris*, ,weiblicher Kopfputz', *collyrium*, ,zäpfchenförmige Salbe') und das daher im neugr. *κουλλοῦρα, κουλούρι*, siz. *cuddura* nicht nur mit dem Sinne von ,Kuchen' fortlebt, sondern auch mit dem von ,Spirale', ,Kreis', ,Windung' (*fari la cuddura* = ,far un chiocciolino', ,sich zusammenkauern'; vgl. S. 50). Ein kal. Synonym von *cucúlu* ist *cullacciu* } gr. *κόλλιξ*, mittelgr. *κολίκιον* mit Suffixvertauschung (nach *focaccia*?); auch kirchensl. **колачь** ist daraus,

mit Umdeutung, abgeleitet. Auch im Mittelsardischen heisst die Schnecke *coccọi*; ebendaselbst ist *cozzula* ‚Kuchen‘, wie in einer Mundart *cozzulu* ‚Schnecke‘ (s. S. 28). In gewissen Fällen mag ei- oder kernförmiges Konfekt nach dem Ei benannt worden sein; so wall. (mons.) *couque de nounette*, offenbar = franz. *nonnette*, bresc. arag. *coca*, ‚jederlei Näscherei für Kinder‘ (vgl. russ. *koka*, ‚Ei‘ und ‚Näscherei‘; anderseits ital. *chicco*, ‚Kern‘ und ‚Näscherei‘, für letzteres gew. *chicca*). Einen geschichtlichen Zusammenhang mit dem rum. (siebenb.) *coacă*, ‚Heerdkuchen‘ (sonst ist dies ‚Kleister‘) zu finden hält schwer; vgl. noch rum. (siebenb.) *cocoradă*, ‚gefüllter Kuchen‘, und magy. (md.) *kukori*, ‚Bretzel‘, *kukoris*, ‚rund gewundener Kuchen‘, *kunkorgó*, ‚kreisförmiges Schmalzgebäck‘, welche zu *kukora*, ‚krumm‘, *kukorék* (*kunkorik*), ‚Krümmung‘ u. s. w. gehören. Auch erwäge man magy. *kókonya*, ‚zu Ostern geweihte Speisen‘ (Kuchen, Fleisch, Eier). **Coca* wohl im Sinne von ‚Ei‘, ‚Süssigkeit‘ wird als Schmeichelwort für Kinder gebraucht: schweiz.-franz. *coco*, ital. *cucco* (mant. *cọco* u. s. w.), *coccolo*, *coccolino*, ‚Herzblatt‘, ‚Schosskind‘, ‚Püppchen‘, besonders im Venetischen, hier auch *cocolon*, *cocoloso* als Adjektiv: ‚nett‘, ‚herzig‘, ‚lieb‘, und hierzu die von A. Cihac Dict. d'étym. daco-rom. II, 649 aufgeführten Wörter des Rumänischen, Neugriechischen, Türkischen und Russischen (neugr. *κοῦκλα*, ‚Puppe‘ wird von G. Meyer Neugr. St. III, 34 mit Unrecht auf *cuculla* zurückgeführt). Das S. 16. 21 erwähnte Adjektiv finden wir auch hier wieder: cremasch *cöch*, ‚verdorben‘, ‚unvermögend‘ (Verb.: *cöcas*, ‚verderben‘, ‚ammaccarsi‘), mail. pav. *cucch*, ‚unfruchtbar‘ vom Ei, vom Gesäme u. s. w. (z. B. *œuv cucch*, ‚taubes Ei‘) mit Anlehnung an valverz. *cọch*, arag. *cocona*, ‚taube Nuss‘; abruzz. (vast.) *caccavaune*, ‚bebrütet‘ vom Ei, aber auch substantivisch (m.). Im Mailändischen wird *cucch* auch von Personen gebraucht: ‚unvermögend‘; so *omm cucch*, *vecc cucch*, das letztere auch = ‚kindischer, einfältiger Alter‘, und in diesem Sinne sagt der Toskaner: *vecchio cucco*, aber, wie es scheint, doch gern mit einer dunkeln Beziehung auf das Unvermögen (‚vecchio di poco senno, e che attenda ancora alle cose amorose‘ Fanfani). Wenn ital. *cucco* geradezu im Sinne von ‚dumm‘ (ohne Rücksicht auf das Alter) vorkommt, so mag *cucco*, ‚Kukuk‘ als unmittelbarer Ausgangspunkt dafür gedient haben (vgl. unser *Gauch*), wie

wir es auch in anderer Form so finden, z. B. com. *cocò*. Anderseits erschien in *vecchio cucco* das zweite Wort als dem ersten synonym, und man brauchte dann *cucco* schlechtweg = ‚alt' (z. B. *volpe cucca*), oder man fasste *vecchio cucco* als Superlativ von *vecchio* (‚so alt dass schon kindisch'): ‚uralter Greis', und deutete es um in *vecchio come il cucco*, ‚alt wie der Kukuk', so wenigstens in Oberitalien, wenn auch meines Wissens nicht in Toskana. Da aber in einzelnen Gegenden das entsprechende Wort auch im Sinne von ‚Stein' vorkommt (s. S. 23), so mag dort die Wendung als ‚steinalt' (ven. *più vecio d'un sasso*) genommen werden. Das *œuv cucch* begegnet sich mit dem ‚Kukuksei'; südfranz. *iòu couguiéu* bedeutet ‚taubes Ei', ‚œuf couvé qui n'éclot pas'. — Ich habe schon oben verschiedene Formen in die Reihe von *cochlea* eingetragen welche *-a-* statt *-o-* aufweisen (*caj, cail, cacho, claque* u. a.), und noch mehr werden sich deren im Folgenden finden. Wer wegen dieses *-a-* Zweifel an der Richtigkeit der Zuweisung hegen sollte, wird ihn vielleicht angesichts der Formen fallen lassen die sich als Varianten der vorher mit *-o-* aufgeführten deutlichst zu erkennen geben: centralfranz. *caquet*, ‚trockene Nuss', (Kinderspr.) *caquin*, morv. (K.) *câqui*, main. *cacò*, ‚Ei', südfranz. (lim. lang.) (K.) *caco*, ‚Nuss', ‚Mandel', ‚Kastanie', forez. (K.) *cacò, cacagnò*, ‚Ei', ast. *cacón*, ‚Häufchen Nüsse' (drei und darüber eine, beim Spielen), perig. *cagouen*, centralfranz. *cacouet*, ‚Hinterkopf', ‚Genick'. Also nicht bloss in tonloser, auch in betonter Silbe erscheint *-a-* für *-o-*; und so werden wir auch port. *caco*, ‚Scherbe', ‚Kopf' (vielleicht hat die Ableitung *cacareo*, dass., Plur. ‚altes Hausgeräth', = *cacos*, in dem *r* das stammhafte *l* gewahrt) hinzufügen dürfen. Es kann sich ja hier gar nicht um einen reinen Lautwandel handeln; wenngleich mit einigem Widerstreben, das aber mit der Wissenschaft Nichts zu thun hat, erkläre ich das *-a-* aus Einmischung von *cacare*. Eine sachliche Erklärung wird man mir um so eher ersparen als sie mit keinen Schwierigkeiten verbunden sein würde; dass ich kein eigentliches Gegenstück auf romanischem Sprachgebiet aufzuweisen vermag, kommt wohl nicht in Betracht. Vgl. südfranz. *cagas de nèu*, ‚gros jet de neige', rum. *căcălắŭ de banĭ*, ‚Haufen Geld'. Monna Tessa im Decameron (VII, 1) nennt in dem Beschwörungsspruch die Eier ‚*cacherelli* della gallina'. Zufällig treffen im Südfranzö-

sischen gewiss nicht zusammen: *caca* (K.), ‚Kacke' und ‚Nuss', ‚Kastanie', *cacarot*, ‚Ziegenkoth' und ‚abgekernter Maiskolben', *cacaroto*, ‚Ziegenkoth' und ‚Schale' (des Eies, der Nuss). Jener Einfluss ist natürlich zu verschiedenen Zeiten lebendig geworden; doch denke ich dass schon in sehr früher Zeit ein **cacla*, **caccula* für *cochlea* vorhanden war, das sich in einzelnen Formen bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Einmischung von *caccabus* oder *cacumen* kann nur in ganz vereinzelten Fällen angenommen werden.

8. **coclula*. Irp. *cocchiola*, ‚Rinde', ‚Schale' (der Nuss, der Kastanie u. s. w.), *cuócchiuolo*, ‚Schale', abruzz. (lanc.) *cǫcchiele* w., ‚Kruste' (des Brodes), (bomb.) *scǫcchiele* w., ‚Scherbe', agnon. *cuocchiere*, *scuocchiere* m., ‚Traubenhülse'.

9. **clocula* (vgl. *claucular* C. gl. lat. V, 278, 11). Nordsard.-kat. (algh.) *giocula*, arezz. *chiǫccola*, ‚Muschel', chian. *chiǫcquelo*, ‚Kieselstein', *crǫcquela*, ‚Scheitel', ‚Kopf', ‚Hirn'; irp. *chierechioccola*, ‚Schädel', ‚Scheitel' (vgl. S. 19. 21. 23).

10. **clocla*. Abruzz. (av.) *sclǫcchie* m. Pl., ‚Traubenhülsen', pist. *crǫcchia*, ‚Scheitel', ‚Kopf' (in *crocchia pelata*, ‚Kahlkopf'), kal. *corchia* (*scorchia*), ‚Schale' (des Eies, von Früchten), ‚Rinde' (des Baumes, des Brodes), angeglichen an kal. *scorcia*, *scorza*. Morv. *creuille*, ‚Eischale', jur. *creuillon*, ‚halber Nusskern' werden nicht hierher, sondern zu dem Ztschr. f. rom. Phil. XXIII, 192 ff. besprochenen **carolium* u. s. w. gehören.

11. *cočula*. Siz. *cozzula*, ‚Schale' (des Weichthiers, mit oder ohne dieses), ‚Schorf', *cocciulu*, ‚Meerschnecke'[1], (*scuzzulari*,

---

[1] Traina (und vor ihm Mortillaro) verweist bei *còcciuli* auf *còzzuli* und *cròcchiuli*, das heisst auf den Artikel *cròcchiula*, und so haben wir wohl ein mit diesem gleichbedeutendes *còcciula* anzunehmen. Im Nachtrag aber gibt er *còcciulu*, ‚chiocciola marina', worunter meines Erachtens die Seeschnecke und nicht die *chiocciola marina* = *marinella* (s. Tommaseo-Bellini) zu verstehen ist. Wenn *chiocciola* mit dem Citat: ‚sonava una chiocciola per corno di madreperla' im Sinne von ‚Muschel' angeführt wird, so scheint mir dies nicht richtig zu sein; es handelt sich offenbar um eine perlmutterhaltige Seeschnecke. Aber diese Bedeutung ging in die Wörterbücher über; so hat Rigutini-Bulle: ‚Muschel', ‚gewundene Seemuschel'. Und auch d'Ambra fasst *chiocciola* missbräuchlich in dem allgemeinen Sinn von *conchiglia*, ‚Schalthier', wenn er neap. *cocciola* mit ‚*chiocciola* univalva o bivalva' übersetzt. Nicht anders Puoti, wenn er zu seiner an die bekannte akademische Beschreibung von *écrevisse* und

,entschorfen', auch ,entbeeren' = ital. *scoccolare*; vgl. kal. *cuozzuliare* = siz. *scutulari*, ,abbengeln' [Nüsse u. s. w.], tar. *scuzzulare*, ,die Miesmuscheln vom Schlamm reinigen'), neap. *cuocciolo*, ,Schale' (bes. des Eies), *cocciola*, kal. *cocciula*, campob. *cọccela*, ,Schnecke', ,Muschel', tar. *quecciolo*, ,Schnecke der Familie Murex', teram. *cucciole* w., ,Tellmuschel', sard. *cocciula*, (ghil.) *cozzulu*, ,Schnecke', ,Miesmuschel', *cozzula*, ,Kuchen' (vgl. S. 25), ancon. *cocciola*, ,Blumentopf', lucc. *cọccioro*, ,Scherbe', ,kränkliche Person', ,Kern' (beim Spiel ,alle castelline'), kal. *cuzzula*, ,trockene Feige'. Ich führe hier an apul. *cozzìuli*, ,tutte le specie di univalvi marini de' generi Trochus, Turbo, Buccinum, Murex, Columbella ec.', neap. *ziulo* e *ziuli*, ,diconsi i piccioli testacei univalvi, come spezialmente la Columbella rustica, i piccioli buccini e simili' (Costa a. a. O. 11. 46), deren Lautgestalt mir nicht durchsichtig ist.

12. **cloclula*. Siz. *crocchiula*, ,Muschel' (mit oder ohne Thier), ,Erdscholle', *crucchiuluni* di pani, ,trockenes, hartes

---

das engl. *shell-fish* erinnernden Erklärung des neap. *cocciola*: ,sorta di pesce marino, che è chiuso in un guscio' als den entsprechenden italienischen Ausdruck hinzufügt: *chiocciola*, *chiocciola marina*. Ja nach O. G. Costa (Vocabolario zoologico, Napoli 1846, S. 9: ,*cocciola*, Nap. le bivalvi tutte') und E. Rocco (Voc. del dial. nap.: ,*cocciola*, chiocciola, nome generale delle conchiglie bivalvi più comuni', obwohl er an einer Stelle: ,chi sona cocciole' das Wort im Sinne von *buccina* zu nehmen geneigt ist) bedeutet das neapelsche Wort nur ,Muschel', und ich verstehe dann nicht wie der Letztere es dem ital. *chiocciola* gleichsetzen kann. *Nicchio*, ,Muschel' kommt thatsächlich in dem weitern Sinne vor (,nicchi univalvi o bivalvi'), und *conchiglia* erscheint bei Tommaseo-Bellini als der engere Begriff, wenn es dem *nicchio marino* gleichgesetzt wird. Auch Valentini schliesst mit seinen Uebersetzungen von *conchiglia*: ,Seemuschel', ,Seeschnecke', ,Muschel' die Landschnecke aus, führt aber sogleich *conchiglie terrestri* an. Bemerkenswerth ist die Stelle in Tommaséos Dizionario dei sinonimi[6] S. 553: ,I contadini chiamano nicchi le conchigliette che frequenti trovansi in certi luoghi; le conchiglie vere e' non sanno forse quello che siano'. Und befremdlich der Unterschied zwischen *nicchia* und *nicchio* der sich bei Petròcchi angegeben findet (danach bei Rigutini-Bulle): ,*nìcchia*, spècie di conchiglia apèrta; *nìcchio*, lo stesso che nicchia, conchiglia, ma più chiusa.' Ich habe die Gelegenheit benutzen wollen um in Bezug auf ein paar eng zusammengehörige Ausdrücke zu zeigen welche ausserordentliche Hemmungen unsern Studien durch die ungenauen, verworrenen und verwirrenden Bedeutungsangaben der Wörterbücher bereitet werden.

Stück Brod', cors. *crocciula*, ,Perlmuttermuschel', riet. *crucchiulu*, ,Hülse' (von Erbsen, Bohnen), ,Schale' (der Nuss, der Kastanie), abruzz. *crǫcchiele* w., ,Zwiebelschelfe', kal. *cuorchiula* (*sc*-), dass. wie *corchia* (S. 27), auch ,Schorf', ,Haut' (von Thieren).

13. **coča* aus **cočula*, wie **coca* aus **cocula*, und wie **cocla* neben **coclula*, **cloca* neben *clocula*, **cloča* neben **cločula*, **clocla* neben **cloclula*. Ganz parallel ist neap. tar. *nuzzo*, abruzz. *nǫcce* m., ,Kern' aus neap. tar. *nuzzolo* (neap. *nuozzolo*), ital. *nǫcciolo* } *nucleus*; und dadurch könnte man, um das nebenher zu sagen, ermuthigt werden das nur in Italien alteinheimische *nuca, gnucca*, rom. *gnǫca*, bol. *gnocca* (mit mittlerem *o*), ,Nacken', ital. *nǫcca* ,Knöchel', nach Analogie von **cocca* aus **cocula*, aus *nucula*, mit theilweiser Einmischung von *Knochen*, zu erklären, indem **nux* im Sinne von ,Gelenk', wie unser *Nuss*, und insbesondere **nux colli* weit verbreitet ist, nicht etwa bloss in Italien (ein altital. *nucrea*, ,Nacken' könnte sogar auf den Gedanken an *nucleus* bringen), und in dem veltl. *nocia del col* wohl *nucula* wirklich steckt. Uebrigens würde sich **coča* auch aus **cloča* herleiten lassen (nach Analogie von **coca* neben **cloca*, **cocla* neben **clocla*); ich betrachte meine genetische Anordnung überhaupt bloss als eine vorläufige. Nur ein von *cochlea* ganz unbeeinflusstes **coccea* von *coccum* wird mir selbst durch alb. *koḱe*, ,Beere', ,Baumfrucht' nicht wahrscheinlich gemacht (man übersehe die Bed. ,Hautausschlag' nicht). Jedenfalls ist **coča* sehr alt, denn es ist stark vertreten. Ital. *cǫccia*, ,Schale' (des Weichthiers), ,Rinde' (des Baumes), ,Kopf', *cǫccio*, ,Schale' (des Weichthiers, des Krebses, der Schildkröte), ,Scherbe', ,irdenes Gefäss', insbes. ,Wärmtopf', ,kränkliche Person' (wie im Deutschen ,alte Scherben'), riet. *cǫccia*, ,Rinde', Schale', ,Kopf', *cǫcciu*, ,Scherbe', ,irdenes Gefäss', ancon. *coccia*, ,Blumentopf', agnon. *cuozze* m., ,Schwiele, (neugr. *κότσι*, ,harte Haut' G. Meyer Neugr. St. II, 35), abruzz. *cǫcce* w., ,Schale' (des Eies, der Nuss u. s. w.), ,Kopf', *cǫzze* m., ,Messerrücken', *cǫzze* m. u. w., *cǫzzeche* m., ,Rinde', ,Kruste', bes. ,Schmutzkruste', *cuzzette* m., (agnon.) -*a* w., ,Genick', ,Hinterkopf', neap. *cuoccio*, ,Schale', *cozza, cozzetto, cozzale*, ,Hinterkopf', ,Genick' (neap. *chierecuozzo*, irp. *chierecozza*, ,Schädel', ,Kopf'; hierzu gehört wohl siz. (sirac.) *caracozza* neben siz. *crozza*, ,Schädel'; vgl. S. 19. 21. 23. 27), *cǫzzeca*, ,Miesmuschel', ,Maler-

muschel' (= ital. *cozza* nach d'Ambra und Andreoli), ‚Schorf', *cozzo*, *cuozzo*, ‚Rücken' (des Messers, des Kamms, des Buchs), ‚Ranft' (des Brodes), ‚Schmutzbelag', kal. *cocciu*, *cuocciu*, ‚Beere', ‚Kern', ‚Korn', ‚Frucht' (des Oelbaumes, der Eiche u. s. w.), *cuozzu*, ‚Hinterkopf', ‚Gipfel', ‚Rücken' (einer schneidenden Waffe), *cuozzica*, ‚Schorf', *cozzica*, ‚Miesmuschel', ‚*cozza*', dass., ‚Auster', *cuzzì*, ‚Blattrippe', lecc. tar. *cozza*, ‚jede Art von Weichthier mit Schale', siz. *cocciu*, ‚Beere', ‚boccia', *cozzu*, ‚Hinterkopf', ‚Gipfel', ‚Messerrücken', *(di pani)*, ‚Brodranft' (piazza-arm. *cozz*, ‚Kopf', ‚Berg'), *cozza* (caltan.), ‚Blattrippe', *cuzzica*, ‚Schorf', ‚Augenbutter', ‚Nasenschleim' (also ziemlich = ital. *caccola*), mod. *cǫza*, ‚Schale' (vgl. S. 14), franz. *cosse*, ‚Schale' (der Hülsenfrüchte), ‚fruit de quelques arbustes (; une cosse de genêt' Littré), wall. *cossiau*, ‚enthülste Erbse'. Hingegen scheint mir friaul. *coce*, piem. *cossa* (beide auch ‚Kopf'), altfranz. *cosse*, ‚Kürbis' aus ital. *cucuzza* (welches in den Mdd., auch den gallo-italienischen als *cocuccia*, *cococcia* zu erscheinen pflegt) verkürzt zu sein. Im Sinne von ‚Kausche' ist franz. *cosse* } holl. *kous*, welches selbst wieder romanischen Ursprungs ist (} franz. *chausse*). Süd- u. nordsard. *cozza*, ‚Keil' (mittels. *cotta*) gehört nach P. E. Guarnerio Arch. glott. ital. XIV, 393 hierher; mir ist das wegen der Bedeutung nicht wahrscheinlich. Das kal. *cuzzúpa* möchte ich trotz der unklaren Endung (vgl. kal. *cuozzicúpa*, ‚Todtenschädel') hierher stellen, weil es synonym ist mit *cucúlu* (S. 24) und als ‚specie di ciambella con attorno delle uova' sich dem kat. *coca* (S. 23) nähert, welches u. A. bedeutet einen Kuchen ‚la que 's cou en lo forn guarnida d'ous ab esclofolla' = span. *hornazo*, erklärt als ‚rosca ó torta guarnecida de huevos cocidos juntamente con ella en el horno'.

14. **čocula*. Umstellung der Konsonanten der Tonsilbe. Abruzz. (lanc.) *ciǫcchele* w., ‚Muschel', (gess.) *ciuocchele* m. Pl., ‚irdenes Geschirr', (bucch.) *ciǫnghele* m., ‚Steinchen' (hier Einmischung von *concha*), sard. *cioccula*, ‚Schnecke', *-a marina* (gall. *-u marinu*), ‚Miesmuschel'.

15. **cločula*. Ital. *chiǫcciola*, ‚Schnecke', auch ‚Myrtenbeere', (*chiocciolino* nach Tommaséo Diz. dei sinon.[6] S. 49[a] ‚uomo impotente per poco svolgimento degli organi'), chian. *crǫccella*, *scrǫccela*, ‚gesprungenes Gefäss', ‚ruinierte Sache, Person', engad. *crousla*, ‚Schale' (des Eies, der Nuss) (vgl. S. 15); wohl

auch tar. *šcuerciolo*, ‚Schale‘ (der Muschel, der Melone, harte der Nuss, der Mandel), an *šcorza* nur angeglichen.

Ich schliesse die Betrachtung der Formen mit drei Gruppen solcher welche zwar als Ableitungen erscheinen, aber nicht mit Bestimmtheit einer der genannten einfachen Formen zugewiesen werden können.

16. **cocále*. Es wird eine Neubildung von **coca*, oder durch Suffixvertauschung entstanden sein (vgl. franz. **nucale* für *nucleus*); oder es hat *κόκκαλος* eingewirkt, kaum mittel- und neugr. *καύκαλον*, ‚Schale eines Schalthiers‘, ‚Kopf‘, ‚Schädel‘, welches nach G. Meyer (Alb. Wtb. S. 165) eine Ableitung innerhalb des Griechischen ist (vgl. S. 21 und das alte *καυκαλίς*). Schweiz.-franz. (bagn.) *cocale*, bresc. *cocal*, ‚Schneckenhaus‘, südfranz. *cocal, cacal, coucau, cacau, cacai*, (périg. lim. dauph.) ‚Nuss‘, (querc. dauph.) ‚Ei‘ (vgl. *κακκάλα*, ‚Ei‘ auf Kythnos), (dauph.) ‚Nacken‘, *cacau* auch ‚Kreisel‘ (vgl. S. 16); piac. *cuccalla*, piem. *cocala*, südfranz. *gougalo* und (mit Einmischung von **concha*) nizz. *councóli, councalin*, ‚Gallapfel‘. Ob in poit. *cacaux*, ‚Muscheln‘ das *-au-* auf *-al-* zurückgeht, weiss ich nicht.

17. **coculia*. Dies wird auf einer Verschmelzung von **cocula* und *conchylium* beruhen, die ja noch andere Bildungen ergeben hat: **coccylia*, ital. *cochiglia* (neben *conchiglia*), ‚Muschel‘, ‚Schneckenhaus‘, franz. *coquille*, dass., auch ‚Schale‘ (des Eies, der Nuss u. s. w.), und **conculium*, **concul1a*, abruzz. *congujje, cungujje* m., (aq.) *congulla*, ‚grüne Schale‘ (der Nuss, der Mandel), auch ‚Traubenhülse‘. Vielleicht darf hier daran erinnert werden dass in dem Ztschr. f. rom. Phil. XXIII, 192ff. besprochenen **carilium*, **carulium* u. s. w. eine dem *conch-, cocc- -ylium, -ulium* nachgebildete Ableitung von *caryon* vorzuliegen scheint. **Coculia* zeigt sich in irp. *cucuglia*, ‚Muschel‘, istr. (rov. fas.) *cuguja, caguja*, centralfranz. *cocoille*, poit. saint. *cagouille*, gask. périg. *cagoulho*, ‚Schnecke‘; vgl. sard. (dorg.) *cuccuja*, ‚Mandel‘, wo *-uja* } *-ucla* sein wird. Sard. *coccọi, coccọide* (*-u*), nordsard. *coccóitu*, ‚Schnecke‘ sind mir in ihrer Form nicht ganz klar; vgl. sard. (cugl.) *coccolodde*, ‚Schnecke‘, südsard.-gen. (carlof.) *cagollaì*, ‚Kreiselschnecke‘. 17 + 9: **cloculia*; teram. *scluccuje* w., ‚Traubenhülse‘. Wir haben auch ein **cocullum*, *-a* (vgl. südfranz. *quicolo*, *quicoro*, ‚Schneckenhaus‘, guienn. bearn. *coucuro*, *-e*, ‚Gallapfel‘), worin sich der Einfluss

eines andern Wortes zeigt, des schon oben (S. 19f.) erwähnten *cucullus*, nämlich erstens span. *cogollo*, ‚Herz‘ (des Lattichs, des Kohls u. s. w.) und daneben ‚Schössling‘, ‚Wipfel‘, kat. *cugul*, ‚Herz‘ (des Knoblauchs), ‚Hahnentritt‘ (im Ei), und zweitens kat. *cugulla*, ‚Zipfel‘ (der Pferdedecke), span. *cogujón*, südsard. *cugulloni*, ‚Zipfel‘ (des Kissens, des Sackes u. s. w.); vgl. S. 23 **coca* mit den Bedeutungen ‚Knospe‘ und ‚Zipfel‘. Auch ir. *cochal* } *cucullus* hat sich noch die Bedeutung von **cochlea* beigelegt: ‚Schale‘, ‚Hülse‘; gael. *cochull* ist bei M' Alpine nur als ‚Schale‘ (husk), ‚Schlangenhaut‘ verzeichnet.

18. **cocariola*, **cocarella* u. s. w. Hierin werden wir kaum eine Ableitung von **coca* (in der Art des ital. *coccerello*, ‚kränkliche Person‘ von *coccio*, franz. *barquerole* von *barque*), eher eine solche von **cocula* (vgl. *cogora*, *cucara*, *coccorin* u. s. w. unter 4) zu erblicken haben, am wahrscheinlichsten aber eine solche von *cochlea* selbst: *cochleola* bei Hieronymus (∾ *nucleolus*). Altfranz. *caquerole*, *coquerille*, jur. *coquereuille*, ‚Schnecke‘, franz. *coquerelle* (und *coqueret*), ‚Judenkirsche‘, (alt) ‚Haselnuss‘, (nach Sachs) *coquerelles*, ‚grüne Haselnüsse je drei an einem Stiel‘; hierzu vergleiche man aber abruzz. *cacchiarelle* w., ‚zwei Nüsse, Eicheln, Aepfel u. s. w. die denselben Stiel haben‘, welches zu *cacchie* w., ‚ein Paar zusammenhängender Dinge‘, *cacchie* m., ‚Schössling‘ u. s. w., agnon. *cácchiara*, ‚am Stiel zusammengebundene Aepfel oder Birnen‘, *cacchie* m., ‚gegabelter Zweig, = *catulus*, *-a*, gehört; abruzz. *cacchie* bedeutet auch ‚Nussviertel‘, dasselbe wie centralfranz. *carquille*. Doch dies *carquille* bedeutet seinerseits auch ‚Schale‘ (des Eies, der Nuss) und steht für **cacrille*; wie ebenda *cacrotte* = *carcotte*, ‚Muschel‘, ‚Schale‘ (des Eies, der Nuss), ‚Kopf‘. Das Südfranzösische bietet: *coucorèlo* (rouerg.), ‚Eierschwamm‘, *coucourello*, ‚Osterluzei‘ (deren Früchte kleinen Aepfeln gleichen), *coucarello*, *coucarèl*, *coucaril*, ‚Schnecke‘, ‚Zapfen‘ (der Koniferen), ‚abgekernter Maiskolben‘, *coucaroto*, *cacaroto*, ‚Schale‘ (der Weichthiere, des Eies, der Nuss), ‚Kopf‘, *cacarot*, ‚abgekernter Maiskolben‘, *cacaraulo*, *cagaraulo*, *cacarau*, *cagarau*, *cacalauso*, *cacalaus*, ‚Schnecke‘, auch ‚leere Nuss‘, ‚unreife Mandel‘; die Endungen sind allerdings dunkel, ich vermuthe aber dass das *-au* von *cacarau* dasselbe ist wie das von *calhau* = franz. *caillou*. Wir nehmen auch hier die schon besprochene un-

ästhetische Neigung wahr das *o* der ersten Silbe mit *a* zu vertauschen (vgl. sard. *cacalacasu* } *colocasia*, ,Wasserbohne'); es ist jedoch dann bezüglich der mit *cac-* beginnenden Formen eine Gegenbewegung eingetreten, die aber nicht das Aeltere zurückgeführt, sondern die Kakophonie durch Umstellung (die sich im Romanischen bei *coc-* nicht zu finden pflegt, wenn wir sie nicht etwa für bask. *barekurkullo*, *marikorkoll*, *maikurkullo*, ,Schnecke' ansetzen wollen) aufgehoben hat: süd- und nordfranz. *caragaulo*, *caracol* u. s. w., kat. *caragol*, span. port. *caracol*, ,Schnecke' (vgl. tar. *caraquéro*, ,Meerschnecke von der Gattung murex', ,troco', ,nacchero'). Durch Einmischung von altfranz. *escale*, *escaille* (ital. *scaglia*), ,Schale' ist daraus entstanden: südfranz. *escagarol*, *escagarot*, *escaragol*, *escargol* u. s. w., franz. *escargot*, durch die des gleichbedeutenden franz. *limaçon* entweder: burg. *cargasson*, *cacasson* oder: franz. *colimaçon*, norm. *calimaçon* (vgl. altspan. *coguerzo* } **coca* + **cortice*). Hierher noch südfranz. (alp.) *carcuelhos*, ,Trümmer' (vgl. wegen der Endung bearn. *carcolh*, bask. *karakoll*, ,Schnecke'). Eine ganz ähnliche Stufenleiter bilden die sardischen Namen für das Chrysanthemum coronarium, obwohl ich einen Zusammenhang mit *cochlea* nicht nachzuweisen vermag: *cuccurilatta*, *cagarantu*, *cagaránzulu*, (südsard.) *caraganzu* (P. Rolla Flor. pop. sarda S. 20 hat die beiden ersten Formen nicht, aber ausserdem *caragantu*). Dass südfranz. *coucourelet*, *coucourouloun*, *cacaraulet*, *cacarauloun* nicht nur ,kleine Schnecke', sondern auch ,kleinen Kessel oder Topf' bedeuten, erwähne ich deshalb weil franz. *caquerolle* im Dict. gén. als Druckfehler für *casserole* betrachtet wird. — 18 + 4: **clocariola*; cremon. *ciouccarool*, parm. *ciocaröl*, ,mit der Schale gesottene, dann getrocknete Kastanie' (vgl. S. 21 oben).

Der Maikäfer ist, vielleicht wegen seiner Trägheit, in weitem Kreise nach der Schnecke benannt worden (wie umgekehrt in nordfranz. Mdd. *escarbot* von *scarabaeus* für *escargot* gesagt wird): südfranz. *coucouro*, (dauph.) *coucouaro* (vgl. dauph. *quicouaro*, ,Schneckenhaus'), (auv.) *coucouero*, franche-comt. *cacouare*, schweiz.-franz. *couaicouara*, (freib.) *cucara*, mit der Metathese: schweiz.-franz. *couaircalla*, (neufch.) *carcoie*, *carcoille*, burg. *guergoura*; meist hat sich **concha* eingemischt (vgl. franche-comt. *canque*, *cancoine*, ,Maikäfer'), z. B. schweiz.-franz.

cancouaira, *cancouara*, burg. *cancouarne*, welchem schweiz.-franz. (alp.) *cuncouarna*, ‚Schnecke' fast buchstäblich entspricht.

Nun erscheint *cochlea* im Romanischen auch mit verschiedenen Bedeutungen die von seiner ursprünglichen sehr abliegen und doch durch die weite Verbreitung und die starke Formendifferenzierung als mehr oder weniger alte bezeugt werden.

a) ‚Blase' (der Haut, des Wassers), ‚Beule' u. s. w. Die kegelförmige Gestalt der Schnecke veranlasste dass man nach ihr die Knospe (so **coccum*, **coccone* S. 23) benannte; von hier aus ist der Schritt zu ‚Blase' leicht und wie *boccia*, *bouton* u. s. w. zeigen, oft genug gethan worden.

4. bell. *cocola*, ‚Hautblase' (bolla, cocciuola); siz. (caltan.) *cucuruni*, ‚Brausche'.

5. forez. gask. *croco*, lyon. *croque*, friaul. *clucc*, ‚Brausche', gen. *ciocca*, ‚Haut-, Wasserblase'. Franz. *cloche*, ‚Haut-, Wasserblase' wage ich nicht hierherzustellen, da es unmittelbar aus *cloche*, ‚Glocke' hervorgegangen sein kann; vgl. ital. *sonaglio*, auch ‚Wasserblase', südfranz. *campano*, auch ‚Geschwulst' (am Sprunggelenk des Pferdes). Wohl aber dürfte mail. berg. pav. cremasch cremon. piac. *ciọc(c)a*, ‚Lüge', ‚Flausel', ‚Nichtigkeit', ‚Lappalie', ‚Nichts' ursprünglich die Bed. ‚Blase' gehabt haben.

7. lyon. (Riverie) *coqua*, centralfranz. *coque*, ‚Brausche'; abruzz. (car.) *cucche*, ‚bernoccolo'; vgl. neugr. *κουκούδι*, ‚Pustel'. Hierher piem. *cuca*, ‚Flausel'?

9. romagn. (nach Mattioli) *ciọcla*, ‚Luftblase' (z. B. in der Rinde des Brodes).

10. triest. *clocia*, ‚Wasserblase', *(de savon)* ‚Seifenblase'.

13. ital. *cọccia*, ‚Hautbläschen', ferr. *cọzz*, kal. *cuocciu*, siz. *cocciu*, dass. und ‚Blatternarbe'; ital. *cọsso*, ‚Hautbläschen' mag dem lat. *cossus* entsprechen, ist aber in seiner Bedeutung gewiss von dem vorstehenden Wort beeinflusst worden. Vgl. ‚Schwiele' S. 29.

16. piem. *cocala*, *gogala* (*gógola*), ‚Wasserblase', ‚Brausche', südfranz. *coucalo*, ‚Schwiele', nordsard. *cuccudu*, ‚Brausche'; vgl. südfranz. *escaragòu* u. s. w., ‚Geschwulst' (beim Hornvieh).

b) ‚Büschel' (von Haaren u. s. w.). Es liegt die schneckenförmige Anordnung des Haares zu Grunde, sei es die platte an den Schläfen (wo ja auch wir von ‚Schneckerln' reden), sei es die thurmartige nach oben oder nach hinten.

1. port. *cacho*, ‚Klunker‘, ‚Haarlocke‘, ‚traubenartiges Büschel‘, ‚Traube‘. Zu ir. *cuailen* aus **kogleno*, ‚Krause‘, ‚Haarlocke‘ wird bei Stokes-Bezzenberger S. 89 *κόχλος*, *κοχλίας* verglichen.

3. deutsch *Krause*, *Kräusel*, ‚Locke‘ (vgl. *Kraus*, ‚Krug‘ S. 15), agnon. *cloccia*, ‚Blumengewinde‘.

4. engl. *cockle*, ‚Haarlocke‘ (veraltet); sard. *cuccureddu (de pilos)*, ‚Haarbüschel‘; istr. (rov.) *cugurouso*, ‚hinten am Scheitel aufgewundenes Haar‘.

5. ital. *ciǫcca*, ‚Büschel, Bündel‘ (von Blumen, Haaren u. s. w.), ‚Strauss‘, ‚Zweigspitze‘, ‚grosse Weintraube‘ ist ein Lehnwort, aber nicht wie man gemeint hat, aus dem Deutschen (*Schock*), sondern aus dem Oberitalienischen, wo dies Wort ja ebenfalls mit dem *č* anlautet: ven. rover. vic. mant. ferr. romagn. *ciǫc(c)a*. Im Schriftitalienischen würden wir *chiǫcca* zu erwarten haben, und wir lesen das wirklich bei Ariosto O. f. X, 33; auch hat es sich in der adverbialen Wendung *in chiocca*, ‚in Menge‘ erhalten. *Ciǫcca* wiederum ist zu sien. *zǫcca*, ‚Weintraube‘ fortgeschritten. Im Ven. u. s. w. bedeutet *ciǫca* (altvic. *chiocheta*) auch den ‚Kronleuchter‘; das Friaulische hat dafür *cloçhe*, woher sowohl das triest. *clocia*, dass., als das slow. *kloka*, ‚Kirchenlüster‘ entlehnt sind. Ich denke dass man damit ein Bündel von Leuchtern gemeint hat, ohne zu übersehen dass auch der einzelne Leuchter, der Arm des Kronleuchters im Siz. *cóccanu* nach seiner gewundenen Gestalt (wie im Ital. *viticcio*) heisst.

7. franz. *coque (de cheveux)*, ‚cheveux tournés en coque‘, südfranz. *coco*, ‚touffe de cheveux lissés‘; friaul. *cocon*, ven. pad. ver. vic. bellun. *cocon (de cavei)*, bresc. *cocǫgn*, berg. *cocò*, *cucù*, ‚capelli delle donne legati tutti insieme in un mazzo‘, insbes. ‚Chignon‘ (Contarini), zum Theil auch (so nach Patriarchi) ‚Strähne von langen, ungeordneten Haaren‘, bresc. cremasch *cûcû*, ‚cerchio di treccie che usano le contadine sul capo‘, berg. (valle-ser.) *cöchì*, ‚capelli delle ragazze legati tutti insieme sulla parte davanti del capo‘, eng. *cucun*, ‚Haarputz der Frauen‘.

10. sien. arezz. *crǫcchia*, ‚treccie delle donne legate o nella sommità del capo, o dietro, avvolte in forma di chiocciola‘, monf. *ciuciu (puciu)*, ‚acconciatura antica dei capelli femminili torno torno alla testa‘; gen. (nach Ferraro) *ciuciurin*, dass.

13. neugr. *κόσα*, *κοσσά*, *κοσσιά*, *κουσιά*, ‚Haarflechte der Frauen', *κότσος*, ‚Haarwulst auf dem Kopfe der Frauen' gehört vielleicht trotz G. Meyer Neugr. St. II, 34. Alb. Wb. S. 201 nicht bloss zu kirchensl. u. s. w. коса, ‚Haar', auch ‚Flechte', ‚Zopf'.

16. sard. (goc.) *cuccale*, ‚Haarbüschel'.

18. südfranz. *cacalaus*, ‚boucle de cheveux frisés'; vgl. südfranz. *gangaio*, *gangalho*, ‚boucle ou tresse de cheveux' (*gangaulo*, ‚Schneckenhaus', bes. von der Weinbergschnecke, wie ital. *gongola* von *concha*).

e) ‚Spund' (Zapfen und z. Th. auch Loch). *Cochlea* scheint zu dieser Bedeutung gelangt zu sein nicht durch die: ‚Zapfen der Koniferen' (s. S. 17 f. 20. 22), sondern durch die: ‚etwas zu einem rundlichen Klumpen Zusammengedrehtes', und sie berührt sich zunächst mit der eben besprochenen: ‚Haarbüschel' und der: ‚Seidencocon' (franz. *cocon*; dies begegnet sich mit dem gleichbed. kal. *cucuddu*, neugr. *κουκούλι* } *cucullus*; daher im Gen. *cochettu* neben *cucullu*). Südfranz. *couquèl*, *couquèu* bedeutet nicht nur ‚Klümpchen' (Milch, Blut, Mehl), ‚Schneeflocken', sondern auch ‚Heu- oder Strohpropfen'. Man bezeichnete dann mit demselben Wort wie den büschelartigen Propfen, den aus Holz geschnittenen Zapfen, und von diesem ging, wie im Deutschen, das Wort auch auf das Loch über für welches der Zapfen diente. Die kurze Form vermag ich als romanische nicht nachzuweisen; sie lebt wohl im engl. *cock*, ‚Fasshahn' fort, und das deutsche *Hahn* ist nur eine Uebersetzung dieses Wortes — denn wenn, vom Wetterhahn ganz zu schweigen, beim Hahn des Gewehres die Aehnlichkeit mit dem Thiere zu erkennen ist (obwohl auch hier, trotz Murray, der Gedanke an ital. *cocca* nicht völlig ausgeschlossen, und ‚the *cock* of an arrow' vielleicht doch keine der Etymologie von ‚*cock* of a gun' zuliebe gemachte Erfindung ist), so kann man das vom Hahn des Fasses gewiss nicht sagen. Die Ableitung geschieht mit *-one* (*-ume*).

1. oberl.-graub. *cuclun*, pr.-ancon. (sammarc.) *cocchione*, ital. *cocchiume*. Umstellung von *cl* in friaul. *çhalcon*.

5. oberl.-graub. *clacun*. Diese Form mochte durch graub. *clocar*, ‚schlagen' begünstigt sein; vgl. port. *batoque*, ‚Spund' von *batocar*, ‚schlagen', ‚spünden'.

7. engad. *cucun*, friaul. ven. bell. vic. trev. triest. mail. piac. mant. parm. borm. *coc(c)on*, rover. *coccom*, berg. bresc.

cremasch *cucù*, ferr. rom. bol. *cucon*, pr.-ancon. (montesic.) *cuccone*, tar. *cacone*, kal. *cacune* (siz. *cupuni*); abruzz. *cucunare* w.; in mod. *cuncon*, regg. *concon* hat sich *concha* eingemischt. Mussafia Beitr. S. 44 führt ausserdem ver. *cuccajo*, mant. parm. *cocaj*, ‚Stöpsel' an.

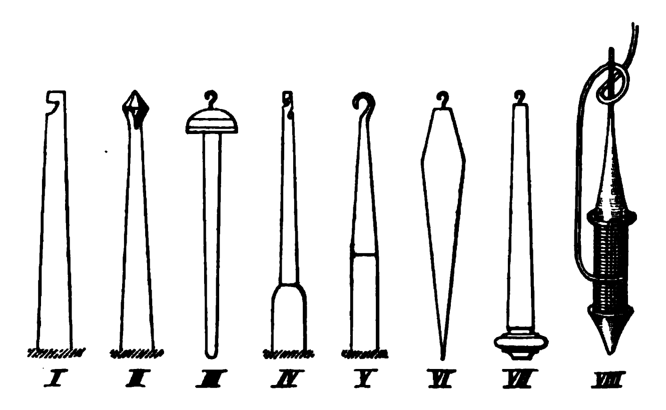
10. pr.-ancon. (arcev.) *crocchione*.

Wenn die Bedeutung ‚Spundloch' hier die ältere wäre, so würde sie sich an die von ‚Kerbe' (s. unten) anschliessen (vgl. span. *muesca*, ‚Kerbe' und ‚Zapfenloch', franz. *cran*, ‚Kerbe' und deutsch *Kran*, ‚Fasszapfen'; denn das ist gewiss ein andres Wort als *Kran*, ‚Hebevorrichtung'). Murray meint in der That unter ‚cock sb. 12': ‚some of the earlier quotations seems to imply that the power of closing the „cock" was no essential feature, i. e. that a cock was not necessarily a stop-cock, but that the word simply meant an short spout for the emission of fluid; in others it appears to be nozzle or mouth piece'. Alles erwogen, bleibe ich bei der Annahme dass **cocca* zunächst ‚Zapfen' bedeutet.

d) ‚Spindelkerbe'. Der Faden welcher gesponnen wird, muss mit der Handspindel, die ihre Drehung auf ihn überträgt, dauernd verbunden sein. Da hierzu der Druck der Finger der rechten Hand, die behufs der Drehung das obere Ende der Spindel zwischen sich fassen, nicht genügt, auch die Spindel ja zeitweilig ganz frei schwebt, so wird der Faden vermittelst einer losen Schlinge, eines laufenden Knotens (die italienischen Wörterbücher haben dafür den stehenden Ausdruck ‚quel poco d'annodamento') oben an die Spindel geknüpft. Die französische Encyclopédie (Livourne 1772, VI, 733ª) sagt u. d. W. ‚fil' (und man vergleiche dazu im Recueil de Planches ‚Fil et Laine' pl. I, Fig. 6, hier Fig. VIII), dass man dem aus der Kunkel gezogenen Flachs durch Anfeuchtung und Drehung ‚donne un commencement de consistance: après quoi on lui fait faire sur l'extrémité du fuseau un tour ou deux, et on l'y arrête par un nœud ou une boucle'. Eine solche Schlinge wird aber nicht bloss beim Beginn der ganzen Operation hergestellt, sondern auch nach dem jedesmaligen Aufwickeln des Fadens auf die Spindel. Sobald nämlich der Faden Armeslänge erreicht hat, also die Spindel weiterhin nicht mehr von der rechten Hand gehalten werden kann, ‚du pouce de la main gauche on pousse la boucle faite sur le bout du fuseau; on la fait tomber; l'on transporte

le fil sur le milieu du fuseau, et on lui fait faire plusieurs tours; ensuite on l'arrête à l'extrémité du fuseau par une boucle, qu'on reforme toute semblable à la première. A l'aide de cette boucle, le fil roulé sur le milieu du fuseau ne se devide point, lorsque le fuseau mis en mouvement est abandonné à son poids, et l'ouvrage peut se continuer. Cela fait, la fileuse avec le pouce et l'index de sa main droite qu'elle a mouillés, tire de la filasse de la quenouille, et remet son fuseau en mouvement avec l'index et le doigt du milieu de sa main gauche; le fuseau tourne, la filasse tirée se tord; le pouce et l'index de la droite, tandis que le fuseau tourne, tirent de nouvelle filasse, fournissent et aident même au fuseau à tordre, et il se forme de nouveau fil, qu'on envide sur le milieu du fuseau en faisant tomber la boucle qu'on reforme ensuite pour arrêter le fil et continuer de filer.' Wie mir vorkommt, sind hier ‚rechts' und ‚links' miteinander verwechselt; im Allgemeinen ist, so zu sagen, die linke Hand die Kunkel-, die rechte die Spindelhand. Am obern Ende der Spindel wird nun gern eine Vorrichtung angebracht welche dazu dient entweder die besagte Schlinge zu stützen oder zwischen der Spindel und dem Faden (die ja, je mehr dessen Wickelung nach der Mitte zu liegt, einen um so weniger spitzen Winkel miteinander bilden) Achsengleichheit herzustellen. Allerdings vermag, wie das aus dem Gesagten klar sein wird, das Erforderliche auch vermittelst der Finger allein geleistet zu werden, und in der That scheinen die oben glatten Spindeln die am weitesten verbreiteten zu sein, wie uns der Ueberblick über die vielen Spindelformen belehrt die H. Grothe Bilder und Studien zur Geschichte vom Spinnen, Weben, Nähen (zweite Aufl., Berlin 1875) S. 17 abgebildet und H. von Rettich Spinnrad-Typen (Wien 1895) S. 1 wiedergegeben und S. 3 um weitere vermehrt hat. Ob es unter den altrömischen Spindeln welche man aufgefunden hat, solche gibt die oben nicht glatt sind, darüber habe ich keine Auskunft erlangen können. Auch heutzutage sind noch in manchen romanischen Gegenden solche Spindeln üblich, so in der von Belluno; Frau A. Nardo-Cibele La filata o la coltivazione del canape nel Bellunese (aus dem Arch. per le trad. pop. IX [1890]) S. 22 sagt: ‚*cocca del fuso*: non ha il nome nel dialetto bellunese, perchè i fusi sono per lo più lisci e non hanno il

bottoncino a cui allude la voce italiana.‘ Grösstentheils aber herrscht unter den Romanen jene unterstützende Vorrichtung und zwar, soweit ich durch vieles Herumfragen ermittelt habe, in wesentlich dreifacher Gestalt: als Kreiskerbe (Fig. II), als



Häkchen (Fig. III) und als Spiralkerbe (Fig. IV), von denen, wie ohne Weiteres ersichtlich, die beiden letztern der Schlinge nicht bedürfen. Ueber die u. A. in Portugal (und Asturien) herrschende Spiralkerbe schreibt mir Frau Carolina Michaëlis de Vasconcellos in Porto, der ich, abgesehen von zwei leibhaftigen Spindeln, die reichste Auskunft in dieser Angelegenheit verdanke: ‚der frisch gesponnene, verhältnissmässig rauhe Faden hält sich, in die Kerbe gewirbelt, zur Genüge wenn auch bei ungeübten oder zerstreuten Spinnerinnen die Spindel dann und wann zu Boden fällt.‘ Entsprechend Carena oder vielmehr dessen Kompilator A. Rivelli (Napoli 1889 S. 356 f.): ‚un' intaccatura a spira, nella quale si fa passare il Filo, che vi sta rattenuto per fregamento.‘ Im Dictionnaire de Trévoux (1752) heisst es unter ‚thie‘ folgendermassen: ‚Dans le Maine, l'Anjou, le Poitou, et autres Provinces de France, la *thie* est un petit instrument de fer, de cuivre ou d'argent qui est creux, et où l'on fourre la pointe d'enhaut du fuseau à main, comme on fourre une baguette de pistolet, dans un tirebourre. Cette thie est cannelée à colonne torse, c'est-à-dire, qu'elle a une rainure enfoncée, qui tourne en vis deux ou trois tours. C'est cette cannelure qui soutient le fil, sans pouvoir aller à droite ni à gauche, qui facilite aux Fileuses la maniere imperceptible, dont

le fil qu'elles filent se place comme de lui-même, sur leur fuseau, à la différence de celles qui ne se servent point de thie, qui sont obligées de s'arrêter, à chaque aiguillée de fil qu'elles ont filé, afin de le dévider sur leur fuseau.' Jonain Dict. saint. erklärt *tie* als: ‚touret en fer, conique et creux, qui a une rainure en spirale et s'adapte au bout du fuseau pour conduire le fil.' Unter den Spindeln bei Rettich finde ich nur eine (S. 3, *c*), aus Ladakh am Himalaya stammende, welche oben einigermassen ähnlich gestaltet ist: ‚der Theil ober dem Kreuze hat achsiale Bohrung, welche seitlich in eine offene schraubenförmige Nut ausmündet.' Die beiden erstern Formen lassen sich auf die einseitige Kerbe zurückführen wie sie in der Encyclopædia Britannica unter ‚yarn' an der ‚primitive spindle' (Fig. I) dargestellt ist. Beiläufig gesagt ist gewiss eine noch ursprünglichere Spindel die welche in einem oben durchbohrten Stein besteht und einem Bügeleisen gleicht (Fig. *b* bei Grothe). Von der Spindel mit Kreiskerbe, die mehr oder weniger flach zu sein pflegt, aber vielleicht auch als scharfe Einschnürung vorkommt, und durch die jedenfalls der alleroberste Theil der Spindel als rundliches oder rautenförmiges Knöpfchen abgehoben wird, gewähren Grothe und Rettich kein Beispiel. Die aus Prajano bei Amalfi stammende Häkchenspindel von Fig. III entspricht ganz der Spindel *t* bei Grothe; sie hat nämlich keinen Wirtel am untern Theil, die Scheibe auf welcher das Häkchen aufgesetzt ist, scheint dessen Stelle zu vertreten (vgl. ebend. *p*, *q* und *2*, wo der Wirtel gleichfalls dem obern Theil der Spindel angehört). Indessen könnte auch der lose sitzende Wirtel abgenommen sein; wenigstens unterscheidet sich nur durch diesen von der eben erwähnten eine mir aus Kalabrien zugekommene Spindel (ganz gleich *v* bei Grothe), wo die obere Scheibe ebenfalls abnehmbar ist. Die Drehung vermittelst der Finger wird daher am untern Theile vollzogen, und zwar indem die Spindel auf dem Schenkel liegt; ebenso wird mit der gleichfalls im Neapelschen üblichen Spindel Fig. V verfahren (die den Wirtel in der Mitte hat). Die Häkchenspindel ist auch in Portugal (und Asturien) bekannt, aber nicht als *fuso*, sondern als *fuseira* oder *parafusa* (ast. *parahusu*), welche ausschliesslich dazu dient zwei bereits gesponnene Fäden (fios) zu einem stärkern (linha) zusammen-

zudrehen.[1] Nach Frau Michaëlis de Vasconcellos würde diese ein umgekehrter fuso sein (Fig. VI); aber die Verjüngung nach unten scheint nicht nothwendig zu sein (Fig. VII nach Herrn Braulio Vigon in Colunga). Zu diesen drei Befestigungsweisen tritt nun eine weitere Verschiedenheit, welche sich auf das Verhältniss des obersten Spindeltheiles zur ganzen Spindel bezieht. Derselbe wird nämlich besonders gearbeitet, als eiserne oder messingene kegelförmige Hülse, die oben die Spirale oder das Häkchen trägt (Fig. IV und V) und in welche die obere Spitze der Holzspindel fest eingepresst ist; es ist eben schon ausführlicher davon die Rede gewesen. Ich will sie den Spindelaufsatz nennen — im Französischen heisst sie *thie*, welches allerdings } *theca*, aber bei Sachs doch unpassend mit ‚Spindelfutter(al)' übersetzt ist. Dieser Aufsatz kommt nach Carena in den verschiedensten Gegenden Italiens (wie in Frankreich, Spanien, Portugal) vor, nicht aber in Toskana. — Wenn uns nun auch gerade der Gebrauch des Häkchens (ἄγκιστρον) an der Spindel bei den alten Griechen bezeugt ist, so dürfen wir daraus nicht schliessen dass sie nicht auch die Spirale gekannt haben. A. Bauer, den ich bat während seiner griechischen Reise auf Spindeln zu achten, berichtet mir, er habe überall nur die Spirale wahrgenommen. Jedenfalls ist sie es die auf romanischem Boden sich der grössten Verbreitung erfreut und deren Name sich hier festgesetzt hat.

* *Cochlea* bedeutet an der Spindel zunächst das spiralförmig gekerbte obere Ende, die Spiralkerbe, dann die Kreiskerbe sowie das obere knopfartige Ende, auch den Aufsatz im Allgemeinen, schliesslich das untere knopfartige Ende. Was nun dieses anlangt, so gestehe ich offen dass ich über seinen Zweck im Unklaren bin. Bei Tommaseo-Bellini (und entsprechend in

---

[1] ‚Die Parze sitzt am Boden, rechts und links von ihr ein Korb mit maçarocas, die sorgsam vom fuso abgestreift und mit Papierfusos ausgefüllt sind. Ueber ihr, am Balken des niedrigen Bauernstübchens, zwei Nägel. Die Fadenenden, nach oben geführt, laufen darüber wie über Rollen und vereinigen sich in ihrer Hand, sie schürzt beide zur Schlinge und legt sie um den Haken der parafusa und bringt dieselbe durch kräftiges Streichen der Handflächen aneinander in Rotation. Der genügend gedrehte Faden wird allmählich zum Knäuel aufgerollt.'

(Frau C. M. de V.)

andern, auch mundartlichen Wörterbüchern) wird gesprochen von dem ‚bottoncino che è all'uno e all'altro capo del fuso, che ritiene il filo' und von dem ‚poco d'annodamento, che vi si fa, perchè non iscatti quando si gira il fuso, e si torce'. Ich vermag mir nicht zu denken dass dem untern Knöpfchen ganz die gleiche Funktion zukommen sollte wie dem obern. Auch kann es doch nicht dazu dienen den aufgewickelten Faden vor dem Abgleiten zu schützen, der Faden wird ja oberhalb des Wirtels aufgewickelt. Auch in der Encyclopédie heisst es: ‚le fuseau est . . . terminé en pointe par les deux extrémités . . . il y a un peu au-dessus de la pointe inférieure, une petite éminence qui retient le fil, et qui l'empêche de tomber'; aber von einer ‚éminence' am obern Ende ist nicht die Rede, und doch kann nur dieses mit dem ‚bout' und der ‚extrémité' der oben angeführten Stellen gemeint sein, woran der Faden angeknüpft werde. Wenn Casaccia in seinem genuaschen Wörterbuch (2. ed.) *cûcca* erklärt als ‚piccolo ingrossamento nella punta inferiore del fuso, dove si fa la cocca del filo consistente in una specie di nodo', so erweist sich das deutlich als Versehen durch Vergleichung mit dem ältern Paganini, der sonst dieselben Worte, aber ‚punta superiore' hat. Tolhausen setzt zum span. *hueca*: ‚schraubenförmige Kerbe unten an der Spindel'; Booch-Árkossy etwas ausführlicher: ‚. . . unten an einer Spindel woran der Faden befestigt wird'; diese Worte stimmen mit denen Seckendorffs (1824) überein; aber E. A. Schmid (1795) hat: ‚der kleine Spiraleinschnitt an einer Spindel, woran man den Faden beym Spinnen befestiget'. Die spanische Akademie drückt sich folgendermassen aus: ‚muesca espiral que se hace al huso en la punta delgada, para que trabe en ella la hebra que se va hilando y no se caiga el huso'; man hat das ‚punta delgada' missverstanden, man hat gemeint, das dünnere Ende sei das untere, während es das obere ist. Der Name **cochlea* geht von der Kerbe auf die an der entsprechenden Stelle angebrachte Schlinge über, und man unterscheidet dann z. B. ital. *cocca del fuso* und *cocca del filo*. Endlich verlässt er die Spindel ganz und wird von jeder Kerbe gebraucht; ebenso von der spiralförmigen Stauung in einem Faden oder Strick, wenn nicht etwa hier eine direkte Entwickelung aus der eigentlichen Bedeutung von *cochlea* stattgefunden hat; ja diese Möglichkeit

ist nicht einmal bei der Spindelschlinge ausgeschlossen. Die hier angenommenen Zusammenhänge werden auf doppeltem Wege erwiesen; erstens dadurch dass die Verzweigungen der Form ganz denjenigen entsprechen welche für die andern Bedeutungen von **cochlea* bekannt sind, und zweitens dadurch dass ein Synonym von *cochlea* die entsprechende Begriffsentwickelung durchgemacht hat. Indem ich zuerst jene vorführe, bemerke ich dass *K.*, *Kn.*, *Schl.*, *Aufs.* die Kerbe, den Knopf (und zwar den obern allein, wenn nicht *o. u.* dabei steht), die Schlinge, den Aufsatz an der Spindel bezeichnen, *Kerbe* die Kerbe in einem andern Sinne oder im allgemeinen.

4. mail. *cǫccora*, ‚Kn.' (in *fus de coccora*, ‚quel fuso che ha la cocca non rimessa, ma in sè stesso'), mant. *cocola*, ‚Kn.', ‚Schl.', piac. *cǫcla*, ‚Schl.', cremon. *cǫccola*, ‚Kn.', gen. *coccula*, ‚Schl.', sard. *cugura*, (goc.) *cuccura*, ‚cocca del fuso'. Romagn. *gnǫcla*, ‚Knöchel' steht auch für **cocula* im Sinne nicht nur von ‚Brausche', sondern auch von ‚Kn.' (o. u.), ‚Schl.'. Wie sich *nucula* im Sinne von ‚Gelenk' mit einem germanischen Wort gemischt hat (s. S. 29), so hier im Sinne von ‚Kerbe' (ital. *noce*, franz. *noix*, span. *nuez*, port. *noz*, ‚Nuss' an der Armbrust) mit einem andern germanischen, nämlich nord. *hnokki*, dän. *nok*, ‚Metallhaken an der Spindel', engl. *nock*, *notch*, ‚Kerbe', das dann auch andere Bedeutungen (vgl. z. B. deutsches *Nock*) angenommen hat und so eine hübsche Parallele zu unserem **cocca* darbietet. Florios *nocca*, ‚the nock of a bowe' ist vielleicht nur eine individuelle Kontamination von ital. *nǫce* (aber *nǫcchia*) und engl. *nock* in einem schon vorhandenen ital. *nǫcca*.

5. posch. *clǫcca*, ‚Schl.', land.-flor. *crocca* (nach Olivieri Diz. gen. S. 122), ‚Schl.', bord. *clocho*, ‚Kerbe', sard. *groccu*, (margh.) *crogóine*, ‚capio', ‚nodo della fune', vermuthlich ‚Kinke' (s. unter 7).

7. ital. *cǫcca*, ‚Kn.' (o. u.), ‚Schl.' — so mit beiden Bedeutungen oder doch mit einer in vielen ital. Mdd., theils mit *ǫ* oder sogar *u*, *ü* (wie brianz. *cǫca*, regg. *cǫcca*, berg. istr. *cuca*, gen. *cücca*), theils mit *ǫ* (wie piem. bresc. cremon. piac. parm. *cǫc[c]a*) —, südfranz. *coco*, ‚K.', (lim.) *quècho*, *quèche*, ‚Aufs.'; südsard. *conca (de fusu)* könnte sich auf *conca*, ‚Kopf' beziehen (vgl. ven. *testa de fuso*). In span. *hueca*, gal. *oca*, ‚(spiralförmige) K.' (span. *hueca* auch ‚Knochenfuge') liegt wohl ein durch

span. *hueco,* gal. *oco,* ‚hohl', ‚Loch' begünstigter dissimilatorischer Schwund des *c-* vor. Ital. *cocca* wird auch von der Kerbe des Pfeils gebraucht; franz. *coche* ist ‚Kerbe' schlechtweg. Endlich besitzt ital. *cocca* in der Seemanns- und in der Seilersprache eine Bedeutung die ich nicht bei Tommaseo-Bellini und Petròcchi, ja nicht einmal bei F. Piquè Dizionario di marina verzeichnet finde, sondern nur bei Carena und bei Valentini: ‚Kink' (des Schiffstaues), ebenso franz. *coque*; davon sard. *cugurra,* (bos. marg.) ‚capio', (süds.) ‚Kinke' (des Fadens, sonst ‚Raupe'). Für die Möglichkeit dass hieher von ‚Schnecke' nicht der Umweg über ‚Spindelkerbe' gemacht worden ist, fällt ins Gewicht dass das deutsche engl. schwed. holl. *kink,* engl. auch *kinch, kenk, kinkle,* ostfries. auch *kinkel* und *krinkel* (Valentini hat unter ‚cocca': *Klink*), welches ganz dieselbe Bedeutung hat wie die romanischen Wörter (schott. *kink,* ‚gewundener Baumknorren'), meines Erachtens auf lat. *concha* zurückgeht; das Deutsche kennt *Kunke* neben *Kink(e),* und *kinke* ist im Mittelniederd. auch soviel wie ‚Schnecke'. Diesen Sinn hat das Wort auch im deutschen *Kinkhorn,* holl. *kinkhoorn,* ‚gewundenes Jagdhorn', welches dann wiederum als Name einer besondern Schnecke (*buccinum*) verwendet worden ist. Ob engl. *cog,* ‚Radzahn' hierher gehört, also eigentlich ‚Kerbe' bedeutet hat (vgl. engl. *cog, cock-boat,* ‚Art Boot', *cogue,* ‚Schälchen' } rom. **coc[c]a*), vermag ich nicht bestimmt zu sagen; keinesfalls durfte für seinen keltischen Ursprung kymr. *cocas* (*cocos*) bei Kluge-Lutz Engl. Etym. angeführt werden, da dies ein dem Englischen entlehntes Kollektiv ist (vgl. S. 20 dieselbe Wortform = engl. *cockles*). Man bemerke noch das von Cherubini aus Burchiellos Sonetten angeführte ital. *straccocca,* ‚Aufs.'

8. ferr. *cr̨ocla,* romagn. *ci̧ocla, cr̨ocla,* ‚Kn.', ‚Schl.'.

18. mail. *cocchiröla, coccaröla,* com. *cucuröla* (spir.), berg. *cucaröla* (spir.), cremasch *cochirola,* pav. *cochiröla,* ‚Aufs.', bol. *cucarola,* ‚Schl.' (vgl. unten *coccarola* als schriftital.), parm. *cocaröla,* ‚Wirtel' (beruht dies, obwohl die ausführliche und zwar bei Malaspina und Pariset nicht gleichlautende Erklärung dabei steht, nicht auf einer Verwechselung? wie Spano *rueddula* mit ‚cocca del fuso' und ‚fusajolo', Ponza *moscola* mit ‚cocca' und ‚fusajolo' [s. S. 46] und Monti *cucuroèula* fragweise mit ‚fusajuolo' übersetzt). Cremon. *couccarola,* bol. *cucarola* besagt dasselbe am Faden wie ital. *cocca* am Taue,

nämlich die Krümmung oder Knotung in Folge allzustarker Drehung = ital. *groviglìola, -o*; ganz dasselbe span. *oqueruela* (,aquella como lazadilla que casualmente se suele hacer en la hebra por estar el hilo muy retorcido, y estorba el correr por la puntada'), kat. *caragol*, welches der Umformung des Wortes in der Bd. ,Schnecke' gefolgt ist.

Das lat. *musculus*, ,Miesmuschel', wird vom Romanischen, zum Theil mit weiblichem Geschlecht, in dieser Bedeutung festgehalten. So südfranz. *muscle* m.; Mistral aber verzeichnet unter weibl. *mouscoulo* (*mescoulo, mascoulo, mousclo, musclo, mescouelo, mouscouero, mouscoro, mousclouro*) die Bed. ,Thurmschnecke' (turritella), ohne das doch wohl engere Gebiet des Vorkommens anzugeben (Piat hat unter ,turritelle' nur *mouscoulo*); vgl. bask. *maskulu*, ,Schnecke', *maskor*, ,Schale' (der Weichthiere). Wie wir uns die Uebertragung des Namens von jener zweischaligen auf diese einschalige Konchylie, welche ihrer Gestalt nach geradezu entgegengesetzt sind, zu denken haben, kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen. Mit der Thurmschnecke hat nun der spiralförmig gekerbte Spindelaufsatz die allergrösste Aehnlichkeit, und wir begreifen daher dass für diesen und dann auch für den mit einem Häkchen versehenen die oben genannten südfranz. Wortformen, sowie die wohl durch altprov. *noscla, nosca*, ,Spange' (cev. *nouscleto*, ,Oese') abgeänderte *nousclo* gelten. Es wird dies Wort einerseits auf eine ungekerbte Hülse übertragen, die Zwinge eines Stockes, anderseits auf die Kerbe oder das Häkchen selbst. *Mouscouloun, mescouloun, mouscloun, mousclouroun, mouscouloun* bedeuten einen kleinen Spindelaufsatz, dann das Häkchen eines Spindelaufsatzes, schliesslich das Häkchen der Spindeln welche keinen Aufsatz haben (Mistral gibt die zweite und dritte, Azaïs die erste und dritte Bedeutung). Ob und welche Beziehung zwischen *mouscoulo* und *mousclau*, ,Angelhaken' (bei Raynouard ist *mosclar* fälschlich mit ,nasse' übersetzt) besteht, will ich hier nicht erörtern; dass in *mouscoulo* ein lat. *muscula* stecke, scheint mir aus bedeutungsgeschichtlichen Gründen ausgeschlossen. Wir begegnen diesem Worte nicht nur in dem nahen Piemont wieder, sondern auch durch ganz Süditalien; ich führe die Formen mit den italienischen Erklärungen an, die in verschiedenem Sinne lehrreich sind. Piem. *moscola*, ,muscola, muscolo, coccarola . . . un

piccolo arnese . . ., in cui si pianta la parte superiore del fuso; all' estremità del cono havvi un' intaccatura a spira, nella quale si fa passare il filo, che vi sta rattenuto a modo di annodamento‘ (Sant' Albino), ‚strumento . . . che si appone alla cima del fuso o bottone che vi è formato nel legno stesso . . . cocca, fusi extremitates, les deux boutons du fuseau, calotte‘ (Zalli), ‚strumento per lo più di ferro che si mette sulla punta del fuso per filare, cocca, fusajolo‘ (Ponza), *muscola*, ‚fusajuolo, cerchietto di ferro, o d'altro che si pone in cima al fuso, perchè il filo non iscatti, cocca‘ (ders.), abruzz. *muschele* w., *musculone*, *muschelone*, ‚cocca del fuso‘ (Finamore [2]), *muschelone*, ‚muscola, uncinetto del fuso, che trae il filo dalla rocca‘ (Fin. [1]), agnon. *muscra*, ‚uncinetto di ferro posto a capo del fuso per rattenere il filo, cocca‘, neap. *moscola*, *musculone*, ‚uncinetto di ferro che è all' estremità superiore del fuso, che ritiene il filo, cocca‘ (Puoti), *moscolone*, ‚arnesino metallico . . . dove si fa passare il filo che si trae dalla rocca, muscola, musculo, coccarola, cocca del fuso‘ (d'Ambra), *musculo*, *musculone*, ‚gancetto di ferro alla punta superiore del fuso, cocca‘ (Andreoli), irp. *moscola*, ‚cocca‘, kal. *muscula*, ‚cocca del fuso‘ (Scerbo), ‚piccolo strumento di fil di ferro, adunco in punta, che sta in capo al fuso, dove si fa passare il filo nel filare, o torcere, cocca‘ (Morisani; ähnlich Accattatis), siz. *muscula*, ‚quel bottoncino, che è all' uno e all'altro capo del fuso, che ritiene il filo, e anche per quel poco di annodamento che vi si fa, perchè non iscatti quando si gira il fuso, e si torce, cocca‘ (Mortillaro), ‚quel bottoncino o ferruzzo ripiegato, alla estremità superiore del fuso, ove si annoda il filo nel torcerlo, cocca, coccarola‘ (Traina), süd- und mittelsard. *muscula*, ‚fusajolo, gancio del fuso‘ (auch *amu de fusu*, ‚ganciétto, cruna del fuso‘) (Spano), ‚gancittu postu in s'astula de su fusu po aguantai sa trama ecc., cruna del fuso‘, *sa conca de su fusu, e s'accappiu de su filu in sa muscula*, ‚cocca‘ (Porru). Also z. Th. auch einerseits für das untere Spindelende, anderseits für die Schlinge. Das Wort *muscola*, *muscolo* in diesem Sinne wird von Manchen schon, wohl nach dem Vorgange Carenas, als gemeinitalienisch betrachtet, so von Sant' Albino, Finamore, d'Ambra, Traina neben das mundartliche Wort gesetzt. Eine Bestätigung für die Annahme dass auch ursprünglich **muscula* und **cocca* synonym sind, liegt vielleicht in dem

Umstand dass jenes ebenso wie dieses in der Bedeutung einer Aufstauung des Fadens oder des Seiles vorkommt, nämlich siz. *muscula* (Mortillaro übersetzt es in diesem Sinne ebenfalls mit ‚cocca'; Traina mit ‚grovigliola'). Aus **muscula* zurückgebildet (wie aus **coccula* : **cocca*) ist port. *mǫsca*, ‚spiralf. K.' (aber *mǫsca*, ‚Fliege'), ‚aquelle risco que tem o fuso por baixo da ponta e chega até ella aonde anda o fio para não caher o fuso' (Bluteau), ‚a abertura espiral da ponta onde se enreda o fio que se vai tirando' (Moraes), ast. *muezca*, dass. (‚la rosca que se hace en los husos de hilar, para torcer lino ó la estopa') und (so auch *muezcu* nach Munthe) ‚Scharte', ‚Kerbe', span. *muesca*, ‚Kerbe', ‚Fuge', ‚Zapfenloch'. Auf die Gestalt dieses Wortes haben synonyme Wörter Einfluss genommen; wenn nicht auf eine Verkürzung, so doch auf die Qualität des Tonvokals. Vor Allem ist an port. kat. *mossa* (port. mit ǫ), ‚Kerbe' } lat. *morsa* zu denken; und wenn nicht die ursprüngliche Bedeutung von *mǫsca* offenbar ‚spiralförmige K.' wäre, so liesse sich darin geradezu ein Postverbale zu port. kat. *mossegar* } *morsicare* erblicken, besonders da gal. *moscar* so viel ist wie ‚mit den Zähnen oder mit einem Messer einen Einschnitt in die Rinde der Kastanien machen' (damit sie beim Rösten nicht platzen). Auch span. kat. port. *rosca*, ‚Spirale' steht nahe bei *mǫsca*, hat aber im Port. ǫ. Es ist, wie ich denke, dasselbe Wort wie südfranz. piem. lomb. *rusca*, ‚Rinde' (nach Cherubini App. auch von der Schale der Schalthiere gebraucht; auch im Neuirischen ist *rusg* auf diese ausgedehnt), ‚Korb', dessen ụ unter dem Einfluss von *crusta* (vgl. südfranz. *crusco* } *crousto* + *rusco*, agnon. *crosca* } ital. *crosta* + *rusca*) zu ụ = ǫ wurde: altfranz. *rouche* = *ruche*; arag. *roscada*, ‚Beuchen der Wäsche' (= kat. *ruscada*), *roscadero*, ‚Korb für Früchte oder Gemüse'. Das Wort erscheint auch mit *-a-* (vgl. Rom. Etym. I, 27): südfranz. *rascal*, ‚Nuss ohne grüne Schale', ‚N. m. gr. Sch.', ‚gr. Sch. d. N.', *rascas*, *rascasso*, ‚Unterwölbung' = span. *rosca*. Am allernächsten steht dem *mǫsca* aber **osca*: ast. (nach Munthe) *güezca*, gal. *(h)osca*, *(h)osquia*, *-ea*, ‚Spiralkerbe der Spindel', kat. *osca*, dass. und ‚Scharte', franz. *hoche* (alt *osche*), südfranz. *osco*, *ouesco* u. s. w., ‚Kerbe', ‚Scharte'. Wenn nun **osca* ganz dieselbe Bedeutung hat wie das oben angeführte **oca* und dieses aus **coca* entstanden ist, so drängt sich uns die Wahrscheinlichkeit auf dass **osca*

aus $_*$*cosca* entstanden sei. Diese Vermuthung wird durch das Baskische bestätigt, welches *koska*, ‚Kerbe' (neben *oske*, *ozke*, *-a*) bietet. Dieses Wort stammt ohne jeden Zeifel aus dem Romanischen, und ist aus einem *cusculium* oder *cuscolium*, *-*a*, ‚Scharlachbeere' (Detlefsen durfte Plin. H. N. XVI, 32 das Wort, der handschriftlichen Ueberlieferung zuwider, nicht mit *scolecium* vertauschen) zurückgebildet, wie $_*$*cocca* aus $_*$*coccula* = *cochlea*. Oder vielmehr dies *cusculium*, *-*a* ist mit $_*$*coculia* (17) zusammengetroffen und als Variante davon gefühlt worden, und dann weiter *cosc-* überhaupt als Variante von *coc-*, und selbst dem umgelauteten *cac-* hat sich ein *casc-* zur Seite gestellt. So treffen wir denn zuvörderst span. *coscojo*, ‚Scharlachbeere' (*coscojos*, *coscojas*, ‚Ringelchen am Pferdegebiss'; daher das gleichbed. port. *coscojas*), kat. *coscoll*, ‚Baum der Scharlachbeere', arag. (Pyren.) *coscullo*, ‚Kern' (der Steinfrucht), altprov. *coscolha*, ‚Schale' (von Thieren, insbes. der Schildkröte), südfranz. *couscoulho*, *couscouio*, *couscuelho*, ‚Hülse' (der Hülsenfrüchte), ‚Schale' (der Zwiebel, der Birne, des Apfels), ‚grüne Schale' (der Mandel), ‚harte Schale' (der Nuss), ‚Muschel', (kugelförmige) ‚Schelle', nizz. *couscouol*, ‚Hode', bask. *koskoll*, ‚Hode', *koskoll*, *kuskull*, *kuskul*, ‚Schelle' (*kuskull*, *koskoll*, *koskoi*, ‚Baum der Scharlachbeere'), (17 + 9: *kroskoll*, ‚Schelle'), port. *casculho*, ‚Schale' (der Eichel, der Kastanie u. s. w.), ‚trockene Zweige', ‚Kehricht', altprov. *cascolha*, ‚Schale' (eines Weichthiers = *conca*), südfranz. *cascoulho*, ‚Muschel', ‚Schüsselchen der Eichel', ‚Maiskolben'; Dem.: gask. *cascouet*, ‚Schnecke'. Für $_*$*-ulium* tritt $_*$*-ilium* oder $_*$*-illum* ein: span. *casquijo*, ‚Kiessand', *casquillo*, ‚dünne Schale' (am Obst u. s. w.), ‚Zwinge' (am Stock) u. s. w. Oder $_*$*-alium*, auch $_*$*-ale* ($_*$ *cocale* 16): span. *cascajo*, ‚trockene Früchte', ‚schadhaftes Geräth', ‚Kies', gal. *cascallo*, ‚cascabullo', ‚Steinabfälle', port. *cascalho*, ‚Kies', ‚Steinabfälle', südfranz. *cascai*, *cascalh*, *cascal*, ‚Steinabfälle', ‚grüne Schale' (der Nuss, der Mandel). Davon wieder südfranz. *cascaioun*, *cascalhoun*, *casquihoun*, ‚Schelle'. Dem $_*$*cocarella* (18) entsprechen: span. *cascarillos*, ‚Muscheln die sich am Boden des Schiffes festsaugen', ast. *cascarietṣa*, ‚Schnecke' (Munthe), südfranz. *cascarèl*, *cascaril*, dessen weit häufigere Nebenform aber *cascavèl*, *coscabèl* u. s. w. ist (ich gehe hier auf den Ursprung dieses *v* = *b* nicht ein), ‚Schelle', ‚Wasserblase', ‚Spielkugel', ‚abgelebter

Mann' u. s. w., und so span. *cascabel*, port. *cascavel*, ,Schelle'; bask. auch mit *o*: *koskabill*, *koskarabill*, dass.; vgl. port. *cuscovilhice*, ,Geschwätz' (vgl. südfranz. *cascavela*, *cascaveleja*, ,schwatzen'). Daran schliessen sich span. *cascabillo*, ,Schelle', ,Hülse' (des Weizens, der Gerste u. s. w.), ,Schüsselchen der Eichel', *cascabullo*, ,Schüsselchen der Eichel', port. *cascabulho*, ,Menge Schalen', ,Hülse' (des Roggens, des Hafers u. s. w.), ,Schüsselchen der Eichel', gal. *cascabullo*, ,cascajo', ,casquijo', ,Schutt', ,Schale oder Schalen' (der Mandel, der Piniennuss u. s. w). Wenn sich im Südfranzösischen neben *cascavèl* auch *carcavèl*, *carcavièlh* und neben *cascavelea* auch *carcavelea* (ebenso schweiz.-franz. *carquevalla*, ,schwatzen') finden, so ist dabei nicht an einen Lautwandel *r* } *s* zu denken; vielmehr ist dieses *carc-* } $_*$*cocar-* (18), nur dass es sich in diesen Fällen nicht selbständig entwickelt hat, sondern aus schon fertigen Bildungen (zu denen ich S. 33 auch südfranz. *carcuelho* gerechnet habe, obwohl es dem port. *casculho* u. s. w. so nahe steht) herübergekommen ist; haben wir doch sogar umgekehrt südfranz. *cascagna* neben *carcagna*, ,quälen', wo von *cochlea* als Stammwort nicht die Rede sein kann. Dem $_*$*cocora* } $_*$*cocula* (4) entspricht span. *cáscara*, ,Rinde', ,Hülse', ,Schale', ast. *cáscara*, ,Muschel'. Dem $_*$*cloca* (5) entspricht kat. *closca*, südfranz. *closco*, *clusco*, *clesco* (w.), *closque*, *closc*, *clesc*, *croch* (m.), ,Schale' (des Weichthieres, des Krebses, der Schildkröte, sowie des Eies, der Mandel, der Nuss u. s. w.), ,Kopf', ,Schädel', kat. auch ,Kniescheibe', südfranz. auch ,Kern' (von Steinfrüchten), ,Hode', kal. *croŝca*, ,Kohlblattrippe'; bei manchen südfranz. Formen ist es zweifelhaft ob sie hierher oder zum unvermischten $_*$*clocia* (3) gehören; südfranz. *crusco*, ,Baumrinde', ,Speisenabfälle', agnon. *crosca*, ,Rinde', neap. *cruosco*, ,Schmutzkruste' gehen, wie ich eben schon gesagt habe, wohl auf **rusca* + *crusta* zurück. Doch wird dieses *crusco* im Rouergischen durch das gleichbed. *cusco* mit der folgenden Wortreihe verknüpft, welche dem vereinfachten $_*$*coca* (7) entspricht: siz. *cosca*, ,Zwiebelschelfe', ,Blattrippe', tar. *coŝche*, ,Nusskern' oder ,Nusskernviertel'? (,gherigli, è la divisione delle parti di una frutta come noci e simili'), span. *cuesco*, ,Kern' (des Steinobstes), bask. *koska*, ,Brausche', ,Beule' (im Metall), *kosko*, ,Schädel', *kosku*, *kusku*, ,Schale' (des Eies, der Nuss u. s. w.); port. *casca*, ,Rinde', ,Hülse', ,Schale',

,Schelle', span. *casca*, ,Weintrester', ,Gerberrinde', ,Art süsser Kringel' (vgl. *rosca*), alt auch = *cáscara*, span. port. *casco*, ,Schale der Zwiebel', ,Scherbe', ,Schädel', ,Schiffsrumpf' (vgl. franz. *coque*). Mit Ableitungsendungen part. *cascão*, ,Kruste', ,Sandschicht', ,Schorf', arag. *coscón*, ,bejahrter Mann', ,viejo marrullero' (vgl. S. 16. 25. 48 f.); span. *cascote*, ,Schutt'; span. *coscurro*, *cuscurro*, ,Brodranft', arag. *cuscurro*, *cuzcurro*, *currusco*, span. *corrusco*, ,Stück Brod für Bettler' (also härteres), gal. *corrosco*, *corrusco*, dass. und ,Brodranft'; vgl. dazu die Formen ohne *s*: bask. *kokor*, ,coscorrón de pan' (wie wohl auch im Sinne von span. *coscorrón*, port. *coscorrão*, ,Schlag auf den Kopf', welches von einem **cosco*, ,Kopf' gebildet ist), sard. *coccorroi*, ,Schwarzbrod' und (S. 19) tar. *cucuruzzo*, ,Brodranft'. Trotz des einfachen *r* wird wohl hierher am passendsten zu stellen sein: port. *encoscorar-se*, ,zusammenschrumpfen', *coscoro* (nicht *cóscoro**), ,Härte' (des Zusammengeschrumpften), *coscorão*, ,Pfannkuchen'.

Von *cochlea* sind auch Verben (und Adverbien) mit der Bed. ,hocken', ,kauern' (,-nd') abgeleitet: ital. *fare un chiocciolino*, *acchiocciolarsi*, *accoccolarsi* (*a coccoloni*), *accoccovarsi*, *accacchiarsi*, *accucciarsi*, *accucciolarsi*, ven. *cuzzarse*, *cuzzolarse* (*a cuzzolon*), riet. *acciuccasse*, agnon. *accuccurarse*, abruzz. (aq.) *anguccarze*, (pal.) *accuchericchiarse*, kal. *se 'ncacare*, *se 'ncacanare* (z. B. ,se 'ncacanàu ppe ffare 'nu bisuognu'), tar. *acquaquaghiarsi*, siz. *agguacciarisi*, *aggucciarisi*, *accucciarisi* (*a cuccuni*), südsard. *coccoeddaisi*, südfranz. *s'acoucouna*, *s'acoucoula*, *s'acougouncha*, rouerg. (*de coucoulous*), span. *acuclillarse* (*á cuclillas*, *á cluquillas*), *acorr-* (alt), *acurrucarse*, ast. *acuruxase*, port. *acocorar-se*, *acocorinhar-se* (*em*, *de cócoras*, *cócaras*, *cocarinhas*), bask. (*kokorika*, *kukurizka*). Man sieht sofort dass sich zum Theil andere laut- und sinnverwandte Wörter eingemischt haben, so ital. *cucciare* } franz. *coucher*, vom Hunde, (intrans.), von welchem auch noch vorzugsweise *accucciarsi* und *accucciolarsi* gebraucht werden; ferner ital. *chioccia*, span. *clueca*, südfranz. *clouco*, ,die Gluckhenne', auf welche span. *aclocarse*, bearn. *aclouca-s* sich ohne Weiteres beziehen lassen; endlich *accovacciarsi*, *accovacciolarsi*, pist. *accovarsi*, neap. *accovarese* (franz. *s'accouver*), welches mit *accoccolarsi* zu ital. *accoccovarsi* verschmolz. Dieses *accovarsi*, sien. *accovolarsi*, pist. (*in covoroni*) zeigt sich merkwürdigerweise in den verschiedensten Gegenden

der Halbinsel mit altital. *f* statt lat. *b*[1] (*cubare*; vgl. riet. *scufà*, ‚aus dem Bett steigen‘ = ital. *scovare*, *cufacchiu* = ital. *covaccio*; *accufacchiasse*, ‚sich in die Betttücher einwickeln‘), so siz. *accuffarisi*, *accuffularisi* (*a cuffuluni*), friaul. *cofassi*, *cufassi*, *cufuissi*, *cufulassi*, *cufulissi* (*a cufulon*), ven. *cufarse*, *cufolarse* (*a cufolon*), mod. *cuflirs* (*in cuvacion*), bol. *far guflein*, *aguflars* (*in guflon*), romagn. *fê cufēn* (= *guvēn*), südfranz. *s'acoufa*, *s'acoufla*, eng. *porter sülla cufalera*.[2] Manche Mundarten begnügen sich mit dem einfachen *cucciare* (so mant. *cuciàras*, bresc. *cuciàs*, posch. [*in cocion*]), andere erweitern es mit *s*- (so com. *scusciàs*), andere schieben noch ein *r* ein (so mail. *scrusciass* [*in scruscion*], pav. *scrussiass*), das aus *incrocciare* (im Sinne von ‚mit gekreuzten Beinen sitzen‘: pav. *incrussiass*) stammt und auch in pav. *scruflass*, friaul. *crofassi*, *scrofassi*, *scrufujissi* (*in scrufujutt*) eingedrungen ist. Vielleicht spielt irgendwo auch ital. *accosciarsi* herein. Damit ist die Reihe der mit *co*-, *cu*- anlautenden Wörter die ‚hocken‘, ‚-nd‘ bedeuten, noch keineswegs erschöpft; ich nenne siz. *accuncumiddarisi* (*a cuccumeddu*, *a cuncumeddu*) zu *cuccumu*, *cuncumu*. In andern Sprachen bieten die entsprechenden Wörter zum grossen Theil Anklänge dar, so: *hocken*, holl. *hurken*, magy. *guggolni*, *gug*-, *kukorodni* (-*ogni*), kymr. *cyrcydu*, *crycydu*. Aus dem Gebiete von ‚hockend‘ strahlt *cochlea* in das von ‚rittlings‘ hinüber (vgl. unser *huckepack*): südfranz. *à la cagoio*, *en carcalh* (-*lhi*, -*lho*), *en carcalhotos*, *à cacalo*, schweiz.-franz. *à cacou*, *cocochet*, und berührt sich hier mit *caballus*, das zum Theil sehr entstellt und daher auch von den Gelehrten verkannt worden ist (nach dem Dict. gén. ist *cali*- in franz. *califourchon* ‚particule péjorative‘!). Soweit an allen diesen Wörtern überhaupt *cochlea* Antheil hat,

[1] Salvionis Bemerkung in den Post. ital. zu ‚cubiculum‘ war mir entgangen, ich bin erst durch seine inzwischen erschienene Note über *gufarsi* Rom. XXVIII, 98 darauf aufmerksam geworden.

[2] Vgl. imol. *gọfla*, ‚Knäuel‘ } **globula*. Ursprünglich aber ist *f* in friaul. *cùful*, bol. *gọfla*, ‚Haut der Weinbeere‘, südfranz. *coufello*, *cufello*, dass., auch ‚Hülse der Hülsenfrüchte‘ u. a. (daraus *cofo*, dass. abgezogen) } *coulèfo*, *culèfo*, dass. = *κέλυφος*, dass., welches anderseits als südfranz. *calofo*, *caloufo*, ‚grüne Schale der Nuss‘, *calhofo*, *galhofo*, *goulhofo*, ‚Hülse der Hülsenfrüchte‘ auftritt. Romagn. *gọbla*, ‚Hälfte der holzigen Nussschale‘, *gubela*, *gublot* (*d genda*), ‚Eichelnäpfchen‘ (franz. *cupule de gland*) gehören nicht hierher.

schwebte gewiss vor Allem das Bild der in ihr Gehäus sich zurückziehenden Schnecke vor, welcher ja der auf seinem Lager oder in einer Ecke sich zusammenkauernde Mensch ähnelte; es trat aber, wo es sich um ein Hocken oder Kauern in freier Umgebung handelte, das Bild eines plattkegelförmigen Schneckenhauses (etwa das der Weinbergschnecke) hinzu. So bedeutet südfranz. *escagassa*, *escargassa*, *escougassa* ‚platt schlagen', ‚platt machen', refl. ‚sich zusammenkauern'. Mistral nimmt Zusammenhang mit *cagas* an, den ich ja in dem oben S. 26 angedeuteten Sinne auch zugebe; aber zunächst stellt es sich zu *s'acougassa*, *s'acouvassa*, ‚sich zum Brüten hinsetzen' (von Hühnern), ‚hocken', wo sich *cochlea* und *cubare* begegnen — vgl. (alp.) *d'acagassouns*, lyon. *à cacasson* (vgl. S. 24, 4), *à cacaboson*, ‚hockend'.

Nach einem so weiten Weg wende ich mich noch einmal zu **clocca*, ‚Glocke'. Seiner Herleitung von *cochlea* stehen keine sachlichen, noch formale Bedenken entgegen. Man darf nicht etwa fürchten dass durch sie *cochlea* allzustark mit Nachkommenschaft belastet werde; es spricht gerade zu ihren Gunsten seine ausserordentliche Fruchtbarkeit, die nicht nur thatsächlich erwiesen, sondern auch leicht zu erklären ist. Diese beruht, von der günstigen Lautgestalt abgesehen (Aehnlichkeit mit andern Wörtern, scheinbare Reduplikation des Stammes), darauf dass das Schneckenhaus auf die mannigfachste Weise in die Augen fällt, bald als ein gerundeter Körper, ein mehr platter oder mehr spitzer Kegel, bald als harte Hülle einer weichen Masse, bald durch die äussere spiralförmige Einzeichnung, bald durch die gewundene Spindel, und dazu kommt dass in einigen Fällen auch die Schnecke d. h. das Thier selbst vorbildlich wird. Unter allen Gegenständen aber die nach der Aehnlichkeit mit der Schnecke — selbstverständlich immer mit bestimmten unter den sehr verschiedenen Schneckenformen — benannt sind, ist keiner bei dem diese Aehnlichkeit so gross wäre wie bei den Vorläufern unserer Kirchenglocken, den Glöckchen oft allerkleinsten Umfangs, wie sie bei den heidnischen Römern und romanisierten Kelten zu diesem oder jenem Zwecke üblich waren. Man betrachte die Abbildungen solcher, welche zu Beire-le-Châtel und zu Mandeure gefunden wurden, bei Morillot Pl. IV und V (auch die der kleinern

Pl. VI). In Bezug auf die Form des Wortes ist zu bemerken dass das für andere Bedeutungen hinlänglich belegte *clocca* aus *cochlea* in der von ‚Glocke‘ durch den Anklang an das oben besprochene Verb *cloccare* gestützt werden mochte. Ich glaube auch einige Spuren von einem ältern *cocla*, ‚Glocke‘ entdeckt zu haben; ich betrachte es nämlich, auch wenn man die Frage des Ursprungs ganz beiseite lässt, als höchst unwahrscheinlich dass von den beiden gleichwerthigen Lautgebilden *cocl-* und *cloc-* das erstere aus dem letztern entstanden sei. Unmöglich ist es freilich nicht, haben wir doch wirklich span. *cocle* neben *cloque* (port. *croque*), ‚Bootshaken‘. Oberl.-graub. *cuclèr* neben *clukèr*, ‚Glockenthurm‘ erinnert mich an das *coclerium* welches DC. aus Falco von Benevent (12. Jhrh.) anführt. Wichtiger aber erscheint mir dass die Anemone pulsatilis, die diesen Beinamen von ihren glockenartigen Bewegungen im Winde empfangen hat, im Französischen zwar auch *clochette*, meistens aber *coquelourde* (Sachs verzeichnet auch *cloucourde*) heisst, und zwar so, *coquerelle* und *cocle* schon in der alten Sprache, sowie in den franz. Mdd. *coqueret*, *coucou* u. s. w. (Rolland), *coclet* (Bridel), im Bretonischen *kokuloz*; das deutsche *Küchenschelle* ist nicht wie Rolland meint, aus dem ebenfalls vorkommenden *Kuhschelle* umgedeutet, sondern das erste Element entspricht dem franz. *cocl-* (vgl. andere deutsche mundartliche Namen derselben oder sehr nahe verwandter Pflanzen wie *Güggelblume* = *Glockenblume*; *Arstgucken*, *Arschkucke* = *Arschglocken*). Es ist freilich die Möglichkeit zuzugeben dass die Blume ursprünglich nicht nach der Glocke, sondern nach der Eischale, franz. *coque* benannt sei; Nemnich bemerkt zu dem östr. *Arschkucke*: ‚*Kucke* bedeutet daselbst was die Gestalt einer halben Eierschale hat.‘ Auf *cochlea* kämen wir jedenfalls. Im Anschluss an diese Thatsachen setze ich auch istr. *cálago*, ‚Viehglocke‘ } * *cágalo*.

Nach diesen einleitenden Auseinandersetzungen wird man weniger überrascht sein dass ich bei der Aufklärung des Ursprungs von *trovare* so viel und so eingehend von den Dingen rede.

Franz. *trouver*, prov. *trobar*, ital. *trovare*, ‚finden', graub.-lad. *truvar*, ‚richten' } lat. *turbare*.

I. Negativ. Ich trenne die Ableitungen aus dem Lateinischen und die aus dem Germanischen voneinander.

A) 1. } ***truare** (**extruare*; vgl. *amptruare*, *antruare*) von *trua*, ‚Rührlöffel', also eig. ‚mit dem Rührlöffel schöpfen'. Zambaldi führt das als den Gedanken Ascolis an; aber weder ich noch Ascoli selbst haben die betreffende Stelle in seinen Schriften auffinden können, sodass mit der Möglichkeit einer nicht in den Druck gekommenen Auslassung zu rechnen ist. Ich selbst hatte, ehe ich Zambaldis Wörterbuch einsah, bei meinen Nachforschungen über *trouver* an das lat. *trua* gedacht, aber nur in dem Sinne dass es auf die begriffliche oder lautliche Fortbildung von *turbare* einen Einfluss ausgeübt hätte. Indessen bin ich von dieser Vermuthung zurückgekommen, nachdem ich diejenigen romanischen Wörter welche, von *trouver* abgesehen, irgend eine Aehnlichkeit mit *trua* aufweisen, auf ihre Abstammung hin genauer untersucht habe.

Zunächst hat man das lat. *trua* ganz unverändert in dem abruzz. *trua*, ‚Weberschiffchen' wiederfinden wollen; so schon Finamore in der ersten Ausgabe seines Wörterbuches. Ausführlich spricht sich hierüber B. Campanelli Fonetica del dialetto Reatino (Torino 1896) S. 152 f. aus. Er bemerkt dass in der Leipziger Hs. des Festus nach dem Worte *drua* die Worte stehen: ‚textricis instrumentum', von denen O. Müller nicht gesagt haben würde: ‚e conjectura fluxisse videntur', wenn er das riet. *trua*, ‚Weberschiffchen' gekannt hätte. Aber ist nicht vielmehr dieser Zusatz von Jemandem gemacht worden der das romanische Wort kannte und eine Gleichung mit dem lateinischen den Heutigen vorwegnahm? Ob die Aehnlichkeit einer Schöpfkelle und eines Weberschiffchens im römischen Alterthum so gross war um eine Gemeinschaftlichkeit der Bezeichnung erklärlich zu machen, das lasse ich dahingestellt. Aber die verschiedenen abruzzischen Formen für ‚Weberschiffchen' welche ich in der zweiten Ausgabe Finamores vorfinde, machen die auch hier noch festgehaltene Herleitung von lat. *trua* zweifelhaft: *trúue*, *ndruva*, *ndrúue*, *trúvele*, *trívule*,

crúue, crúvele, gruve, ruve, trǫcchele, in der Pr. Ancona *druella, dru-, rughella, turghella.* Davon das Verb abr. *ndruvà,* und wiederum von diesem *ndruvatore* (im 16. Jhrh. auch *intrugatore*), riet. *ntroaturu,* tar. *ndriatura.* Wir werden zu der Annahme gebracht dass das Grundwort einen intervokalischen Guttural besass, und das teram. *trocchele,* welches in derselben Mundart *trocche* m., ‚Trog', *trocche* w., ‚grosser Trog' neben sich hat (Finamore gibt lanc. *trǫcchele* in diesem Sinn), führt uns direkt auf deutsches *Trog,* welches in den ital. Mdd. bald mit *cc* bald mit *g* (tosk. *trǫgolo*) erscheint. Allerdings würden sich dann die Formen mit *g* in der Bed. ‚Weberschiffchen' weiter ausgebreitet haben als in der Bed. ‚Trog': gessop. *trǫcche,* ‚Weihbecken', aber *trúue,* ‚W.'; pr.-ancon. *trocco,* ‚Trog', aber *druella* u. s. w., ‚W.' Es wäre auch möglich dass erst hinterher eine Angleichung an *Trog* stattgefunden hätte und dass *trua* u. s. w. anders zu deuten wären; man könnte an deutsches *Truhe* denken, das im Grednerischen als *truga* und im graub. Ladinisch, allerdings wiederum mit *cc,* als *trucca* fortlebt mit dem Dem. *trocla,* ‚Schachtel'.

Trulla, truella hat sich erhalten, nur scheint es im Italienischen nicht volksthümlich zu sein. Schon deshalb bin ich nicht geneigt ital. *intrugliare* daher abzuleiten (wie Zambaldi verzeichnet). Noch weniger aber kann ich damit einverstanden sein dass, wie Nigra Arch. glott. ital. XIV, 300 annimmt, in franz. *touiller,* piem. *tujrè* ein **truellare* stecke; diese Wörter decken sich lautlich weder untereinander noch mit dem angesetzten Stammwort (für den Ausfall des *r* ist kein Grund ersichtlich, wie z. B. in **t(r)ib'lare*), und überdies hat A. Thomas Rom. XXIII, 460 nachgewiesen dass *touiller* } *tudiculare* ist; das piem. Wort aber werde ich später in einen andern Zusammenhang bringen. Uebrigens hatten es schon G. Pasquali und G. Ferraro auf **truare* zurückgeführt. Da das Sardische *trudda* } *trulla* (südš. *turra*) hat, so wird *intruddare,* ‚impicciare', refl. ‚sich einmischen' darauf zu beziehen sein; indessen habe ich hierüber unten S. 61 einem gelinden Zweifel Raum gegeben.

An *trua* klingt endlich noch an das in den lombardischen Mundarten verbreitete *trüsà, trosà, trösà, trožà, trisà,* rover. *trisar,* graub.-lad. *turžar, trušar, trušer,* ‚herumrühren' (ital.

mantrugiare, ,mit der Hand betatschen') } *trusare*, **trusiare* (vgl. arezz. *intruschiare*, ,sich einmischen } **intrustiare* und die von Flechia Arch. glott. ital. III, 155 zusammengestellten Formen), mit theilweiser Einmischung von ital. *intridere, intriso*. Davon ist der Name des Werkzeugs abgeleitet: valmagg. *trüsée*, bellinz. *trüsel*, berg. *trösadur*, rover. *trisaor*, ,Rührscheit', oberl.-graub. *turžett*, ,Rührholzprügel beim Käsemachen', ,Rührstab des Senns', auch ,Morgenstern', sogar ohne Suffix: berg. *trüs*, *tris*, bresc. *trisa* (auch *trida*; vgl. lat. *trūdis*), tir.-lomb. *triža*, ,Rührholz'. Neben **turbulus*, *turbi(d)us* tritt nun im graubündner Ladinisch eine eigenthümliche Wortform für ,trüb' auf: oberl. *tursch*, untereng. *tuorsch* (*aua tuorscha* = obereng. *oua tuorbla* oder wie Gritti Joh. V, 7 hat — was Pallioppi nicht verzeichnet — *oua tuorba*; aber Th. Gartner theilt mir mit dass er in Schleins *tuerža* vom Wasser, *tuerbl* vom Himmel gehört habe), dazu das Verb untereng. *tuorscher*, ,trüben' (wirklich so mit *-er* und nicht mit *-ar*?). Da im Inlaut hier das *sch* den Werth von *ž* hat, so würde ein deutlicher Unterschied zwischen diesem und dem vorhergenannten Verb nur in den stammbetonten Formen liegen: *tuorža* : *truža*. Ich glaube nun dass auf **turbiare* (vgl. oberl.-graub. *tuorbi* neben *tuorbel*), welches untereng. **turbgiar* sein würde, **trusiare* eingewirkt, und dass an der Umwandlung das Adjektiv theilgenommen hat.

2. } ***tropare** von *tropus*. Gleichzeitig (1878) von G. Paris (Rom. VII, 418 f.) und, mit Beschränkung auf prov. *trobar*, ,dichten', von Jul. Baur (s. Ztschr. f. rom. Phil. II, 594 Anm.) aufgestellt. In lautlicher Beziehung unanfechtbar; aber die Bedenken welche G. Baist (Ztschr. XII, 265) und Th. Braune (Ztschr. XVIII, 516 Anm.) gegen die begriffliche Entwickelung vorgebracht haben, theile ich vollkommen. Für mich ist vor Allem das graub.-lad. *truvar*, *truar*, ,richten' entscheidend; dass ,richten' und ,dichten' (oder ,komponieren') aus ,finden' hervorgingen, begreift sich leicht, schwer dass der allgemeine Begriff zwischen den beiden besondern geschichtlich vermittelte, und der Vermuthung eines auswärtigen Ursprungs für das ladinische Wort, welche das annehmbarer machen soll, gebricht es ihrerseits an jeder thatsächlichen Stütze. Für die Geltung von lad. *truvar* = franz. *trouver le droit* liesse sich vielleicht noch auf unser *Schöffe* verweisen, insofern das Einer ist der das

Recht *schöpft*. Angesichts des von Baist aus dem 6. (vielmehr dem 7.) Jhrh. beigebrachten *contropare* scheint G. Paris (Rom. XVII, 625) seine frühere Anschauung aufgegeben zu haben; doch bleibt er bei * *tropare*, das auch Baist als Grundform für *trouver* gelten lässt, und hält dessen griechischen Ursprung für wahrscheinlich, nur erübrige es seine Entwickelung zu begreifen. Allein man möge die sämmtlichen alt- und neugriechischen Wörter welche mit *τροπ-* beginnen, durchmustern und dabei ganz von dem Mangel des Nachweises im Lateinischen absehen, man wird schwerlich irgend einen Anknüpfungspunkt für *trouver* finden. Am Ehesten liesse sich noch an ein * *tropare* denken das ‚ins Loch treffen' bedeutet haben würde, von dem griechischen Spiel *τρόπα*, das wie aus Martial zu ersehen ist, auch den Römern bekannt war und bei dem es darauf ankam mit Würfeln, Nüssen oder Eicheln aus einer gewissen Entfernung in ein Loch zu werfen.

B) Soll *trouver* aus dem Germanischen hergeleitet werden, so muss ein besonderer Nachweis hinzutreten, nämlich der dass die Romanen irgend ein Bedürfniss nach einer solchen Entlehnung empfanden, dass im Romanischen irgend eine Stelle für das fremde Wort frei war. Der Begriff ‚finden' ist ein so allgemeiner dass das Lateinische für seine Darstellung mehr als ausreichende Mittel gewährte. Wenn *trouver* aus dem Germanischen stammt, so muss es zunächst eine andere, eine enge Bedeutung gehabt haben, und zwar eine solche bei der die Uebernahme des germanischen Wortes in den kulturellen Verhältnissen begründet war.

1. Dieser richtigen Erkenntniss entspringt Körtings Vermuthung (N. 8389) dass *trouver* ein Ausdruck der Gerichtssprache, also seine ladinische Bedeutung die ursprüngliche war. Wenn er es nun aber auf germ. *þorp*, ‚Dorf' zurückführt, so durfte er nicht sagen dass dem lautlich Nichts entgegenstehe; wenigstens vereint sich damit durchaus nicht die Zurückführung von *troppo*, *trop* auf dasselbe Wort (N. 8171). Ich will zwar weiter zugeben dass weder in Körtings Aufstellung der vorgeschichtlichen Bedeutungen von *trouver*, noch in seiner Anordnung der geschichtlichen etwas ‚schlechterdings Unstatthaftes' enthalten ist; allein dieses Zugeständniss besitzt nicht viel Gewicht, da wir bei einer begrifflichen Entwickelung nicht in gleicher

Weise wie bei einer lautlichen die Unstatthaftigkeit darthun können. Man mache sich einmal das Vergnügen zwischen zwei sich deckenden Wörterbüchern zweier Sprachen (z. B. dem deutsch-lateinischen und dem lateinisch-deutschen) im Zickzack hinundherzugehen, und man wird entgegengesetzte oder ganz disparate Begriffe durch eine kürzere oder längere Kette von Wörtern zu verbinden im Stande zu sein. Bei unsern begriffsgeschichtlichen Aufstellungen kommt es im Grunde auf dasselbe an wie bei unsern formgeschichtlichen, nämlich um die Zutheilung eines hypothetischen Vorgangs an eine Gruppe anerkannter Vorgänge. Wir verlangen z. B. dass man uns für ‚richten‘ { ‚finden‘ oder für ‚dichten‘ { ‚finden‘ Analogieen aufweise, seien es auch nur entferntere. In beiden Fällen sind zwei Schritte aufeinander gefolgt. Wir stellen zunächst die Umwandlung eines intransitiven Verbs besonderer Bedeutung in ein transitives allgemeiner fest. **Trovare*, mag es sich nun auf die Herstellung eines Tropus oder eines Urtheils beziehen, würde zu den zahlreichen Verben auf *-are* gehören in welchen dies *-are* so viel ist wie ‚machen‘ und das Objekt dazu im Stamme ausgedrückt liegt, nur dass es sich hier nicht schlechthin um ein Machen handelt, sondern um ein solches welches geistige Anstrengung und Befähigung voraussetzt. Dieses Objekt kann nun noch einmal neben das Verb gesetzt werden: *dulcem tropum tropare, justum judicium torpare*, und wir dürfen dann übersetzen: ‚eine süsse Weise ersinnen‘, ‚ein gerechtes Urtheil ausfindig machen‘. Jedoch werden diese allgemeinen verbalen Bezeichnungen keine stärkere Neigung haben sich mit den Bezeichnungen für ganz anders geartete Objekte zu verbinden als etwa lat. *vivere* und mhd. *râten* in *vitam vivere* und *einen rât râten*, die wir mit ‚ein Leben führen‘, ‚einen Rath geben‘ übersetzen. Der zweite Schritt der in jenen beiden Fällen gethan sein würde, ist der vom Erfinden ideeller Gebilde zum Auffinden von Gegenständen, kurz gesagt das Herabsteigen aus der geistigen in die körperliche Sphäre. Dies ist weit auffälliger für die Zeiten in welche jene Entwickelungen fallen würden, als für die heutige mit ihren starken Ausstrahlungen intellektueller Thätigkeit. Statt von dem sichern Ende nach dem unsichern Anfang zurückzublicken, blicke man einmal von einem sichern Anfang nach vorwärts, man versuche

sich vorzustellen wie unser *dichten* zur Bedeutung ‚finden‘ gelangen könnte: ‚er hat den verlorenen Ring gedichtet‘. Man wird sich dabei nicht auf glatten Bahnen bewegen. Ich sage nicht, es sei undenkbar dass bei irgend einem Worte ‚dichten‘ oder ‚richten‘ von ‚finden‘ abgelöst werde; ich sage nur, man sollte dergleichen nicht ohne Beistellung von Analogieen vorbringen.

2. } got. **drupan* = ahd. *trëffan*. Diese Grimm'sche Etymologie ist längst begraben worden, braucht also nicht mehr bekämpft zu werden.

3. } ahd. *truopan, truoban*, ‚trüben‘. Diese Herleitung die Th. Braune Ztschr. XVIII, 516 f. veröffentlicht, wird von G. Paris Rom. XXIV, 308 mit dem einzigen Worte ‚unzulässig‘ abgethan. Ich theile vollständig diese Ansicht, halte es aber für lehrreich die Unzulässigkeit näher zu beleuchten. Gegen die Begriffsentwickelung von *turbare* zu *trouver* hat Braune kein Bedenken, wohl aber gegen dessen Lautentwickelung, und er glaubt nun die Schwierigkeit dadurch zu lösen dass er als Stammwort für *trouver* an die Stelle des lateinischen Wortes ein laut- und sinnähnliches germanisches setzt (das Zusammentreffen von *trobi* u. s. w. mit *trübe* ist ebenso auffällig wie das von *morbi* u. s. w. mit *mürbe*). Aber er übersieht dass dem germanischen Wort vom lateinischen geradezu der Eingang versperrt wurde; dass wenn es dank irgend welcher geheimen Gewalt dennoch ins Romanische eindrang, es mit den romanischen Fortsetzungen von *turbare* (*turbidare*, **turbulare*) verschmelzen musste; dass wenn es durch ein Wunder von ihnen gesondert blieb, die Entwickelung von ‚trüben‘ zu ‚finden‘ nicht bei ihm, dem Fremdling, sondern bei dem einheimischen Wort zu erwarten war.

II. Positiv: } lat. *turbare*.

1. in lautlicher Beziehung sind drei Einwendungen erhoben worden:

a) ich beginne mit der geringfügigsten. Schon G. Paris Rom. VII, 418 hatte es sonderbar gefunden dass die Umstellung von *-ur-* zu *-ru-* so hoch hinauf reiche und so allgemein sei; denn das *torverent* eines franz. poetischen Bruchstückes aus dem 12. Jhrh. stehe ganz vereinzelt. Th. Braune a. a. O. wiederholt und verschärft dieses Bedenken; er durfte aber nicht von

einer ‚solchen Konsequenz in allen romanischen Sprachen' reden, denn * *turbare*, ‚finden' gehört nur Frankreich, Oberitalien und Graubünden an, und wo es ausserhalb dieser Gebiete vorkommt, ist es in jüngerer Zeit entlehnt worden. Auch ich lege nicht das geringste Gewicht auf jenes *torverent*, ebenso wie auf limagn. *tourba* (da sich im Auvergn. auch *bourla* u. a. finden), oder andere solcher mundartlicher Formen die vielleicht noch aufstossen; aber anderseits vermag ich in der Durchgängigkeit von *-ru-*, *-ro-* durchaus keinen sichern Beweis für die Ursprünglichkeit dieser Folge beider Laute zu erblicken. Wir müssen doch nicht ausser Acht lassen dass der Stamm *turb-* auch da wo er seiner alten Bedeutung treu geblieben ist (‚trüb-'), im weitesten Umkreis und offenbar seit frühester Zeit die Metathese erfahren hat. Ist es so wunderbar dass diese mit der veränderten Bedeutung sich fest verband? Man pflegt zu sagen, im Romanischen springe *r* ‚leicht' oder ‚gern' um; wenn es aber nun in dem einen Falle an seinem Platze bleibt, und im andern ihn wechselt, so muss doch das seine bestimmten Ursachen haben. Der Platzwechsel in unserem Falle scheint mir auf das Missfallen an der Konsonantenhäufung sich zu gründen welche durch die Synkope des nach- oder vortonigen Vokals hervorgerufen wurde: **turb'lus*, *-are* wurden zu **trub'lus*, *-are*, wie **torclum*, *-are* zu **troclum*, *-are*. Und in wie frühe Zeit er hinaufreicht, das sehen wir an der Gestalt in welcher *b'l* sich in einer Reihe von Formen weit auseinander liegender Gegenden zeigt. Dem * *trilo*, *-are* } *tribulum*, *-are* gesellt sich zu: südsard. *trullu*, ‚trübe', *intrullai*, ‚trüben', sard. (entl.?) *trogliu*, ‚Sprudel', ‚Pfütze', *troglia*, ‚fastidio', ‚faccenda', ‚pena', span. *trulla*, ‚Menschenlärm', ‚Menschenmenge', ast. (nach Vigon) *trolla*, ‚conjunto de labores que producen confusión y desorden', *trollar*, ‚bregar', ‚moverse', ‚trabajar con mucha actividad', berc. *trollo*, ‚Koth', gal. *trullada*, ‚nächtliches Fest', siz. *a trugghiu*, ‚wirr durcheinander', *ntrugghiari*, ‚raccogliere tra le dita' (la manna), *ntrugghiuliari* (nach Macaluso), ‚durcheinander wirren', lucc. *truglia*, ‚Schlamm', ‚Schmutz', ital. *intrugliare*, ‚Flüssigkeiten in unpassender Weise durcheinandermischen' (*non me ne intruglio*, ‚ich mische mich nicht ein'), riet. *ntruglià*, dass. (wohl erst in neuerer Zeit der Schriftsprache oder dem Toskanischen entnommen), oberl.-graub. *trugliar*, ‚wühlen', ‚durchein-

anderwerfen', ,sudeln' (hat sich eingemischt in eng. *pastrügliar, -er*, ,sudeln', *pastrügl*, ,Schweinefutter' = lomb. *pastrugnà*, ven. *pastrociar* u. s. w.), montbél. *trouillot*, ,troubleur' (nur in *esprit-trouillot*, ,Phantom') und noch andere italienische und französische Wortformen, die aber erst von **troj-*, **torcul-*, **trabucul-* gesichtet werden müssen. In Betreff des S. 55 erwähnten nord- und mittelsard. *intruddare* möchte ich fragen ob das nicht etwa ursprünglich eine gallurische Entlehnung aus dem Süds. mit *dd* für *ll* = *l'*, ist, die sich im Mittels. an *trudda* angelehnt hat. Diesem uralten **trubl-* folgte ein **trubl-* nach, in dem das *b* blieb, und unsynkopiertes **trubul-*, **trubid-*, woneben sich aber auch **turbl-*, **turbul-*, **turbid-* erhielten. So haben wir — ich füge von den Verben nur die etwas abweichenden Formen an — südrum. *cutrúburu* (vgl. alb. *trubul* [*trubułoń*], auch *troboľitse*, ,Butterfass'), siz. *trubbulu*, kal. *truvule*, neap. *truvolo* (*ntrovoleare*), abruzz. *trovede*, *trovete* (*ndraudà*, *ndraudì*, *ndruvulì*, *ndruvelà*), agnon. *truvete*, w. *torba*, lecc. (*ntraulíšu*, ,quasi «intorboleggio» [io imbroglio]' Arch. glott. ital. IV, 141), romagn. *trovd*, lomb. *trobe*, franz. *trouble*; **turbuliare* wird von südsard. *trumbullai* dargestellt. Es gibt einige Formen in denen an Stelle des *b* altital. *f* zu stehen scheint: riet. *trufulà*, ,beim Spinnen die Spindel mit den Fingern zum Schwirren bringen' (vgl. saintong. *trouiller*, ,die Spindel lebhaft drehen'), *ntrufulasse*, ,sich eindrängen', ital. *trufolare*, *intrufolare*, ,herumstöbern' (z. B. ,che *intrufoli* a cotesto tavolino?'), *trufolarsi*, ,sich (im Kothe) wälzen' (vgl. wall. [mons.] *se trouiller*, dass.); daher stammt das *r* von neap. *ntrufulare* neben *ntufulare*, ,incanalare' von *tufolo* (wiederum mit altital. *f* = *b*; so werden *tufulatura* und *tubbulatura* nebeneinander verzeichnet). Das abruzz. *ndrufularse*, ,dick und fett werden' hat hiermit gar Nichts zu thun; es ist von *trufele* m. (riet. *trufa*), ,bauchiges irdenes Gefäss' abgeleitet. Wenn wir jenes *trufolare* als **turbulare* zu erkennen uns entschliessen, dann müssen wir noch einen Schritt weiter gehen und ferr. bol. *trufar*, romagn. *trufè*, ,wittern', ,aufspüren' (vom Jagdhund), ,eifrig suchen', ,umherstöbern' als *turbare* ansprechen; aus dem weit verbreiteten *truffare*, ,betrügen' lässt es sich nicht herleiten, und dessen Beziehung auf *turbare* (vgl. franz. *rouler* und altes *bouler*) wird durch die anscheinende Priorität des Substantivs gehindert; wegen des südsard. *trobedda*, ,Betrug' s. unten S. 63. Diese

Feststellung ist für die Lösung unserer etymologischen Aufgabe von grossem Werthe. Ich habe hier noch zu bemerken dass im Provenzalischen und auch im Katalanischen und Piemonteschen sich **turbul-* mit **tribul-* vermengt hat und dass dann weiterhin wieder andere Verben sich beigemischt haben, sodass z. B. Formen wie *tréfouiller* bestehen; von denen werde ich weiter unten handeln. Wir begegnen der Metathese auch sonst beim unerweiterten *turbare.* Woher Diez das altport. *trovar* im Sinne von ,turbare' entnommen hat, weiss ich nicht; im Elucidario, der doch für das Altportugiesische seine Hauptquelle war, kommt es mir nicht vor. Frau C. Michaëlis de Vasconcellos macht mich darauf aufmerksam dass es, Moraes zufolge, bei Caminha und Ferreira im 16. Jhrh. auftritt. Das Galizische hat *trubar,* ,einschlafen' (von einem Glied): ,trubóuseme a chave'; das Sizilische, ich weiss nicht in welcher Mundart, *trubbari* für *turbari.* Das ebenfalls von Diez angeführte neap. *controvare,* ,conturbare' erscheint nur bei Galiani, und einfach ohne Beleg aus diesem herübergenommen bei Rocco. Endlich hat Diez aus Galiani das *struvare,* ,disturbare', bei d'Ambra *strobbare,* irp. *strobbà, strubbà, struvà,* kal. *strubare,* siz. *strubbari,* sard. *istrobbare, isdrobbare.* Vielleicht ist auch in pist. *strovare uno,* welches Petròcchi mit der Erklärung verzeichnet: ,trovargli de' titolacci, o chiamarlo con soprannomi o nomi brutti, spregiativi, o col nome sciupato', nicht eine neue, sondern eine alte Zusammensetzung zu erblicken; dann würde ich aber, wegen der Bedeutung, Einfluss von ital. *stroppiare* } **extorpidare* + **exturpiare* (vgl. span. *torpe* } *turpis* und *torpidus*) annehmen. Der Stamm *turb-* mischt sich auch sonst mit *turp-* und *torp-*; so z. B. einerseits parm. *stroped,* ,trüb' (piac. *strobdum,* ,trübe Flussströmung'), anderseits bol. *strubidir, tstrubidir,* ,vertilgen', südfranz. *estourba, esturba,* ,betäuben', ,umbringen' (vgl. auch das eben erwähnte gal. *trubar*). Dadurch wird wohl auch die Frage nach dem Ursprung von ital. *stordire* u. s. w. entschieden, das zunächst } **exturbidire* (vgl. neap. irp. *turdo,* ,trüb', im übertr. Sinn ,mürrisch', ,aufgeblasen' } *turbidus*) ist und sich begrifflich an **extorpidire* (vgl. span. *estordecer* = *entorpecer*) angeglichen hat. Zum Theil mag sich dann *turdus* eingemischt haben, das ja in der Sprache selbst als Bezeichnung eines dummen Vogels gilt

(so hat *storn*, ,Staar' im Oberit. $_*$*ext(r)onare*, *-ire* [südfranz. *estouni*, ,betäuben', *retrouni*, *restourni*, *estourni*, piem. *strunì*, ,erdröhnen', auch trans.] zu *(in)stornì*, ,stordire' umgestaltet); aber der Ursprung des Verbs kann hier nicht gesucht werden, man erwäge insbesondere franz. *étourdir*, neap. irp. *stordire*, abruzz. *šturdì*, ,halb abkochen' (Fleisch), (franz.) auch ,lauwarm machen' (Wasser). Mit *étourdi* u. s. w. stimmt dem Sinne nach port. *estrovinhado* = *esturvinhado*, dessen Herkunft von *turb-* ja auf der Hand liegt. Den merkwürdigsten Fall der Metathese bildet südsard. *truba*, weil es die Diez'sche Erklärung von *tropa* u. s. w. wieder in Erinnerung bringt; *truba* bedeutet ,Schwarm', ,Heerde', z. B. *truba de mallorus*, ,Heerde Stiere', *portai a truba su bestiamini*, ,menare in branco il bestiame con certa precipitanza', wobei mir doch das Wesentliche zu sein scheint dass das Vieh in einem Trupp, nicht dass es mit besonderer Lebhaftigkeit getrieben wird (Guarnerio Arch. glott. ital. XIV, 406 übersetzt mit Spano ,menare con violenza', indem er an das mittelsard. *truvare* anknüpft). Südsard. *trobedda*, ,Betrug', *trobeddu*, ,Hinderniss', ,Verwickelung' gehören zu (auch mittels.) *trobèa*, ,Fussfessel', dessen Ursprung durch das Synonym *trava* angezeigt wird; das Verb dazu lautet *trobeddai*, *trobiri* (mittels. *trobeire*), im übertr. Sinn ,verwirren'. Hievon wird mittels. *troboju*, ,Unordnung' kaum zu trennen sein. *B* (*v*) weist auf Entlehnung. Ueber mittels. (oros.) *trovìa* für sonstiges *truddone*, ,Holzlöffel fürs Mehl' wage ich mich nicht zu äussern.

b) Nicht viel schwerer wiegt das von G. Paris a. a. O. in den Vordergrund gestellte Bedenken wegen des *ue* von altfranz. *trueve* (prov. *trueba*, *troba* [*trǫba* im Reim mit *lǫba* E. Erdmannsdörffer Reimwörterb. d. Tr. S. 48[a]], ital. *trǫva*, graub. *trova*). Er sagt: ,cette diphthongue [so] renvoie nécessairement à un *o* bref accentué'; er hätte sagen sollen: ,ordinairement'. Ganz zutreffend hatte schon Diez bemerkt: ,Genau fordert das rom. Verbum in seinen verschiedenen Formen einen Stamm *trŏb* oder *trŏp*, aber auch ein Stamm mit *ŭ* ist zulässig.' Man vergleiche dazu seine Gramm. I, 166, wo freilich der dissimilierende Einfluss der Labiale auf vorhergehendes *ǫ* noch nicht erkannt ist, der uns entgegentritt in $_*$*ǫvum*, $_*$*colǫbra*, $_*$*cǫpreum*, $_*$*nǫptiae*, $_*$*plǫvia* u. a. (vielleicht hat auch ein nach-

folgendes *ǫ* sich unter einem solchen Einfluss abgeändert in * *mǫria*, * *mǫttum*, * *pǫteus*).

c) Der stärkste Einwand rührt von P. Meyer her und wird auch von G. Paris a. a. O. zur Sprache gebracht; er heftet sich an das *b* des prov. *trobar*. ‚Le *b* entre deux voyelles ne peut se maintenir en provençal; il se change en *v* ou tombe sans laisser de traces: *probare* donne *proar*, quelquefois *provar*, mais non *probar*.‘ Nicht gegen die Richtigkeit dieser Angabe lehne ich mich auf, sondern nur gegen die Art ihrer Verwerthung für den Fall *trobar*. Und zwar in einer allgemeinen und in einer besondern Beziehung.

Erstens nämlich kann ich die Absolutheit derartiger lautgeschichtlicher Aufstellungen überhaupt nicht gelten lassen. Was hier P. Meyer unter ‚Provenzalisch‘ versteht, ob er es in räumlich und zeitlich weitere oder engere Grenzen einbegreift, das bleibt gleichgültig; aber auch wenn er die engsten Grenzen setzt, wird er eine vollkommene Einheitlichkeit des Sprachcharakters nicht behaupten können, und er sieht thatsächlich davon ab, indem er das Nebeneinander von *proar* und *provar* zugibt. Finden aber solche mundartlichen Schwankungen nicht dann und wann in stärkerem Ausschlag statt? Lat. $^{vok.}p^{vok.}$ ergibt prov. *-b-*; lat. $^{vok.}b^{vok.}$ { prov. *-v-*; wenn wir nun dem prov. *savi*, das gegen das erste ‚Lautgesetz‘ verstösst, eine östliche oder nördliche Herkunft beimessen (Rom. Etym. I, 70), dürfen wir nicht dem prov. *trobar*, das gegen das zweite verstossen würde, eine westliche Herkunft beimessen? Ich habe von einem gask. *b* des prov. *trobar* gesprochen (nur hierauf kann sich G. Paris' Aeusserung beziehen, ich hätte mich ‚obscurément‘ ausgedrückt), wie ich von einem niederdeutschen *pp* des deutschen *Treppe* sprechen würde. Hierbei ist nun keineswegs ohne Bedeutung dass in manchen Gegenden der Provence und des östlichen Languedoks heutzutage *trouva*, nicht *trouba* herrscht. E. Bourciez stellt am Schlusse seines Aufsatzes ‚*P* latin intervocal en provençal et en français‘ (Rev. de phil. fr. et pr. III, 281—285) fest dass *trouva* zu Nîmes und Uzès, ebenso zu Avignon und Castellane gesagt werden (aber *trouba* zu Alais und Le Vigan, sowie zu Apt und Digne, und so findet sich merkwürdigerweise auch in verschiedenen Grenzmundarten gegen das Piemontesche). Mistral verzeichnet im Wörterbuch *trueva* als den Alpen (vgl.

trovo Salut à l'Occitanie S. XXXI von Peiravèrd [Basses-Alpes]), *trouva* als der Rhônegegend angehörig; er selbst bedient sich der Form mit *v*, doch hat er auch (im Reim) *trouba* Mirèio (1884) S. 18, III. In dem Marseiller Matthäusevangelium von M. Feraud (1866) finde ich das Wort willkürlich mit *b* und *v* geschrieben: *trouva* und *trouba*, *trouvaré* und *troubaré*, *trouvé* und *troubé*, *trouvéroun* und *troubéroun*, nur scheinen die stammbetonten Formen das *v* zu verschmähen: *trobe*, *trobo*. Worauf es nun weiter ankommt und was Bourciez versäumt hat, ist die Erwägung inwieweit dieses *trouva* entsprechende Fälle zur Seite hat oder vereinzelt steht; er sieht es schlechtweg als einen Beleg für *v* } *p* an. Das mag für manche Mundarten der Fall sein, so für die von Nizza; auch für die der Rhônegegend gibt Mistral im Wörterbuch *arriva*, *savé* an, schreibt aber in seinen eigenen Werken *arribá*, *sabé*. Aus der breiten Uebereinstimmung mit dem Französischen lässt sich in unserer Frage überhaupt keine Schlussfolgerung ziehen, aus der punktartigen entweder die dass *trouva* eine Lehnform aus dem Französischen ist (wie das P. Meyer Rom. XVII, 423 für *travai* gezeigt hat) oder die ursprüngliche, regelmässige Form, die ihrerseits an den andern Orten durch eine Lehnform verdrängt worden ist. Ein solches Uebergreifen des Gaskognischen in das Languedokische wäre ja nicht allzu verwunderlich, offenbart es sich doch in anderer Weise an demselben Worte; denn wenn *trapa*, ‚attraper' (das Kalabrische kennt *trappare* nur im Sinne von ‚betasten', ‚durchsuchen') im Languedok vollständig die Bedeutung ‚finden' angenommen hat, so ist das wohl nur dank dem gask. *traba* für *trouba* geschehen.

Zweitens handelt es sich doch nicht schlechtweg um eine intervokalische Media, die im prov. *trobar*, wider die Regel, erhalten sein würde. Diese intervokalische entspricht einer nachkonsonantischen, und so wäre es denn die Sache P. Meyers gewesen darzuthun dass die Umstellung des *r* so früh eintrat dass das nicht mehr gestützte *b* zu *v* werden musste. Ohne diesen Nachweis und nach Beseitigung der andern Bedenken ist das von ihm vorgebrachte gar kein Bedenken mehr; wir verfahren wie in andern Fällen, wir entnehmen der Etymologie eine lautgeschichtliche Thatsache, wir sagen: das *b* von prov.

trobar zeigt dass die Umstellung des *r* neben *u* sich später vollzog als der Uebergang von *b* zu *v*. Dieser gehört anerkanntermassen zu den ältesten Erscheinungen des romanischen Konsonantismus, und seine Periode war hier abgelaufen als die intervokalischen Tenues sich erweichten. Die Umstellung des *r* im Allgemeinen erscheint nicht als an eine bestimmte Zeit gebunden, und so haben wir für die Ermittelung des Beginns von *turb-* { *trub-* gar keinen Anhaltspunkt der ausserhalb dieser Wortformen selber läge. Die weite Verbreitung von *$_*$trub-* mag einen sehr frühen Ursprung voraussetzen lassen, und das kann man ja mit meiner oben gegebenen Erklärung vereinigen, da auch die Synkope in **turblare* jedenfalls hoch hinaufreicht; aber wir dürfen nicht übersehen dass *trub-* an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten spontan entstehen mochte und dass noch heutigen Tages die Gebiete von *$_*$turb-* und *$_*$trub-* sich bunt ineinander verschlingen, ja vielfach sich scheinbar decken. Kurz, ich sehe nicht ein welche Mittel zur Verfügung ständen um das höhere Alter von *trub-* } *turb-* gegenüber *v* } *b* zu erweisen. Ich gehe aber noch weiter. Selbst wenn jenes nicht jünger wäre als dieses, bestände immer die Möglichkeit dass sich *b* erhalten hätte, sogar eine doppelte Möglichkeit. Entweder konnte das intervokalische *b* durch die enge Assoziation der betreffenden Formen mit andern geschützt werden welche nach- oder vorkonsonantisches *b* aufwiesen, also sowohl *trúbat* ∾ *turbámus* als *trubare* ∾ *trublare*. Oder das neue intervokalische *b* war dem alten nicht gleichwerthig. In älterer Zeit konnte aus *tŭrbat* nur **trūbat* werden, aber auch bei diesem ist eine Verschiedenheit des *b* von dem in *cŭbat* denkbar. Es mochte dort die Fortis sein, also so wie wir Deutschen es in *trubbat** (∾ *Ebbe*) aussprechen würden, während es hier die Lenis, die unmittelbare Vorstufe der Spirans, war. Ich berühre diesen Punkt nur auf das Leiseste; denn über die Fortis und Lenis im Uebergang vom Lateinischen zum Romanischen liegt mir Nichts vor. Wenn das Italienische in **capitia* die schwache Tenuis als Spirans (*cavezza*) wiedergibt, in *caput* die starke wahrt (*capo*), so wird man nun auch über das Verhalten der beiden Tenues nach betontem Vokal ins Klare zu kommen wünschen: ist etwa prov. *escoba* } *scōpa* älter als *loba* } *lŭpa*? fand hier die Erweichung der Tenuis erst nach Längung des Vokals statt?

In dieser jüngern Zeit musste aus *tŭrbat* durch Umstellung entweder **trūbat* (genau genommen **trọ̄bat*) werden oder, sollte die Quantität des Vokals sich erhalten, **trŭbbat* mit wirklich gedoppelter Media. Falls wir darauf das prov. *troba* zurückführen, so setzen wir es dem *adoba*, ital. *addobba* gleich und weisen ihm eine Entwickelung zu die von der des ital. *trova*, franz. *trouve* etwas abweicht. Die Annahme einer solchen Doppelung entbehrt der Analogieen durchaus nicht. Jüngere, wie sard. *frobbire* } ital. *forbire* neben *proare, iscriere* u. s. w. wird man vielleicht nicht gelten lassen; eher eine allerdings auch nicht ganz alte wie **exturpiare* + **extorpidare* { **extruppiare* (*-o-*) = ital. *storpiare* { *stroppiare*; sicher aber eine so früh bezeugte wie **pōplus* { **plọ̆ppus*, ital. *pioppo* u. s. w.; als Mittelform werden wir hier wohl **pọ̆plus* anzusetzen haben (mit der Stelle die Meyer-Lübke Rom. Lautl. § 148 einer solchen Form anweist, bin ich nicht einverstanden; er leitet daraus **plọ̄pus* ab und spricht von der Dehnung einer vulgärlateinisch kurzen Silbe). Wie immer man die Sache auffassen mag, thatsächlich scheint mir die Behauptung, *turbare* könne im Provenzalischen nicht zu *trobar* geworden sein, durch prov. *trebol* (heute langued. *treboul*) } **turbulus* widerlegt zu werden; denn ich kann mich nicht dazu verstehen dies erst, nach dem von Fr. Neumann Ztschr. f. rom. Ph. XX, 522 gegebenen Rezept, aus *treble* hervorgehen zu lassen — es entspricht kat. piem. *terbol*, indem es sich schon früh mit dem Stamme *tribul-* vermischt hat. Man halte gegenüber prov. *evol* } *ebulum*, *nivol* } *nubilum* + *nebula*.

Man hat nun aber auch ein direktes Zeugniss dafür dass das *b* des prov. *trobar* in einem alten *p* wurzele, zu entdecken geglaubt, und zwar in dem *contropare* der westgotischen Gesetze, von denen mir K. Zeumers Schulausgabe (1894) vorliegt (in den Mon. Germ. hist. selbst sind sie noch nicht erschienen). Ueber die Bedeutung dieses Wortes spreche ich später; hier handelt es sich um seine Lautgestalt. Es findet sich nur in den Gesetzen des Königs Chindasvind (641—652) und seines Sohnes, des Königs Reccesvind (649—672), nicht in den ‚leges antiquae‘ oder gar in den Bruchstücken vom Kodex des Königs Euric (466—485). Ausserhalb der westgotischen Gesetze ist es bisher nicht aufgestossen. In diesem *contropare*, von dem wir Nichts weiter wissen als dass es Spanien und dem 7. Jhrh.

angehört, darf man nicht ein *contropare* wiederfinden wollen das ein halbes oder dreiviertel Jahrtausend früher lateinisches Gemeingut gewesen wäre. Wir müssen uns fragen: wie lautete *contropare* zu der Zeit aus der es uns überliefert ist, im Volksmunde? Entweder so wie es geschrieben wurde, und dann würden wir heutzutage dafür ein ital. *contropparé* *, span. *contropar* * erwarten; es wäre etwa mit dem span. *tropa* u. s. w. in Zusammenhang zu bringen. Ich setze die Unwahrscheinlichkeit dieser Annahme nicht auseinander; das Wort würde für unsere Untersuchung kein weiteres Interesse bieten. Ist es aber, worin ja Alle übereinstimmen die sich neuerdings darüber geäussert haben, dasselbe wie das ital. *controvare*, franz. *controuver*, so muss es im 7. Jhrh. * *controbare* (* *controvare*) gelautet haben. Wenn nun einem solchen * *controbare* in jenem Texte *contropare* entspricht, so ist das ein ganz anderer Fall als wenn in demselben gesprochenes *cabo, nebod, huebos* als *caput, nepotem, opus* erscheinen. Hier haben wir die durch zahllose Kanäle überlieferte Schreibung alter lateinischer Wörter, dort die Latinisierung eines romanischen Wortes dessen Ursprung unkenntlich geworden war. Man ersetzte * *controbare* nicht durch das richtige *conturbare*, man begnügte sich auch nicht mit der einfachen Wiedergabe, falls nicht etwa Spuren dieser sich in dem *conprobatione* von R_2 (Pariser Hs. des 9. Jhrhs.) 78, 2 v. u. und dem *conprobatis* von R_1 (Vatik. Hs. des 8. Jhrhs.) 85, 5 erhalten haben; man zog es vor, der Analogie folgend, *b* durch *p* wiederzugeben (vgl. *apiditas* R_1 38, 16 und andere umgekehrte Schreibungen derselben Hs., wie *evacare, promulcamus, sarcofacum, secregatis, subricuntur, refocanda*) und gewann damit zugleich für das Wort den Anschein griechischen Ursprungs.

2. begrifflich.

Ich will nicht von *turbare* ausgehen um zu untersuchen wie es zu der Bedeutung von *trouver* gelangt ist, sondern von dem Begriffe selbst um die verschiedenen Möglichkeiten seiner Wiedergabe durchzugehen und unter ihnen den Platz für *turbare* zu ermitteln. Unser *finden* hat zwei ganz verschiedene Bedeutungen, die sich am Kürzesten durch das verschiedene Objekt ausdrücken lassen: ‚Ungesuchtes ₁finden‘ und ‚Gesuchtes ₂finden‘. Es gibt dafür auch gesonderte Bezeichnungen,

z. B. ‚auf Etwas stossen‘ und (östr.) ‚Etwas zu Stande bringen‘. Der entsprechende Sachverhalt begegnet uns in andern Sprachen, so in den romanischen. Die Zusammenfassung beider Begriffe unter ein Wort erklärt sich daraus dass die verschiedene und zwar kontradiktorisch verschiedene Einleitung des Vorgangs nicht immer wahrnehmbar ist, dann also nur die Feststellung des Gemeinsamen übrig bleibt. Ich sehe z. B. Jemanden im Walde eine Blume pflücken und vermag nicht zu sagen ob es ein träumerischer Spaziergänger ist der sie $_1$gefunden hat, oder ein Botaniker der sie $_2$gefunden hat. Eine entsprechende Doppeltheit tritt natürlich auch bei andern Verbalbegriffen auf — man vergleiche z. B.: ‚ich sehe plötzlich ein Haus vor mir‘, ‚ich sehe endlich das Haus das ich gesucht habe‘; und oft wird der reine Zustand von dem mit einer Thätigkeit verbundenen auch grammatisch unterschieden: ‚es fällt mir ein Haus in die Augen‘. Ob nun ein Wort welches das doppelte Finden ausdrückt, ursprünglich auf $_1$finden oder $_2$finden beschränkt gewesen ist, das lässt sich nur etymologisch erkennen. Aber selbst da nicht mit voller Sicherheit wo die vorliegende ältere Bedeutung sehr abweicht. Wenn *afflare*, ‚anblasen‘, wie Diez vermuthet, vermittelst ‚anrühren‘ im Romanischen zu ‚finden‘ geworden ist, so ist dieses zunächst $_2$‚finden‘ gewesen; wenn aber, wie ich vermuthe (Ztschr. f. rom. Ph. XX, 536), *afflari*, ‚zugeweht werden‘, ‚aufstossen‘ in Folge einer falschen Subjektsergänzung ein Aktiv *afflare*, ‚finden‘ nach sich gezogen hat, so ist dieses zunächst $_1$‚finden‘ gewesen. Ein romanisches *trovare* wird, insofern wir darin eine Fortsetzung von *turbare* erblicken, ursprünglich nur für $_2$‚finden‘ gegolten haben, und das lässt sich wohl auch aus seinem ältesten überlieferten Gebrauche vermuthen — man denke u. A. an die *art de trobar*. Die Quellen für die Bezeichnungen des Begriffes $_2$‚finden‘ liegen in sehr verschiedenen Richtungen und namentlich in zwei entgegengesetzten: entweder wird das Folgende für das Vorausgehende gesetzt: ‚fassen‘ { ‚finden‘, oder das Vorausgehende für das Folgende: ‚suchen‘ { ‚finden‘. Als romanisches Beispiel für die erstere Metonymie darf * *captare*, ‚finden‘ im Ladinischen und Oberitalienischen angeführt werden, falls dies auf ein *captare* mit der in den Glossen bezeugten Bedeutung von *capere* (s. Arch. f. lat. Lex. u. Gr. IV, 221 f.) zu-

rückgeht und zwar um so mehr als diese neben der andern sich auf jenem romanischen Gebiete findet; sollte es aber auf *captare*, ‚fahnden' (s. ebd. S. 216) zurückgehen, in welchem Sinne das Wort auf der iberischen Halbinsel fortlebt, so würde es als Beispiel für die zweite Metonymie dienen. Ehe ich andere romanische Beispiele für diese gebe, bedarf es einiger allgemeinern Erörterungen. Eine solche Metonymie beruht auf dem Uebergang aus dem Engeren in das Weitere und wiederum aus dem Weiteren ins Engere, und es kommt natürlich darauf an die weitere, also die vermittelnde Gebrauchssphäre des Wortes festzustellen. ‚Suchen' steht zu ‚finden' in dem Verhältniss eines imperfektiven Verbs zu einem perfektiven. Dieser Unterschied gründet sich auf die extensive Beziehung des Geschehens zu einem bestimmten Objekt. Es ist zunächst ein vollendetes wenn es sich über dasselbe in seiner ganzen Ausdehnung erstreckt, mit seinem Ende endet: ‚ich lese das Buch durch', ‚ich schreibe den Brief fertig', ‚ich trinke das Glas aus' (das Objekt braucht nicht immer leibhaftig daneben zu stehen; vgl. z. B. ‚ich weine mich aus'); oder es ist ein unvollendetes: ‚ich lese in dem Buche', ‚ich schreibe an dem Briefe', ‚ich trinke aus dem Glase'. Während hier wie dort die Thätigkeit sich in jedem einzelnen Momente in gleicher Weise auf das Objekt bezieht (denn von der gegen das Ende zu auftretenden Ermüdung oder Sättigung ist als einer Begleiterscheinung ganz abzusehen), die Unvollendetheit sich also zur Vollendung verhält wie ein echter Bruch zur Einheit, so gibt es nun andre Fälle in denen, um mit der mathematischen Kennzeichnung zu beginnen, sie sich verhält wie 0 zu irgend einer positiven Zahl, in denen nämlich die Thätigkeit nicht am Objekt, sondern ausserhalb desselben, in der Richtung darauf beginnt. Manchmal werden hier von uns ganz verschiedene Verben verwendet, wie ‚ich schaue hin, aber ich sehe ihn nicht', ‚ich taste umher, aber ich fühle es nicht'; meistens wird aber auch hier aus dem imperfektiven Ausdruck der perfektive durch Verbalpräfigierung abgeleitet: ‚ich greife nach dem Apfel, aber ich ergreife ihn nicht', ‚ich kämpfe um den Preis, aber ich erkämpfe ihn nicht'. Wiederum kann ich den perfektiven Ausdruck durch Hinzufügung eines Verbs auf einen imperfektiven bringen: ‚ich bemühe mich den Apfel zu ergreifen', ‚ich bemühe mich den

Preis zu erkämpfen'. So ist auch ,suchen' = ,sich bemühen zu finden'; und für ,finden' wäre ,ersuchen' möglich, ist aber nicht im Gebrauche. Diese beiden Klassen von Aktionsbeziehungen fliessen ineinander über sobald wir den Begriff des Zweckes in die Betrachtung der erstern einführen. Wenn es sich um Befriedigung meines leiblichen Bedürfnisses handelt, ist es ziemlich gleichgültig ob ich mein Glas austrinke oder einen Rest darin lasse; in gewissen Trinkspielen aber wird das Austrinken belohnt oder das Nichtaustrinken bestraft, dann sinkt das $\frac{1}{x}$ zu 0 herab, das Objekt zieht sich gleichsam auf sein Ende zusammen. Noch deutlicher ist vielleicht das folgende Beispiel. Sage ich: ,ich gehe nach der Stadt um mir Bewegung zu machen', so ist der ganze Weg in gleichem Sinne das Objekt meiner Thätigkeit, und eine Verkürzung des Wegs hat nur eine entsprechende Beeinträchtigung des Zweckes zur Folge; sage ich aber: ,ich gehe nach der Stadt um einen Brief dort aufzugeben', so besteht das Objekt nur in dem Endpunkt des Weges und eine Verkürzung des Weges würde die Aufhebung des Zweckes zur Folge haben. Nun gibt es zwei Gebiete auf denen das imperfektive und das perfektive Verb sich bis zum Zusammenfallen berühren. In der Mitte des einen steht der Imperativ, der ja immer den Begriff des Wollens und zwar des thatkräftigen Wollens in sich schliesst. So ist denn: ,erkämpfe den Preis' soviel als ,wolle den Preis erkämpfen' = ,bemühe dich den Preis zu erkämpfen' und dies nach dem oben Gesagten soviel als ,kämpfe um den Preis'. Ein thatsächlicher Unterschied zwischen ,kämpfe um den Preis' und ,erkämpfe den Preis' kann in natürlicher Rede, wenn der Imperativ seine eigentliche Rolle versieht, nicht vorhanden sein; eine Wendung wie: ,kämpfe um den Preis, wenn es auch durchaus sicher ist dass du ihn nicht erringen wirst', enthält im Grunde genommen einen Widerspruch, denn eine Aufforderung setzt doch die Möglichkeit eines Erfolges voraus. Je nachdem aber der Erfolg für unsicher oder für sicher gehalten wird, wird man geneigt sein den einen oder den andern Ausdruck zu gebrauchen. Wie beim Imperativ verhält es sich beim Konjunktiv oder beim Infinitiv, wenn diese mit einer Absichtspartikel verbunden sind: ,ich gehe nach A. um den Preis zu

erkämpfen', oder ,um um den Preis zu kämpfen'. Innerhalb dieser Grenzen besteht Gleichwerthigkeit auch von ,suchen' und ,finden'. Man wird zwar sofort den Spruch: ,suchet, so werdet ihr finden' einwenden, wo man doch für ,suchet' nicht ,findet' setzen könne. Das ist ganz richtig, hat aber einen Grund der sich nicht auf die Bedeutung des Stammes, sondern auf die der Form bezieht. Ich kann denselben Sinn in die Worte kleiden: ,wóllet finden, so wérdet ihr finden'; auch die lateinischen Endungen würden noch zu schwach sein um diesen Gegensatz zu tragen — ich meine natürlich ,inveni et inveniés', denn in ,invenite et invenietis' lässt sich der grammatische Akzent nicht zum rhetorischen verstärken. Wir sagen zwar fast immer: ,suche', aber ,finde' ist doch auch möglich, wenn schon mit einer eigenthümlichen Sinnesschattierung: (,suche mir einen guten Platz', wenn der Erfolg mehr oder weniger sicher ist) ,finde mir einen guten Platz', wenn der Erfolg nicht sehr wahrscheinlich ist. Im Französischen würde man ohne diese Schattierung sagen: ,trouve-moi une bonne place'. Die Beispiele welche Diez dafür gibt dass sich im romanischen *trovare* ,die Begriffe suchen und finden begegnen', gehören, ohne dass er das hervorhebt, in diese umschriebene Sphäre. Sie lassen sich leicht vermehren; ich füge noch hinzu: ,Ma se desir pur hai d'un elmo fino, *trovane* un altro' (Ariosto Orl. fur. I, 28) und das neap. *trova*, ,such' für Jagdhunde (Andreoli). Es gibt aber noch ein Gebiet auf welchem perfektive und imperfektive Verben, also auch ,finden' und ,suchen' ineinander übergehen, nämlich das des iterativen (konsuetudinalen) Gebrauchs. Ein iterativ-perfektives Verb kann, auf eine einmalige Thätigkeit angewendet, zum imperfektiven werden: ,er lebt vom Jagen' (*captare*, **captiare*, ,zu fangen pflegen'), ,vom Fischen' — ,er hat den Hirsch gejagt, aber nicht erlegt' ,er hat heute morgen gefischt, aber Nichts gefangen'. Und ein iterativ-imperfektives Verb kann auf eine einmalige Thätigkeit angewendet oder zum iterativ-perfektiven werden: ,er hat heut morgen gebettelt, aber ich habe ihm Nichts gegeben' — ,er lebt vom Betteln' (das heisst: ,vom Bekommen der Almosen'). Eine wiederholte, gewerbsmässige Thätigkeit, wie Jagen, Betteln, wird nicht in jedem einzelnen Falle vom Erfolg gekrönt sein, wäre aber anderseits fast undenkbar wenn sie im Ganzen genommen keinen Erfolg

hätte. Den beiden zuletzt vorgebrachten Beispielen stellen sich zur Seite: ‚er hat Schwämme gesucht, aber keine gefunden' — ‚er lebt vom Schwämmesuchen'. So besagen ‚Quellensucher' und ‚Quellenfinder' dasselbe. Man erwäge ferner Ausdrucksweisen wie: ‚er sucht = findet seinen Lebensunterhalt im Abschreiben', ‚er sucht = findet sein einziges Vergnügen im Spiel', ‚er sucht = findet überall Schwierigkeiten'. Uebrigens darf nicht übersehen werden dass wenigstens im Deutschen der reflexive Dativ dem ‚suchen' perfektive Geltung verleiht. Ich sage: ‚ich habe Blumen gesucht, aber keine gefunden'; wenn ich aber sage: ‚ich habe mir (= ‚so dass ich sie habe') Blumen gesucht', so kann der adversative Satz nicht folgen. Diese innerlich bedingte Vertauschbarkeit von ‚suchen' und ‚finden' kann nun eine vollständige Vertretung ebensowohl dieses durch jenes wie jenes durch dieses zur Folge haben. Das engl. *to find*, über dessen ursprüngliche Bedeutung kein Zweifel obwaltet, hat vielfach die von ‚suchen' oder, genauer gesagt, von unserem ‚suchen'. Ich setze einige Beispiele aus Flügels Wörterbuch her: nicht nur ‚find mamma's bag', ‚find Treve' [einen Knaben], ‚shall I find it [a description in the Quarterly] for you?', ‚why don't you find the child a seat?', sondern auch: ‚while she was finding her umbrella', ‚they have been obliged to find work in other departements'. Dafür dass *trovare* ursprünglich ‚suchen' bedeutet habe, können jene Diez'schen Anführungen nicht als Zeugnisse dienen, da sie der mittlern Gebrauchssphäre (Imperativ und Absichtssatz) entnommen sind; mehr dazu geeignet wäre neap. *jire truvanno na cosa*, ‚andarla cercando, andare in cerca, cercarla' (Andreoli), aber auch hier sind wir nicht sicher ob wir es nicht eher mit einem Neologismus wie in ‚was finding', als mit einem Ueberreste eines urromanischen *trovare*, ‚suchen' zu thun haben.

So viel steht fest dass ‚finden' sehr leicht aus ‚suchen' hervorgehen kann. Schreiten wir nun weiter nach rückwärts und forschen wir den Ursprüngen dieses ‚suchen' nach. Zunächst ist auch hier die Benennung des Folgenden durch das Vorhergehende, und zugleich, soweit das Suchen ein äusserlicher Vorgang ist, des Aeusserlichen durch das Innerliche möglich: ‚verlangen', ‚wünschen' { ‚suchen'. Beim Suchen selbst kommt es auf zweierlei an, die Aufhebung einerseits der Un-

gewissheit betreffs des Ortes des Gesuchten und anderseits des Abstandes von diesem Orte. Das kann in zwei Stadien geschehen: es wird Etwas erfragt, und dann aufgesucht. Insofern das Erstere als das Wesentlichere erscheint, versieht ‚fragen' die Rolle von ‚suchen'. Die Ungewissheit über den Ort des Gesuchten sei behoben; deshalb erreichen wir es noch nicht ohne Weiteres, es entweicht vor uns, und so kommt ‚verfolgen', ‚nachgehen' zum Sinne von ‚suchen' (z. B. ‚den Vergnügungen nachgehen' = ‚Vergnügungen suchen'). Wir suchen auch Ruhendes, von dem wir wissen in welcher Richtung es sich befindet, aber nicht in welchem Abstand; man sucht z. B. einen Denkstein längs eines Weges. In den Märchen pflegt immer in einer Richtung gesucht zu werden, das Glück, der Tod, die verzauberte Schwester; der Sucher geht weiter und immer weiter, so zu sagen der Nase nach, ohne umzukehren oder einzubiegen. In Wirklichkeit aber ist das Suchen grossentheils ein zweidimensionales, kein Nachgehen, sondern ein Umhergehen, daher rom. ** circare*. Noch häufiger vielleicht handelt es sich nur um die Richtung, nicht um den Abstand, indem das Gesuchte schon in unserem Bereiche liegt; das Suchen entspricht dann der Drehung eines Radius um den Kreismittelpunkt: wir blicken umher, wir horchen umher, wir tasten umher, wir schnüffeln umher. Oder wir bewahren den Sinnesthätigkeiten die gleiche Richtung und bewegen dafür die Dinge. Das kann wiederum geschehen, indem wir sie nacheinander an uns vorüberziehen lassen (wir durchblättern z. B. ein Buch) oder indem wir die Anordnung in der wir sie vorgefunden, aufheben, indem wir sie durcheinanderwerfen, darin herumstören. Die Ausdrücke für diese beiden Verfahrungsweisen werden zuweilen miteinander verwechselt, so bezeichnet ital. *rovistare* thatsächlich die zweite, seiner Herkunft nach die erste. Wenn nun solche Verben zur Bedeutung ‚suchen' (‚finden') gelangen, so machen sie einen Wandel der Konstruktion durch, den wir mit einer präpositionalen Modifizierung des Verbs selbst zu begleiten pflegen:

ich *durchstöbere* Etwas (nach Etwas),
ich *stöbere herum* (in Etwas nach Etwas),
ich *stöbere* Etwas *auf* (in Etwas).

So: ich *durchsuche*, ich *suche herum*, ich *suche* u. s. w.; aber auch im Deutschen heisst es: nach Etwas *suchen* = Etwas

suchen, wie z. B. im Englischen: *to rummage* somewhat (for s.) — *to rummage* somewhat (out of s.). Lateinisch und Romanisch bieten zahlreiche Beispiele für den Konstruktionswechsel eines und desselben Verbs von solcher oder ähnlicher Bedeutung: *scrutari* domum — venas inter saxa; *fodere* hortum — e terra gypsum; *cercare* tutto il mondo — l'isola per un luogo, viaggiatori per monete d'oro — qualchecosa, qualcheduno (vgl. altfranz. *cerchier*, engl. *to search*); *frugare* tutta la casa — in certe parti; *fouiller* la terre — dans un armoire; *battre* les buissons (,auf das Gebüsch schlagen um die Thiere herauszutreiben', dann: ,das Gebüsch durchstreifen') — les bêtes se font battre; umgekehrt: *pêcher* des anguilles — un étang; *catar* piolhos — a cabeça. Dass nun nach Diez ,aus *turbare* durcheinanderwerfen die Bed. durchstöbern, durchsuchen ohne Schwierigkeit erfolgen konnten', das ist der einzige Punkt der mir bisher ein Bedenken gegen die Herleitung *trovare* } *turbare* einflösste. Es genügt nicht, wie ich schon anderswo hervorgehoben habe, dass die Bedeutungen zweier Wörter sich sehr nahe liegen oder geradezu berühren, um eine parallele Entwickelung dieser Bedeutungen wahrscheinlich zu machen. Ich will nicht untersuchen ob ,durcheinanderwerfen' (im eig. Sinn) eine passende Uebersetzung von *turbare* ist; man wird jedenfalls zugeben müssen dass sich *turbare* mit *frugare* u. s. w. unter dem allgemeinen Begriff ,in Unordnung bringen' zusammenfindet. Aber sofort wird man erkennen dass soweit sich die Verben auf ein willkürliches Thun beziehen, die Unordnung hier nur das Mittel zum Zwecke ist, dort der Zweck selbst, dass hier die Thätigkeit eine schaffende, eine dem Subjekt nützliche, dort eine theilweise, eine innerlich vernichtende ist, und man wird diesen Unterschied als einen wesentlichen anerkennen. Wo es sich um unvernünftiges Wirken handelt, ist es möglich dass die beiderseitigen Ausdrücke sich decken, z. B. ,der Wind wühlt in den Wogen' = ,ventus turbat aquas'. Aber selbst hier tritt im erstern Falle die Vorstellung der Unordnung zurück, und noch deutlicher zeigt sich das wenn von den unwillkürlichen oder unbewussten Handlungen der Menschen die Rede ist; die Worte: ,er wühlt im Golde', ,er wühlt in seinen Haaren' erwecken ein Interesse nicht an dem Zustande des Objekts, nur an dem des Subjekts, ein umgekehrtes aber die Worte: ,sie

verwirrt das Garn'. Daraus folgt dass der Uebergang von der Bedeutung ‚verwirren' zu ‚durchwühlen' sich nicht auf breiter und glatter Bahn vollziehen kann. In Wirklichkeit werden sich auch in andern Sprachen wenig Analogieen dafür entdecken lassen; die Hauptsache aber bleibt dass bei einer Durchmusterung der zahlreichen viele Jahrhunderte durchlaufenden Belege von *turbare* keinerlei Vorrücken in der bewussten Richtung erkennbar ist. Es klafft also eine begriffliche Lücke zwischen *turbare* und *trovare*. Aber ich bin jetzt im Stande sie zunächst durch Erwägung, sodann durch Aufweisung von Thatsachen auszufüllen. Nehmen wir die geschichtliche Identität der beiden Verben als sicher an, so werden wir gleichsam einen unterirdischen Verlauf des Verbindungsfadens einräumen müssen. Er kann nur in der Sphäre einer körperlichen Thätigkeit und zwar einer zweckmässigen und wohl auch regelmässigen liegen. Mit andern Worten, wir vermuthen dass *turbare* der Kunstausdruck eines Gewerbes gewesen ist; eine solche enge Bedeutung vermittelt am leichtesten die beiden so weiten des lateinischen und des romanischen Verbs, und dass sie sich in den Sprachdenkmälern nicht nachweisen lässt, würde sehr begreiflich sein. Denn die lateinische Terminologie der Handwerke ist uns in sehr lückenhafter Weise überliefert — manche Lücken erstrecken sich über ganze Gebiete, und die älteste romanische Litteratur lässt uns in Bezug hierauf erst recht im Stich. Wenn wir nun die körperlichen Objekte durchnehmen, die in Verbindung mit *turbare* vorkommen, so begegnen wir nur einem welches eine Begriffsentwickelung wie die angedeutete gestattet, und es ist zugleich das Objekt *κατ' ἐξοχήν* von *turbare*, wie es das von franz. *troubler* ist, nämlich ‚Wasser'; mit dem Adjektiv *turbidus* verhält es sich entsprechend. Bei der Beunruhigung, der Aufrührung des Wassers findet nun oft eine Mischung mit erdigen Bestandtheilen statt, und diese kann als das Wesentliche aufgefasst werden, sodass *turbare* geradezu ‚trüben', auch ohne starke Bewegung, bedeutet. Es frägt sich nun: welcher gewerbsmässige Zweck lässt sich beim Beunruhigen, bez. Trüben des Wassers denken? Es kommen nur zwei Gewerbe in Betracht: das Schiffen und das Fischen. Der Ruderschlag setzt das Wasser an der Oberfläche in Bewegung, und so wäre es ja möglich gewesen dass man *turbare (aquam)* für ‚rudern'

gebraucht hätte; doch von da würde kaum eine Brücke zu ‚suchen' und ‚finden' hinüberführen. Wenn wir uns aber des überall verbreiteten Sprichworts entsinnen: ‚Im Trüben ist gut fischen', so werden wir zwar noch nicht das Richtige getroffen haben, aber doch die Richtung in der es liegt. Es kommt darauf an Kenntniss von einer Partie des Fischfangs zu haben welche als etwas Ursprüngliches, Selbstverständliches, und zugleich als etwas Rohes und Niedriges erscheint, zudem heutzutage sehr zurückgedrängt ist, sodass viele Fischer und Fischzüchter gar Nichts davon wissen, und man sie in manchen ausführlichen Darstellungen der Fischerei gar nicht oder nur ganz nebenbei erwähnt findet. Wo keine besondern Benennungen daran geknüpft sind, bleibt auch die Sache leicht unbemerkt, wo aber solche bestehen, pflegen sie nun dem grössten Theil der Sprachangehörigen nicht mehr bekannt zu sein. Es bezeugen aber diese Benennungen an sich wie in ihrer Verwandtschaft mit den gleichbedeutenden anderer und zum Theil ganz verschiedener Sprachen die einstige weit sich erstreckende Kontinuität, also auch Wichtigkeit dieses Fischereibetriebes, die durch dessen materielle Elemente bestätigt wird. Ich habe mich daher im Folgenden nicht auf die Wortvergleichungen beschränkt welche meine Annahme eines lateinischen Fischerausdruckes *turbare* direkt begründen, sondern ich habe das ganze Gebiet dem er angehört, sachlich und sprachlich beleuchtet um seine begriffliche Erweiterung, die für unsere Zeiten geradezu undenkbar wäre, wahrscheinlich zu machen. Da ich nun einmal, in Ermangelung einer ausgiebigen Quelle auf die ich kurzerhand hätte verweisen können, gezwungen war ein Mosaikbild zusammenzustellen, so habe ich mich in diese Arbeit wohl etwas mehr vertieft als es streng genommen nöthig war; man möge das aber damit entschuldigen dass, wie ich schon angedeutet habe, mir neben dem besondern Zwecke ein allgemeiner vorschwebte, nämlich der: solche zugleich kultur- und sprachgeschichtlichen Studien anzuregen und vorzubilden, für die es an eigentlichen Mustern noch fehlt.

Obschon nun unter den von mir benutzten Werken sich keines befindet welches eine geschichtliche und ethnographische Darstellung der gesammten Fischerei auch nur anstrebt, so tragen immerhin einige einen allgemeinern Charakter und verdienen

daher im Voraus genannt zu werden. Am Werthvollsten sind für meine Untersuchung gewesen, und dürften vorderhand für alle ähnlichen sein, die dem Zeitalter der Encyclopädisten angehörigen Folianten von Duhamel du Monceau: Traité général des Pêches, et Histoire des Poissons qu'elles fournissent, Paris, Partie I (1769), Section I. II. III mit besonderer Seitenzählung, P. II (1772), S. I. II. III mit fortlaufender Seitenzählung, und (als Tome III [1777]) IV. V. VI. VII. VIII ebenso. Sie gewähren, mit dem Versuche systematischer Ordnung, ausführliche Beschreibungen und erläutern sie durch zahlreiche Abbildungen. Trotz mancher Abschweifungen nach fernen Ländern handelt es sich hier doch im Wesentlichen um die Fischerei Frankreichs. Für diese habe ich ausserdem das Wörterbuch von H. de la Blanchère zu Rathe gezogen: La Pêche et les Poissons. Nouveau dictionnaire général des pêches, Paris 1868, welches, ebenfalls mit reichem Bilderschmuck, vor Allem die Mittheilung ‚nützlicher' Kenntnisse sich zur Aufgabe gesetzt hat, sodann die Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen, mir aber bei meinen Zwecken fast entbehrlich gewesen wäre. Die Fischerei Spaniens lernte ich genauer kennen aus den fünf sehr weitläufig gedruckten Bänden in Kleinfolio von Antonio Sañez Reguart: Diccionario histórico de los artes de la pesca nacional, Madrid 1791—1795, welcher in der Behandlung seines Gegenstandes den Spuren Duhamels folgt und ihm auch öfters längere, ja sehr lange Stellen, sowie Bilder ausdrücklich entnimmt, überdies einen grossen Hang zur Weitschweifigkeit verräth, in seinem Reichthum an Auskünften jedoch von keinem andern spanischen Buch übertroffen wird (wohl aber zum Theil wörtlich reproduziert im Diccionario Marítimo Español von 1864) und damit zugleich eine Menge von Ausdrücken bietet die wir in den eigentlichen Wörterbüchern vergeblich suchen. Portugal ist seit Kurzem in diesem Wissenszweig durch ein sehr schönes und umfangreiches, mit vielen trefflichen Bildern ausgestattetes Werk vertreten: Estado actual das pescas em Portugal por A. A. Baldaque da Silva, Lisboa 1892. Etwas Aehnliches über Italien lag mir nicht vor. Das grosse fünfbändige Werk von Ad. Targioni Tozzetti: La Pesca in Italia, Genova, Vol. I, Parte I (1871). II. III (1872), V. II, P. I. II (1874) besteht in einer Sammlung von Urkunden aller Art, d. h. Kommissionsberichten, Erlässen,

Projekten, Statuten u. s. w., meistens aus unserer Zeit, zum Theil jedoch auch aus älterer und mittelalterlicher; in diesen mag ich, bei dem Mangel alphabetischer Register, manches Zweckdienliche übersehen haben. Es finden sich aber die Namen der Fischereigeräthe, mit längerer oder kürzerer Beschreibung, für jedes Gebiet zusammengestellt (der erste Band bezieht sich auf die Meer- und Lagunenfischerei nach Küstenbezirken, der zweite auf die Fluss- und Binnenseefischerei nach Provinzen); es ist das einzige der hier genannten Bücher welches keine Abbildungen hat. Für Deutschland habe ich mir im Wesentlichen an dem verbreiteten Handbuch der Fischzucht und Fischerei von Max von dem Borne, Berlin 1886 genügen lassen, obwohl es noch andere Bücher dieser Art gibt. Wenig bekannt, und zwar wegen der Sprache in der es geschrieben, ist ein Werk welches geradezu eine Zierde dieser ganzen Litteratur bildet, das ungarische Fischereibuch von Herman Ottó: A magyar halászat könyve, Budapest 1887; es vereinigt in sich die Vorzüge welche der Praktiker, der Forscher, der Laie schätzt, und nimmt insbesondere auf das Geschichtliche und Urgeschichtliche Rücksicht. Ich bezeichne diese sieben Werke mit den Abkürzungen: Duh., la Bl., S. R., B. da S., T. T., Bo., He. Die übrigen Schriften aus denen ich gelegentlich schöpfe, führe ich nur das erste Mal mit dem ausführlichen Titel an.

Der Mensch welchem daran liegt die Thiere todt oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen, sucht sie auf wenn sie ruhen, lauert ihnen auf wenn sie in Bewegung sind, verfolgt sie wenn sie vor ihm fliehen, treibt sie nach einem Orte hin der zu ihrer Erlegung oder ihrem Fang geeignet ist, oder endlich lockt sie nach einem solchen hin. Die Verfolgung, das Jagen, war für den Deutschen die wichtigste und zusagendste dieser Verfahrungsweisen, und so belegte er diese insgesammt, soweit sie sich gegen Vierfüssler oder Vögel richteten, mit dem Namen ‚jagen', ‚Jagd'. Der Romane, den gemeinsamen Zweck ins Auge fassend, mit dem Namen **captiare*, welcher dazu gelangte sich mit dem deutschen ‚jagen' auch in dessen ursprünglicher Bedeutung zu decken, sodass man, scheinbar widerspruchsvoll, sagt: ‚illum *captiat* de sua mansione' (il le chasse de sa maison) = ‚er *jagt* ihn aus seinem Hause'. Bei den Fischen gebrauchen wenigstens wir den Ausdruck Jagd im

allgemeinen Sinne nicht; deshalb durfte man auch nicht Aelians ἔνυδρος θήρα mit ‚Wasserjagd' übersetzen — darunter verstehen wir etwas ganz Anderes. Wenn wir von Fischjagd reden, so ist damit dasselbe gemeint wie mit Fischtreiben, und da dieses mehr oder weniger das Gegenstück zur Treibjagd ist, so würde es besser sein den ganzen Vorgang Treibfischerei zu nennen. Das Treiben bildet nur einen, bald mehr bald minder wesentlichen Theil der Jagd oder der Fischerei. Von der thatsächlichen Geltung hierher gehöriger Ausdrücke wird später die Rede sein; jetzt bei der Erörterung des Sachlichen werde ich mich nur des Ausdrucks ‚treiben' und nur im ganz allgemeinen Sinne bedienen. Die Frage ist nun: mit welchen Mitteln werden die Fische in die Fangvorrichtungen hineingetrieben? Sie stellt sich als parallele Frage zu der: mit welchen Mitteln werden die Fische in die Fangvorrichtungen hineingelockt? In beiden Fällen werden die Fische veranlasst sich in einer bestimmten Richtung zu bewegen; nur kommt es im erstern Falle, wenn wir die Sache genauer betrachten, nicht auf den Endpunkt, sondern auf den Ausgangspunkt an: die Fische werden von einem Orte weggetrieben und nur im letztern Falle nach einem Orte hingezogen. Beides geschieht durch Einwirkung auf die Sinne der Fische. Ihr Geruchs- und ihr wenngleich wenig ausgebildeter Geschmackssinn wird angenehm erregt durch sehr verschiedenartige Köder, wie Fischrogen, Käse u. s. w., abgestossen aber durch andere Stoffe, wie vor Allem durch ungelöschten Kalk. Die Fische werden hierdurch aus ihren natürlichen Pflanzen- oder Steinverstecken herausgetrieben oder auch aus Verstecken die man erst eigens für sie gemacht hat. So am Comer See; T. T. II, ɪ, 343: ‚Il *Garrovo*, volg. *Garof, Garov, Legnee.* È un mucchio di pietre, macerie, sassi preparati artificialmente con palizzate, traverse e filagne, che formano dei vani, in cui d'inverno rifugiansi i pesci in grande quantità. Per *trarre al Garrovo* si circonda il Garrovo di Tremaggi, Remantellate ed altre reti poste in giri concentrici, si fanno con acqua di calce intorbidare le acque e si snidano i pesci, i quali fuggendo incappano nelle reti.' P. Monti Voc. di Como S. 94ᵃ spricht bei Erklärung des Ausdrucks *trà al gàrov* nicht von Netzen, sondern bemerkt dass die Fische ‚come alloppiati vengono a galla, e il pescatore gli piglia colla

mano'. Hier handelt es sich also mehr um Betäubung der Fische, wie sie auch vermittelst Kokkeskörner, Seidelbast u. s. w. zu geschehen pflegt, und wobei höchstens Schöpfnetze am Platze wären. So sagt Jodocus in seinem Gedicht ‚Benacus' vor vierthalbhundert Jahren von den durch gewisse Kügelchen betäubten Fischen:

Palantes cum reticulis, si retia desint,
Textilibus calathis prendes latisque canistris

(G. Solitro Benaco, Salò 1897 S. 119). An diesem See, dem Gardasee, ist aber von jeher der Gebrauch des Kalkes der vorherrschende gewesen. Darüber äussert sich M. Butturini La pesca nel Lago di Garda, Salò 1885 S. 114 folgendermassen: ‚Tra i vari modi di pescare colla calce, sul nostro lago è molto usato quello detto delle *Roste*, che si esercita, particolarmente, sulla sponda veronese. Nel verno si costruiscono verso le rive delle roste con pali e pietre, nelle quali si asconde il pesce; vengono poscia circondate da una rete fatta a guisa di bertovello colle sue ali; indi un uomo spinge nell' acqua un sacchetto pieno di calce legato ad un bastone, per cui il pesce, posto tutto in fuga, va a incappare nel bertovello' (vgl. S. 155: ‚è vietato di pescare occupando le rive del lago con roste' gesetzliche Verordnung von 1885). Fast ganz derselben Worte bedient sich T. T. II, I, 505. Ebend. II, I, 476 heisst es dass in der Gem. Pisogne (Iseosee) das Netz *sacco* gebraucht werde ‚nella pesca del pesce che nell' inverno si rintana in muracche o morene, che consistono in mucchi di sassi disposti ad arte, e da cui è cacciato mediante la infiltrazione di calce diluita nell' acqua'. Wie ich selbst am Gardasee hörte, verwendet man zu diesem Zwecke auch geradezu Kalkkrücken. Diese Art des Fischtreibens kommt der des Pulsens schon sehr nahe. Was die künstlichen Verstecke anlangt, so sind dieselben auch anderswo bekannt. Fr. Joaquim de Santa Rosa de Viterbo Elucidario II, 263[b] sagt u. d. W. *Ramada*, *Ramata*: ‚Pescaría, que se fazia com ramos, lançando grande copia delles nos mais profundos póços; para que o peixe subindo das lapas, e raizes se acolhesse a elles.' Auf welche Weise die Fische dann daraus gefangen wurden, erfahren wir nicht; vermuthlich auf eine ähnliche wie in den italienischen Seen, wenigstens bringen die Worte: ‚nec facias

Ramada, neque Entorviscada' in einer nordportugiesischen Urkunde von 1214 auf diesen Gedanken (ebend. I, 399[b]). Ob man einen Fisch vermittelst des Tastsinns anlocken kann, weiss ich nicht; jedenfalls kann er durch eine ungewöhnliche Bewegung des Wassers oder die Berührung mit einem fremden Gegenstand in Schrecken versetzt werden. Vielerlei Köder, insbesondere die künstlichen Insekten ziehen nur den Gesichtssinn der Fische an, und ebenso der Fackelschein in der Nacht; anderseits werden sie durch den Anblick gewisser Dinge erschreckt. Eigens diesem Zwecke dient in Deutschland das Strohtau oder die Wischleine (Bo. S. 631). Aehnlich ist der istrische (besonders zu Umago gebräuchliche) *ludro*, ein von Strecke zu Strecke mit grossen Büscheln Mäusedorn und Bleistücken versehener Strick; er wird nach dem Ufer hingezogen, und zugleich das Wasser mit Stöcken und Steinen in Unruhe versetzt und auch der Grund aufgerührt, sodass die Fische durch den Anblick und den Lärm erschreckt nach dem Ufer zu fliehen und in die in einiger Entfernung von diesem aufgestellten Netze gerathen. Vom dalmatischen *ludro* hängen weisse Täfelchen herab, einer Mittheilung aus Zara zufolge, welche der *frusata* als eines andern dort gebräuchlichen ,spauracchio' für Goldstriche und Zahnfische gedenkt (nach Zores unten S. 95 angeführter Schrift S. 366 Strick mit Grasbündeln: *frongjata*, *fronžata*, *frużata*). An den norwegischen Küsten werden die gegen das Sperrnetz andrängenden Häringe ebenfalls durch weisse Brettchen zurückgetrieben, die an einer langen Schnur hinundhergezogen werden (Bo. S. 380). Und um das Entfliehen der Sardinen unterhalb der Flügel des *galeão* zu verhindern ,empregam duas varas grossas, tendo cada uma um fio grosso no extremo com pequenas bandeirolas brancas ao longo e um prumo na parte inferior, que mergulham verticalmente na agua, dando-lhes movimentos de vae-vem para afugentar o peixe d'este lado' (B. da S. S. 237). Dass der Gehörsinn der Fische in der einen wie der andern Richtung beeinflusst werden könne, davon ist man seit alters überzeugt gewesen. Die Delphine folgten ja, nach den Berichten der Alten, der Musik. Im malaiischen Archipel und in Melanesien verwendet man ein aus einer halbierten Kokosnussschale gebildetes Lärminstrument um den Haifisch anzulocken (Schmeltz

Intern. Arch. für Ethnogr. IX [1896], 3). Ich weiss nur von drei Fischen bei denen neuerdings in Europa das akustische Anlockungsverfahren zur Anwendung kommt oder gekommen ist: dem Adlerfisch, dem Kaulbarsch und dem Wels. Der erstgenannte, welcher gesellig lebt, bringt selbst, vermittelst seiner Schwimmblase einen brummenden Ton hervor; daher wie Duh. I, III, 76[b] sagt: ‚on connoît leur arrivée à une espece de mugissement qu'elles font dans la mer', und weiter: ‚Quand on entend un banc de Maigres, on fait le moins de bruit qu'il est possible, pour ne les point effaroucher: il y a des Pêcheurs qui prétendent les attirer avec un appeau; mais je crois que ce fait peut être révoqué en doute.' B. Benecke Fische, Fischerei und Fischzucht in Ost- und Westpreussen, Königsberg in Pr. 1881 S. 375 sagt: ‚Das Pumpen und Klappern ... ist übrigens in diesem Falle unschädlich, da fast nur die Kaulbarsche, deren Eigenthümlichkeit es ist, sich durch Geräusch anlocken zu lassen, herbeieilen und gefangen werden'; und ebenso heisst es in dem von ihm abgefassten Theil des Buches von Bo. S. 72 vom Kaulbarsch: ‚Durch Geräusch lässt er sich anlocken, was die Fischer bei seinem Fange in Stellnetzen regelmässig benutzen.' Wenn aber ebend. S. 616, in dem von M. von dem Borne selbst bearbeiteten Abschnitt, gesagt wird: ‚Die Kaulbarsche werden auch durch Pulsen in die Netze getrieben', so muss man doch an die gewöhnliche Wirkung des Pulsens denken. Beim Fange des Welses ist in Ungarn an der Donau und der Theiss ein eigenthümliches Geräth in Gebrauch, welches den Namen *kuttyogató*, *buttyogató*, *puttyogató*, *futtyogató* führt, und zwar von dem Laut den der Fischer ihm zu entlocken weiss, indem er damit aufs Wasser schlägt, und der den Plumps des Froschsprunges und die Stimme des Frosches nachahmt. Aber zu gleicher Zeit ist an der Doppelangel an die der Fisch gelockt wird, ein lebender Wasserfrosch angespiesst, den also der Fisch, obwohl diese Art des Fanges bei Nachtzeit geschieht, sehen soll (He. S. 210. 215f. 510 mit verschiedenen Abbildungen). Dieses Werkzeug hat bald eine volle, bald eine hohle Basis (mit dieser erscheint es auch an der Wolga); die Fischer von Komorn bedienen sich sogar zu gleichem Zwecke eines kleinen Blechbechers. In Russland heisst es, Dahl (Даль) zufolge, *клокъ* oder *клыкъ*, und wird beschrieben als hölzernes

Rohr oder als kleine Stange mit einer Schale oder als Schöpfkelle; der Fischer schlägt damit von Zeit zu Zeit aufs Wasser (*клочитъ*), und das dadurch hervorgerufene Geräusch ist dem Glucken (бульканіе) ähnlich welches der Wels selbt im Wasser hervorbringt, indem er den Rachen aufsperrt und zuklappt. Der Frosch spielt also hierbei keine Rolle (auch nicht, wie es scheint, an der Angel). Dem entspricht die Beschreibung des Welsfanges mit der Angel (крючокъ) die ich in einer Abhandlung über die Fischerei von Temrjuk (am Asowschen Meer) von P. Wojewoda finde: рыболовъ палкой съ расширеннымъ и вырѣзаннымъ концомъ, сдѣланнымъ наподобіе ложки, легонько ударяетъ по водѣ (Сборникъ мат. для опис. мѣстн. и плем. Кавказа XXIII [1897], II, 216). Das von dem Rachen des Welses erzeugte und hier künstlich nachgeahmte Geräusch wird als Klatschen (хлопанье) bezeichnet; es entstehe wenn der Wels die auf das Wasser niederfallenden Heuschrecken erschnappe. Dahl kennt auch *боталo* in diesem Sinne; es sei eine Stange mit einem Brettchen oder auch mit einem hölzernen Becher am Ende, mit ihr werde ein Glucken (клокть) hervorgerufen das den Wels anlocke. Es scheinen aber hier, worauf ich später (S. 95) zurückkomme, die Benennung für den Welslocker und die für die Trampe miteinander vermengt worden zu sein. Diesen vereinzelten Fällen in denen man durch Geräusch die Fische anzulocken sucht, stehen die zahlreichsten und mannigfachsten gegenüber in welchen man sie durch Geräusch aufzuscheuchen sucht. Auch bei den Naturvölkern dürfte dies Verfahren verbreitet sein, doch habe ich meine Untersuchung nicht so weit ausdehnen wollen, und ich finde nur zufälligerweise dass die Indianer von Cumana (Venezuela) schwimmend eine lange Kette um die Fische herum bilden und sie durch Pfeifen und Schlagen ins Wasser nach und nach an das Ufer treiben (J. G. Krünitz Oeconomische Encyclopädie XIII, 678) und dass die Eingeborenen von Brasilien, indem sie sich mit ihren Netzen ins Wasser begeben, ebenfalls durch Schlagen ins Wasser die Fische nöthigen in die Netze zu gehen (Duh. I, II, 116[b]). Aber bevor ich weitere Belege für das geräuschvolle Fischtreiben liefere, muss ich mich über einen ganz allgemeinen Punkt wenn auch nur kurz äussern. Der Streit ob die Fische hören oder ob sie taub sind, reicht weit zurück; Duh. II, 16 sagt ganz richtig:

,Pour prouver que les poissons entendoient, on a dit qu'ils venoient au son d'une cloche pour prendre leurs repas; mais je ne vois pas que ceux qui ont fait cette expérience, aient pris toutes les précautions convenables pour s'assurer que les poissons n'étoient pas conduits par la vue vers la cloche.' Er ist aber doch davon überzeugt dass sie hören, und ebenso la Bl. S. 732f., welcher dem Fische ein sehr feines Gehör zuschreibt, indessen hinzufügt: ,On le dit sourd; mais il y a tant de manières d'entendre.' Unter diesen verschiedenen Arten zu hören wird sich wohl auch die Empfindung der vom Fischer der Erde und von dieser dem Wasser mitgetheilten Erschütterungen befinden, von der er vorher geredet hat. Heutzutage spricht man, wie ich aus einem Feuilleton von Th. Beer in der Neuen Freien Presse vom 16. Dez. 1897 ersehe, den Fischen den Gehörsinn ab und bezieht das was man früher als Gehörorgan betrachtete, auf den sechsten, nämlich den statischen Sinn. Man wird nun sagen dass es für den Fischer ziemlich gleichgültig sei ob der Fisch irgend ein Geräusch im eigentlichen Sinne hört oder es als eine Erschütterung des Wassers fühlt, wenn er nur überhaupt eine Wirkung spürt und darauf reagiert; allein dies eben steht ja sehr oft in Frage. Man nimmt von manchem schwächern Geräusche an dass der Fisch dadurch beeinflusst werde, während dies in Wirklichkeit durch gewisse begleitende, aber das Geräusch nicht hervorrufende Bewegungen geschieht. So spielt wohl bei jenem Fischtreiben der Indianer das Pfeifen gar keine thätige Rolle; es ist ein Luxus der zum Folklore gehört. Und wir werden überhaupt anzunehmen haben dass wie viel auch in Beschreibungen des Fischtreibens von dem eigens veranstalteten Lärm die Rede ist, doch nicht durch diesen Lärm die Fische getrieben werden. Ich meine hier den Lärm welcher oberhalb des Wassers, ohne Berührung desselben erzeugt wird, mag er nun in unmittelbaren Bethätigungen der menschlichen Stimme, oder im Blasen von Instrumenten, oder im Händeklatschen bestehen, oder — und das ist das Gewöhnliche — im Schlagen der Ruder oder grosser Stöcke (z. B. Duh. I, II, 109[a]) auf den Bord der Fahrzeuge und Aufstampfen mit den Füssen. In Istrien (Fasana, Rovigno, Pola) nennt man dies Verfahren, nach A. Ive, *tanbará*, *tanburá*; im preussischen Nordosten *Klappern* und *Bullern*, lit. *balditi* (Benecke a. a. O. S. 410,

auch S. 310. 321. 329. 374. 375). Nach A. P. Ninni Giunte e correzioni al diz. del dial. ven. I, 16 würde danach sogar eine Art des Fischfangs (die besonders bei Aehrenfischen angewandt wird) benannt sein: ‚*batarèlo*, pesca che si fa circondando più o meno completamente il pesce colle reti, obbligandolo ad imprigionarsi battendo col girone del remo sul trasto della barca; ordinariamente ha l'incombenza di far ciò un ragazzo; l' uomo voga continuamente'. Aber nach Boerio ist *batarelo* ‚Trampe', und dass man sich gerade bei dem Aehrenfischfang dieser bedient, ist aus einer unten S. 104f. mittgetheilten Nachricht ersichtlich. Die Fischer selbst messen im Allgemeinen diesem Lärm keine entscheidende Bedeutung bei, daher fehlt es denn auch an bezüglichen sprachlichen Uebertragungen. Mir ist nur eine solche gegenwärtig. Duh. I, II, 115ᵇf. berichtet von dem Fischfang mit *jets* zu Saint-Valery an der Mündung der Somme, welcher heisse ‚la pêche du *Chantage* [I, III, 119ᵇ auch *cantage*], *Huage*, ou du *Poisson Canté* (pour *Chanté*)'. Die Erklärung dieser Ausdrücke ergibt sich aus einer andern Stelle (I, III, 58ᵇ), wo es von derselben Fischerei heisst: ‚ils frappent l'eau avec des perches, criant de toute leur force pour émouvoir le poisson et l'engager à donner dans le filet', und aus der an ersterer Stelle bald folgenden Schilderung des etwas verschiedenen Fischfangs mit *jets* welcher zu Abbeville (oberhalb von Saint-Valery) üblich ist. ‚Quand les Jets sont ainsi établis, 3 ou 4 Pêcheurs, hommes ou femmes, se mettent dans le bateau; ils nagent avec leurs avirons, en s'éloignant de quelques centaines de brasses au-dessus du filet, en chantant et faisant le plus de bruit qu'il leur est possible, criant, heurlant, et frappant sur le bord du bateau pour augmenter le bruit. Quelques Pêcheurs se mettent encore à l'eau, qu'ils agitent et battent avec leurs avirons ou des perches, pour faire saillir le poisson hors du fond; en sorte que suivant le courant, il tombe dans la follée du filet.' Und etwas später sagt er: ‚Plusieurs Pêcheurs conviennent qu'ils pourroient faire cette pêche sans tant de bruit et de fracas; mais qu'il est nécessaire d'agiter le fond, pour faire dessabler les poissons qui s'y retirent.' Vielleicht beruht dieses Ansingen der Fische auf heidnischer Ueberlieferung, die ihm Zauberkraft beilegte. *Huage* kommt auch bei dem Treiben von vierfüssigem Wild vor; *chantage* aber im

eigentlichen Sinne scheint auf den angegebenen Fischfang beschränkt zu sein. Littré hat es nur in dem andern, allgemein bekannten Sinn: ‚Erpressung'. Wenn nun aber auch *faire chanter q.* die nicht unschwer zu erklärende Bedeutung ‚gegen J. Erpressung üben' besitzt, so versteht man doch nicht wie *chantage* dazu kommt soviel wie ‚action de faire chanter' zu sein statt ‚action de chanter', und *chanteur* ‚quelqu'un qui fait chanter', ‚Erpresser'. Ich bin geneigt zu glauben dass dieses *chantage* aus der pikardischen Fischersprache entlehnt ist und zunächst bedeutet hat: ‚das Einschüchtern oder In-die-Enge-treiben Js. durch Lärm und Drohungen', sich aber dann mit *faire chanter* assoziiert und sich ihm begrifflich angeschmiegt hat. — Dieser Art des Fischtreibens welche oberhalb des Wassers stattfindet und auf den Gehörsinn der Fische zu wirken vermeint, ist jene andere gerade entgegengesetzt welche auf dem Grunde des Wassers stattfindet und auf den Tastsinn der Fische am Unmittelbarsten wirkt. In niederem Wasser oder dicht am Ufer vermag der Mensch mit den Händen oder mit den Füssen die Fische unter den Steinen hervor, aus dem Schlamme, dem Sande, den Pflanzenverstecken aufzuscheuchen. Aristoteles sagt in seiner Thierkunde IV, 88 (ich citiere die Uebersetzung von Aubert und Wimmer) von den κόττοι, gewissen kleinen Flussfischen: ‚da diese Fische sich unter den Felsen zu verbergen pflegen, so fängt man sie, indem man mit Steinen an die Felsen schlägt: alsdann nämlich schlüpfen die Fische hervor'. Er führt dies als Beweis dafür an dass die Fische hören; sie fühlen natürlich die Erschütterung. Ja, wenn sie durch das starke Aufschlagen eines harten Gegenstandes hervorgerufen wird, können sie ganz betäubt werden. In einer Fischereiordnung für die Lunigiana Estense von 1822 heisst es: ‚È vietato egualmente . . . di picchiare nel fondo de' fiumi con delle mazze od altro affine di addormentare con un violento strepito il pesce' (T. T. II, II, 23). Ein Bericht aus derselben Gegend von 1870 spricht sogar davon dass die Fische auf diese Weise (vielleicht aber durch den Druck der Steine selbst) getödtet werden: ‚La *Mazza*, è un grosso martello di ferro del peso di nove chilogrammi, col quale battendosi sopra i sassi del fiume o torrente, vengono ad uccidersi i pesci che vi si trovano sotto' (ebend. S. 7). Auch ein Bericht aus der Prov. Portomaurizio

von 1870 sagt: ‚Si impiegano . . . la percussione dei massi con strumenti di ferro . . .‘ und ‚Si dovrebbero proibire . . . il percuotimento dei massi‘ (T. T. II, I, 1). Aus der Prov. Arezzo wird das Vorhandensein der *mazza ferrata* ohne Weiteres gemeldet (T. T. II, II, 99); hier handelt es sich wohl um eine eisenbeschlagene Trampe. Es verdient an dieser Stelle noch jene besonders in der Gegend des Plauischen Sees (in der Mark) üblichen Art der Fischerei erwähnt zu werden welche K. A. H. von Bose Neues allgemein praktisches Wörterbuch der Fischerey, Leipzig 1811 S. 153 unter dem Namen *Tollkeulen* beschreibt. Es werden bei nicht zu starkem, aber auch nicht zu dünnem Eise zwei bis drei starke Schläge mit Keulen auf das Eis gethan, wodurch die Fische (Hechte, Sander, Aalraupen) betäubt werden, sich umdrehen, das Maul aufsperren und bevor sie sich erholt haben, ergriffen werden. Eine ähnliche Wirkung übt das Gepolter von Wägen die man über das Eis führt, nach Janus Dubravius De piscinis et piscium qui in eis aluntur, naturis (Prostanna 1552) 1559 l. V, cap. 4, S. 115 ff.; die erschrockenen Fische ‚ad insidias plagarum gregatim praecipitabant, a piscatoribusque nostris extrahebantur‘. Das Aufrühren des Grundes mit den Füssen hat selbstverständlich nur bei gewissen Fischen einen Zweck. So beim Sandaal, und zwar dem lanzettförmigen; Duh. I, II, 39ᵇ (vgl. la Bl. S. 719): ‚Ceux qui pêchent, vont s'établir à val de la marée montante, et ils se retirent à mesure qu'elle s'éleve, foulant et émouvant le sable avec leurs pieds pour faire saillir les Lançons du sable où ils se tiennent: alors les Lançons entrent dans le filet, et sont pris.‘ Ebenso beim gewöhnlichen Sandaal, dem Tobiasfisch, franz. équille (ebenda S. 138ᵃ: ‚— en foulant le sable avec les pieds, et brouillant l'eau avec leurs jambes‘). Ferner beim Kaulkopf, franz. chabot, welcher sich gern zwischen Steinen versteckt; Jurine Histoire abr. des poissons du lac Léman (Mém. de la Soc. de Phys. et d'Hist. nat. de Genève T. III, 1ère partie, 1826) S. 151 meldet: ‚Un homme chaussé de grandes bottes de fer-blanc entre dans le fleuve [die Rhône] avec un bouteux ou trouble qu'il place dans la direction du courant; il remue ensuite avec les pieds les cailloux qui se trouvent au-dessus; les chabots effrayés prennent la fuite et entrent dans le filet où les entraîne la rapidité de l'eau.‘ Aber Menschen

die ohne Weiteres sich im Wasser vorwärts bewegen, werden überhaupt die Fische vor sich hertreiben; ja in Ostpreussen verwendet man sogar die Pferde dazu. Benecke a. a. O. S. 409: ‚Bei der Pferde- und Fussfischerei, wie sie seit alter Zeit z. B. in der Passarge geübt wird, sperrt man den Fluss durch ein querüber gestelltes Netz, welches überall dem Grunde fest anliegt und sich an beide Ufer genau anschliesst, ab, worauf alle in einer längeren Strecke des Gewässers befindlichen Fische durch eine grosse Anzahl im Wasser watender oder reitender Menschen allmählich in das Netz hineingetrieben werden, ein sehr primitives Verfahren, welches jedoch zeitweise nicht unbeträchtliche Beute liefert.‘ — Zwischen den besprochenen extremen Arten des Fischtreibens liegt nun eine mittlere, bei der es darauf ankommt das Wasser von der Oberfläche aus in Aufruhr zu bringen, wenn irgend möglich bis zum Grunde und diesen mit, bei der aber die dadurch entstehenden Geräusche als etwas sehr Wesentliches betrachtet werden. Von ihnen sind zum grossen Theil die technischen Bezeichnungen entnommen die hier auftreten; denn hier wenigstens hat sich eine gewisse, wenn auch nur rohe Technik entwickelt. Wir haben also neben dem Lärm ausserhalb des Wassers einen solchen im Wasser, und zwar wird derselbe vor Allem mit den Rudern erregt; man schlägt mit ihnen nicht bloss auf die Bootränder, sondern auch, mit dumpfem Platsch, auf oder in das Wasser (s. z. B. Duh. II, III, 437ᵇ und Abbildung auf Taf. XX, 1). Aristoteles' Thierk. IV, 84 f. sagt zuerst von den Fischen im Allgemeinen: ‚Man beobachtet dass sie starkes Geräusch fliehen, zum Beispiel die Ruderschläge der Kriegsschiffe, sodass man sie dann leicht in ihren Schlupfwinkeln fangen kann‘, und weiter: ‚Einen Beleg dazu [dass die Fische hören] giebt auch die Jagd der Delphine [besser wäre: der Fang d. D.; denn θήρα ist allgemein, vgl. z. B. VIII, 134]: indem man diese nämlich ringsum mit einer Menge von Kähnen umgiebt, und von diesen aus im Wasser Lärm macht [ψοφοῦντες ἐξ αὐτῶν ἐν τῇ θαλάττῃ], bewirkt man dass sie schaarenweise die Flucht ergreifen und auf den Strand gerathen, wo man sie betäubt von dem Geräusche auffängt.‘ Bald darauf (87) erwähnt Aristoteles eines noch primitivern Mittels Lärm im Wasser hervorzurufen: ‚Wenn sie die Fische

zusammentreiben wollen, machen sie es ebenso wie bei dem Fange der Delphine; sie werfen Steine in das Wasser [ψοφοῦσι γὰρ λίθοις], damit die Fische durch den Lärm geschreckt auf éinen Platz hin zusammeneilen, und umzingeln sie dann mit den Netzen.' Ich füge das Folgende, welches von den Herausgebern als ,ein die Sache selbst verwirrendes Scholion' eingeklammert worden ist, wegen der in ihm enthaltenen allgemeinen Angabe hinzu: ,Und ehe sie den Kreis schliessen, suchen sie, wie gesagt, jeden Lärm zu verhindern, ist er aber geschlossen, so lassen sie Lärm und Geschrei erheben: denn so wie die Fische den Lärm und das Getöse hören, gerathen sie aus Furcht in die Netze.' Das Werfen von Steinen um die Fische zu scheuchen wird auch neuerdings noch vielfach geübt (z. B. am Comer See, G. Cetti Il pescatore del Lario, Como 1862 S. 84, in Griechenland beim Thunfischfang, E. Bohnhof Die Seefischerei in Griechenland [Beil. zu Nr. 11 u. 12 der Mitth. d. Sektion fur Küsten- und Hochseefischerei für 1891] S. 50). Man befestigt auch gern einen Stein an ein Seil, weil man dann wiederholte Bewegungen mit ihm vornehmen kann. So thut schon der Fischer in der Aesopischen Fabel (N. 25 ed. Halm), um die Fische in ein quer über den Fluss gespanntes Netz zu treiben: ,κατατείνας τὰ δίκτυα ὡς περιέλαβεν ἑκατέρωθεν τὸ ῥεῦμα, προσδήσας κάλῳ λίθον, ἔτυπτε τὸ ὕδωρ, ὅπως οἱ ἰχθύες φεύγοντες ἀπαραφυλάκτως τοῖς βρόχοις ἐμπέσωσι'. Wie das Tempus zeigt, liess er sich nicht an einem einmaligen Schlagen des Wassers genügen; sonst hätten ihm die Umwohnenden nicht vorgeworfen dass er das Wasser schmutzig machte, und er hätte nicht zu erwidern gebraucht dass er vor Hunger sterben müsste, wenn der Fluss nicht solchergestalt aufgerührt würde (ταράσσηται). Gleiches geschieht im Comer See, wenn das dreimaschige Stellnetz an einem sehr tiefen Orte geworfen worden ist (wo die Trampe nicht ausreicht): ,per fugare i pesci si adopera un ciottolo attaccato ad una fune mediante un anello di ferro' (Cetti a. a. O.). Und im Kanton Tessin: ,con gettar sassi o coi remi o con altri stromenti ed anche colla fune, munita all'estremo di un grosso ciottolo attaccato mediante anello di ferro, fuga dai fondi erbosi o rocciosi i pesci' (P. Pavesi I pesci e la pesca nel cantone Ticino, Lugano 1871—1873 S. 97). In dem dortigen Fischereigesetz von 1845 wird u. A. das Fischen ,con

sasso attaccato a fune‘ oder ‚l'uso della corda col sasso‘ verboten (ebend. S. 115. 117). Ganz ebenso wird bei der Fischerei mit *picots* an der normandischen Küste bei tiefem Wasser die Trampe durch einen dicken Angelschnur- oder Netzstein (cablière) von 60—80 Pfund Gewicht ersetzt, der an ein Seil gebunden und ins Wasser gestürzt wird um die Fische zu schrecken (Duh. I, II, 117[a]). Bei dieser selben Gelegenheit fahren — wie es a. a. O. heisst — andere Fischer langsam am Netz entlang, indem sie auf dem Grunde eine Kette mit Ringen und andern Eisenstücken hinziehen, welche sie tanzen lassen (qu'ils font sauter) um Lärm zu machen, wodurch die Fische erschreckt und ins Netz getrieben werden. Im geschichtlichen Theil seines Buches, S. 168, spricht He. von einer grossen, beinahe zentnerschweren Eisenkugel (zurboló vasgolyó) die an ein langes Seil gebunden dazu diente die Fische aus den Gruben im Grunde des Wassers aufzuscheuchen; die Abbildung dieser aus Szolnok stammenden mit einem Ring versehenen Eisenkugel findet sich dort S. 167, Fig. 47, 6. Wenn angebundene Steine bei grosser Tiefe verwendet werden, so, wie schon angedeutet, Stangen bei geringer Tiefe, und zwar bald von Leuten die sich in einer Barke befinden, bald von solchen die im Wasser waten, bald von solchen die am Ufer gehen. Eine Stange gewährt den Vortheil dass man sie in allen Richtungen hantieren kann; man stösst sie nicht bloss in den Grund, besonders in das ‚Gelag‘, d. h. die mit Pflanzenwuchs bedeckten Stellen, sondern auch in die Seitenwände des Wassers, in die Uferhöhlungen (unter den Steinen oder Baumwurzeln) und in die Schilfichte des Ufers selbst. Und man stösst mit den Stangen nicht nur, man schlägt auch mit ihnen, auf oder in das Wasser. Dafür haben wir schon ein altes Zeugniss, das des Oppian ‘Αλιευτ. IV, 567 f.:

βίῃ θείνοντες ἐρετμοῖς
νῶτον ἁλὸς, κοντοῖς τε καταίγδην κτυπέουσιν·

die thörichten Pelamyden (eine Art Thunfische) fliehen durch den Lärm erschreckt und fallen in die Netze. Auch IV, 651 ff. ist davon die Rede dass durch

κοντῶν τε ῥιπῇσι καὶ ἀϊχῇσιν ἐρετμῶν

die Fische in die Enge getrieben werden. Was den neuern Gebrauch anlangt, so sehe man z. B. die Abbildungen bei Duh.

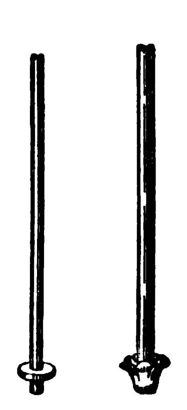
I, II, Taf. XXXIV, 3: in der Mitte eines Flusses befinden sich zwei Männer, einer in einem Kahn, der andere bis an die Kniee im Wasser, beide schlagen mit Stangen auf das Wasser, seitwärts stochert ein dritter mit einer Stange im Schilf herum, und ebend. Taf. XXXV, 2: am bewachsenen Ufer einer Insel stösst ein Mann mit der Stange ins Wasser (die Erklärung S. 189[b]f. sagt: ‚deux hommes [das ist ein Irrthum] fourrent des perches dans les crônes et les herbiers, pour contraindre le poisson à en sortir'), und ebenso thut ein Mann in einem Kahn jenseits des Netzes. Auch ebend. Taf. XII, 6: vier nebeneinander im Wasser gegen das Ufer stehende Männer schlagen mit Stangen hinein. Ruderstangen und Bootshaken dienen natürlich zunächst auch diesem Zwecke; ebenso andere bei der Netzfischerei verwandte Stangen. So wird in Pommern (so bei Stepnitz) das Staaknetz ‚vom Boote aus mit einer langen Stange (Staakruthe genannt) mit beiden Enden in Form eines Dreiecks in Kraut, Rohr, Binsen oder an das Ufer geschoben; hierauf wird in dem Zwischenraum mit der Staakruthe im Wasser Geräusch gemacht, wodurch die Fische auf das Netz gescheucht werden' (Deutsche Fischerei-Zeitung, Stettin 1882 S. 158 mit Abbildung). Meistens aber hat man eigene Stangen zum Fischtreiben, die daher auch eigene Namen zu führen pflegen; ich nenne sie hier immer ‚Trampen', sowie die mit ihnen verrichtete Arbeit ‚Pulsen', und werde diese alten deutschen Ausdrücke unten erklären. Diese Trampen pflegen entweder nach unten zu keulenförmig verdickt (daher ‚Plumpkeule') oder an diesem Ende in einer überall mehr oder weniger ähnlichen Weise verbreitert zu sein. Nur ausnahmsweise innerhalb einer Ebene, so bei der Aalglippentrampe (s. unten S. 116); eine Querlatte sitzt unten auf der Stange auf, so dass sich ein auf den Kopf gestelltes T ergiebt. Eine Abart davon, mit Vertretung der Latte durch ein Brett, scheint die in gewissen Gegenden Friauls übliche *raffina, raffigna* (‚nomi veneti') zu sein, welche (zu Porcia) ‚è un assicella di legno lunga 1. 20 alta 1 metro attaccata ad un manico che il pescatore spinge innanzi a sè per cacciare i pesciolini nella vangajola che gli sta davanti . . . A S. Vito al Tagliamento l'assicella è della larghezza di soli 35 centimetri' (A. Tellini I pesci e la pesca d'acqua dolce nel Friuli, Udine 1895 S. 91). Aber zu diesem Geräth mit welchem

Lampreten und Gründlinge gefangen werden, wird als zugehöriges Netz ebend. S. 84 (friaul.) *ráfe*, (ven.) *ráfego* angegeben, welches der Gestalt nach ein Hebenetz (bilancia), kein Hamen ist, jedoch wie ein solcher benutzt wird: ,si appoggia al fondo dell'acqua e vi si spingono dentro i ghiozzi'. Wohl aber wird hier unmittelbar vorher ein Netz (friaul.) *ráfigne* beschrieben welches entschieden ein Hamen ist.[1] Die Erklärung die Pirona von *ráfigne* (vgl. *rafagnùtt*) gibt, weist wiederum auf ein Hebenetz hin, und bei T. T. II, I, 555 wird ausdrücklich diese doppelte Bedeutung von *ráfigne* verzeichnet, das nun ausserdem noch die einer Trampe haben würde. Aber auch nach T. T. II, I, 655 gehört diese Trampe zum ven. Hebenetz (rete fatta a bilancia) *rafego*, und wird so beschrieben: ,Si pesca in questo modo: il pescatore prende colla mano destra essa rete, e con la sinistra un mezzo cerchio da botte raccomodato ad una piccola tavola posta in modo da essere respinta con un piede al fine di far correre innanzi i Ghiozzi che stanno nascosti sotto i sassi e che vanno da loro stessi nella rete.' Trev. *ráfego* wird von A. P. Ninni Materiali p. u. v. d. l. r. d. cont. di Treviso I, 58 nicht genügend erklärt als ,piccolo ordigno per pescare i ghiozzi fluviali'; vgl. bell. *rafegon*, ,frugolo', *rafeghèz*, ,rovistìo', *rafegòz*, ,palpamento'. Und so wird im Bez. Mondovì (Pr. Cuneo) das *leva* genannte Netz (das ein Hebenetz zu sein scheint) auch mit einem Geräth angewendet ,detto *Rase* e *Raschio*, specie di tavola che il pescatore spinge con

[1] Ich verstehe aber dabei Etwas nicht ganz. Wenn von der Mitte der den Durchmesser des Halbkreises bildenden Schnur ,parte un bastone, tenuto in mano dal pescatore il quale camminando nell'acqua dirige la parte piana della rete verso le tane o negli angoli in cui i pesci si rifugiano', was soll das darauf Folgende bedeuten: ,colla sinistra sostiene l'ordigno per una impugnatura che trovasi alla metà del semicerchio'? Man sollte vermuthen, er halte in der Linken eine Trampe, wie das beim *ráfego* (s. oben) gesagt wird. Diese *ráfigne* kommt nach Tellini auch bloss mit der Armatur der Mündung vor und gleicht dann einer ,vangajola senza manico'; bei T. T. a. a. O. ist von einem Stiel überhaupt nicht die Rede, der Fischer halte in der einen Hand den Schweif des Netzes, in der andern den Bogen der Mündung. Dieser stiellose Hamen ist wohl nur durch die Gestalt der Mündung von dem *farkasháló* von Szádellő verschieden, welches He. S. 315 beschreibt und S. 314 Fig. 200 abbildet; der Fischer hält es in seiner linken Hand, während er mit der rechten die Steine umwendet um die Forellen ins Netz zu treiben.

una mano a ritroso percorrendo il fiume o torrente smovendo le pietre e costringendo i pesci ad entrare nelle reti' (T. T. II, I, 30); in Venedig ist *rascheta* oder *rasca* ein Hamen den der Fischer im Sumpfe vor sich hinschiebt um gewisse Schnecken und auch Krebse zu fangen (Ninni Giunte e correzioni I, 89; T. T. I, II, 365). La Bl. S. 101 beschreibt die französischen Trampen als ‚longues perches, à l'extrémité desquelles on cloue, soit une planchette perpendiculaire, soit une vieille semelle de soulier, que les pêcheurs préfèrent beaucoup en raison de sa flexibilité'; Littré hat u. d. W. *bouille*: ‚longue perche, qui a pour tête un petit bloc de bois'; das Dict. von Trévoux V (1740), 1253 u. d. W. *rabot*: ‚une longue perche avec une petite planche ronde ou quarrée attachée au bout'; Duh. II, III, 512[b]: ‚des perches dont le bout est garni d'une rondelle de cuir'; II, II, 242[b]: ‚une perche, au bout de laquelle est attachée un morceau de cuir'; S.-J. Honnorat Dict. prov.-franç. u. d. W. *boumba*: ‚perche garnie à son extrémité d'une masse de bois ou d'un talon de soulier'. Nach Krünitz Oec. Enc. XIII, 793 ist die Trampe ‚eine 5, 6 bis 7 Ellen lange Stange, vorn am dicken Ende mit etlichen Stücken rundgeschnittenen und aufeinander genagelten Filzes oder Leders versehen'; mit denselben Worten drückt sich von Bose Wörterbuch der Fischerey S. 51 aus (dazu Fig. 12). Bo. S. 600 (vgl. 603) spricht von ‚einer Treibstange die am Ende eine Lederscheibe oder einen Zeuglappen trägt'. Ganz ebenso ist die Trampe am Bódva (in Nordungarn) beschaffen; an ihrem untern Ende ist ein altes Lederstück aufgesetzt (He. S. 330. 774[b]) — in der Abbildung ebend. S. 329 Fig. 215 *B* macht das Geräth den Eindruck eines sehr langstieligen Pilzes. S. 311 sagt He. dass die mit dem Farkasnetz gebrauchte Trampe, wie die Abbildung zeige (S. 312 Fig. 198 *Z*), hie und da eine Holzsohle trage, am häufigsten aber alte sohlenartig aufgesetzte Lederstücke. Tellini a. a. O. S. 91 beschreibt die dortige Trampe als ‚lunga pertica alla cui estremità più grossa è saldata con un chiodo una rotella di cuoio'. Im Bez. von Benevent ist die Trampe ‚un lungo bastone detto *mazzone*, alla di cui estremità vi sono inchiodati dei pezzi di sola' (T. T. II, II, 299). Die am Sangro (Abruzzen) übliche Trampe steckt, einer Privatnachricht zufolge die mir d'Ovidio verschafft hat, mit ihrem untern Ende in einer starken Holzscheibe (*pręsele*;

s. Finamore) — die beigegebene Abbildung stimmt genau zu der eben angeführten von He., auf der ebenfalls das Ende des Stockes etwas über die Scheibe hinausragt. Um keinen Zweifel zu lassen, bilde ich die beiden verbreitetsten und einfachsten Typen der Trampe hierneben ab. Die russische Trampe (*болтень*) ist Dahl zufolge unten mit einem quergestellten Brettchen versehen (съ наложеною поперекъ дощечкой). Wojewoda schildert den Gebrauch der Trampe beim Temrjukschen Karpfenfang mit dem dreiwandigen Stellnetz (a. a. O. S. 195) folgendermassen: ‚Der Karpfen geht um keinen Preis von selbst ins Netz, man muss ihn durch ein künstlich erzeugtes Geräusch des Wassers zwingen sich hineinzuwerfen. Dieses Geräusch erzeugen die Fischer indem sie mit besondern Geräthen, *боштунами*, auf das Wasser schlagen.



Der *bowtun* ist eine Stange in der Art eines набой, nur viel kürzer; an dem einen Ende ist ein Brettchen angenagelt, welches beim Niederlassen ins Wasser und beim Herausnehmen das Geräusch erzeugt. Damit dies Geräusch möglichst stark sei, entfernt sich die ganze Fischergesellschaft auf einen gewissen Abstand von den Netzen und rückt dann auf sie vor, indem alle zu gleicher Zeit mit den *bowtuns* auf das Wasser schlagen.‘ Statt dieses Brettchens hat nach Dahl das *бошало* auch einen hölzernen Becher; es frägt sich nur ob als Scheuchungs- und nicht vielmehr als Anlockungsmittel, denn beide Funktionen weist ihm Dahl zu. Unten ausgehöhlte Trampen kommen allerdings auch sonst vor; dahin gehört die in Ungarn bei der Eisfischerei angewandte welche *buffogató* genannt wird. Sie besteht nach He. S. 389 gewöhnlich aus dem kropfigen Auswuchs einer Eiche (valami tölgyfának a golyvaszerü kinövése), der mit Feuer und Eisen ausgehöhlt und sodann mit einem Stiel versehen ist; auf der Abbildung (Fig. 272) erscheint sie wie eine Art Schöpflöffel oder Tabakspfeifchen mit rundem Kopfe. L. Zore in seiner Abhandlung über die Fischerei in der Umgegend von Ragusa (O ribanju po dubrovačkoj okolici sa dodatcima iz ostalog našeg primorja, im Kukuljević'schen Arkiv X, Agram 1869) berichtet S. 364 von dem Fange der Meeraale (gavuni), wie sie durch das

Werfen von Steinen dem Netze zugetrieben werden. Dabei schlägt (lupa) einer der Fischer mit einer hölzernen Glocke (sa drvenim zvonom), welche an einem Stocke befestigt ist, auf die See. Dieser Lärm scheucht die Fische ins Netz. Dieses Geräth ist offenbar im Wesentlichen mit einem in Istrien üblichen identisch, von welchem mir eine durch A. Ive vermittelte Beschreibung aus Pirano vorliegt (s. beistehende Figur). Ich theile sie ihrem Wortlaut nach mit: ‚L'ordigno è formato da una lancia lunga circa $3^1/_2$ metri, la quale con una traversa infissa nel corpo d'un vaso di legno viene fermata a questo vaso, che è in forma d'un tronco di cono. Il vaso è tutto d'un pezzo, ciò malgrado viene, se fesso, rafforzato da cerchiolini di ferro. Il contenuto del vaso, se questo avesse fondo, raggiungerebbe al massimo due litri. Questo ordigno viene da molti chiamato *spavento*, da altri *goto*. Lo slanciano di forza nell'acqua per formare un gorgo. Questo gorgo artificiale lo chiamano *sbolzom*, *bovolo*. Quella specie di turbinìo biancheggiante (quasi luminoso) che forma, lo dicono *ardor*. Questo ardor spaventa il pesce quanto la remestìa che fanno i pescatori col *tamerà* (battere) o l'acqua o la barca stessa' (vgl. oben S. 85). Den Ausdruck *bódolo*, der hierfür von andrer Seite aus Istrien gemeldet wird, kennt dieser Gewährsmann nicht; es scheint damit die gewöhnliche Trampe bezeichnet zu werden: ‚bastone di legno che è conficcato in un disco pur di legno (quasi piatto)', bei den Fischern in den Triester und den dalmatischen Gewässern üblich. Aber wie die Trampe sich unten abgestumpft und ausgehöhlt hat, so hat sie sich auch anderseits zugespitzt. Bei der schon erwähnten Fischerei mit *picots* in der Normandie fahren die Fischer wieder auf das ausgespannte Netz zu ‚en piquant et brouillant le fond avec une perche ferrée' (Duh. I, II, 117ᵃ mit der Abbildung Taf. XXXIV, 2, wo die Trampen senkrecht bis zum Grunde gehen). Boerio erklärt *tanta* (und seiner Worte bedient sich auch G. D. Nardo Sulla coltura degli animali acquatici nel Veneto Dominio, Venezia 1864 S. 72): ‚Specie di Tenta ch'è un legno o pertica avente all' estremità una punta di ferro, con cui i pescatori frugano nell' acqua specialmente la *Scassa*, cioè il terreno



della fondamenta de' cannai, per regola di ripiantarvi de' pali nuovi.' Cetti a. a. O. S. 84 spricht davon dass der Fischer ,con una pertica al cui estremo è attaccato un uncino di ferro, fruga tra i sassi'. In dem Tessiner Fischereigesetz von 1845 (s. oben S. 90f.) wird u. A. die Anwendung ,di *follatoj*, o di spuntoni di legno o ferro' verboten. Unter den letztern denke ich mir spitze, unter den erstern stumpfe Trampen; *follatoio* bedeutet eigentlich ,Traubenstampfe'. Es wird sogar die Harpune an Stelle der Trampe gebraucht; nach He. S. 317 pulsten die Kunszentmártoner mit der einzackigen Harpune (az egyágú szigonynyal turkáltak). Sehr mannigfach ist die Ausstattung der Trampen in den Provinzen Preussen; nach Benecke S. 410 sind sie ,am Ende entweder mit einem Stück steifen Leders oder mit einer Anzahl grosser an Schnüren befestigter Holzkugeln verbunden oder es ist auf sie eine Anzahl eiserner Ringe aufgestreift, die bei Bewegungen der Stange aneinander rasseln'. Man beabsichtigt eben im Wasser selbst ein starkes Getöse hervorzurufen; die letzte Variation erinnert an die oben S. 91 erwähnte Kette. Es treten hier überhaupt manche Uebergangsgebilde auf. Wenn vom frei geworfenen Stein durch den angeseilten Stein eine Annäherung an die gestossene Stange stattfindet, so von dieser eine solche an den geworfenen Stein durch ein eigenthümliches Geräth das in einer Gegend Russlands gebraucht wird. Das Booch-Frey-Messersche Wörterbuch verzeichnet *болтъ*: ,— (bei den Fischern auf dem Peipus-See) Schall-, Schlagstock'. Ganz ebenso das Pawlowskysche, aus dessen zweiter Auflage diese Glosse stammt. Auskunft hierüber verdanke ich L. Masing in Dorpat, dem sie selbst von Seiten des Universitätsbibliothekars H. Schultz zutheil wurde, der als Knabe öfter Fischjagden im Pleskauschen Gouvernement beigewohnt hat. Der *bolt* ist eine reichlich 10 Fuss lange hölzerne Stange mit einer kugelförmigen, etwa kopfgrossen Verdickung an dem einen Ende; in die gleichfalls hölzerne Kugel wird noch Blei gegossen, um ihr Gewicht zu vergrössern. Während nun ein Fischer die Netze stellt und regiert, hebt ein anderer die Stange, mit der Kugel nach unten, senkrecht, soweit er nur kann, in die Höhe und lässt sie dann mit möglichst starkem Schwung gegen die Wasserfläche hinabsausen, bei deren Berührung ein gewaltiger Knall hörbar wird. Der *bolt* dringt ins Wasser ein, aber bevor er in demselben

ganz verschwunden ist, ergreift der Fischer noch im letzten Augenblick die dünne Spitze oben und zieht die Stange wieder heraus, um das Manöver zu wiederholen. Bei der Seichtigkeit der Peipusgewässer und der Flüsse in jenem Gouvernement genügt dies Verfahren damit die Fische beunruhigt und in die Netze getrieben werden. — Es braucht schliesslich kaum ausdrücklich bemerkt zu werden dass neben den erwähnten Arten von Trampen, je nach den Umständen, jeder Stock, auch von geringerer Länge, und ohne weitere Herrichtung, den entsprechenden Dienst versehen kann. He. S. 312f. schildert wie der Forellendieb, in der Hand eine Axt, scheinbar zum unschuldigsten Geschäft aufbricht; das Sacknetz ist in der Waidtasche zusammengedrückt; am Bache entlang schreitend sucht er sich bald einen Buschschössling der als Reif für die Oeffnung des Netzes geeignet ist; ebenso leicht findet er einen Stiel für das Netz und eine Trampe. Vielleicht ist diese nur eine ‚geschmeidige Ruthe‘, wie sie in den Forellenbächen die in die Mosel fliessen, zum Durchstöbern der Schlupfwinkel benutzt wird (Bo. S. 600f.). Von einer solchen Ruthe rückwärts zum natürlichen Werkzeug des Menschen, der Hand ist wieder nur ein kurzer Schritt.

Das Fischtreiben ist, wenn man will, immer und überall in einem gewissen Grade möglich; aber es wird, nach den verschiedenen Bedingungen, bald zweckwidrig oder doch zwecklos, bald mehr oder weniger zweckdienlich oder sogar nothwendig sein. Diese Bedingungen liegen zuerst in den Fischen selbst, d. h. in ihren Eigenschaften, ihren Gewohnheiten, ihrem Temperament; so sagt z. B. Zore a. a. O. S. 364 von den Meeraalen dass sie nicht wie andere Fische von selbst ins Netz gehen, sondern dass man sie jagen müsse (treba naćerat), fügt aber doch hinzu dass diese besondere Fischereiart in Lissa und Lesina auch bei andern Fischen, z. B. den Meeräschen zur Anwendung komme. Vgl. was S. 95 betreffs der Karpfen in den Temrjukschen Gewässern angeführt ist. Dass das Treiben zum Fischen ganz im Allgemeinen nothwendig sei, ist eine übertriebene Behauptung, deren sich nicht nur jener Fischer der Fabel schuldig macht; S. R. V, 306 sagt dass man von den Fischern in verschiedenen Häfen hören könne: ‚que si no arrojan piedras, y no apalean las aguas, no pescan‘, und ent-

rüstet sich sehr darüber. Sodann in den Fischereigebieten — ob das Wasser stehend oder fliessend, ob es tief oder seicht, ob das Ufer flach oder steil und insbesondere unterhöhlt ist u. s. w. Endlich in den Fangvorrichtungen, deren Beschaffenheit im Wesentlichen selbst erst von den beiden genannten Bedingungsgruppen abhängt. Es genügt für meinen sprachgeschichtlichen Zweck die Beziehung des Fischtreibens zu den Fangvorrichtungen zu untersuchen. Beim Angeln und Harpunieren pflegt das Anlocken das Zuscheuchen auszuschliessen. Zwar kennen nach S. R. V, 216 (mit Taf. XL) die Fischer der Albufera von Valencia eine Art des Aalfangs, die *redolada* (das Rollen), bei der die Aale durch ein starkes fortgesetztes Wiegen der Barke (sodass die Ruder hin und her fallen) aus dem Schlamme aufgeschreckt werden (salgan de los cenagales), um der Harpune zum Opfer zu fallen. Aber hier kommt es nur darauf an ,dass die Aale sich bemerklich machen und zwar durch die aufsteigenden Wasserblasen; ganz dasselbe Verfahren wird im Gardasee beim Harpunieren der Aale und Schleien angewandt, nämlich ,di scuotere i remi nel lago a ciò il pesce preso dalla paura si profondi', worauf sich eine Wasserblase an der Oberfläche zeige (T. T. II, I, 511). Wirklich in Betracht kommt für uns nur die Fischerei mit solchem Geräth welches sich als eine ebene oder gekrümmte Wand darstellt und für welches man mir, behufs der Uebersichtlichkeit, den vorübergehenden Gebrauch des Gemeinnamens ,Netze' gestatte. Wie wünschenswerth auch eine ,philosophische' und genaue Eintheilung der Netze sein möge, deren ineinander überfliessende Mannichfaltigkeit sträubt sich dagegen, ja schon die Wahl eines obersten Eintheilungsgrundes setzt uns in Verlegenheit. Die Gestaltungen der Netze und ihre Funktionen decken sich nicht in fester Weise; so kann z. B. ein Hamen als Wurfnetz, ein Wurfnetz als Zugnetz gebraucht werden. Es scheint klar zu sein dass man zuvörderst die Rolle welche dem Netze zufällt, ins Auge fassen muss; dabei kann man sich auf den Standpunkt des Fischers oder auf den des Fisches stellen. Im erstern Fall sind die Netze entweder aktive oder passive, ,des filets de main' oder ,des filets dormants'; der Fischer leitet sie mit der Hand oder nicht. Man wird da aber einräumen müssen dass zwischen einem gestellten, einem gehaltenen und einem ge-

schobenen Hamen kein allzugrosser Unterschied besteht. Was anderseits den Fisch anlangt, so wird er entweder nur gefangen oder zugleich gefesselt; er wird entweder vom Netz umschlossen und am Entrinnen gehindert, oder er verstrickt sich in das Netz, sei es in das einwandige, wo sein Kopf in eine Masche geräth und durch die Kiemendeckel festgehalten wird (*il s'emmaille* oder *se maille*; Beides fehlt in den Wörterbüchern), sei es in dem dreiwandigen oder Ledderungsnetz, wo er mit dem Vordertheil in die sich sackförmig ausstülpende Mittelwand rennt und durch die Flossen an der Umkehr gehindert wird. Diese Verstrickung des Fisches, bei der er leicht beschädigt werden kann, ähnelt seinem Anbeissen an die Angel. Für das Fischtreiben ist der verschiedene Charakter des Schlussaktes ziemlich gleichgültig. Vielmehr steht für dasselbe die Richtung in welcher die Fischerei geübt wird, im Vordergrund. Es ist dieselbe eine doppelte, gewöhnlich eine wagrechte, seltener eine senkrechte, und in letzterem Falle werden wiederum die Fische entweder von unten nach oben gefangen — mit dem Hebenetz, oder von oben nach unten — mit dem Wurfnetz. Man sollte meinen dass die Fische sich nicht leicht von oben nach unten, gegen das Hebenetz, noch von unten nach oben, gegen das Wurfnetz treiben lassen, und doch kommt Beides vor, obwohl die Anwendung von Köder hier im Allgemeinen viel wirksamer ist. Von einem an den Küsten Russlands üblichen Hebenetz für den Dorschfang heisst es bei Bo. S. 534: ‚Die Fischer suchen das Netz vorsichtig unter einen vorher bemerkten Fischschwarm zu bringen, dann scheuchen sie die Fische durch Geschrei, Poltern und Steinwerfen nach der Tiefe und ziehen das Netz an allen vier Ecken gleichmässig herauf.' Und ebend. S. 613 von dem Wurfnetz mit dem an der Mosel gefischt wird: ‚Wenn der Fischer seinen Bach ganz genau kennt, so wirft er gern das Netz über einen Stein unter welchem er Fische verborgen weiss, und vertreibt dieselben mittelst einer biegsamen Gerte aus ihren Verstecken.' Im grossen Ganzen findet, wie gesagt, die Fischerei in wagrechtem Sinne statt, und dabei werden wir nun auf den Unterschied zwischen ruhenden und bewegten Netzen zurückkommen. Aber dieser Unterschied knüpft wieder an den andern an zwischen Fischen die sich in bestimmter Richtung bewegen, und zwischen solchen

welche ruhen oder deren Ortsveränderung eine indifferente ist: das Netz erwartet den Fisch oder es sucht ihn auf. Betrachten wir den erstern Hauptfall. Der Weg den der Fisch nimmt, ist von vornherein bekannt, sei es dass er durch physische Umstände gegeben ist wie den Fall des Flusses oder die Ebbe und Fluth des Meeres, sei es dass er auf der Neigung des Fisches beruht z. B. der Strömung entgegenzuschwimmen oder von Zeit zu Zeit gewisse Wanderungen anzutreten; oder der Mensch veranlasst den Fisch einen bestimmten Weg zu nehmen, indem er ihn lockt oder scheucht. Die ruhenden Netze schliessen den Fisch entweder ein oder sie verwickeln ihn in sich auf die oben auseinandergesetzten Weisen. Die erstere Art nennt man Reusen; eine solche stellt im grossen Ganzen eine römische V dar: der Weg verengert sich für den Fisch allmählich bis zu einer Spitze, in die er sich einkeilt. In Stoff, Gestalt und Umfang sind die Reusen ungemein verschieden; zu ihnen gehört der einfache Aalkorb sowohl wie das Aallabyrinth, wie es sich z. B. in den Lagunen von Comacchio findet. Vielfach wird in den Reusen Köder angebracht, welcher ja auch eine ruhende Vorrichtung ist; zum Treiben der Fische ist bei diesem System kaum ein Anlass, es kann höchstens dann und wann zur Nachhülfe geschehen. So werden die Thunfische in den grossen Anstalten zu ihrem Fange welche an den Küsten des mittelländischen Meeres bestehen, aus einer Kammer in die andere, besonders in die letzte, die Todtenkammer, wenn sie nicht freiwillig weiter gehen, gescheucht und zwar ‚durch Hineinwerfen von Sand und Steinchen oder durch ein an einem Tau befestigtes, mit Steinen beschwertes und vom Boot hinabgelassenes Schaffell‘ (Bo. S. 488); vgl. Duh. I, II, 173[b]: ‚Pour cela [um sie aus der Kammer *F* zu treiben] on se promène dans la chambre *F* avec le bateau *s*, faisant du bruit, et battant l'eau.‘ Grossentheils wird aber mit dem Lärm beim Thunfischfang kein eigentlicher Zweck verfolgt; er scheint auf alter Ueberlieferung zu beruhen (vgl. B. da S. S. 219: ‚todas estas manobras são feitas com muita gritaria e bulha‘). Paulus Rhode Thynnorum captura quanti fuerit apud veteres momenti (Fleckeisens Jahrbücher Suppl. XVIII, Leipzig 1892) S. 48 verweist bei Erwähnung des hierbei verführten Geschreis (und Ruderschlagens) auf Philostr. Icon. XIII, S. 391: βοὴ δὲ ἦρται τῶν ἁλιέων. Hier

sei, trotz der ersichtlichen Verschiedenheit der Umstände, erwähnt dass bei den Dänen auch die vorher signalisierten Meerschweine von einer Anzahl von Booten durch Schlagen ins Wasser in eine Bucht getrieben und daselbst abgesperrt werden (Bo. S. 381). Nur ausnahmsweise wird gegen Reusen wirklich gepulst; so berichtet He. S. 151 von der Székler Wehr (székely cége), dass sobald der Fischer in deren ‚Thor' die Korbreuse (bocskorvarsa) eingesetzt hat, er die Trampe zur Hand nimmt und aus ziemlicher Entfernung zu pulsen beginnt; und zwar geschieht dies seitens eines oder zweier Gefährten des Hauptfischers, falls das Sacknetz (farszákháló) an die Stelle der Korbreuse tritt. Auch gegen die *vannello* genannte Reuse (Pr. Turin) wird gepulst: ‚Uno o più individui nel torrente, lungo tratto a monte dello stesso, vanno percotendo con pertiche il fondo, avvicinandosi adagio all' ordigno, ivi rimane preso il pesce che fugge' (T. T. II, I, 60). S. auch S. 119. Die ruhenden Netze in denen sich der Fisch verwickelt, sind Netze i. e. S., ja der deutsche Meerfischer bezeichnet sie allein mit dem Namen ‚Netze'. Es sind genauer gesagt Stellnetze, nämlich solche welche senkrecht im Wasser stehen, sowohl einwandige wie dreiwandige. Zu dieser Klasse von Netzen gehören aber nun auch die Treibnetze, d. h. diejenigen welche man von der Strömung treiben lässt; es ist wahr dass sie strenggenommen nicht ruhende genannt werden können, aber sie sind doch nicht, worauf es hier ankommt, von Menschenhand bewegt. Stell- und Treibnetze zusammen stehen den Zugnetzen gegenüber. Sie queren den Weg des Fisches, und zwar zunächst in mehr oder weniger gerader oder in Zickzacklinie. An der Meeresküste wird öfter gegen dergleichen Netze gepulst. So gegen *manets*, z. B. gegen die sehr engmaschigen *rissolles* von Marseille, welche bestimmt sind sehr kleine Fische zu fangen. Duh. I, II, 110[b]: ‚On place ordinairement ce filet à la pointe d'un rocher, en sorte qu'on puisse envelopper la compagnie de poissons qu'on a apperçue; ensuite on jette des pierres, et l'on agite l'eau, afin que les poissons effrayés par le bruit viennent s'emmailler.' Ebenso gegen die *batudo*; s. unten. So gegen *demi-folles*, z. B. gegen die *picots* (s. oben S. 91. 96). So gegen dreiwandige Netze. Duh. I, II, 122[a]: ‚A l'Isle du Trentemou, dans l'Amirauté de Nantes, on pêche à la mer avec un Tremail que ces Pêcheurs nomment

Sept-Doigts. Il est tendu en rêts traversant entre les roches. Les Pêcheurs se mettent dans leurs barques, entre la terre et le Tremail, et battent l'eau avec leurs avirons pour faire lever le poisson plat, et l'obliger à fuir dans le filet aussi-bien que le poisson rond. Ils relevent le Rêt aussi-tôt qu'ils ont cessé leur battue, et souvent ils font trois battues en une heure.' Aehnlich im mittell. Meer bei den *entremaillades*. Vgl. noch Duh. I, II, 126[b]: ,En nombre d'endroits de ces côtes, après avoir tendu le filet, on *resaigue*: c'est-à-dire, qu'on jette des pierres, qu'on bat l'eau, et qu'on fait du bruit: afin que les poissons effrayés viennent se jetter dans le filet.' In den Valli von Comacchio werden die Meeräschen mit einem einfachen Stellnetz ,in campo aperto' gefangen. ,Il pescatore attraversa o circoscrive con tante pezze di queste reti unite insieme uno spazio di metri 200 a 300 in un Campo di Valle, e così attende che i pesci, alle volte anche battuti dal pescatore stesso, corrano alla direzione delle reti, dove per la testa restano prigionieri, o accalappiati' (T. T. I, II, 192f.). Von der im Seebezirk Messina üblichen *balestregara* (man sollte an ein Netz für irgend einen *balestrega** genannten Fisch denken; es ist aber doch Zusammenhang mit dem tosk. Binnenwassernetz *bulestrica, balustrica* T. T. II, II, 57. 68. 70 möglich) heisst es T. T. I, I, 581: ,che si tende a semicerchio da un punto all' altro della spiaggia, mentre questa è percorsa dai pescatori al suo estremo bordo, scuotendo fortemente l'acqua, e facendo fracasso con sassi e grida per allontanare il pesce appressatosi a terra per deporre le uova, sicchè fuggendo incappi nella rete, che così attraversa il mezzo della propagazione'. Von den *bogueras*, einfachen Stellnetzen sagt S. R. I, 259: ,Se calan de la banda de afuera á la orilla, y los pescadores apedrean, hacen ruido y golpean las aguas desde el barco con que se caló la red: la boga que está apacentándose ó recreando en la playa, asombrada huye, y á poco trecho se amalla ella misma en las redes con que tropieza.' Bei der Fischerei mit dem dreiwandigen Stellnetz, *trasmallo*, welche S. R. V, 324 beschreibt, ,empiezan [sobald das Netz aufgestellt ist] los pescadores á batir las aguas hácia terra'. Werden *tirs* als Treibnetze verwendet, dann ,van los pescadores golpeando el agua á la inmediacion, á fin de que los peces huyendo del ruido, para ellos asombroso, se enmallen'

(S. R. V, 303). Die Portugiesen pulsen gegen die dreiwandigen Treibnetze die sie bei der Küstenfischerei gebrauchen. Bezüglich der *branqueira* heisst es bei B. da S. S. 213: ,os pescadores vão nos barcos bater a agua de um dos lados da rede, a fim de espantarem o peixe, e elle na fugida ir enrascar-se nas malhas'. Bezüglich des *valo* ebend. S. 214: ,começam a *valar*, quer dizer: batem a agua, fazendo grande barulho nos barcos para espantar o peixe, o qual na fuga, deparando com a rede, se enrasca n'ella'. Ebenso wird bei der Binnenfischerei gegen die *solheira*, ein dreiwandiges Stellnetz gepulst: ,a bateira vae pelo meio da calla parallelamente á linha das varas, e emquanto um dos companheiros rema, o outro bate o fundo, a fim de afugentar o peixe que, retirando para a parte menos profunda, encontra a rede, onde se prende' (B. da S. S. 284f.); gegen die *barga das solhas* (für die Schollen), ein einfaches Treibnetz: ,o barco percorre a rede do lado de onde vem a corrente, e por meio de varas os pescadores *valam* o fundo duas vezes em todo o comprimento, a fim do peixe fugir e ir de encontro á rede' (ebend. S. 285); und gegen das dreiwandige Treibnetz, den *tresmalho*: ,bate-se a agua á superficie de um dos lados da rede para o peixe fugir para o opposto' (ebend. S. 288). Es findet das Pulsen auch bei halbkreisförmiger (oder winkliger) Aufstellung der Netze am Ufer statt. Z. B. Bo. S. 445: ,An einzelnen Mündungen umspannt man wohl einen weiten Raum vor der Mündung, wo die Lachse sich oft längere Zeit aufhalten, ehe sie einziehen — vielleicht um sich nach und nach an süsses Wasser zu gewöhnen — rundum mit Netzen, plümpert mit Riemen und Steinwürfen und jagt damit die Lachse in die Netze.' An der Ostküste der Adria wird gegen den dreiwandigen *cerberao* (oder *rete tramezzata*) gepulst ,ossia battendo l'acqua coi remi o collo *stumigio* (detto anche *pistone* o *stambul*) oppure facendo getto di pietre' (C. de Marchesetti La pesca lungo le coste orientali dell' Adria, Trieste 1882 S. 66; s. auch Boerio). Bezüglich Istriens (Rovigno, Parenzo) wird das nicht bloss von diesem (an beiden Enden spiralförmig aufgestellten) Netze gemeldet (die Fische werden in die Windungen, die *báleghe* hineingetrieben), sondern auch von dem (halbkreisförmig aufgestellten) *žerér*, einem einwandigen Netz für Aehrenfische: theils geschieht es durch Aufstampfen mit den

Füssen oder mit einem schweren Stock auf das Verdeck (*tanburá, tanbará*), theils durch Schlagen und Stossen ins Wasser, ‚*zlapando* col remo o collo *stumigio* o col *bodolo*‘ (Ive). So aber besonders bei der Binnenfischerei. Das einfache Jagenetz wird ‚um Gelege und Horste von Schilf, Binsen oder Rohr, wo grosse Fische zu verweilen pflegen, gestellt ... Dann werden die Fische mit Treibstangen, die man systematisch vorrückend durch das Schilf schiebt, in das Netz gejagt‘ (Bo. S. 617f.; vgl. auch das unmittelbar Folgende). Ebenso verfährt man beim dreiwandigen Jagenetz (Bo. S. 622). Mit dem *tremaggin* werden in der Pr. Pavia steinige, schilfige, wurzlige Stellen umgeben, ‚e quindi col sussidio di pertiche o di remi si rimescola il fondo interposto e così se ne stana il pesce che ivi d'ordinario si nasconde, il quale impaurito si caccia molto facilmente in mezzo alle reti‘ (T. T. II, I, 259). Aehnlich wird in Friaul mit dem dreiwandigen *strascin* oder *strazzin* verfahren, das eigentlich ein Zugnetz ist; durch das Pulsen leiden die Ufer sehr (Näheres s. unten S. 109). Duh. I, II, 121[b]: ‚Quand il y a beaucoup de crônes et d'herbiers au bord des rivieres et des étangs poissonneux, les Pêcheurs entourent ces endroits avec un Tremail pierré et flotté; ainsi qu'on le voit, Pl. XXXV, sur le devant de la Fig. 2. Lorsque le filet est tendu ils *boulent*, en fourrant des perches dans les crônes et les herbiers qui se rencontrent entre la terre et le filet: ce qu'ils font à pied quand les bords sont praticables; sinon, avec un petit bateau. Les poissons effarouchés se jettent alors dans le filet, s'y embarrassent, et sont pris.‘ (Der Kahn fährt ausserhalb des Netzes wie die Abbildung zeigt.) Insbesondere wird dies Verfahren beim Forellenfang (Duh. II, II, 242[b]) und beim Karpfenfang geübt (Duh. II, III, 512[b]). Auch pulst man gegen Netze welche einen Fluss absperren, so gegen die *jets*, eine Art von *demi-folles*, wie Duh. I, II, 116[a] beschreibt und Taf. XXXIV, 3 abbildet (s. oben S. 86. 92). Dieser Abbildung entspricht im Wesentlichen die bei Duh. II, II, Taf. XIII, 4 zu S. 259[a], wo vom Lachsfang die Rede ist: ‚Quelques Pêcheurs après avoir tendu leur filet, s'en éloignent de deux à trois cents brasses, et reviennent en battant l'eau avec des perches pour engager le poisson à se rassembler auprès du filet.‘ Die Erklärung die auf S. 301[a] gegeben wird: ‚On voit, fig. 4, des Pêcheurs,

qui, ayant formé une enceinte avec un trémail, battent l'eau avec des perches, pour faire donner le poisson dans le filet, et empêcher les Saumons de sauter par-dessus le filet', passt nicht recht, denn es ist keine ,enceinte' da, und die Fischer müssten um die Lachse am Hinüberspringen zu hindern, sich in unmittelbarer Nähe des Netzes befinden. Auch in Friaul wird gegen die *bombine*, welche einen Fluss absperren, gepulst: ,I pescatori discendendo lungo la corrente per un tratto e quindi rimontandola vanno sbattendo la superficie dell' acqua con una lunga pertica detta *Sbordon* affine di spaventare il pesce e farlo così entrare nella rete. Poscia la stessa operazione viene ripetuta dal lato opposto, cioè battendo sull' acqua a seconda della corrente' (T. T. II, I, 553); diese Netze sind dreiwandig, es wird aber auch gegen einwandige (*olandine*) gepulst (Tellini a. a. O. S. 77). Von der in der Pr. Pisa üblichen ,*guada*, rete da pescare a strascico nei fossi' heisst es bei T. T. II, II, 57: ,serve ancora a *bordare* alle ripe dei fiumi, vale a dire, accostandola alla ripa, e poi picchiando con pertichette, dette *bordi* nella ripa onde ne venga fuori il pesce'. Im Trasimenischen See werden die dreiwandigen *ciste* gegen die Hechte ausgespannt ,in stradelli pratticati fra i canneti, fra i quali si fa strepito per farli fuggire ed incappare nella rete; questa pesca vien chiamata la *cacciarella*' (B. Borghi, 1821, citiert von R. Marchesi La Trasimenide S. 138). La Bl. sagt unter *Tramail* (S. 786): ,La pêche au Tramail dans les fleuves et dans les rivières, constitue une véritable battue . . . Dans les petits ruisseaux on ne se donne plus la peine de rabattre le poisson dans le filet avec la senne, on *boule* vigoureusement sur chaque bord et au milieu avec des perches etc.; remontant vers le Tramail, on y fait fuir le poisson. On cerne également, au moyen du Tramail, les abords des crônes ou cavernes sous les racines et les berges, puis le *bouloir* fait son jeu; les poissons attaqués dans leurs retraites, fuient éperdus le tapage' u. s. w. Endlich können die Fische auch ganz umkreist und von innen in die Netze gepulst werden. Z. B. Bo. 422: ,Sobald die Fischer ein solches Stümen der Makrelen bemerken, knüpfen sie zwei bis vier Makrelnetze zusammen, und suchen dieselben im Kreise rund um die stümenden Fische zu stellen, wozu natürlich ein möglichst schnelles, aber geräuschloses Ausrudern erforderlich

ist.... Ist eine solcher Makrelenschaaren glücklich umschlossen, so treibt man mit Ruderschlägen oder anderer Furchterregung die Fische gegen die Netze, und man erkennt den Erfolg dieses Plümperns bald daran, dass die Flotte der Netze sich senken, oder wo die Fische dicht bei einander in den Maschen sitzen, ganz untergehen.' Ebenso heisst es von einer Fischerei im Bez. von la Rochelle bei Duh. I, III, 76[b]: ,Les Pêcheurs filadiers forment une enceinte avec leur filet; ensuite entrant dans cette enceinte, ils font quelque bruit pour engager le poisson à donner dans le filet, qui est un tramail.' In Galicien werden die Sardinen mit dem *chinchorro*, welcher aus *redes de gueldear* besteht, umschlossen, von zwei Booten aus: ,y despues golpean las aguas, ó dan golpes en los barcos, ó arrojan piedras con freqüencia, cuya manera de pescar no es de las mas legítimas; porque se pierde y ahuyenta mucha pez' (S. R. II, 290). Dieses Netz wird, wie die Anmerkung sagt, in einigen Gegenden *manjarda*, in andern *trabuquete* genannt. Unter ersterem Worte S. R. IV, 148 wird *manjarda* auch mit *trabuquete* gleichgestellt, und von dem dabei geübten verderblichen ,apalear el agua, tirar piedras, y otros esfuerzos violentos sugeridos á los pescadores por un exceso de codicia' gesprochen. Unter *Trabuquete* S. R. V, 305ff. findet man dann noch Weiteres hierüber, auch das Synonym *tenderete*. Beim Sardinenfang mit dem *galeão*, welcher nur in Südportugal bekannt ist und von der unmittelbar angrenzenden Küste Andalusiens stammt (wohin er wiederum aus Galicien eingeführt worden ist), werden die Fische ebenfalls umschlossen und einwärts gescheucht, und zwar in einer schon oben (S. 82) angegebenen eigenthümlichen Weise. Aber ich halte hier inne; denn wir gerathen unversehens von den Stellnetzen zu den Zugnetzen — der *galeão* ist der Form nach ein solches. Beide Klassen werden in der That durch allmähliche Uebergänge miteinander vermittelt, wie das auch von den Fachmännern zuweilen ausdrücklich bemerkt wird; so sagt z. B. Marchesetti a. a. O. S. 67: ,occupano un posto intermedio tra le reti da posta e quelle da trazione le Tonnare e le Palandare, inquantochè vengono dapprima distese come quelle, ma una volta entrato il pesce, si tirano al lido al pari delle tratte; vengono perciò appellate *Reti da chiusa*'. Das Zugnetz erscheint in dreifacher Gestalt: in der eigenthümlichsten mit Sack und

Flügeln — als Wade; es können nun einerseits die Flügel fehlen, anderseits der Sack — im letztern Falle heisst es Segenetz. Dieses gleicht dem Stellnetz, insofern es auch aus einer einfachen Wand besteht; nur ist diese in der Mitte höher als an den Seiten, sodass das Netz sich beim Ziehen sackartig ausbauscht. Auch sind die Maschen beim Zugnetz für die gleichen Fische enger als beim Stellnetz; denn es soll die Fische nicht in sich verstricken, sondern wie ein Tuch festhalten, aus dem sie ausgeschüttet oder mit einem Käscher ausgeschöpft werden. Freilich gibt es nun sogar dreiwandige Zugnetze, von denen Bo. S. 627 sagt dass sie ‚sehr scharf fischen'. Wenn wir als Hauptunterschied zwischen Stell- und Zugnetz den oben angeführten gelten lassen dass jenes den Fisch erwartet, dieses ihn aufsucht, so müssen wir wohl alle umschliessenden Netze, mögen sie auch sonst die Kennzeichen der Stellnetze besitzen, den Zugnetzen zurechnen, und ob die Umschliessung im Wasser, durch ein oder mehrere Boote, oder an der Küste bewerkstelligt wird, bleibt von untergeordneter Wichtigkeit. Dazu kommt dass sehr oft die Angaben der Bücher unvollständig oder ihre Ausdrucksweisen unklar sind. Daher ist es unmöglich die Nachrichten in einer strengen Ordnung aufeinander folgen zu lassen. Wo ein Ring hergestellt wird, dient jedenfalls das Pulsen zunächst dazu das Entweichen der Fische aus dem Ring oder unterhalb der Boote zu verhindern und sodann sie in den Sack zu treiben. Man sehe z. B. die Beschreibung des Häringsfanges mit der Wade an der schleswig-holsteinischen Ostküste bei Bo. S. 378 und die des Fischfangs auch mit der Wade im Kurischen Haff bei Benecke a. a. O. S. 349. Oder die des Sardinenfangs bei Gibraltar bei Duh. II, III, 446[a] f., wo vier Fahrzeuge Netze auswerfen um die Fische an der Küste zu umzingeln und ‚pendant cette opération, les autres Pêcheurs battent l'eau avec des perches ou des avirons pour engager le Poisson à s'approcher de la côte . . . pendant cette opération, le cinquième bateau qui est le plus léger de tous, bat continuellement l'eau pour empêcher que le poisson n'en sorte'; mit einem kleinern Netze werden dann innerhalb der Umschliessung die Fische gefangen. Ferner beim Lachsfang mit dem Segenetz in Westbottnien; wenn die beiden Fahrzeuge sich nähern und eine Umkreisung bilden ‚pour y renfermer le plus de

poissons qu'ils peuvent, ils battent l'eau avec leurs rames; quand l'enceinte est formée, ils battent encore l'eau avec des perches pour effaroucher les Saumons qui se laissent prendre plus aisément' (Duh. II, II, 276[b]). Bei einer andern von Duh. II, II, 240[b] beschriebenen Art des Lachsfanges mit Segenetz sind ausser dem Fahrzeug welches das Netz trägt, noch drei beschäftigt: ‚deux bateaux entrent dans l'enceinte du filet, et battent l'eau pour empêcher le poisson de sauter par dessus les flottes de liège; le troisième fait la même opération en dehors'. Das Pulsen von aussen gegen das Segenetz ist sehr deutlich dargestellt bei Duh. II, III, Taf. XX, 1; die Abbildung bezieht sich auf den S. 437[b] beschriebenen Sardinenfang an den südwestlichen Küsten Englands: ‚pendant que quelques barques sont occupées à tendre le filet, d'autres se portent de côté et d'autre, et battent l'eau avec leurs avirons pour engager le poisson à se porter dans l'enceinte que forme la saine'; die Erklärung S. 488[b] sagt noch etwas mehr: ‚. . . Matelots qui battent l'eau pour empêcher que les Poissons ne sautent par-dessus le filet, et les engager à entrer dans l'enceinte'. Im Comer See werden mit dem *tremaggino* besonders die kleinen silbernen Fische welche *alborelle* heissen, zur Laichzeit gefangen. ‚Quando si adocchia una di queste fregole, vi si avvicina col battello, e si getta il tremaggino procurando di cerchiarle nel mezzo. Colla pertica si percuote l'acqua, si fruga fra i sassi e tosto si leva la rete' (Cetti Il pescatore del Lario S. 87; vgl. S. 84). Von dem friaul. *strascin*, einem dreiwandigen Segenetz heisst es bei T. T. II, I, 553: ‚Serve pure a prendere il pesce nascosto sotto le rive, adattandola in modo opportuno, ma in tal modo le rive vengono molto danneggiate dai colpi che con una lunga pertica vengono dati per iscacciarne il pesce'; nach Tellini a. a. O. S. 80 würde es aber dann ein Stellnetz wie die *bombine* werden: ‚si adopera anche fissa ossia circondando con essa i nascondigli dei pesci' (s. oben S. 105). Bei der in Istrien (wie in Dalmazien) üblichen Fischerei ‚a velo', welche den Hornhechten gilt, werden die Fische mit dem oberflächlichen Zugnetz (tratta a fior d'acqua) allmählich eingeschlossen, wobei beständig Steine ins Wasser geworfen werden um sie in die Mitte des Kreises zu treiben; das Netz wird nicht ans Ufer gezogen (Ive). Dieselben Fische werden zu Neapel mit der *augliara* rings

umgeben: ‚allora, battendo con mazze in ogni verso le acque, costringono le Aguglie a dirigersi verso della rete ove rimangono impiccate; sicchè tirando su le due braccia dalle due barche trovano quivi il pesce raccolto‘ (T. T. I, I, 396). Wenn wir uns nach Spanien wenden, so ist ein Segenetz die *beta*, welche von zwei Barken aus gelegt wird; eine bleibt in dem geschlossenen Kreis, ‚anda al rededor, golpeando las aguas con los remos, para que amalle el pescado‘ (S. R. I, 258 mit Taf. XXXIV). So auch die *salmonera*, das Lachsnetz; in kleinern Flüssen wird damit so gefischt dass auf jedem Ufer ein Mann das Netz zieht und dann einer von ihnen durch das Wasser zu seinem Gefährten watet: ‚á tiempo que executa esto, conserva en la mano un varal (que sirve para traer y llevar al hombro la red), con el que ademas procura ir golpeando el agua de tiempo en tiempo‘, bis er die Umschliessung vollendet hat. ‚Verificado este ó muy próximo á verificarse, redobla los golpes á fin de que los Salmones, que tal vez se hallan en la parte que se les presenta libre para escaparse, retrocedan asustados hácia el seno de la red, y se enmallen. Quando los pescadores tienen formado el círculo que deseaban, uno de ellos principia á dar con el varal fig. 3 [s. Taf. XLIII] terribles sacudiduras en medio. Parece á primera vista inútil esta repetida operacion, la qual á veces suele practicarse tambien con piedras; pero se dirige á que los peces, que andan quizá todavía vagando por dentro del espacio de la Salmonera, absolutamente no puedan escapar. Quando el parage en que se pesca tiene algunas cuevas á las orillas en que se acogiéron los Salmones, uno de los pescadores se arroja al agua dentro del mismo cerco que forma la red, y con el varal penetra hasta lo mas interno de aquellas concavidades, ó bien á repetidos golpes desanida quantos pueden encontrarse allí‘ (S. R. V, 238 f.). Eine sehr eigenartige spanische Fischerei ist die mit der *compañía*, welche aus zwei aneinander anschliessenden Halbkreisen senkrechter (*paraderas*) und wagrechter (*saltadas*) Netze besteht; vier in einer Reihe gelagerte Fahrzeuge beginnen während der Umkreisung durch die übrigen ‚á golpear con los remos y las palancas para con el ruido evitar que se escapen los peces por aquel lado‘ (S. R. II, 306, Taf. XLIX). Die Fische springen und fallen in die wagrechten dreiwandigen Netze. Dasselbe

System (nur für die Meeräsche, die im Port. *peixe saltão* heisst) wird auch anderswo geübt, so zu Aveiro in Portugal (B. da S. S. 283f.) und zu Neapel (T. T. I, I, 395f.); doch finde ich bei beiden Gelegenheiten das Pulsen nicht erwähnt. Ferner in den Stagni von Alghero in Sardinien; die senkrechten Netze heissen *sungiula* (cinta), die wagrechten *oalts*: ,si scuotono le acque per spaventare i pesci, i quali impediti alla fuga dalla Cinta saltano e nel salto sono obbligati di cadere in questa rete, ove rimangono ammagliati' (T. T. I, I, 628). In den Lagunen von Venedig heisst diese Fischerei *pesca a saltarello*: ,i pescatori allora strepitando lo costringono [nämlich den pesce bianco, die Meeräsche] a cercare campo sopra la rete, cadendo così nelle Bilancie [das sind die wagrechten Netze], nel qual luogo diventa facil preda' (T. T. I, II, 364; vgl. Marchesetti a. a. O. S. 67). Aehnlich dieser Fischerei scheint, obwohl dabei von doppelten Netzen nicht die Rede ist, die *brigada* im Seebez. Cagliari zu sein, welche T. T. I, I, 636 beschreibt: ,Quattro barche governate ciascuna da due uomini immergono nell' acqua in forma di parallelogramma delle piccole reti; formato il quadrato gli uomini dalle barche battono nello spazio circoscritto dalle reti; i pesci atterriti fuggono e restano impigliati nelle reti.' Bei den Waden der Binnenfischerei ,ist man bemüht, durch Schlagen in das von den Flügeln umschlossene Wasser die Fische in den Sack zu treiben' (Bo. S. 638). Die Alsen werden zur Laichzeit im Comer See mit dem grossen Zugnetz welches *linaa* heisst, gefangen; ,se grande è la quantità dei pesci che vi giungono fuggitivi, allora lascia la guada [der Fischer] e con una pertica percuotendo l'acqua li mette in fuga e li costringe dar del capo nella remantellata' (Cetti a. a. O. S. 91). Im Trasimenischen See wird mit dem *gorro*, welcher der adriatischen *sciabica* entspricht, ein Halbkreis gebildet: ,giunta la rete vicino al lido, altri pescatori si alzano dal lido, e vanno in mezzo alla rete, la ricattano, e fanno dello strepito nell' acqua, affinchè il pesce si riduca in una gran tasca componente il fondo e fine della rete, ove si è ritirato tutto il pesce' (Borghi a. a. O. S. 139; vgl. auch was ebenda über die *rete della nave* gesagt wird). Aber auch bei den sackförmigen Zugnetzen (ohne Flügel) kommt das Pulsen vor; so bei dem Treibnetz in der Oder, welches von zwei Kähnen mit je einem Mann geführt wird. ,Der Hintermann

scharrt und stampft mit dem Ruder am Grunde, um die Fische ins Netz zu jagen' (Bo. S. 631). Gepulst wird auch bei dem als Zugnetz verwendeten Wurfnetz (épervier): ,Quand les rivieres sont bordées d'herbiers ou de crones ou sourives, en un mot quand la partie *FG* ne peut pas embrasser toute la largeur de la riviere, on prend des *Bouleurs*: ce sont des hommes armés de perches, qui marchent d'un côté et de l'autre du cours d'eau, immédiatement derriere ceux qui halent le filet; et avec leurs perches, ils batent les herbiers, ils fourgonent dans les crones, pour engager le poisson à donner dans le filet' (Duh. I, II, 28ª; auf der Abbildung dazu Taf. VII, 4 sind keine Pulser dargestellt). La Bl. sagt unter dem Worte *senne* (S. 725): ,De la senne en eau douce. Il est toujours utile de bouler vigoureusement le long des crônes et en avant en redescendant vers le filet, afin d'y jeter le poisson.' Sehr bemerkenswerth ist dass auch bei der Eisfischerei mit dem Zugnetz gepulst wird und zwar sogar mit dem Segenetz (so mit dem Jagenetz in den masurischen Seen; s. Benecke a. a. O. S. 362), gewöhnlich mit der Wade (Bo. S. 639ff. He. S. 379ff.). Das Pulseloch (buklólék) liegt hinter dem Heling (dem Loche durch welches das Netz aufgeholt wird; ajtó) in der Richtung nach dem Einlegeloch (bedöntő); beim Aufholen des Netzes wird gepulst, um die Fische nach dem Sacke zurückzutreiben und sie nicht nach unten entweichen zu lassen. ,Oder man lässt durch das Pulseloch ein mit einem Steine beschwertes Strohtau ins Wasser und bewegt dasselbe langsam auf und ab' (Bo.). Wenn wir die Oeffnung des sackförmigen Zugnetzes mit einem festen Rahmen versehen und die Zugleinen durch einen Stiel ersetzen, so haben wir eine neue Art von Netz: den Hamen, wie ja auch der Sack des Zugnetzes selbst genannt wird. Auch mit dem Hamen geht man zunächst dem Fische nach; in seiner einfachsten Gestalt und seiner geringsten Grösse, als Käscher, dient er ja dazu Fische aus dem Fischkasten herauszuholen. Den Stielhamen schiebt nach Bo. S. 599 der Fischer, der bis an den Gürtel im Wasser geht, auf dem Grunde vor sich her; und sobald er einen grössern Fisch fühlt, hebt er das Netz sofort aus dem Wasser; ,oft vereinigen sich eine grössere Anzahl von Fischern zu gemeinsamem Fange und treiben einander die Fische zu'. Aber dieser Hamen kann und pflegt

zu einem ruhenden Geräth zu werden, zum Setzhamen, mag er die gleiche oder eine etwas andere Gestalt haben; damit werden besonders Forellen und Aeschen gefangen, indem man ihn an Ufern, Weidengebüschen, Wurzelstöcken u. s. w. vorstellt und dann pulst. Am Niederrhein geschieht dies vom Kahn aus in den auf den Grund gesetzten Hamen (Bo. S. 600). J. N. Woldřich Ueber die Fische und ihr Leben in den Waldbächen des Centralstockes des Böhmerwaldes (Lotos VIII, August 1858) schildert S. 177 den Forellenfang mit kleinen Netzen (S. 179 Fig. 1 zeigt einen Stielhamen) folgendermassen: ‚Das Netz wird an eine passende Stelle eingesetzt, so, dass die Seitenränder desselben an den Ufern anliegen, sein unterer Rand aber sich am Grunde des Baches und sein oberer Rand etwas über der Wasserfläche befindet; der Treiber nun oder auch zwei, versehen mit einem Knittel, fängt in einer gewissen Entfernung von oben an, am Ufer oder im Wasser gehend, alle Löcher hoher Uferstellen etc. zu durchstöbern und treibt so vor sich die Fische wasserabwärts, denn sie fliehen meist in dieser Richtung, sehr selten in der entgegengesetzten . . . Das Volk nennt diese Art den Sackfang.‘ Anders Bo. S. 601: ‚Von Mitte Juli bis Ende September wird an der Mosel in folgender Weise nach Forellen gefischt: 2 Mann stellen den Bach ober- und unterhalb der zu befischenden Stellen mit Hamen zu, ein Dritter treibt die Forellen hin und her, bis sie in eines der Netze gerathen.‘ Für Setzhamen möchte ich die *guare* oder *gore* des Bez. Benevent ansprechen: ‚a foggia di borsa attaccata ad un' asta di legno piegata a mezzo cerchio, che ha un diametro di circa due metri, le quali vengono situate dai pescatori nei seni dei fiumi per prendere il pesce che viene da loro scacciato con un lungo bastone‘ u. s. w. (T. T. II, II, 299). In der Pr. Molise (Bez. Campobasso) wird die ‚pesca a vangaiuole‘ (s. unten S. 118) ebenfalls mit Pulsen geübt: ‚quando si veggono numerosi e sviluppati i pesciolini, si para innanzi ai medesimi la cosidetta *guada,* mentre altre persone a piè scalzo, frugando, danno la caccia al pesce per farlo raccogliere nella guada‘ (T. T. II, II, 305). In der Terra di Lavoro (Bez. Sora) werden mit dem Stielhamen allerhand Fische gefangen und auch Krebse; ‚ma per far pesca di questi ultimi si avvicina la Guada alla sponda del lago o del fiume, si percuote con una grossa pertica

tutt' all' intorno il luogo ov' è collocato l'arnese peschereccio, ed i gamberi fuggendo dalle loro tane incontrano la rete dalla quale non possono più fuggire' (T. T. II, II, 226). So heisst es vom friaul. Stielhamen (*uate, sacco, schiral de man*): ,La pertica serve a spingere il sacco rasente il fondo e contro le sponde dei fossi e de' ruscelli; ed a snidare i pesci dai cavi delle radici d'ontano o di salici che vi crescono sulle rive, vi si batte contro col *Mataruss* o *Sbardon*' (lies *Sbordon*; T. T. II, I, 555). Duh. I, II, 176ª (in der Récapitulation): ,Quelquefois on ajuste le Bouteux [Stielhamen] à un batelet qui côtoie les bords escarpés de la mer ou des rivieres; on s'en sert alors pour fouiller dans les herbiers; ou on le présente vis-à-vis des crosnes, dans lesquels on boule pour en faire sortir le poisson.' Beim Sandaalfang mit dem *savre*, einer Abart des *bouteux*, wird wie schon oben (S. 88) erwähnt, der Sand mit den Füssen aufgewühlt. He. S. 311 f. beschreibt genau eine solche Hamenfischerei, die ihrem ganzen Wesen nach Raubfischerei sei, wie sie bei den Széklern betrieben wird (vgl. S. 518). Zwei Männer waten im Forellenbach vorwärts — auf Forellen ist es hauptsächlich abgesehen —, und wenn sie an eine gute Stelle gekommen, dann stellt der Eine das *farkasháló* (nicht ,Wolfs-', sondern ,geschweiftes Netz'), an manchen Orten auch *farszák*, eig. ,Steisssack', an andern *ránciháló*, ,Faltennetz'? genannt (s. Fig. 198 B) gegen das Wasser und zwar dessen stärkste Strömung auf; der Andere geht zwanzig bis dreissig Schritt am Ufer stromaufwärts und dann ins Wasser hinein um das Pulsen zu beginnen. Er sticht und stösst (szurkál, döföget) in die Uferhöhlung, unter jeden Stein und jede Wurzel um die Fische herauszustöbern. Geräth ein Fisch in das Netz, so fühlt es der Fischer, der es gerade unter seinen Füssen hält, sodass es diese von innen berührt. Ein vornehmerer Hamen, ein riesig vergrössertes *farkasháló* ist das im Bodrogköz (Nordungarn) übliche *bokorháló* (,Buschnetz'), welches mit dem Kahn an Ort und Stelle befördert wird, irgendwohin wo die Waldungen sich dem Ufer nähern und wegen Ufereinsturzes oder auch ohne das ihr Wurzelwerk in das Wasser hineinlassen oder die Weidichte ihre Büsche vorstrecken; da entfalten dann die Pulser ihre Thätigkeit (He. S. 313 f.; Fig. 199). Eine eigenthümliche Gestalt hat das *bőcsőháló* (,Wiegennetz') der Székler

— es gleicht etwas einem grossen Schöpflöffel; auch bei diesem wird gepulst (He. S. 315f.; Fig. 201). He. nennt diese ganze Fischerei mit Hamen ‚Treibfischerei' (hajtóhalászat), und allerdings spielt das Pulsen hierbei die Hauptrolle. Als Setzhamen muss auch die bei Bo. S. 534f. beschriebene Aalglippe der Ostsee bezeichnet werden, deren Netz durch ein dreiseitig-prismatisches Gerüst gehalten wird (Fig. 363); sie wird von einem Boote aus ins Wasser gestellt. ‚Mit einem Plümperstock, der wie ein Rechen ohne Zinken mit langem Stiel aussieht [Fig. 364], wird nun von einem anderen Manne, welcher im Wasser, oft bis an den Hals, watet, auf dem Grunde fort durch das Seegras gegen die Oeffnung der Glippe zu geschoben, und dadurch die in diesem Bereich befindlichen Aale in die Glippe getrieben.' — ‚Oft verbinden sich zwei Kähne durch zwei lange Stangen. Der Mann in dem einen Kahn hält die Glippe nieder und der andere plümpert von dem anderen Kahn aus dagegen an.' Die besprochenen Hamen gehören alle zu den einstieligen; eine zweite Hauptklasse der Hamen bilden die mit gekreuzten, zunächst gegeneinander beweglichen Stangen, die Scheerenhamen. An Stelle der herausnehmbaren Spreize kann aber eine feste treten; so an dem merkwürdigen *lesháló* (‚Lauernetz'), dessen man sich am Alt bedient und bei dem das Pulsen gebräuchlich ist; an seiner Oeffnung sind *örök* angebracht, Schnüre, an deren Erzittern der Fischer merkt dass sich ein Fisch gefangen hat (He. S. 316; Fig. 202). Bo. S. 602f. sagt vom kleinen Scheerenhamen: ‚In ruhigem Wasser schiebt der Fischer den Hamen vor sich her, in schnell fliessendem Wasser steht er still und kehrt den Hamen gegen die Strömung. Zuweilen stellen sich 15—20 Fischer in einer Reihe auf, und Gehülfen jagen die Fische durch Schlagen und Stossen mit Stangen in die Netze.' Auf den Scheerenhamen beziehen sich wohl auch folgende Nachrichten. H. Fr. von Fleming Des Vollkommenen Teutschen Jägers Anderer Haupt-Theil, Leipzig 1724 S. 401ᵇ (Kap. 15 § 6 des Fischereibuchs): ‚Man siehet sich an dem Ufer um, wo das dickste Gesträuch ist von Bäumen, oder andern im Wasser liegenden Holtzwerck, vor selbigen Ort stellet sich einer mit einem grossen Hahmen, der andere aber schlägt mit einem langen Prügel oder Stecken sachte in das Wasser' u. s. w. Und S. 404ᵃ (ebend. § 19) beschreibt er eine ‚gar lustige Fisch-Jagd', wobei der Fluss

oben dicht von einem Ufer zum andern mit Hamen besetzt werde, und dann ein Theil der Fischer auf Kähnen, der andere an beiden Ufern entlang stromaufwärts geht, ‚und ein ieder von ihnen hat eine Stöhr-Stange in der Hand, damit stossen und schlagen sie in das Wasser‘ u. s. w. Auch Krünitz a. a. O. XIII, 644: ‚Wenn die Fischer die ganze Breite eines Strohmes einnehmen wollen, stellen sich 12, 15 bis 20 in eine Linie, und so nahe an einander, dass die Netze sich berühren, indem sie allezeit die Oeffnung der Netze dem Strohme entgegen halten, so, dass sie bey der Rückkehr der Ebbe dasjenige fangen, was ihnen bei der steigenden Fluth entwischt ist. Wenn sich ein Weg zeiget, den die Fische nehmen könnten, bey den Netzen vorbey zu gehen, so begeben sich verschiedene Gehülfen in das Wasser, die mit Stangen schlagen, und die Fische in die Wathen treiben.‘ Bose beschreibt in seinem Wörterbuch S. 42 unter ‚Fischjagd‘, ‚Fischjagen‘ dieselbe Art des Fischfangs. Hierher gehört die von Duh. I, II, 41[a] besprochene ‚Grande Pêche au Haveneau‘. Das *haveneau*, bestimmter gesagt, das *grand haveneau* ist durchaus dem Scheerenhamen bei Bo. Fig. 497 gleich (Duh. Taf. XII, 7 = la Bl. Fig. 497. 950); aber ‚on ne le pousse point devant soi, mais on le présente au courant‘ (la Bl. S. 390). Auf Taf. XII, 5 und 6 bei Duh. sehen wir acht Fischer mit dem Rücken gegen das Ufer, vor sich die eingesenkten *haveneaux*, ihnen in einiger Entfernung gegenüber vier Leute bis an den Gürtel im Wasser, welche die Fische mit Stangen ihnen zutreiben. Dieser Duh.'schen Abbildung ähnelt sehr die bei S. R. II, Taf. XII, und dazu heisst es S. 35f.: ‚poniéndose en fila á la boca de ella algunos con sus *Cambéras* en la disposicion que denota la fig. 3. miéntras igual ó mayor número esparcidos fig. 4. á distancia competente con las varas de las suyas, que han desarmado, dan golpes en la superficie del agua para que espantados los peces, como sucede por su natural timidez, en el hecho de correr hácia el mar, vayan á parar á los artes que los otros tienen presentados, en órden que no puedan tener otra huida ni efugio que sus redes.‘ Er setzt hinzu: ‚Apénas se vé practicar semejante pesquera por nuestras Costas, á excepcion de uno ú otro aldeano.‘ Es ist aber nun nicht ganz klar ob auf dieser Abbildung von S. R. wirklich Scheerenhamen vorgestellt werden sollen; man sieht

vollständig den gleichen einstieligen Hamen wie er bei S. R. V, Taf. XLI, 5 (auch II, Taf. XVII, 8) als eine Art von *salabre* (gemeinschaftlicher Name der verschiedenen Stielhamen, wenigstens der kleinern) abgebildet ist. Allerdings ist auch auf der Duh.'schen Abbildung nur eine Stange sichtbar; aber der Zeichnung zufolge muss die andere Stange des Scheerenhamens durch den Körper verdeckt sein, bei S. R. hätte sie sichtbar sein müssen, wohl auch bei dem *haveneau* von Duh. I, II, Taf. XIII, 2. Die Bezeichnung *cambera* bei S. R. klärt nicht auf; sie gilt für die verschiedenen Arten von Hamen. Mit *cambera* wird ebend. II, 28 (und III, 175) *esquilero* gleich gesetzt und von *esquila* abgeleitet, einem Synonym von *camaron*, ‚Garnele', mit welchem Namen, d. h. zunächst mit *cámbaro* (= *gámbaro*) der des Netzes in Zusammenhang gebracht wird; aber da span. *esquilar* ‚scheeren' bedeutet, so frägt es sich ob *esquilero* nicht vielmehr unser ‚Scheerenhamen' übersetzt (vgl. z. B. die *rete a forbice* im Bez. Caserta T. T. II, II, 245). Uebrigens weiss ich nicht recht wie das ‚desarmar' der *camberas* zu verstehen ist. Es mag sich der Zweistangenhamen aus dem Scheerenhamen (im Französischen müsste man sagen: der *saveneau* aus dem *haveneau*) entwickelt haben, und zwar auch im ursprünglichen Sinne des Wortes, thatsächlich steht er jenen umschliessenden Netzen nahe von denen ich oben als Vorstufe der Zugnetze geredet habe. Das in der Admiralität von Quimper gebrauchte Netz welches Duh. I, II, Taf. XXX, 3 (s. S. 78[b]f.) abbildet, ist weiter Nichts als ein stark vergrösserter Zweistangenhamen; dass jede Stange von einem Mann gehalten wird, bildet keinen Unterschied. Wie dieses Netz bei der Fluth in Thätigkeit tritt, so ein zu Saint-Michel en l'Herme unter dem Namen *vredelée* gekanntes bei beginnender Ebbe (ebend. S. 79[a]f.); daher ist jenes nach dem Meer zu, dieses nach der Küste zu konkav. Bei dem letztern wird gepulst: ‚Cinq à six hommes se mettent à l'eau jusqu'au col, et la battent avec des perches, allant depuis le bord de la côte jusqu'au filet pour chasser les Mulets, qui sont les seuls poissons qu'on prenne ainsi sur cette côte. Quand le trait est fini, c'est-à-dire, quand les bouleurs sont arrivés au filet, les deux hommes qui tiennent les perches du bout du filet le plient, en joignant ensemble le pied et la tête.' Ich bin aber doch nicht sicher ob jene Netze nicht eigentlich Kiemen-

netze sind oder als solche wirken sollen. Bezüglich des erstern heisst es: ‚Quand les Pêcheurs sentent que des Mulets ou d'autres poissons ont donné dans le filet, ils rapprochent leurs perches l'une de l'autre pour envelopper le poisson.' Wohl aber deutet bei einem dritten ganz ähnlichen Netze, welches Duh. I, II, 138ᵃf. bespricht, der Name *seinette* darauf hin dass es sich an die Zugnetze anschliesst, gleichsam ein solches ist bei dem die Vereinigung der Zugleinen durch die Vereinigung der von je einem Fischer gehaltenen Stangen ersetzt wird. Es werden damit Sandaale (équilles) gefangen; man geht gegen die Fluth, indem man den Sand mit den Füssen aufwühlt (wie schon oben S. 88 erwähnt), ‚pendant que d'autres avec de longues gaules battent l'eau. Les Equilles effrayées se jettent dans le filet; celles qui sont enfouies dans le sable saillissent, et donnent aussi dans le filet: aussi-tôt que les Pêcheurs qui tiennent les perches sentent les secousses du poisson, ils soulevent le filet par le pied, se rapprochent l'un de l'autre, et renversent le poisson dans des corbeilles.' Der Zweistangenhamen heisst im Italienischen *vangaiuole* oder *paio di vangaiuole* (Petròcchi verzeichnet das Wort im Sing.); die bei Tommaseo-Bellini gegebene Beschreibung lässt darüber keinen Zweifel — doch scheint das Wort an manchen Orten auch für andere Hamenarten gebraucht zu werden. Valentini übersetzt es mit ‚Hamen'. Woher die Erklärung bei Rigutini-Bulle: ‚Schopfnetz (viereckiges mit den vier Zipfeln an einer Stange aufgehängtes Netz)' stammt, weiss ich nicht. Die bei Tommaseo-Bellini angeführte Angabe Fanfanis: ‚a pescare con le vangaiuole bisogna esser due', entspricht dem allgemeinen Gebrauche nicht (nur wenn die Zweistangenhamen gross sind, wird jede Stange von einem Fischer getragen Bo. S. 604. Duh. I, II, 42ᵇ; vgl. oben S. 117) und findet auch in den drei Citaten keine Bestätigung; sollte es sich etwa darauf beziehen dass immer ein Pulser nöthig ist? Denn die beiden letzten Citate lauten:

Lorenzo di Med. Canz. XIX, 2:

> Voi terrete le vangaiuole;
> Io son quel che vo' frugare.

Il Lasca La Guerra dei Mostri 22:

> Nella man destra un pa' di vangaiuole
> Tiene, e nella sinistra un frugatoio.

Das erste aber, aus Boccaccio Dec. X, 6 entnommene: ‚Quella che dinanzi veniva, recava in sulle spalle un paio di vangaiuole‘ müssen wir ergänzen: ‚le quali colla sinistra man tenea, e nella destra aveva un baston lungo‘. Diesen, das heisst die Trampe, nahm ihr dann das andere junge Mädchen ab, und beide stiegen in den Weiher hinab, dessen Wasser ihnen bis an die Brust reichte: ‚l'una frugando in quelle parti dove sapeva che i pesci si nascondevano, e l'altra le vangaiuole parando ... in piccolo spazio di tempo presero pesce assai‘. Ob das Netz hier geschoben oder festgestellt wurde, lässt sich nicht sagen; aber es mag, wie ich schon angedeutet habe, auch in der Handhabung selbst ein solcher Unterschied als wesentlicher gar nicht bestehen. Anderseits kommen wir unmerklich von den Hamen zu den Reusen, sodass die ganze Reihenfolge der Netze im weitesten Sinne als eine kreisförmige erscheint. Diejenigen Reusen welche in schlauchartigen Netzen bestehen und in stark strömendem Wasser Verwendung finden, heissen sogar zum Theil Hamen; so Steerthamen, Treibhamen, Aalhamen (Bo. S. 475ff. 644f.). Bei manchen davon wird gepulst, was ja bei den eigentlichen Hamen die Regel zu sein scheint. So bei dem zwischen Münden und Höxter gebräuchlichen Klopfgarn: ‚sobald man mit der Aufstellung fertig ist, werden von oben her die Fische durch Schlagen, Klopfen und Werfen in das Netz getrieben und dieses alsbald wieder aufgenommen‘ (Bo. S. 646). Und auch bei dem im Schwarzburgischen sehr beliebten Sackgarn: ‚man umstellt mit dem Netze tiefe Dümpel und jagt die Fische durch Stampfen, Stossen und Steinwerfen in das Garn‘ (ebend.). Endlich ist noch einer sehr eigenthümlichen Fischerei zu gedenken bei welcher keinerlei Art von Netz betheiligt ist, nämlich der *pesca a zatara* zu Venedig, welche Boerio so beschreibt: ‚si pesca sbattendo l'acqua dal di sopra d'una zattera senza sponde, ed in cui siano fuochi accesi; il pesce impaurito salta e trovasi sopra la zattera dove vien preso‘. Aehnlich Nardo a. a. O. S. 75: ‚la pesca a zattera la quale si fa in estate al chiaro di luna sbattendo l'acqua in barchetta verso un banco galleggiante guernito ne' fianchi di aliga molle; i pesci impauriti dal romore volgono verso di esso, e toccando inopinatamente l'ombra che egli promuove nello specchio dell' acque, rimangono spaventati e vi

saltano sopra ove vengono presi'. Dieses System ist auch in Portugal bekannt; man verwendet eine Matte aus Cyperngras dazu, doch wird das Pulsen dabei nicht erwähnt (B. da S. S. 330 f. mit Abbild.). In der Schaffung besonderer Orte die irgend welche Anziehungskraft auf die Fische ausüben, berührt sich diese Art des Fischfangs mit einigen andern, wie die S. 81 erwähnte und die von Jurine a. a. O. S. 155 geschilderte: ‚Comme les perches craignent en été l'ardeur du soleil, et cherchent l'ombre, on place, pour les attirer à quelque distance du bord, ce que l'on nomme un *bouquet*; on va quelque temps après l'entourer d'une étole [Netz], on frappe l'eau pour effrayer les perches, et elles se prennent au filet en fuyant.'

Wie lückenhaft auch das Material sein mag das ich hier vorgelegt habe, man wird doch daraus erkennen dass auch der Gebrauch und Nichtgebrauch des Pulsens an jener scheinbaren Launenhaftigkeit theilnimmt die sich über alle möglichen Geräthe und Verrichtungen der Fischerei erstreckt und die natürlich in den mannigfachsten Ueberlieferungen wurzelt. Direkt habe ich in Erfahrung gebracht dass in manchen Gegenden das Pulsen gar nicht bekannt ist (so z. B. schrieb man mir das in Betreff Asturiens, während es in dem benachbarten Bizcaya bekannt sei), und soviel ergeben auch die positiven Nachrichten dass ganze Landstriche und Länder sich in Bezug darauf sehr verschieden verhalten. Aber ich wäre nicht im Stande auch nur den rohesten Entwurf einer Verbreitungskarte vorzulegen. Unter den Ursachen weshalb das Pulsen heutzutage vielen Orten fremd ist, mögen die gegen dasselbe erlassenen Verbote ihren Platz haben; man darf aber die Wirkung solcher nicht überschätzen, wir sehen ja dass Jahrhunderte hindurch immer wieder dieselben Dinge verboten werden. Bis zu welchem Grade das Verbot des Pulsens überhaupt berechtigt ist, kann ich nicht untersuchen; dass das Pulsen in gewissen Fällen nothwendig ist, habe ich schon oben angedeutet. Es genüge hier anzuführen was S. R., einer der entschiedensten Gegner des Pulsens darüber sagt (III, 5 f.): ‚Es verdad que en ocasiones suele convenir dar algunos golpes sobre las aguas; pero esto es quando ocurre una precision inexcusable, para que la pesca encerrada ó cercada ya con redes, no se salga del recinto. Asi sucede en las *Almadrabas de*

Vista á la pesca de atunes, y en la de Sardina con el *Cerco*, en donde por aquella parte ménos defendida, ó en que las redes no han acabado de formar el circuito, los pescadores hieren el agua con remos ó con algunos palos. Lo mismo sucede con el arte llamado *Compañía*. Pero en estas ocasiones, y aun en el uso de las *Batudas*, *Bogueras* y otros artes de esta naturaleza no será indiscrecion, ni codicia hacer algun ruido, echar tal qual piedra, ó dar algunos golpes en el agua por mera necesidad, como se ha dicho de mover los peces que se esconden ó abrigan de las algas, arena ó fango. Contra lo que se declama es el abuso que nunca conviene tolerar, porque jamas podrán ser útiles sus conseqüencias.‘ In welcher Ausdehnung thatsächlich das Pulsen verboten worden ist oder verboten ist, darüber bin ich höchst mangelhaft unterrichtet, weil ich diese Seite des Gegenstandes zu verfolgen nicht für unumgänglich gehalten habe. Ich führe nur eine Reihe von Bestimmungen an denen ich in den von mir benutzten Schriften begegnet bin. Zunächst für italienisches Gebiet:

Galliate (Pr. Novara) 1862: ‚4. Il fittabile . . . non potrà opporsi che qualunque particolare vadi a pescare colli *Bottaroli*, *Bottaroloni* e *Cacciafondi*, restando solo proibita ai particolari la pesca col *Bottarolone* o *Cacciafondo*[1], insieme a uno o più compagni muniti di pertiche o bastoni alti più di tre metri, o gettando sassi nell' acqua in modo da far fuggire i pesci‘ (T. T. II, I, 201 f.).

Pr. Como 1861: ‚Tit. II. Art. 3. Rimane proibito pescare... scompigliando e sommovendo le erbe, le arene, le ghiaie e le pietre con pali, spranghe di ferro e altri strumenti‘ (T. T. II, I, 398); vgl. [Monti e Regazzoni] Notizie dei pesci delle provincie di Como e Sondrio e del Cantone Ticino (sec. ed. Como 1864) S. 49 in Bezug auf den Fang der Elritzen: ‚Altro ingegno è di circondare di reti il macigno, o la masièra sotto cui sta celato, poi frugarvi intorno con pali o altro, e snidarlo.‘

---

[1] ‚Il *Cacciafondo* rete rettangolare a borsa larga un metro e lunga due attaccata ad un lungo bastone‘ im Fluss Ticino (T. T. II, I, 140 f.), ‚la Bilancia rettangolare (*cacciafund*)‘ im Bez. Mailand (ebd. S. 307), *cacciafondo* = kleinere bilancia im Bez. Lodi (ebd. S. 313), *casciafond* (bilancia) im Bez. Treviglio (Pr. Bergamo) (ebd. S. 488).

Delegation Ancona 1840: ‚Titolo II ... 9. A chiunque è parimenti proibito nelle acque salse di esercitare la pesca così detta a spavento, gittando reti ad imbrocco, facendo schiamazzi, e usando altri simili modi' (T. T. II, I, 334).

Sizilien 1835 (1808): ‚Art. 3. È proibito l'uso della tratticella ad orse serrate, con battere il mare per via di mazzare, remi ed altro strumento' (T. T. I, I, 572).

Lago Maggiore und Lago di Lugano (Tessin) 1845: ‚... colla espressa proibizione di smuovere l'arena delle rive ed i sassi con legni od altro stromento' (Pavesi a. a. O. S. 117 f.; andere Verbote sind schon oben S. 90 f. 97 daraus angeführt worden).

Ueber Frankreich steht mir wenig zu Gebot, und fast nur aus zweiter Hand:

‚La pesca fatta sotto il Ghiaccio con strepito di fuori e trombe, colla pertica intorbidando l'acqua ... sono generalmente in Francia proibite' (T. T. II, II, 144).

‚L'Ordonnance des Eaux et Forêts défend aux Pêcheurs de bouiller, de se sèrvir de boüilles et de rabots dans leurs pêches' Dict. de Trévoux I (1740), 1149.

Ein königlicher Erlass von 1669: ‚11. Ademas se prohibe enturbiar el fondo donde hay raices, herbazales, algares, madrigueras ó cuebas ... como igualmente que los pescadores lleven en sus barcos cadenas, trompetas, bocinas ...' (S. R. IV, 115).

Circulaire des forêts von 1829: ‚les différents procédés de pêche qui devront être prohibés, tels que la pêche au feu, au harpon et à la fouanne, en bouillant avec bouilles et rabots, sous les chevrins et saules, en rompant la glace' (Littré Suppl. S. 48[a]).

Ein königlicher Erlass von 1762 verbietet strengstens: ‚el uso de golpear las aguas, urgar [so!] y revolver los fondos: la aplicacion de las varas ó palancas calzadas con hierro: echar ó valerse de piedras, balas de cañon, cadenas y qualquier otro instrumento semejante para el efecto' (S. R. III, 5).

Für Spanien:

Die ‚nuevas Ordenanzas generales en el Trat. 3. tít. 1' (S. R. V, 23 f.) bestimmen in Bezug auf die *rapeta*: ‚3°. No se permitirá por pretexto alguno el uso del *Valo* (a), prohibido por

el Trat. 8. tit. 1, artíc. 3. y 4. de estas Ordenanzas á otras varias redes.' Dazu Anm. (a): ,Por esta voz entre pescadores, se entiende el uso pernicioso de golpear las aguas, para aturdir la pesca con el fin de que vaya hácia las redes; pero solo se logra ahuyentarla de las Costas, violentándola á que busque su seguridad en los golfos, ú en otros paises.'

Ebendie Trat. 4. tit. 6. § 1: ,En los parages en que redaren las Xábegas, Boliches y otras redes de esta especie, no se permitirá el uso de las *Redes de á pie* por el *embalo* que causan' (S. R. V, 205 f.).

Ebendie in Bezug auf das *trabuquete* Trat. 8. tít. 1 (S. R. V, 306): ,1°. Se prohibe el uso de arrojar piedras, golpear ó apalear las aguas, para que espantados los peces, se enmallen en las redes.'

,La Ordenanza de Pesca de Pontevedra de 1768 art. 22. declara: que no son perjudiciales [los *visgales*]; pero que en la pesca de ellas no se haya de usar del ruido en los barcos, á cuyo abuso impone la pena de dos mil maravedis' (S. R. V, 341 f.).

Ordenanzas generales Trat. 1. tit. 2: ,13. Los barcos de *Xeyto* en todas sus operaciones han de proceder, pescando sin dar golpes, ni apalear las aguas: y el que incurra en este exceso, sufrirá la multa de quatro ducados' (S. R. V, 414). Die Begründung die S. R. V, 405 für dieses Verbot gibt, klingt befremdlich: ,porque la Sardina es de naturaleza muy asombradiza, y qualquiera rumor la ahuyenta'; doch vgl. das folgende Citat.

Ordenanza de Pesca de la Prov. de Pontevedra de 1768 art. 33: ,Item: Se declara, que ántes de ahora se usaba en algunos parages de esta Provincia la *Manjarda* y *Trabuquete* de noche para pescar la sardina, júntandose de cinco á seis lanchas, rodeándola, y uniéndose las redes, y haciéndose un gran ruido con palos y tablas en los barcos, con lo qual, si se executaba dentro de las rias, se espantaba la sardina, y salia fuera de ellas; y si se practicaba en la Costa, no entraba en las rias, y se escapaba á mar alta; por lo que se declara por muy perjudicial este modo de pescar . . .' (S. R. III, 10 f. Anm.). Es kann sich doch nur um die dauernde Wirkung wiederholten Pulsens handeln, wie mit einem eigenthümlichen Ausdruck S. R. III, 3 f. sagt: ,la freqüencia de semejantes mo-

dos de pescar escalda las playas en términos que no vuelven los peces hasta que pase algun tiempo' (vgl. S. 4: ,la pesca á imitacion de la caza repetidamente asustada y comprimida, abandona sus querencias').

Für Portugal:

Verfügungen betreffs des Strandsees von Obidos von 1890: ,Art. 168°. . . . § unico. Na mesma [multa de 4000 réis] incorre quem andar embarcado a bater com paus nas aguas ou outra cousa que possa assustar e fazer fugir o peixe na occasião de estar aberta a Lagôa' (B. da S. S. 468).

Was deutsche Verordnungen anlangt, so begnüge ich mich mit einigen Anführungen, die besonders wegen der darin enthaltenen Ausdrücke Beachtung verdienen:

Für das Frische Haff:

Fischerordinanz von 1484, erneuert 1572: ,Item so soll kein Fischer bey dem Tieff Garne die Pompen von nun an vorbas hin führen, sondern mit dem Gropenstein mögen sie wohl pompen, so als man an dem Garne führet' (Benecke a. a. O. S. 283); die Fische sollen mit keinen andern Mitteln gescheucht werden als mit den Steinen welche den untern Saum des Netzes auf dem Grunde halten.

Fischerordnung von 1738: ,§ 4. Das so genannte Pumpen, Klonnen, Jagen, Klappern, Bullern und Steiren sowohl im Hafe, als in der See, wodurch der Fisch vom Eingang ins Haff verjaget und vertrieben wird . . . soll . . . verbothen seyn' (ebend. S. 310). F.-o. von 1845, § 45 verbietet ,das Pumpen und Jagen . . . das Klappern und Bullern' (ebend. S. 321).

Verordnung von 1877 für die Prov. Preussen § 15 untersagt ,das Pulschen, Pumpen, Jagen und Klappern' (ebend. S. 329).

Für Bayern:

,IV. § 6. Beim Fischen sind ferner alle Fangarten und Instrumente, welche auf die Fischbrut und die Nachhaltigkeit des Fischstandes störend einwirken . . . Stürstangen . . . untersagt' (von 1872; Gesetze und Verordnungen in Bayern, München 1877 S. 4).

,V. Kreis-Fischerei-Ordnungen. 5. Oberfranken. § 2. 4) Es ist verboten, Fische und Krebse unter Wurzeln, Bachweiden, Löchern, Brückenbögen oder sonstigen Aufenthaltsorten mit

Stürstangen, Rührschaufeln oder Fischkrampen [so!] hervorzujagen oder zu beunruhigen' (von 1873; ebend. S. 10).

Ich wende mich nun zur Erörterung der sprachlichen Thatsachen und beginne damit die romanischen Ausdrücke für ‚pulsen' in einer durch sachliche Rücksichten unterbrochenen alphabetischen Ordnung aufzuführen, und im Anschluss daran die für ‚Trampe'. Allgemeine Ausdrücke wie *battre, chasser, piquer* lasse ich hier beiseite; an manchen Orten kennt man nur solche; so sagt man z. B. zu Monteodorisi (Prov. Chieti) von dem Fischer welcher im Fluss Sinello den Fisch mit dem Stock in das von zwei Personen getragene Netz treibt, einfach: *lu discacce*. Nur will ich, im Anschluss an schon Bemerktes und mit Vorbereitung auf unten zu besprechende Netzbezeichnungen, hier an den nicht bloss im Deutschen üblichen Ausdruck ‚Fischjagd' (s. oben S. 80. 115. 116) erinnern. ‚Fischweide' freilich ist seit früher Zeit nichts Anderes als Fischfang. So hat Hartwig Peetz ein Büchlein über ‚Die Fischwaid in den bayerischen Seen' (München 1862) geschrieben, worin er aber u. A. auch von der im Chiemsee seit 1720 von Amtswegen ausgeübten Jagd auf den Schied spricht (S. 16 f.) und von dem 1551 abgeschafften Treiben der Haseln im Ammersee (welches zur Laichzeit in der Fischwaid, d. h. innerhalb des Schilfgestades stattfand; S. 57). Vgl. die *cacciarella* im Trasimenischen See oben S. 106.

1. span. **balar*, **valar*, port. *valar*. Das port. Wort wird u. A. bezeugt von S. da B. an verschiedenen Stellen (s. oben S. 104) und S. 514[a] (im Vokabular): ‚*valar*, espantar os peixes com as varas para irem de encontro ás redes de enmalhar'. Ein entsprechendes *vala** oder *-o**, ‚Trampe' finde ich hier nicht. Span. *valo*, ‚Pulsen' ist oben (S. 122) belegt worden; *valamiento* kommt nicht als Schlagwort, sondern u. d. W. ‚trabuquete' bei S. R. V, 305 Anm. 6 vor: ‚Por dos escrituras de concordia de 29 de Julio, y 6 de Agosto de 1714 consta, que el Puerto de Cangas, en la Ria de Vigo, se convino con los de Redondela, y Bouzas entre otras cosas: que estando como estaba privada por Real Provision la red llamada Trabuquete, no se pudiese usar de los oficios de Trabuquete y *Valamiento*, etc.' Diese Formen dürften aus Portugal nach Galicien gedrungen sein. Weiter nach Osten, also als eigentlich spanisches Verb tritt *embalar* auf, das als

solches allerdings nur nebenbei und ausnahmsweise bei S. R. erscheint: ‚En San Ciprian, pueblo de la propia Provincia [bei Vivero in Galicien], se dá á estas Boguéras el nombre de *Emballos de boguear*; y con razon, porque usan de estas redes para coger boga, *embalando*, no ostante de ser abuso‘ (I, 260; fast ebenso III, 2). Das dazu gehörige Substantiv ist *embalo*, ‚Pulsen‘, und was S. R. III, 1 in dem Artikel *Emballos* darüber sagt, verdient, auch des Sachlichen wegen, in ganzer Breite wiedergegeben zu werden. ‚En las Costas de nuestro Septentrion es freqüente entre pescadores el uso de la voz *Embalo*, y con ella se denota la accion de estorbar ó ahuyentar la pesca por un término naturalmente no acostumbrado ó violento; como si se dixese, querer pescar echando un arte sobre otro, que se halle ya calado, con lo que se impide, quando no totalmente, en mucha parte la pesquera que deberia, ó podria lograr aquel, si no se lo embarazara la opresion que el otro contra toda regularidad le causa en el fondo ó parage, en que se hallaba. Tambien se entiende por *Embalo* quando en el hecho de tender ciertas redes los mismos que lo executan proceden despues á revolver las aguas tirando piedras para que los peces huyan, y asombrados vayan y se enreden en las mallas de aquellas, ó bien dando golpes dentro de la embarcacion, para que el ruido espante el pez, á fin de que de la propia manera caiga en los artes echados de propósito, ó pegando sobre las aguas con los remos, palancas y otros cuerpos semejantes, en lo que se lleva la mira de lograr mejor pesca.‘ Dieses Wort ist nun aber auch dem ältern Portugiesisch nicht unbekannt; das Elucidario übersetzt es mit ‚agitação, movimento, embate, ondulação das aguas‘ und belegt es aus einer Urkunde von Porto aus dem J. 1535: ‚que com o *emballo*, que se fazia na foz do Douro no tempo da pescaria das lamprêas, e savces, se impedia a entrada do dito pescado no dito rio, de que se seguia grande perda á dita Cidade‘. Das katalanische, auch in spanischen Wörterbüchern verzeichnete *reballar* wage ich dem *embalar* nicht gleich zu setzen; die Beschreibung ist zu allgemein: ‚sortejar en las calas ab certa especie de rets‘. Nach S. R. I, 239 wird *arte de reballar* — nur in dieser Verbindung begegnet mir hier das Wort — für *xávega* im Golf von Rosas gesagt. Allerdings verzeichnet Escrig val. *reballar* mit der

Bed. ‚arrojar'; aber anderseits ist südfranz. *rebala*, ‚ziehen' (*embala* hat übrigens in gewissen Mdd. denselben Sinn), *rebalaire*, ‚Zugnetz' zu berücksichtigen. — In port. (span.) *valar* haben wir nur eine besondere Anwendung des weitverbreiteten **vallare* (s. E. G. Parodi Rom. XVII, 204 f.), von *vallus* = *vannulus*, ‚Futterschwinge' zu erblicken. Am nächsten berührt sie sich mit der Bedeutung: ‚(von den Bäumen die Kastanien, Nüsse, Aepfel u. s. w.) mit Stangen herabschütteln', wie sie in gal. *abalar*, auch ‚in der Wiege schaukeln', (alt) ‚schwingen' (= port. *abalar*, ‚schütteln', ‚bewegen' i. Allg.), südfranz. *abala*, *abalha* vorliegt, die man fälschlich als **advallare* von *vallis* gefasst hat (das von Parodi a. a. O. so gefasste norm. *baler*, *abaler*, ‚far cadere, tirar giù, per es. i rami d'un albero per coglierne i frutti' wird wohl in zwei Verben zu zerlegen sein). Dazu gal. *baloira*, ‚lange Stange (um die Kastanien u. s. w. herabzuschütteln)'; meistens ist umgekehrt das betreffende Verb von dem Wort für das Werkzeug hergeleitet: *abbacchiare*, *acana*, *gauler*, *abbengeln* u. s. w.

2. *a*) port. *varejar* von *vara*, ‚Trampe', eig. ‚Stange' überhaupt. Unter den Bedeutungen von *varejar* welche die Wörterbücher verzeichnen, steht die: ‚Früchte von den Bäumen abschlagen' (so auch span. *varear*) der: ‚pulsen' am Nächsten (vgl. oben *abalar* ~ *valar*). Vgl. südfranz. *varalha*, *baralha*, ‚durchstöbern', ‚durchwühlen', ‚(mit Löffel oder Schaufel) umrühren', wozu eine grosse romanische Sippschaft gehört.

b) südfranz. *barreja l'aigo*; *barreja* bedeutet überhaupt ‚mit einer Stange (*barra* = *vara*) heftig durcheinander rühren'.

3. franz. *brasser*. — Vom Brauer übernommen; *brassoir*, ‚Malzkrücke' scheint nicht im Sinne von ‚Trampe' gebraucht zu werden.

4. franz. *bouffer* la Bl. — In Bezug auf den Ursprung klar; es entspricht unserem *puffen* und bedeutet nun insbesondere ‚das Wasser aufspritzen lassen' oder wohl noch eher ‚Wasserblasen oder Wasserkreise aufsteigen lassen'; vgl. abruzz. *buffétte*, ‚quelle onde circolari, che si formano sulla superficie di un' acqua stagnante quando vi cada un corpo che va a fondo' (Finamore).

5. südfranz. *boumba*; dazu *boumbo*, ‚Trampe'. Nach Azaïs ist Beides gaskognisch. — Auch dies Wort bedarf keiner weitern

Erläuterung; südfranz. *boumba* bedeutet sonst im Allgemeinen ,einen dumpfen starken Schlag führen' (*boumbo*, ,Keule'). Vgl. anderseits span. *pompa*, ,Wasserblase', auch wenn sie nicht von aussen durch einen Stoss hervorgerufen wird (z. B. ,los glóbulos ó *pompitas* que en la superficie del agua ocasiona el ayre que respira la anguila' S. R. V, 216). Dasselbe ast. *pómpara*, kat. *bombolla*, sard. *bumbulla* (log. *bumbullittare*, ,rigurgitare; dicesi delle bolle dell' acqua compressa, vino ecc.').

6. lang. *gounga*; dazu *goungo*, ,Trampe'. — Ebenfalls onomatopoetisch; vgl. südfranz. *goungouna* = *boumbouna*, ,murmeln'.

7. *a*) piac. *bollà*, südfranz. *bóula*, *boula*, (dauph.) *bounla* (insbes. ,den Schlamm nach Aalen durchwühlen'), franz. *bouler*; dazu piac. *bollador* (dies auch = ital. *bóllero*, ,Rührstange' der Gerber), südfranz. *bóuladou*, (dauph.) *bounlòu*, franz. *bouloir* (dies auch ,Rührstange' der Gerber und ,Kalkkrücke' der Maurer) ,Trampe', franz. *bouleur* ,Pulser'. Nach Littré ist *boule*, ,Trampe' in der Nièvre gebräuchlich, ebenso *bouler*. — Das Verb ist das lat. *bullare*, in transitivem Sinne ,aufsprudeln lassen', ,Wasserblasen erzeugen'; südfranz. *bóula* u. s. w. hat auch die Bedd. ,etwas Weiches (z. B. Rasen, Weintrauben) mit den Füssen treten', und ,im Koth herumpatschen'. Hierher zu stellen ist wohl auch *bolagium* (13. Jahrh.), ,locus fluminis, ut opinor, ubi capiuntur anguillae, vel servantur' DC. Von **bullare*, das auf *bulla* als Objekt zurückgeht, ist ein neues **bulla* im Sinne des Werkzeugs abgeleitet (vgl. Ztschr. f. rom. Ph. XXIII, 188f. 192); das altfranz. *boule*, ,Keule' geht wohl auf dieses **bulla*, ,Trampe' zurück (vgl. südfranz. *boumbo*, ,Trampe', ,Keule'), nicht auf das primäre *bulla*, wie gewöhnlich angegeben wird, zu dem allerdings gleichbed. *boulade*, *boulaye* gehören. Auch *bouloir* ist von andern Handwerken der Fischerei entlehnt worden, bei Jaubert finde ich *bouloué* (*-er*) noch im Sinne von ,Weinstampfe'. Umgekehrt ist *rabot*, welches Werkzeuge in sehr verschiedenen Handwerken bezeichnet (wie es scheint, mit dem Grundtypus eines an einem Stocke befestigten glättenden Brettchens: ,Kalkkrücke', ,Rührstange' der Giesser u. s. w.; vgl. *ribot*, ,Butterstämpfel') auch auf die ,Trampe' bezogen worden (ebenso südfranz. *rabot*); nach den oben S. 122 angeführten Stellen könnte man *rabot* für eine besondere Art von Trampe halten.

b) franz. *bouiller*; dazu *bouille*, ‚Trampe'. — Von einem aus *bullire* erweiterten **bulliare*. Südfrankreich kennt dies Wort, wie es scheint, nicht.

c) südfranz. *boulega, bouliga, bouleja* u. s. w. (hierhin ist wohl, in Anbetracht der weit verbreiteten Aussprache *dz* = *j*, auch langued. *boulza* zu stellen), ‚t. de pêche, remuer les eaux, pêcher avec la batudo, la risolo ou autres filets du même genre' (Mistral). — Von **bullicare* neben *bullire, bullare,* **bulliare*. Ich halte die angegebene Bedeutung für die ursprüngliche; die allgemeine ‚schütteln', ‚bewegen', welche auch und zwar allein dem franz. *bouger* eignet, für die daraus erweiterte. Ital. *bulicare*, ‚aufsprudeln', ‚wimmeln' (diesen Sinn hat auch *boulega*) schliesst sich begrifflich unmittelbar an lat. *bullire* an.

d) logud. *buluzare, abbuluzare, abbulunzare*; dazu in der gleichen Md. *abbulúzu, abbuluzadura*, ‚Pulsen' (auch ‚Schlamm'; *bulúzu*, ‚Trübheit'), *abbuluzadore*, ‚Pulser'. — Von **bul(l)igiare*. Spano bringt damit richtig gallur. *bulighiu*, ‚Schlamm' in Zusammenhang (so auch Guarnerio Arch. glott. ital. XIV, 396); vgl. südfranz. *boulié, boulìo*, ‚Schlamm'. Es scheint *-iz-* durch *-uz-*, das im Log. sonst einem *-ul-* entspricht, entweder wegen des vorausgehenden *-u-* ersetzt worden zu sein oder unter dem Einfluss des gleichbed. (ghil.) *sumbuzare* = südsard. *sumbullai, sciumbullai*, ‚trüb machen' } **subbulliare* (∾ *trumbullai* } * *turbuliare*).

8. *a*) südfranz. *bourja, bouria, bouira, boueira, burja, burga, burca*, (bearn.) *bruca*; dazu *bourjaire, bouiraire*, ‚Pulser', *bourjadouiro, bourjaire* und als Postverbale *bouiro, burco, burgo*, (bearn.) *bruque*, ‚Trampe'. Ich habe die Bildungen auf *-icare* und *-iare* zusammengestellt, da eine genauere Prüfung der mundartlichen Lautverhältnisse erforderlich wäre um sie zu scheiden. **Buri(c)are* darf im Ganzen nicht als eine lautliche Abänderung aus **bulli(c)are* angesehen, und dafür nicht etwa auf langued. *bourca* = *boulca* } **volvicare* verwiesen werden. Vielleicht ist **buricare* (so lucc. *buricare*, ‚frugare' Arch. glott. ital. XII, 119) durch Angleichung an sinn- und lautähnliche Verben erst aus **burcare* entstanden und dieses seinerseits aus **burbicare*, welches ein genaues Gegenstück zu **bullicare* bilden würde. Wie nämlich das Aufgurgeln der Wasserblase echtlateinisch durch *bull-* ausgedrückt wird, so

gallolateinisch durch *bǫrb-*, welches aber im Romanischen nicht auf keltischen Boden beschränkt bleibt. Dieses zeigt sich ohne weitere Ableitung in monferr. *burb*, ‚hefiger Wein‘, franz. *bourbe*, ‚Schlamm‘ (*bourbier* entspricht durchaus dem südfranz. *boulié*); beide lautnachahmenden Stämme sind verbunden, wenn es sich nicht um eine Ableitung von dem letztern handelt, in port. *borbulha*, ‚Wasserblase‘ u. s. w. (vgl. S. R. II, 239: ‚para avisar si hay ó no sardina, y hácia donde anda: lo que conocen por el rizar las aguas ó *barbullido*, como ellos lo dicen‘). Als **burica* deute ich das *burca, -ga*, ‚cloaca‘ lateinischer Glossen (von Goetz im Thes. I, 149[b] irrig unter *borda* eingeordnet), neugr. *βοῦρκα*, *βοῦρκος*, ‚Schlamm‘, kal. *vurga, vruga*, ‚Pfütze‘, ‚Strudel‘, ‚Flachsröste‘, span. *burga*, ‚warme Heilquelle‘ (vgl. südfranz. [an der Loire] *bouiro*, ‚grosser Tümpel‘, piem. *buria*, ‚trübe Strömung‘, ‚Schlamm‘). Von einem intransitiven **buri(c)are* könnte man franz. *bourgeon*, ‚Knospe‘ (vgl. port. *borbulha*, ‚Wasserblase‘ und ‚Knospe‘) ableiten, wenn nicht südfranz. *bourre*, *bourro*, *bourroun* (kat. *borró*), ‚Knospe‘, *bourra*, *bourri*, *bourria*, *bourreja*, ‚knospen‘ einen andern und sichern Weg wiesen. Ein transitives liegt vor in franz. *burger*, ‚das geschmolzene Glas aufwallen lassen, indem man einen Stecken von grünem Holz hineintaucht‘. Littré stellt dazu mit Recht Beispiele von *burger*, *bruger*, ‚stossen‘ (‚schlagen‘) aus dem 15. Jahrh.; das Altfranzösische hat noch *burguer*, *bruguer*. Das wiederum gehört zu altprov. *burcar*, dass. (*burc*, ‚Stoss‘), welches mit van Eys im bask. *bulkatu*, dass., und mit Levy im südfranz. *burca*, dass. wiederzufinden ist. Dieses letztere aber ist, wie wir gesehen, eine der Formen des Verbs welches, und zwar offenbar als ursprüngliche, die Bedeutung ‚pulsen‘ hat. Je nachdem der Schlag oder Stoss ins Wasser oder die Hin- und Herbewegung der Trampe oder der Zweck des Verfahrens in den Vordergrund trat, entwickelten sich daraus die Bedeutungen: ‚schlagen‘ — ‚mischen‘, ‚durcheinanderrühren‘, ‚bewegen‘ — ‚(nach Etwas) durchwühlen‘. Man bemerke unter den verschiedenen Bedeutungen die *bourja* u. s. w. sonst noch haben, die der Glasbrennerei angehörige des franz. *burger* und die: ‚das Wild aus dem Gebüsch aufscheuchen‘; denn wie man ins Wasser mit Stangen schlägt, so aufs Gebüsch mit Stangen, Ruthen oder Gewehrläufen (daher franz. *battre* les buissons). Davon *bourjado*, ‚espace qu'on bouille

ou qu'on fouille en une fois'; *cassa a la bourjado*, ‚chasser à la battue'. *Bourjadouiro* ist nicht bloss ‚Trampe', sondern auch sonstige entsprechend verwendete Stange; *bourjadou* wird nur als ‚Kalkkrücke' der Maurer verzeichnet.

b) südfranz. (rouerg.) *bourgouna*, *burgouna* (auch ‚im Feuer schüren'), von *burgou*, ‚Trampe' (auch ‚Schürhaken'); sonst bedeutet südfranz. *bourjouna*, *broujouna* ‚durchstöbern', ‚durchwühlen', ‚schüren'; aber Mistral gewährt unter den Beispielen auch *bourjouna 'no servo*, ‚bouiller un réservoir'. *Bourjou(n)* ist ‚Schürhaken', nach Azaïs auch ‚baguette propre à fouiller'.

c) südfranz. (rouerg.) *burgalha*, *brugalha* (Mistral unter ‚furgaia'), sonst (auch *burcaia*) mit der Bed. ‚eine Nachlese von Nüssen oder Kastanien halten'; dazu *burcaio*, *burgalho*, *brugalho*, ‚kleiner gegabelter Stock mit dem man in den Blättern und Reisern umherstört um Nüsse oder Kastanien zu sammeln'.

9. ital. *bordare* von *bordo*, ‚Trampe' (T. T. II, II, 57; s. oben S. 106); davon friaul. *sbordon*, ‚Trampe' nach Tellini a. a. O. S. 91 (77. 78. 80). Pirona hat nur *sbordonâ*, ‚picchiare, spuntonare con bordone o pertica'. Im Italienischen kommt *bordo* im Sinne von ‚Stab' sonst nicht vor, nur *bordone* (vgl. abruzz. *burtine* m., ‚Feuerhaken'); wohl aber *bordare* im Sinne von ‚(mit dem Stocke) schlagen' und in dem von ‚eine Flüssigkeit schütteln, schwenken', beide sind vielleicht aus dem von ‚pulsen' abzuleiten. Es ist zu bemerken dass in den Mundarten der Emilia *burdigar* (*bo-*, *-ür*) so viel bedeutet wie ‚mit einem Stocke herumstöbern'. Ins Lombardische hinein habe ich das Wort mit diesem Sinn kaum verfolgen können: landmant. *bordigar*, (wie parm.) ‚das Heu mit einem Stock (*bordghin*) in der Sonne ausbreiten'; *burdigare* in den alten Statuten von Pallanza § 38 (Arch. glott. ital. I, 253, Anm. 1) scheint geradezu ‚pulsen' zu bedeuten. Sonst pflegt es hier den Sinn von ‚beschmutzen' zu haben (vgl. lucc. *intrugliare*), wobei es mit *brodegà* von (ital.) *brodo* züsammengestossen ist. A. Seifert Gloss. zu den Gedichten des Bonvesin da Riva S. 2 zieht *aberdugar*, ‚herumstöbern' hieher (es stünde also für **aburdegar*). Das Friaulische besitzt *burigâ* mit derselben Bedeutung wie das emil. *burdigar*, und es scheint mir aus diesem oder vielmehr aus dessen synkopierter Form, nämlich aus romagn. *burghê*

(für **burdghê*) mit Anlehnung an gleichbed. (friaul.) *furigâ* hervorgegangen zu sein, deshalb habe ich es nicht zu südfranz. *bourja* gestellt. Pirona bezeichnet *burigâ* als Nebenform von *burî*, und auch Chr. Schneller Die rom. Volksm. in Südtirol I, 119 betrachtet es als von diesem abgeleitet; ich würde höchstens Vermischung wiederum mit *furigâ* annehmen (wobei dann die Bed. ‚herumstöbern', ‚suchen' auch auf *burî* übertragen worden wäre). Ueber das durch ganz Oberitalien verbreitete *(s)bori(r)*, ‚(vierfüssiges Wild oder Vögel) aufjagen' (vom Hund) u. s. w., berg. sogar ‚bellen' hat sich Meyer-Lübke Ztschr. f. r. Ph. XX, 529 f. geäussert; er führt es, was ja bei einem Jagdausdruck an und für sich sehr nahe liegt, auf ein deutsches Wort zurück, und zwar auf ahd. *bŭrian*, ‚erheben'. Doch wenn das Verb von der Romagna bis ins Trentino auch als starkes Verb vorkommt: *búrrer, bórrer, bórar, bọr(r)*, Pz. *burt, bọrs, bọrso*, so lässt sich das mit dieser und überhaupt mit einer germanischen Herkunft nicht gut vereinigen; wenn auch anderseits die Beziehung auf **abhorrĕre* (vgl. span. *aburrir*, ‚belästigen' und mail. *borrì*) nicht frei von Bedenken ist. Dass das Wort im Piemonteschen und Genuaschen nicht vorkomme, ist nicht richtig; dieses hat *sburrî*, ‚cacciare, incalzare, perseguitare, inseguire, asseguire; voce del contado' (Olivieri), jenes *sborè la levr*, ‚levarsi la lepre' (Sant' Albino). Und so, mit dem Charakter *a*, findet es sich in einzelnen oberital. Mdd.: mail. *sborà* neben *sborì*, bol. *buriar* neben *burir*, ferner trent. *burar*, ‚mit dem Kopf oder den Hörnern stossen' (oberl.-graub. *burrada*, ‚Puff'), vor Allem aber im Südfranzösischen: *bourra, abourra* (Honnorat schreibt *abhourrar*), *boura, boula*, (*bouira*,) ‚losgehen um zu beissen' (vom Hund), wie in den oberit. Mdd., ‚(einen Hund) anhetzen', ‚bedrängen', ‚misshandeln', ‚angreifen' (die allgemeinere Bedeutung ist auch in Oberitalien nicht unbekannt; vgl. gal. *aburar*, ‚belästigen'). Wiederum ist mit *i* gebildet bearn. *abourri*, ‚lancer avec force', *abourri-s*, ‚se jeter impétueusement', *abourride*, ‚élan', ‚impétuosité' (vgl. z. B. com. *sborida*, ‚uscita repentina', imol. *d burida*, ‚di primo volo'). Südfranz. *bourra* entspricht nun aber auch dem franz. *bourrer*, ‚stopfen', welches seinerseits zur Bed. ‚puffen', ‚prügeln', ‚hart mitnehmen', ‚scharf tadeln' (so wiederum in oberit. Mdd.) gelangt; *se bourrer*, ‚sich in die Haare gerathen' ist = berg. *borìs in di cheèi*. Man beachte aber vor

Allem *bourrer*, ,den Hasen nur beim Haare fassen' (vom Hunde). In piac. *da la bǫrra* = *bǫrr*, ,losgehen' u. s. w. haben wir offenbar das junge Ergebniss einer Volksetymologie. Zu dem oberital. *burdigar* wird südfranz. *bourdouira*, *bourdoulha* u. s. w. zu vergleichen sein, indem es offenbar von *bourdo*, ,Knüppel' herkommt und ,herumkramen', ,durcheinanderbringen', ,(nach Etwas) stöbern' bedeutet; vielleicht auch irgendwo ,pulsen' — wenigstens gibt Mistral an: *se bourdouira*, ,se troubler, en parlant d'un liquide qu'on remue' (*bourdouiro*, *bourdoulho* bedeutet u. A. ,Schlamm'), und *bardoulha*, *bardouia*, ,troubler l'eau, en remuer la boue'.

10. *a*) ital. *frugare* (in den Mdd. *furicare* u. s. w.) hat den allgemeinen Sinn von ,herumstören' u. s. w. und kann im besondern Fall, wie an den beiden oben (S. 118f.) angeführten Stellen geradezu ,pulsen' bedeuten; das davon abgeleitete *frugatoio* bezeichnet ganz eigentlich die ,Trampe' (schon bei Sacchetti), kommt aber auch im Sinne von ,Ofengabel' (*frugatoio da forno* oder *da fornello*) und von ,Sonde' vor. Viel zu allgemein übersetzt es Valentini mit ,Stöckchen (um Etwas zu suchen oder in Etwas herumzustören)', und ebenso Rigutini-Bulle mit ,Stock', ,Ruthe' und daneben wohl missverständlich mit ,Angelruthe', ,Fischgabel'. *Frugone* ist in dem allgemeinen Sinn ,Stock', ,Stück Holz zum Herumstöbern' gebucht, scheint aber auch in der besondern Beziehung auf die Trampe vorzukommen. Parm. *frudgon*, ,Trampe', *sfurdgon*, ,frugone' (bei der Jagd) steht für **furdegon*, das seinerseits aus **furegon* + **burdegon* (s. oben S. 131) zusammengeschmolzen ist; vgl. *furdigon dal fǫren*, mod. ,Ofenbesen', regg. ,Ofenkrücke'. Vom südfranz. *furga*, *firga*, (gask.) *hourga*, *hurga* gilt bezüglich der Bedeutung dasselbe wie vom italienischen Verb; es wird wohl an manchen Orten geradezu für ,pulsen' gebraucht werden, ist ja doch davon *furgo*, (lim.) *firgo*, ,Trampe' (auch ,Ofenkrücke') abgeleitet (*furca* ergibt südfranz. *fourco* u. s. w., ,Gabel'), ebenso wie das gleich zu erwähnende *furgoun*, ,Trampe'.

b) südfranz. *furgaia*, *furgalha*, *fourgalha*, (alp.) *hrulha*. Diese letzte Form lässt sich entweder aus Vermischung mit südfranz. *froulha*, *frulha*, ,froisser' erklären oder mit dem ital. *frucchiare* (,herumwirthschaften') aus **furculare* herleiten. *Furgaia* ist = ital. *frugacchiare*, wie *furga* = ital. *frugare*.

c) südfranz. *furgouna, fourgouna, firgouna* u. s. w. (auch ‚im Feuer schüren'), von *furgoun, fourgoun, firgou, hourigoun* u. s. w., ‚Trampe' (auch ‚Schürhaken'); davon *fourgounaire* u. s. w., ‚Pulser'. Das Genuasche hat *frigugnâ*, ‚frugacchiare', frugare', ‚frugolare' und *frigun*, ‚frugone', ‚frugatoio', das Toskanische in gleichen Bedd. *sfruconare* und *sfrucone* (in der von Fanfani gegebenen und von Casaccia wiederholten Erklärung wird unter den Zwecken angeführt: ‚per cacciare animali che vi [in einem Loch] sieno'), das Südsardische *sforrogonai*, das Gallurasche *sfurricunà*, ‚frugare'.

Die romanischen Fortsetzungen von *furcare* sind meines Erachtens bisher nicht insgesammt als solche erkannt und richtig erklärt worden. Aus *fụrcare*, welches den Eindruck machte eine Synkope erfahren zu haben wie **cabalcare*, **carcare* u. s. w., wurde, vielleicht noch unter der besondern Einwirkung eines oder des andern Verbs, durch Rückbildung **fụricare* (wie ich Entsprechendes für **buricare* vermuthet habe S. 129), welches sich durch Anschluss an *fūrari* (vgl. südfranz. *furo*, ‚furet fem.', *fura*, ‚chasser au furet', ‚fureter', ‚chercher minutieusement'; posch. *fur*, ‚ladroncello', ‚ingordo' [münsterth.-graub. *für*, ‚gierig', *fürar*, ‚gierig sein'], ‚tramestatore', *furà*, ‚rovistare per la casa in cerca di cibo') zu **fụricare* (lucc. *furicare*, dafür auch *ruficare* Arch. glott. ital. XII, 124. 132) weiter entwickelte. Dass bei diesen lautlichen Wandlungen sich auch der begriffliche Zusammenhang mit *furca* löste, ist nicht zu verwundern; immerhin besteht deshalb zwischen den romanischen *-rc-* und den *-rg*-Formen noch kein solcher Unterschied wie ihn A. Thomas Rom. XXIII, 457 Anm. andeutet: (gask.) ‚*hourca*, remuer (le foin, la paille) avec une fourche, verbe qu'il ne faut pas confondre avec *hurga*, fouiller dans un trou'. Das diesem *hurga* entsprechende span. *hurgar* übersetzt Booch-Árkossy u. A. mit: ‚umstören mit einer Gabel, einem Rechen, einer Schaufel u. s. w.'. Als wesentlich haftet den *-rg*-Formen der Begriff eines länglichen Werkzeugs (vgl. z. B. ven. *furegon del forno*, ‚Ofengabel', ‚forchetto'), nicht der des Loches an; es handelt sich hier ebenso oft und wohl öfter um ein Herumstöbern im Feuer, im Mist, im Heu, und was insbesondere das Pulsen anlangt, um ein solches im Schlamm, im freien Wasser, auf ebenem Wassergrund, wie in Uferhöhlungen und

Wasserlöchern. Auf die Gleichwerthigkeit von *-rc-* und *-rg-* in Formenpaaren wie südfranz. *burca* = *burga*, romagn. *sfurcazzê* = *sfurgunê* (*sfurgon* bedeutet hier auch ‚Kunkel' wie rum. *furcă*), will ich kein Gewicht legen. Ich glaube demnach dass bei den oben besprochenen romanischen Formen von einem **fǫricare* (s. Thomas a. a. O. und Guarnerio Arch. glott. ital. XIV, 395) ganz abgesehen werden darf. Es hätte nun **furicare* von der Bedeutung: ‚herumbohren' ohne Weiteres zur Bedeutung: ‚ein Loch ausbohren' oder von ‚herumstossen' zu ‚Löcher stossen' vorschreiten und ein Postverbale mit dem Sinne von ‚Loch' entwickeln können. Indessen mag bei bearn. *houruc*, *huruc*, ‚Loch' von *houruca*, *huruca* (bord. *hourica*) } **-iccare*, ‚fureter', ‚fouiller', ‚creuser' (wegen des dem ersten Vokal sich assimilierenden *i* vgl. S. 134, 9 und log. *forrojare*, südsard. *forrogai*, sass. *furruggià* } **-iclare*, com. *forugà*, auch mail. *pürügà*) *forare* im Spiel sein, ebenso wie bei span. *huraco* (alt *horaco*), port. *furaco*, ‚Loch' und span. *huracar* (*ho-*), port. *furacar*, ‚durchbohren'. Man würde hier nur an ein **foraccum*, **foraccare* (Nebenform zu **foraculare*: ital. *foracchiare*) = **foratum*, **foratare* (span. *horado*, *horadar*; vgl. südsard. *forada*, ‚Graben') zu denken brauchen, wenn nicht das *u*, ebenso wie in port. *furo*, *furar* auf Betheiligung von **furicare* hinwiese. Auf die von **buricare* weist vielleicht das *b* der span. port. Nebenform *buraco* hin, welches sich aber auch aus dem des deutschen *bohren* (vgl. *buril*) oder dem des altspan. *buso*, ‚Loch' herschreiben könnte. Ueber *bu-* = *fu-* bei den Verben des ‚Herumstöberns' habe ich mich Ztschr. f. rom. Phil. XXI, 204 geäussert; ich denke aber jetzt, wie ich schon oben auseinandergesetzt habe, dass **bur(i)care* ursprünglich neben **fur(i)care* gestanden hat, dass im Friaulischen *burigâ* und *furigâ*, im Luccaschen *buricare* und *furicare* zusammengetroffen sind und nun als Varianten eines und desselben Wortes gefühlt werden; man erwäge noch rouerg. *burgo*, *burgalha*, *burgouna* = sonst südfranz. *furgo*, *furgalha* (*fourgalha*), *furgouna* (*fourgouna*). Es mochte diese einzig und allein im Anlaut beruhende Verschiedenheit andern Fällen zum Vorbild gedient haben. Von *fustis* ist abgeleitet im Sinne von ‚herumstöbern' (vgl. ital. *rinvergare*, *rifrustare*, *fruscolare* von *verga*, *frusta*, *fruscolo*): 1. piem. *fustignè*, com. *fostugnà*, dies auch ‚lavoracchiare' (vgl. einerseits

mail. *fustuscià*, com. *fostuscià*, ‚pfuschen', anderseits, mit Einmischung eines andern Wortes, ven. *futignar*, dass. wie piem. *fustignè*, friaul. *futignâ*, dass., ‚lavoracchiare', gen. *futignâ*, ‚punzecchiare', ‚stimolare', ‚frugare', monferr. *futgnee*, ‚lavoricchiare', südfranz. *foutineja*, ‚Lappalien treiben', wie auch friaul. *furigâ*, bell. *furigar* die Nebenbedeutung ‚lavoracchiare' hat); 2. bol. *fustigar*, ferr. *fustigar*, *fustgar*, mod. *fustighêr*. Mit diesen sind nun bol. ferr. *burdigar*, mod. regg. *burdighèr*, sogar in ihrem Ursprung, synonym, und so liesse sich denn einfach aus der Vermengung beider Verben das mod. regg. *bustighèr*, welches in der Bedeutung ganz damit stimmt, erklären. Aber wir werden die Betheiligung andrer mit *bu-* beginnender Verben (**bullicare*, **buricare*) in Erwägung ziehen müssen, insofern sich entsprechende Formen auch weit ab von der Romagna vorfinden: südfranz. *boustiga*, *boustica*, *boustia*, ‚herumstöbern' u. s. w., auch ‚antreiben', ‚necken', ‚reizen', ‚quälen' (also mit der Bed. von span. *hostigar*), piem. *bustichè*, mit den letztern Bedd. (so *bustichè 'l vespè*, ‚ins Wespennest stossen'), auch ‚emsig suchen', monferr. *bustichee*, ‚sich herumzanken', gen. *busticâ*, ‚bewegen', *busticâse*, ‚sich rühren', alt *bustichar* (Arch. glott. ital. II, 251, 45; von Flechia ebend. VIII, 335 mit ‚tentare', ‚cimentare' übersetzt), sard. *busticare*, *-ai*, *-à*, ‚adirarsi', ‚far chiasso'. Aus einem solchen **busticare* konnte sehr wohl span. port. *buscar*, ‚suchen' hervorgehen (vgl. *mascar* } *masticare*). Allein auch jetzt lasse ich eine andere, die a. a. O. vorgetragene Herleitung dieses Wortes von (ital.) *bucicare*, abruzz. *vuscecà* (riet. *mmucicà*, *smucicà*), als möglich gelten; und es würden sogar beide Möglichkeiten zu verknüpfen sein, wenn man **busticare* } **fusticare* + **bucicare* ansetzte. Freilich bereitet uns dieses letzte Wort grosse Schwierigkeiten; es mögen darin die Anhänger von **fŏricare* ein Seitenstück zu diesem erblicken, eine Ableitung nämlich von *bugio*, ‚Loch' (vgl. auch die unten S. 140 gegebene Reihe von Verben des Stammes *cav-*). Nur ist eben dieses Stammwort selbst etymologisch noch nicht klar. Jedenfalls hängt tosk. *bucicare* mit dem *bisigà*, *bisegà* u. s. w. in oberital. Mdd. zusammen, welches ‚herumstöbern', ‚lavoracchiare' bedeutet. Ferr. *bisgar* hat den Sinn von ‚wimmeln', ‚rimescolarsi', wie cremasch *bizigament* auch den von ‚Gewimmel', ‚commovimento'. Mit *o*, *u*: tir.-lad. (Alton) *bosiè* (Imp. *bùsia*), ‚wimmeln', ‚sich be-

wegen'. Und dazu gehört nun wieder südfranz. *bousiga*, ,wühlen' (vom Schwein), ,pfuschen', *bousilha*, franz. *bousiller*, ,pfuschen', welches das mit der ,origine inconnue' sonst so freigebige Dict. gén. von *bouse* herleitet. *Bousiga* führt zu südfranz. *fousiga* (*fodicare*), *foussiga* (**fossicare*), dem wiederum lautlich und begrifflich lucc. *fuzzicare* nahesteht, von Caix St. di etim. N. 330 } **fusticare* gesetzt. Ich verfolge das nicht, will nur darauf aufmerksam machen dass südfranz. *fousic* ganz dasselbe bedeutet wie *boustigoun*, ital. *frugolo*, lucc. *furicchio*, *fuzzico*, nämlich ,unruhiges Kind' (*fuzzico*, *fusico* aber auch ,Stöckchen'); tosk. *fruzzicare*, *fruzzico* neben *fuzz.* verräth Einmischung von *frusta* oder *frugare*.

11. oberital. *fognà* u. s. w. bedeutet allerdings nur ,herumstöbern' im Allgemeinen; da es aber auf **fundiare* zurückgeht, so vermuthe ich dass seine ursprüngliche Bedeutung gewesen ist: ,auf dem Grund des Wassers herumstören', ,pulsen' und habe es daher hier einreihen wollen ohne mich näher damit zu beschäftigen. In piem. *frognè* neben *fognè* hat sich ital. *frugare* eingemischt; ebenso in ven. *frugnar*, friaul. *frugnâ*.

12. südfranz. *ressegre*, *-gue*, *-gui* (Mistral), *resaigua*, *resseguer* (Honnorat, Azaïs), franz. *resaiguer* (sprich *rèss-*), ,battre l'eau, jeter des pierres autour d'un filet tendu, pour faire donner le poisson dans les mailles'. — *Ressegre*, ,wieder folgen' wird von verschiedenen Thätigkeiten gebraucht welche in einer Wiederholung bestehen: einen Weg noch einmal machen, mit der Hacke das bearbeiten was man nicht hat pflügen können, Nachlese von Weintrauben halten u. s. w. Es dürfte sich hier darauf beziehen dass das Boot den Weg den es beim Aufstellen des Netzes gemacht hat, beim Pulsen wiederum zurücklegt. Wie aber aus *ressegre* hat *resaig(u)a* werden können, mit Anlehnung an *aiga*, ,bewässern', das ist mir nicht klar.

13. trevis. *strussolar*; dazu *strussolo*, ,Trampe', nach Mittheilung von Frau A. Nardo-Cibele; vgl. veltl. *struz*, Name eines in der Adda gebrauchten Netzes.

14. südfranz. *treboula*, (mars.) *treboura*, (lang.) *treboulha*, *tribla*, (lim.) *trebla*, (dauph.) *triboula*, (rhon.) *troubla*, (Var) *turbula* (ob überall das Verb neben der allgemeinen Bedeutung ,trüben' die: ,pulsen' hat, vermag ich nicht zu sagen); dazu *treboulaire*, ,Pulser' und ,Trampe'. — Von **turbulare*, zum Theil + *tribulare*. Die beiden Stämme zeigen im Romanischen

starke Neigung sich zu vermischen, und zwar zum Vortheil des letztern (doch vgl. altvic. [16. Jahrh.] *torbolation, turbulacion*, ‚tribolazione'), im Altprovenzalischen sogar beim Adjektiv: *treble* = *troble*, ‚trüb' und entsprechend in den heutigen Mundarten. Das Altfranzösische kennt *triboler, tribouler, triboullter* im Sinne von ‚troubler'; in der neufranzösischen Schriftsprache hat sich das als *tribouler, tribouiller* kaum erhalten, obwohl man es aus Molière (s. Livets Wtb. unter diesem Wort), so wie *tribouil* aus Chateaubriand belegen kann. Wohl aber erfreuen sich in den französischen Mundarten diese Wortformen (*tribouler, tribouiller, trebouler* u. ä.) eines gesunden Lebens; man sehe insbesondere das Wörterbuch von Jaubert ein. Während in der Sphäre des Gemüths beide Stämme selbständig zu einer und derselben Bedeutung zu gelangen vermögen — man denke nur dass in unserer deutschen Volkssprache Jem. *turbieren* das Gleiche ist wie Jem. *tribulieren* —, pflegt in der körperlichen Sphäre die Bedeutung des einen Stammes auf den andern übertragen zu werden, z. B. centralfranz. *tribouler* (*terbouler*), ‚die Farbe ändern' (von der Weintraube), *tribouler les yeux*, ‚die Augen verdrehen sodass man das Weisse sieht', *tribou, trebou, terbou, étrebou, entrebou*, ‚Sturmwind' (lat. *turbo*), morv. *tribolot*, franche-comt. *trébi, trébillot* (= *tourbillot*), ‚Kreisel' (lat. *turbo*). Es werden uns nun besonders jene Bedeutungen von *turbul-* + *tribul-* interessieren welche auf dem Wege von *turbare* zu *trouver* liegen. So haben wir z. B. berr. *tourbouner* (= *terbouner*), wohl aus *tourboulouner* (= *terboulouner*) verkürzt, welches von den Hochzeitsbittern die von Haus zu Haus gehen, gebraucht wird: ‚ils *tourbounent* les cendres, ils retournent et remuent les cendres de chaque foyer avec le bout de leur bâton'. Die Bedeutung ‚durchwühlen', ‚herumstöbern', ‚suchen indem man Alles in Unordnung bringt' eignet aber vorzugsweise derjenigen Form in der *b* durch *f* vertreten ist, nämlich dem durch ganz Frankreich verbreiteten *trifouiller* o. ä., das aber hier und da ausserdem die ursprüngliche gewahrt hat (so anj. [Segré] *trifouiller l'eau*, niedermain. *trifouyé* = *tribouyé*, ‚eine Flüssigkeit trüben'). Die Einmischung von *fouiller* ist unverkennbar (ebenso wie die von *follet* in berr. [Cluis] *trifollet*, dass.; vgl. einerseits südfranz. *treboulet*, kat. *tribulet*, ‚unruhiger Bursche', und den Namen von Franz des I. Hofnarren, anderseits

trouillot oben S. 61), ebenso wie man bei *tribouiller* für *triboulér* an *bouiller* (neben *bouler*) und *brouiller* denken darf. Indessen scheinen selbständige Keime für diese Umwandlungen vorhanden gewesen zu sein, sich gleichsam unter der Bestrahlung der sinnverwandten Verben entwickelt zu haben. Südfranz. *treboulha*, nordfranz. *tribouiller* ist z. B. in neap. *ntrovoleare, ntruvuliare*, südsard. *trumbullai* (vgl. kal. *trivuliare* = ital. *tribolare* intr.) vorgebildet. Das *f* aber von nordfranz. *trifouiller* könnte, obwohl ich es im Südfranzösischen nicht nachzuweisen vermag, das italische *f* von *trufolare* (s. oben S. 61) fortsetzen. Bestätigung und Erläuterung nicht nur für diese, sondern auch für andere hier dargelegte Entwickelungen gewährt eine Familie von Verben von denen das ital. *scavare, cavare* die einfachste Gestalt trägt. *Scavare* } *excavare* bedeutet entweder ‚aus Etwas eine Höhlung' oder ‚Etwas aus einer Höhlung herausarbeiten'; auch unser ‚ausgraben' hat diesen doppelten Sinn, z. B. ‚einen Brunnen ausgraben' — ‚einen Schatz ausgraben'; *cavare*, welches eigentlich ‚hohl machen' ist, also nur dem erstern *scavare* entspricht, hat auch den des letztern angenommen (vgl. span. *sacar* } **exsaccare*). Nun haben sich um *cavum*, ‚Loch', ‚Höhle' (neap. *scafo*, ‚hohl'), vermittelst verschiedener Ableitungsendungen, eine Menge von sinngleichen oder -ähnlichen Wörtern versammelt: **cavone*, **cavona*, (‚Höhlung', ‚Loch', z. B. im Baum, ‚Grube', ‚Schlucht', ‚Höhle', ‚Schlupfwinkel' der Thiere und der Menschen, ‚Hütte' u. s. w.): neap. abruzz. *cavone*, kal. *cavune* (vgl. *cafarune*), südfranz. *cavouno, cauno*, lyon. *cabuna*, franche-comt. *cabeune*; **cavuto, -a* (‚Loch'): irp. *cavuto*, abruzz. *cavute* m. u. w., agnon. *cavieute, caveuta*, Adj. sard. *caffudu*, ‚tief'; vielleicht ist dieses *-t-* in deminutives *-tt-* umgewandelt in südfranz. *cabot, caboutoun, cafoutoun*, franz. *cahute*; **cavullus, -a*: eng. *chafuol*, ‚tief', port. *cafua*, ‚Höhle'; *caverna*, **cavurna* u. s. w.: port. *cafurna*, kat. *cofurna*, südfranz. *caborno, cavùrni, caforno, cafùrni, catabourno, cataforno, calabourno* u. s. w., lyon. *caborna, calaborna*, schweiz.-franz. *caborna*, oberl.-graub. *cavorgna*, pik. (saint-pol.) *cafurnau*, centralfranz. *caforgnau, capharnion*, lothr. *cafounion, cafourette, cabourotte*, genf. *caborgnon*, poit. *cafegnun*, franz. *capharnäum*, ven. *cafárnao*, auch Adj. poit. *cabourgne, cabrenot*, ‚hohl'; **cavucla*: abruzz. *cavọcchie* w.; **cavurco*: altspan. *cahuerco*, ‚Grab'; **cavurclo, -a*

(Einfluss von *coperculum*?): siz. *cavorchiu*, *caforchiu*, *crafocchiu*, kal. *caforchia*, *cataforchia*, abruzz. *cavurchie*, *cafurchie*, *cafuorchie* m., agnon. *catafuorchie* m., neap. *cafuorchio*, *catafuorchio*, mit stimmhaftem Kons. nach *r*: abruzz. *cavurže* m., auch Adj. ‚hohl' (auch *cavǫžže*), graub. *cavierg*, *chavüerg*, ‚hohl', *cavorgia*, *chavüergia* S. Das ergibt dann wieder zahlreiche Verben, welche zum Theil ‚aushöhlen', ‚Löcher machen', meistens aber ‚bohrend herumsuchen', ‚herumstöbern', ‚durchstöbern', ‚aufstöbern', ‚entdecken' u. s. w. bedeuten: siz. *scafuniari*, *scrafuniari*, kal. *scafuniare*, neap. *scavoniare*, graub. (bergün.) *s-chafiner*, südfranz. *cavounia*, lothr. *cafounier*, wall. *cafougnì*; sard. *iscaffudare*, abruzz. *cavutà*, *scavutà*, *scavužžà* (s. Zeile 5), agnon. *cavuteaie*, irp. *cavutà*, *scavotà*, neap. *cavotare*, *scafutare*, *scatofare*, ital. *scavitolare*, *scavizzolare*, engad. *s-chafuttrer*, champ. *décafuter*, *décafuloter*, wall. *cafoter*, *escafoter*; siz. *scavuliari*, *scafuliari*, kal. (regg.) *scafuliari*, engad. *s-chafuller*, pik. wall. franchecomt. *cafouiller*; südfranz. *cafourneja*; siz. *scafurchiari*, *scrafucchiari*, *scrafunchiari*. Weitere von *turb-* gebildete Verben die ‚pulsen' bedeuten, werde ich unten S. 144f. nachzuweisen suchen. Abgesehen von denjenigen Bezeichnungen der ‚Trampe' welchen gleichstammige Verbe für ‚pulsen' zur Seite stehen (mögen nun diese oder jene abgeleitet sein), gibt es noch eine Reihe anderer, wie franz. *rabot* (schon oben erwähnt), ital. an der adr. Ostküste (s. oben S. 104f.) *pistone*, *stumigio* (wohl eigentlich ‚Schaumquirl'), *stambul* (vgl. friaul. *stombli*, istr. *stunbiél*), *bódolo* (s. oben S. 96), ven. *tanta* (nur in dieser Bed., aus ital. *tenta*, ‚Sonde' entstellt; vgl. Ariosto Orl. fur. I, 25: ‚Con un gran ramo d'albero rimondo, Di che avea fatto una pertica lunga, Tenta il fiume e ricerca sino al fondo, Nè loco lascia ove non batta e punga'), *batarelo* (nur in dieser Bed. bei Boerio), (Porcia) *matarello*, (Brugnera) *matrél* (Tellini a. a. O. S. 91, der fragend ital. *pestello* voranstellt; aus *b-* umgebildet nach ital. *matterello*, ‚Walgholz'), *batidor*, *palpaor* (beide nicht bei Boerio; *palpar* bedeutet ‚[Fische] mit der Hand fangen'), friaul. *mataruss* (Tellini a. a. O. S. 80. 91; Pirona hat *batarusse*, ‚Klöppel [des Dreschflegels]'; vgl. ital. *mattarozza*, ‚dickes Ende [eines Stockes, auch des Glockenschlägels]'), bresc. *stáfol* (nach Mittheilung von L. Bonelli; das Wort bedeutet nach Rosa ‚Steinblock'), pav. *forlon*, *folon* (gehören zu ital. *frullare*, *follare*;

nach Gambini hat jenes die allgemeine Bed. von ‚Stock oder Werkzeug‘ zum ‚frugare‘, dann die von ‚Quirl‘ u. ä., dieses die von ‚Traubenstampfe‘, vgl. *follatoio* oben S. 97), parm. *zambott* (neben *frudgon* oben S. 133; *zambott* heisst eigentlich ‚Wasserpumpe‘ — nur so bei Peschieri und Pariset —, nach Malaspina auch ‚Traubenstampfe‘ u. a.), camp. (Pr. Benevent) *mazzone* (s. oben S. 94), abruzz. (S. Eusanio del Sangro) *sfrattapesce*. An manchen Orten werden nur ganz allgemeine Ausdrücke gebraucht, z. B. zu Belluno, nach Mittheilung von Frau A. Nardo-Cibele, *pal*, *idima*, *bachet*, zu Mailand *pertega*. Sachs hat im deutsch-französischen Theil (unter ‚Störstange‘) *gaffe* im Sinne von ‚Trampe‘; aber thatsächlich bedeutet es nur ‚Bootshaken‘, ‚Fischhaken‘.

Wenn ich mich nun vom romanischen Gebiete, sei es auch vom Nordosten der Apenninenhalbinsel nach Ungarn wende, so mache ich einen gewaltigen ethnographischen Sprung und zugleich keinen ganz kleinen geographischen. Indessen haben von Anfang an über den deutschen und den slawischen Landstrich hinüber mancherlei stärkere und dünnere Fäden von Venetern und Ladinern zu den Magyaren geführt; so haben diese, wie uns Volf Gy. ausführlich dargethan hat, von jenen Lesen und Schreiben gelernt, von ihnen als Schriftsprache das Latein übernommen, um es in jener selbstherrlichen Weise auszugestalten von der Bartal A.'s ‚Dictionarium‘ Zeugniss geben wird, und endlich aus deren Sprache in die eigene eine stattliche Anzahl von Wörtern eingeführt, mit deren Zusammenstellung und Besprechung sich besonders Kőrösi A. beschäftigt hat. Denselben zähle ich dasjenige Wort für ‚pulsen‘ zu durch das meine ganze Untersuchung geradezu angeregt worden und das auch fast in ihrem Schwerpunkt verblieben ist. Die andern gleichbedeutenden Ausdrücke die das Magyarische besitzt, sind ebenfalls im allgemeinern Sinne interessant; zum Theil weisen sie wiederum zu andern Völkern hinüber. Der Umstand dass die Magyaren immer nur Binnenfischerei getrieben haben, lässt weniger, bei der Mannigfaltigkeit der Gewässer, vom kleinen Gebirgsbach bis zum ‚ungarischen Meere‘, den Reichthum der Terminologie als deren theilweise internationalen Charakter befremdlich erscheinen; denn es pflegen sich die Bezeichnungen für Fischerei längs des Meeres und über das Meer zu verbreiten. So viel ich sehe, sind für ‚pulsen‘ und

‚Trampe' im Magyarischen nicht mehr als fünf etymologische Gruppen anzunehmen, an deren Spitze ich die jenes romano-magyarischen Wortes stelle.

1. *turbokolni* (Ballagi; davon *turbokló*, ‚Trampe' ebend.), *turbókolni* (davon *turbókolófa*, ‚Trampe', *turbókolás*, ‚Pulsen', He. S. 311. 317), *turbékolni* (davon *turbékoló fa* und *rúd*, ‚Trampe' B. Szabó D., 1779 bei He. S. 836*), *turbikolni* (Ballagi), *turbikálni* (Ballagi) scheint der verbreitetste und älteste magyarische Ausdruck für ‚pulsen' zu sein. Das Magyar Nyelvtörténeti Szótár III, 810 führt aus dem 16. und 17. Jahrhundert folgende Belege für *turbokolni* (*turbokló* und *t. fa*) an: ‚der Wolf fing an den Korb zu ziehen und der Fuchs fing an mit dem Schwanz zu pulsen' (Heltai, 1566); ‚mit Ruderstange und Trampe schrecken die Fischer die Fische und treiben sie ins Netz' (Simon, 1608); ‚nun im niedern Wasser tastet hier der Fromme wahrlich nicht herum, sondern pulst die Uferhöhlung' (so transitiv: ‚a part mallyát turbokolja'; Pázmány, 1613); ‚die Fischer jagen die Fische mit der Trampe aus ihren Schlupfwinkeln ins Netz' (Komáromi, 1651); ‚nicht nur machten sie den Buchstaben zum Ziel, sondern sie pulsten (wohl = ‚sie trübten') das ganze Wasser' (Czeglédi, 1663); ‚pulsen wir doch wenn drüben das Netz gut geworfen ist, dann um so besser gegen dasselbe' (‚neki turboklanunk'; aus der Türkenzeit). Für *turbikálni* wird eine Stelle von Faludi, 1787 angeführt ‚sie pulsten am Ufer' (a part mellett); von demselben (1786) findet sich ein anderer Beleg dafür ebend. II, 673 ausgeschrieben: ‚er pulst die Uferhöhlung' (a part mályát). Im Süden des Plattensees, wo doch das Pulsen *turbókolás* heisst, nennt man das zugehörige Netz nicht *turboklóháló** (wie man anderswo *botlóháló* von *botló* sagt), sondern *turbukháló* (He. S. 317), und dieses *turbuk-* findet sich wieder in *turbukólom* und *turbukvas*; damit werden die bleiernen oder eisernen Spulen (Röhrchen oder röhrenförmige Scheibchen) bezeichnet welche die an der Oeffnung des *kece*, eines Schleppnetzes (an der Theiss und am untern Körös herrscht das stumpfschwänzige vor, das *kuszakece*, nach Nordosten, insbesondere an der Kraszna das lange, das *hosszúkece*) bogenförmig herabhängende Schnur belasten (He. S. 173. 270. 325f.; Abbildungen S. 162 F. 44, 8. 174 F. 52. 325 F. 212; vgl. Katalog der 1896er Ausstellung, Heft ‚Urbe-

schäftigungen' d. S. 146f. magy. S. 116). Dass bei der Verwendung dieser Netze gepulst werde oder worden sei, finde ich nicht gesagt; allein es ist nicht zu bezweifeln dass die beiden Ausdrücke sich darauf beziehen. He. spricht S. 163 auch von *turbukkövek* und bietet S. 164 F. 45, 4 die Abbildung eines solchen bei Szentes gefundenen vorzeitlichen Steines. — Nun gibt es im Magyarischen Verben welche dem obigen in Begriff und Gestalt sehr ähnlich sind, nämlich *túrni*, ‚graben, wühlen, herumwühlen (von Schweinen und Maulwürfen)' (Ballagi), und davon abgeleitet: *túrdogálni, túrészni, turkálni, turkászni* (dies bei Simonyi Zs. Tüzetes M. Nyelvtan I, 411). Das M. Nyelvt. Sz. ordnet auch *turbokolni* dem *túrni* unter. Dagegen ist zuvörderst einzuwenden dass jenes immer nur ‚pulsen' (obschon auch im übertragenen Sinn) zu bedeuten scheint, dieses, auch in seinen Ableitungen, nie. Und sodann, was noch schwerer ins Gewicht fällt, dass *-b-* als ein Element der magyarischen Verbalableitung mit Sicherheit nicht nachzuweisen ist. Budenz und ihm folgend Simonyi nehmen es als ein solches an; aber nicht einmal überzeugen mich von der Existenz der Suffixe *-bol*, *-böl* und *-bál* die von Simonyi Nyelvt. Közl. XVII, 61 vorgebrachten Formen. Er selbst wird wohl einen Theil davon, seitdem er auf die ‚kombinierende Wortgestaltung' gekommen ist, verabschiedet haben; wie er *sikobálni* nun aus *sikoltozni* + *kiabálni* erklärt (A magyar nyelv I, 27), so wird er auch *himbálni* aus *hintálni* + *csimbálni* oder *limbálni* (von *csimba, limba*) u. s. w. erklären. Im T. M. Nyelvt. S. 382 führt er zwar die vier Belege von Budenz Nyelvt. Közl. XVIII, 227 an und fügt zwei hinzu; aber wie es mit *zurbolni* steht, wird gleich ersichtlich werden, in *tombolni* scheint das *b* das des deutschen *toben* zu sein, in *rombolni* das des slaw. *rąbać, rubitj* u. s. w., *nyirbálni* = *nyirkálni*, ‚scheren' beruht wohl auf einer Verwechselung mit *nyirbálni*, ‚weinend bitten', *lóbálni* neben *lódúlni*, *lógni*, *lógatni* hat doch auf der andern Seite *lobogni*, *lebegni* neben sich und *lesbelni* steht wohl nicht sicher, da es nicht ins M. Tájsz. aufgenommen worden ist. Ein ableitendes *-b-* aber in Verbindung mit *-kol*, wie es Simonyi N. K. XVII, 61 in *turbikolni* ansetzt, würde ganz vereinzelt dastehen. Das *b* hier muss daher ein stammhaftes sein. Das Magyarische selbst gewährt kein anderes Wort das ins Spiel hätte kommen

können, unter den fremden Sprachen ein solches nur das Lateinische oder Romanische, nämlich *turbare* oder eine Ableitung davon. Das Latein als Schriftsprache, insbesondere Rechtssprache Ungarns müssen wir gleich bei Seite schieben; *turbare* und *turbidare* treten hier nicht in der Bedeutung ‚pulsen' auf, und eine solche kann sich nicht erst aus der Vermischung von ihnen mit magy. *túrni* u. s. w. ergeben haben. Wohl kennt das latinisierende Magyarisch ein *turbálni* in ganz dem Sinne wie lat. *turbare* (z. B. *birtokában turbálta* [für *háborgatta*], ‚er störte ihn im Besitze'), und heutzutage scheint man es ähnlich zu gebrauchen wie wir *turbieren* (z. B. *ne turbáld azt a szegény embert!*); aber es ist ein nicht sehr altes, nicht sehr verbreitetes und nicht sehr volksthümliches Wort (fehlt bei Ballagi, im M. Nyelvt. Sz., und für das M. Tájszótár hat Szinnyei J. nur *turbálódni* [*-ik*], ‚ungehalten sein' angemerkt, doch theilt er mir mit dass *turbálni* wenigstens im Eisenburger, Raaber und Komorner Komitate bekannt ist) und liegt in seiner Bedeutung weit von *turbokolni* ab. Von romanischen Wortformen kommen zunächst **turbare, *turbidare, *turbulare* in Betracht, welches letztere ja mit der Bedeutung ‚pulsen' vorhanden ist und in gleichem Sinne sagt man in Istrien (Pirano) wenigstens *inturbià, intorbà* (*intorgolà*) *l'aqua*; sodann noch **turbicare, *turbiculare*. Diese beiden verhalten sich zueinander wie z. B. *fodicare* und **fodiculare* (von *fodere*), **rasicare* und **rasiculare* (von **rasare*), *morsicare* und **morsiculare* (von *morsus*); doch setzt ein Verb auf *-iculare* nicht nothwendig ein entsprechendes auf *-icare* voraus, es kann unmittelbar vom Grundverb hergeleitet, es kann auch durch ein Verb auf *-ulare* hervorgerufen worden sein. Dem **turbulare* mag sich ein **turbiculare* beigesellt haben, wie dem **Turbula* als italienischem Flussnamen ein **Turbicula* (s. d'Ovidio Arch. glott. ital. XIII, 385. Pieri ebd. Suppl. period. V, 136); dieses **turbiculare* liegt vor in langued. *tourbilha*, zu *tourbilh* = **turbiculo* (**turbiculone* in den übrigen romanischen Mundarten). Was endlich **turbicare* anlangt, so würde diese Form, wenn sie vom Pulsen gebraucht würde, angesichts der verschiedenen gleichbedeutenden auf *-icare*, wie **bullicare* (neben *bullare*), **furicare* (neben *furari*) u. s. w., am wenigsten befremden, und ich glaube wirklich sie gefunden zu haben und zwar in dem bellun. *turi-*

gar, torigar, ‚herumstören, bes. im Wasser' (= *furigar*, ‚frugare' [*furígol*, ‚frugolino']'; dazu *turigót*, ‚getrübte Flüssigkeit'), welches wiederum nichts Anderes ist als das veraltete ven. *turgar*, ‚trüb werden' (vom Wetter: ‚no vedè ch' el tempo *turga*?'; vgl. den intransitiven Gebrauch des lat. *turbare*). Ascoli Arch. glott. ital. I, 415. 500. 516 fasst das *g* von *turgar* ebenso wie das von bellun. *torgola*, ‚intorbidita' (Nazari hat nur *torgolar*, ‚intorbidare') und von friaul. *turgul*, *torgul*, istr. (pir.) *torgolo* (vgl. rov. *túrgulo-múrgulo*) als aus sekundärem *v* entstanden. Aber wenn auch *gu*, und daraus *g*, für *v* in einzelnen Fällen des Friaulischen und anderer Mundarten ausser Zweifel gestellt ist, so vermisse ich doch irgend einen andern Beleg für *rg* } *rb* und ebenso für *g* } *v* vor *a*; denn friaul. *tardigâ*, *mutigâ* kann ich nicht als solche betrachten, da hier Suffixvertauschung vorliegt. Ich nehme vielmehr an dass *turgul* aus **turbul* nach *turgar* umgebildet ist, und dass in diesem *turbar* und * *turbegar* miteinander verschmolzen sind; ein * *turb'care*, wie * *burd'care* in der Emilia (s. oben S. 131 f.), ist im Nordosten nicht anzusetzen. Das bellun. *turigar* würde, falls es erst aus *turgar* hervorgegangen ist, sein *i* der Analogie des gleichbedeutenden *furigar* (s. oben) verdanken; man könnte dabei auch an mail. *pürügà* } *purgare* erinnern. Es ist aber auch denkbar dass * *turicare* für * *turbicare* eine sehr alte Form ist und dass es sich damit ähnlich verhält wie mit * *buricare* für * *burbicare* (s. oben S. 135); darauf bringt mich das piem. *toirè* (*tujrè*), ‚durcheinandermischen', ‚(nach Etwas) herumstöbern' (vgl. oben S. 55), welches ebenso einem * *turiare* } * *turicare* zu entsprechen scheint wie das wesentlich gleichbedeutende südfranz. *bouira* (davon *bouiro*, u. A. ‚dünne Brühe', das sich im Piem. — unter Einmischung von ital. *beverone* — als *boiro*, *boiron*, ‚Schweinetrank' wieder findet) einem * *buriare* } * *buricare*. Uebrigens glaube ich dass auch jenes Wort dem Südfranzösischen nicht fremd ist; ich möchte es in dem (prov.) *se touira*, ‚se tourner', ‚se retourner', übertr. ‚s'ingénier' erkennen, welches Honnorat und Azaïs verzeichnen; Mistral setzt, gewiss mit Unrecht, das (alp.) *touira* dem sonstigen *dóula*, *dóura*, lim. *douira*, ‚pfuschen', ‚sudeln' = lat. *dolare* zur Seite. Es verdient bemerkt zu werden dass die Wendung die Honnorat und Mistral anführen: *sabe* (*saup*) *pas ce* (*ço*) *que se touiro* (*douiro*), ‚er weiss nicht was er thut,' auf

piemontesch lautet: *nen sa lo ch'a s'toira*; wegen dieser Begriffsentwickelung vgl. engad. *truscher*, ‚rühren', mischen', *che truschast?*, ‚was treibst du?'. Wenn wir nun von der romanischen auf die magyarische Seite hinübertreten, so ist die Annahme dass *túrni* oder eine seiner Ableitungen unmittelbar von *turbare* oder einer seiner Ableitungen in Sinn und Form beeinflusst, das heisst *turb-* an die Stelle von *túr(d-, k-)* gesetzt worden sei (also etwa *turbogálni** für *túrdogálni*), höchst unwahrscheinlich. Es wird vielmehr das romanische Wort in seiner Gänze in das Magyarische übergetreten und seine Endung den allgemeinen Regeln zufolge magyarisiert worden sein. Aber nur zwischen einer der romanischen und einer der magyarischen Formen findet eine solche regelmässige Entsprechung statt: **turbicare* { *turbikálni*; indem dieses *-ikál-* dem echtmagyarischen *-ikál-* in *futikálni* u. s. w. gleich gesetzt wurde, wechselte es mit *-ékol-*, *-ókol-*, *-okol-* (vgl. *toporzikálni* und *toporzékolni*, *szunyókálni* und *szunyákolni*). **Turbiculare* wäre schwerlich zu *turbikolni* magyarisiert worden. Es könnten allerdings vermittelnde Formen verloren gegangen sein. Ital. *cercare* und rum. *cerca* mussten im Magy. zu **cserkálni* werden ganz so wie das mittellat. *circare* zu *cirkálni*, ‚patrouillieren', ‚revieren', ‚requirieren'; dieses **cserkálni* haben wir nicht mehr — nur das Partizip lebt mundartlich in einer Zusammensetzung noch fort (s. unten S. 147) — wohl aber mit dem hohen Vokal *cserkélni*, *cserkélödni* (im M. Tájsz. *cserkelni*, *cserkelödni*), ‚beschleichen', ‚nachspüren', und mit Suffixvertauschung *cserkészni* (*cserkézni*), *cserkődni*, ‚suchen', ‚spüren', ‚buschieren', ‚aufstöbern' (Kőrösi leitet dies Verb irrigerweise von ital. *cerchia* ab); vgl. *cirkáló* (am Plattensee), ‚Feldhüter', *cserkész* (Veszprém), ‚Waldhüter'. Mit *fürkészni*, das ziemlich dieselbe Bedeutung hat (daher auch die mundartliche Mischform *csürkészni*), scheint es sich ähnlich zu verhalten; ich denke nämlich dabei an das romanische **furicare*, **furcare* (s. oben S. 134f.), aus ihm hätte sich zunächst **furikálni*, **furkálni* (vielleicht ist es zu *kurkálni*, *kurkászni*, ‚spüren', ‚stöbern', ‚wühlen' durch Einmischung eines gleichbedeutenden Verbs mit *k-*, wie *kotorászni* abgeändert; freilich könnte man bei einer solchen Annahme auch auf *turkálni* zurückgehen) ergeben, welches letztere mit *furkálni* von *fúrni*, ‚bohren' zusammengetroffen wäre. Daraus dann mit hohen Vo-

kalen: **fürkélni*, mit andrem Suffix *fürkészni* (im Széklerland, durch Verwechselung, auch *fürészelni*, was eigentlich ‚sägen' bedeutet). Es macht also auch das Magyarische, und dabei ist das *turbuk-* der Zusammensetzungen nicht zu vergessen, die einstige Existenz eines romanischen * *turbicare* wahrscheinlich.

Diese Aufstellung betreffs *turbokolni* lag mir schon im Drucke vor als Thatsachen zu meiner Kenntniss gelangten durch die sie erschüttert zu werden schien. Es ist eine Gewissenssache für mich die Mittheilung und Erörterung derselben hier einzuschalten. Ich hegte bisher nur ein Bedenken bei der Gleichung *turbokolni* } lat. *turb-*, nämlich das dass die Beschaffenheit der Sache eine Entlehnung aus dem Romanischen nicht recht begreifen lasse. Munkácsi B.'s Arbeit über die magyarischen Fischereiausdrücke (A magyar népies halászat műnyelve = Néprajzi füzetek I, Budapest 1893) gewährt mir kein eigentliches Seitenstück dazu. Aber ich kann seinen Erklärungen nicht immer beipflichten. So mag man darüber in Zweifel sein auf welchem Wege *káncsa*, ‚Hakenstock' (bei der Eisfischerei, S. 59) ins Magyarische gelangt ist, aber nicht darüber dass das Italienische (*gancio*) den Ausgangspunkt bildet. Sehr befremdlich ist die Zusammenstellung von *cserkáló-háló*, ‚stielloses Hebenetz' (‚mit welchem man, bei trübem Wasser, dieses durchwatend kleine Fische fängt') mit einem türkisch-arabischen *šerek*, ‚Netz'; ein slawisches Verb soll die Vermittelung bilden (S. 37). Das *cserkálni*, dessen Partizip uns hier entgegentritt (‚Suchenetz'), wird durch die eben besprochenen *cirkálni* und *cserkészni* als romanisches Wort ausser Zweifel gestellt; die Gegend wo dieses Netz vorkommt, nämlich die Mármaros, lässt die Herkunft des Wortes aus dem Rumänischen annehmbar erscheinen. Wenn Munkácsi Herman O.'s Ansicht dass *regyina* (*rezsina*) ‚die beiden Aussenwände des dreiwandigen Netzes der Theissfischer' vom lat. *rete, retina* herkomme, sowohl wegen der lautlichen Verschiedenheit als auch deswegen ablehnen zu müssen glaubt ‚weil wir sonst keinen lateinischen Einfluss in der volksthümlichen magyarischen Fischersprache wahrnehmen', so ist festzustellen dass es ein lat. *retina* überhaupt nicht gibt — wenigstens kein altes; ob im Spätlatein Ungarns, das weiss ich nicht — und dass hier nur das oberital. *redina* in Betracht kommen kann. Dieses Wort bedeutet allerdings grossentheils

ein kleines Netz und zwar ein solches welches mit der Fischerei Nichts zu thun hat, aber doch nicht durchweg; Monti Voc. com. hat: ‚*redìna*, ogni gran rete, come il *Lindà*, e simili'. Man vergleiche *redesin*, welches im Trevisoschen für das grosse dreiwandige Netz gilt (= ital. *reticino*, ‚kleines Netz'). Wenn auch nicht gerade da wo das Wort bezeugt ist, so herrscht doch etwas weiter oben, am rechten Ufer der mittlern Theiss die Aussprache *gyi* für *di*; dort musste *redina* zu *regyina* werden. Einen lateinischen Ursprung hatte Herman O. auch für das am Sió im Sinne von Hebenetz übliche *umbella* angenommen; dagegen lässt sich Nichts einwenden, denn ein solches Netz ist einem Sonnenschirm ähnlich, und das ital. *ombrella* liegt in jeder Beziehung ferner. Von diesem Worte ebenso wie von manchem andern schweigt Munkácsi. Bei *turbuk-háló* an lat. *turbare* zu denken, daran hindert ihn das serb. *trbuk*, *trbok*, in welchem er das Vorbild des magyarischen Wortes sieht (S. 36). Er hätte aber zuallervörderst uns sagen müssen wie er sich das Verhältniss dieses *turbuk-* zu *turbokolni* vorstellt; gewiss ist doch das Netz nach dem Pulsen und nicht umgekehrt benannt worden (s. oben S. 142), und *turbukháló* steht für **turboklóháló*, ebenso wie Munkácsi in seinem Votják Szótár (B. 1891) S. 627 — ich denke aus eigener Machtvollkommenheit — zweimal *turbokfa* für *turboklófa* schreibt. Popović, dem er das serbische Wort entnimmt, bezeichnet die Art des Netzes nicht näher; ebensowenig Karadžić, der aber Vukovar als den Ort seines Vorkommens angibt. Da dieser an der Grenze Ungarns liegt, so entsteht die Vermuthung dass die Kroaten es von dort entlehnt haben. P. Budmani, an den ich mich um Auskunft wandte, hatte die Güte, sie mir, nicht ohne Mühe, zu verschaffen. In den Pabirci za hrvatsku ihtiologiju (Sonderabdruck aus dem Glasnik hrvatskoga naravoslovnoga družtva VIII, Zagreb 1892) S. 29 steht weiter Nichts als ‚*trbok* (Strutzner)'. Das deutsche Wort ist uns beiden unbekannt; es erinnert an das oben (S. 137) angeführte *strussolar*, *struz*. Im Летопис Матице Српске Bd. 188 S. 128f. wird der *трбок* als Hamen beschrieben, mit welchem unter bebuschten Ufern von der Barke aus gefischt wird: einer führt das Netz, zwei ergreifen je eine kolbige Trbok-stange (узму по једну буцасту трбочку штицу). Dies beruht auf Angaben Semliner Fischer,

gilt aber auch für Vukovar. Von dem magy. *turbukháló*, einem dreiwandigen Stellnetz, ist also der serb. *трбок* der Gestalt nach ganz verschieden (schon aus diesem Grunde würde die Herleitung aus magy. *turba*, serb. *торба*, ‚Tasche', ‚Ranzen' nicht zulässig sein); beide haben nur das mit ihnen verbundene Pulsen gemeinsam, es muss also der Wortstamm *t(u)rb* diese Bedeutung gehabt haben. Dass er sie nun im Magyarischen noch hat und hier überhaupt eine gewisse intensive und extensive Entfaltung zeigt, im Serbischen aber jenes Wort vereinzelt steht, und in beschränktestem Umkreis vorkommt, auch in den übrigen Sprachen der Balkanhalbinsel sich nichts Verwandtes entdecken lässt, das fällt zu Gunsten der obigen Vermuthung ins Gewicht. In ein neues Licht aber rückte mir die Sache der Direktor des Ethnographischen Museums in Budapest Jankó J., dem ich einerseits die Kenntnisse wichtiger russischer Fischereiwerke und insbesondere der Stellen an denen darin vom Pulsen gesprochen wird, verdanke, und der mir anderseits Einsicht in die Handschrift seines demnächst erscheinenden Buches über den Ursprung der ungarischen Fischerei (in magyarischer und deutscher Sprache) verstattete, von dem wir reiche Aufschlüsse und Anregungen erhoffen. Jankó verweist zunächst auf Thatsächliches. Im Вѣстникъ рыбопромышленности X (С.-Пет. 1895), S. 389, in einem Aufsatz von O. Grimm über die Fischerei im Donaugebiet, wird der *турбукъ* (черпакъ; dieser Zusatz ist mir nicht klar) als ein dreieckiges ebenso breites wie langes, an einer Stange befestigtes Netz beschrieben, welches die Gestalt eines grossen Löffels habe; zwei Fischer nähern sich auf dem Kahn dem unterwaschenen Ufer, der eine stellt das Netz dagegen auf, beide treiben dann mit Trampen die Fische (besonders den Wels) aus ihren Höhlen hervor. Ziemlich dieselbe Schilderung gibt N. Danilewskij im VIII. Bd. der Изслѣдованія о состояніи рыболовства въ Россіи, С.-Пет. 1871, welcher die Fischerei im Schwarzen und Asowschen Meer behandelt, von dem *тербучекъ* in Bessarabien, der aus einem halbrunden Sacke bestehe. In diesem *турбукъ* oder *тербучекъ* erblickt Jankó das genaue Vorbild des magy. *bokorháló*, während das magy. *turbukháló* dem südruss. *боталъный перемётъ* entspreche; beide Netze, das eine nur Flussnetz, das andere Seenetz, hätten die Magyaren als sie im Norden des

Schwarzen Meeres hausten, sich angeeignet und gleicherweise den Namen *turbuk*. Dieser sei erst in der neuen Heimath auf das Seenetz übertragen worden, und zwar am Plattensee, wo das Flussnetz nicht zu gebrauchen war und daher verschwand. Die Magyaren würden demnach einem Netze nur deshalb den Namen eines andern, sonst ganz verschiedenen gegeben haben weil bei beiden das Pulsen geübt wurde, und davon würden sie dann das Verb *turbokolni* gebildet haben. Allein dem steht das schon geäusserte Bedenken entgegen; ich vermag mir nur vorzustellen dass wenn die Magyaren das Wort *turbuk* nach Ungarn mitnahmen, sich in seiner Begleitung das dazu gehörige Verb befand, denn dieses ist nöthig um die bessarabische und die magyarische Bedeutung des Substantivs miteinander zu verknüpfen. Indessen würde mit dieser Voraussetzung noch nicht Alles ins Reine gebracht sein. Davon dass die Magyaren vor der Landesergreifung sich an der Donaumündung aufgehalten haben, ist wohl keine Rede; und hätten sie es gethan, so frägt es sich ob sie dort den Vorfahren derjenigen begegneten bei denen *turbuk* (*terbuček*) heute im Gebrauch ist. Bei wem ist es denn in Gebrauch? Neben Russen, und zwar wohl grösstentheils Kleinrussen, wohnen in Südbessarabien, an dem linken Ufer des Kilia-Armes auch Rumänen und Bulgaren; sind nicht etwa diese oder jene gerade in der Fischerbevölkerung vertreten? Wenn wir nun vermuthungsweise das Gebiet von *turbuk* erweitern wollten, mit welchem Rechte würden wir dem Osten den Vorzug vor dem Westen geben? Von dieser Stelle meiner Wanderung aus könnte ich mich nur für die Wahl zwischen zwei Fällen entscheiden; entweder das Wort drang aus Ungarn durch die Moldau bis zur Donaumündung, oder es war ein altes Erbwort der Ostromanen und ist sonst überall erloschen, nur an der östlichsten Grenze nicht. Aber der Zufall hat mich ein gutes Stück Weges weiter geführt. Indem ich um eines andern Zweckes willen die Darstellung der Peipusseefischerei im I. Bde. der Изслѣдованія (1860), Приложеніе I. durchsah, stiess ich auf die Bemerkung: въ нѣкоторыхъ селеніяхъ, особенно Псковскаго и Гдовскаго уѣздовъ, эти „клещенцы“ называются „оборцами“ или „торбочными сѣтями“ (S. 74). Dass dieses Netz nach den Flossen der Oberleine (верхная „тетива“ снабжается поплавками, „ширками“ т. е. трубоч-

камн) benannt worden sei, den Gedanken liess ich sofort wieder fallen und den an *шорба* nahm ich gar nicht wieder auf; denn weder das Eine noch das Andere war mit der zunächstliegenden Beziehung auf *turbuk* zu vereinigen. Nur fehlte hier eben das Bindeglied; das Adjektiv *шорбочный* als Attribut für ein Netz konnte kaum von einem Netze hergeleitet sein, und auch in geographischem Sinne klaffte eine allzugrosse Lücke. Da gerieth ich wiederum durch die Gunst des Ungefährs auf das finn. *tarpa, tarpo*, est. *tarbu*, ‚Trampe' und darauf ist offenbar jenes *шорбочный* zurückzuführen — die Esten bewohnen ja das Westgestade des Peipussees. Das Verb dazu lautet finn. *tarpoa*; die Lappen sagen *duorban*, ‚Trampe', *duorbbot*, ‚pulsen'. Budenz Nyelvt. Közl. VI, 418 hatte die finnischen Wörter dem magy. *turbokolni* beigesellt, aber in sein Wörterbuch nahm er das letztere Wort überhaupt nicht auf, und Munkácsis Schweigen lässt mich vermuthen dass man heutzutage in den massgebenden Kreisen von dieser Zusammenstellung abgekommen ist. Das ist vielleicht auch durch das veranlasst worden was V. Thomsen Beröringer mellem de finske og de baltiske Sprog, Kjøbenhavn 1890, S. 165f. vorbringt. Er fasst nämlich liv. *dälba*, ‚Stange', ‚Brechstange' als Lehnwort aus dem Lettischen, welches *dalba, dalbs* mit der Bed. ‚Trampe', ‚zweizinkige Gabel zum Aufstecken von Garben' besitzt. Er fügt hinzu dass möglicherweise hierher als älteres Lehnwort finn. *tarpa*, est. *tarbu* gehöre, was dann wiederum ins Lappische eingedrungen sei. Donner in seinem Wörterbuch äussere sich anders, ‚men med meget usikre Sammenstillinger' (unter diesen ist auch die mit magy. *turbokolni*). — Der Stand der ganzen Angelegenheit ist, mit kurzen Worten, folgender. Im Romanischen, Magyarischen, Slawischen, Finnischen, Baltischen nehmen wir Wörter wahr welche durch die Aehnlichkeit ihrer Lautform und ihrer Bedeutung den Anschein erwecken eine Kette zu bilden. Diese Aehnlichkeit kann eine zufällige sein; wo thatsächlicher Zusammenhang besteht, kann er entweder in der Urverwandtschaft oder in der Entlehnung liegen. Entlehnung seitens des Slawischen ist sicher, Entlehnung zwischen Finnisch und Magyarisch ausgeschlossen, möglich zwischen Finnisch und Baltisch. Wenn das Finnische aus dem Baltischen entlehnte, dann befindet es sich nicht in Urverwandtschaft mit dem Magyarischen, und die Ent-

lehnung seitens dieses aus dem Romanischen bleibt möglich. Befindet sich aber, umgekehrt, jenes in Urverwandtschaft mit dem Magyarischen, dann ist entweder Entlehnung seitens des Baltischen aus dem Finnischen erfolgt oder eine nachträgliche Beeinflussung des letztern durch das erstere. Eine solche würde auch für das Magyarische gegenüber dem Romanischen denkbar sein (wenigstens in Bezug auf die Lautform), undenkbar das Andere: die Entlehnung seitens des Romanischen aus dem Magyarischen. Ich muss die Prüfung dieser verschiedenen Möglichkeiten, wobei es besonders auf die Lautgeschichte ankommt, Andern überlassen: die Beziehung von magy. *turbokolni* auf *turbare* kann bis jetzt noch nicht als abgethan betrachtet werden.

An *turbokolni* u. s. w. schliessen sich nun einige Mischformen an:

a) *zurbolni* } *zúrni*, ,verwirren' + *turb(ok)olni*; Ballagi übersetzt es mit: ,stören oder trüben (das Wasser), plumpen, rühren, querlen', was wohl einen weitern Begriffsumfang als den von ,pulsen' darstellt. Dazu *zurboló*, ,Trampe', von B. Szabó D. 1779 gebraucht, im Bodrogköz *zurbolófa* (He. S. 843[a]). Das Wort ist insbesondere aus den Theissgegenden im Nordosten bezeugt (M. Nyelvőr IX, 137 mit der Bedeutung ,buttern'), und aus dem äussersten Südosten, wo die Nebenformen *zurubolni* und *zuburolni* vorkommen (Kríza J. Vadrózsák S. 524[b]). Das M. Nyelvt. Sz. bringt ein Beispiel dafür; hier hat aber das Wort nicht die besondere Bedeutung: ,wenn du den umgeschlagenen Wein zwei Stunden lang kräftig aufrührst, wird er wieder gut' (Melius, 1578).

b) *csubukolni*, *cubukolni*, *cubukkolni*, *zobukolni* } *csubogni*, *csobogni*, *csoborogni*, *csubbolni*, ,platschen', ,plätschern' (wie *loscogni*, *pocsogni*) + *turbokolni* hat ebenfalls die allgemeinere Bed. ,plätschern', ,im Wasser waten'; es ist aber davon *tsubokló*, ,Trampe', bei B. Szabó D. 1779 (He. S. 836[a]), abgeleitet.

c) *zuvatló*, ,Trampe' } *zurboló* oder vielleicht } **zuburoló* (s. unter *a*) + *botló* (s. unten S. 156) findet sich ebenfalls in der genannten Quelle; es hat sonst die ganz fernliegende Bed. ,Ausplauderer', ,Angeber'.

d) *dubrokolni*, *drubickolni*, ,pulsen', *-ó*, ,Trampe', einer Mittheilung zufolge die ich Bátky Zs., Ass. am B. Ethn. M., verdanke, im Kalotaszeg (Klausenb. K.) üblich. Da dieses

magyarische Gebiet fast ganz von rumänischem eingeschlossen ist, so lässt sich vielleicht an Einmischung von rum. *dobori*, ‚niederwerfen‘, ‚herabschütteln‘ (die Früchte von den Bäumen) oder *sdrobi*, ‚zermalmen‘ denken.

2. *gübülni*, *gübüllni*, *göbüllni*, *gübölni* bedeutet bei den Széklern, wenigstens den östlichen ‚pulsen‘, ebenda aber auch ‚buttern‘ und ‚(in Etwas) herummanschen‘; dazu *gübüllöfa* und kurzweg *gübüllő*, ‚Trampe‘. Ebenfalls bei den Széklern kommt *göbödni* im Sinne von ‚pulsen‘ vor, und dann (und zwar schon vor zweihundert Jahren; s. M. Nyelvt. Sz.) im übertragenen ‚schlagen‘, ‚prügeln‘ (mit einem Stock u. s. w., aber auch mit der Faust). Diese beiden Verben sind abgeleitet von *gübü*, *gübő*, *gübe*, *göbő*, *göbe*, ‚Vertiefung auf dem Grunde des Flussbettes‘, ‚Wassergrube‘, sie besagen eigentlich soviel als ‚in dem *gübü* Etwas thun‘ (vgl. *meggöbüllte a göbét*, ‚er durchpulste das Wassertief‘). Das ist aber, da die Denominativen auf *-l* besonders häufig von dem Namen eines Werkzeugs abgeleitet sind, dann als ‚mit dem *gübü* thätig sein‘ gefasst worden, und so hat sich ein mit dem anteverbalen Substantiv gleichlautendes postverbales, *gübü*, *gübü*, *göbü* im Sinne von ‚Trampe‘ entwickelt, auch in der Zusammensetzung *gübüfa*, *gübürúd* (obwohl hier *gübü* auch in der erstern Bedeutung denkbar ist), immer im äussersten Südosten. Szinnyei J., von mir befragt, gab mir diese Erklärung; inzwischen war ich, besonders durch das Vorbild von *bulla* { *bullare* = **bulliare* { **bulla* = **bullia* (s. oben S. 128) selbst darauf geführt worden. Munkácsi (a. a. O. S. 73) hingegen findet in *gübü* das (konda-)wogulische *kömp*-wieder: ‚den Fisch mit der Stange ins Netz oder eine andere Fangvorrichtung treiben‘, ‚dem zufolge *gübü* schon eine Partizipialbildung sein würde‘. Wie *gübülni* auch ‚buttern‘ bedeutet, so *gübü* auch ‚Butterstämpfel‘; die Gestalt der Werkzeuge ist ähnlich, und ebenso ihre Hantierung, besonders bei der Eisfischerei; M. Nyelvőr V, 36 wird *gübölni* erklärt: ‚durch die ins Eis gehauenen Löcher mit grossen Stangen das Wasser aufrühren‘, und hinzugesetzt: ‚diese Arbeit gleicht dem Buttern‘ (köpüléshez). Mit *gübülni* hat von Haus aus *köpülni* (*küpülni*, *küpölni*), ‚buttern‘, doch dem M. Nyelvt. Sz. zufolge auch in der weiten Bedeutung ‚mit einem Rührstecken in Etwas rühren‘, Nichts zu thun; es hat die äussere Aehnlichkeit jene Begriffs-

erweiterung gefördert, wie anderseits *göbec*, ,Wassertief', ,Lache' durch Annäherung an *köpü*, ,Butterfass' (auch ,Waschfass' M. Nyelvt. Sz.) zu *köpec* (Kronst. K.) geworden zu sein scheint.

3. *bufolni* wird am Plattensee das Pulsen bei der Eisfischerei genannt, nach dem Geräusch welches das Hineinschlagen der in diesem Falle etwas anders gestalteten Trampe (s. oben S. 95) hervorruft; *puf!* ist Interjektion, *pufolni*, *bufolni*, *bufogni* entspricht unserem *puffen*. Die Uebereinstimmung mit dem franz. *bouffer* (s. oben S. 127) beruht also auf einer gemeinsamen natürlichen Ursache, ist keine geschichtliche. Die Trampe heisst danach zu Tihany am Plattensee *bufoló* oder (mit Volksetymologie, wie Szinnyei im M. Tájsz. bemerkt) *búfonó* (so schreibt Herman im Fischereibuch, aber im magy. Katalog der ,Urbeschäftigungen' S. 120ª *buffanó*, zu Keszthely). Dafür wird zu Kenese, im Veszprémer Komitat, *buffogató* gesagt, vielleicht nicht mit Beschränkung auf die Eisfischerei.

4. *bugyka, bugyfa*, ,Trampe'. Davon abgeleitet: *bugykázni* (*butykázni*), *butykászni*, ,pulsen', wozu wiederum *bugykázó* (*butykázó*), *butykászó* mit und ohne *rúd*, ,Trampe' (dem Laut nach sollte unmittelbar vor *k* und *f* nicht *gy*, sondern nur *ty* geschrieben werden). Im M. Tájsz. wird *butykázni*, *butykászni* selbst im Sinne von ,pulsen' nicht verzeichnet, sondern in dem von ,herumwühlen' (z. B. im Essen); ebenso *butykálni*, von dem es sich frägt ob es auf *bugyka* zurückgeht. Wenn wir dem Ursprung dieses letztern Wortes nachforschen, so finden wir dass es (so oder *butyka* geschrieben) auch soviel ist wie ,dicker Krug mit engem Halse' (vgl. alb. *bote*, dass.); das Gemeinsame beider Dinge kann nicht in ihrer Gestalt liegen, sondern nur in dem Geräusch welches die Trampe im Wasser erzeugt und welches bei der Ausgiessung des Wassers aus einem enghalsigen Krug entsteht. *Bugyka* ist gleichsam das ,Gurgelding', von dem Naturlaut *bugy* oder *buggy*, welcher unverändert als Substantiv *buggy*, ,Wasserblase' fortlebt (mit Verdoppelung *buborék*, mundartl. *bugyborék*, wie slow. *brbuljek*, span. *burbuja* u. s. w.). Ein primitives Verb *bugyni** ist nicht nachgewiesen, wohl aber haben wir das momentane *buggyanni*, ,plötzlich herausströmen' und *bugyogni*, ,sprudeln' (wie *cseppenni* und *csepegni*, ,tröpfeln' von *csep*, ,Tropfen', *roppanni* und *ropogni*, ,krachen' von *ropp!*, ,knacks!' u. s. w.). *Bugyka*, ,Trampe' zu *bugy* würde sich in

begrifflicher Hinsicht ganz so verhalten wie franz. *bouille* zu lat. *bulla*. In formeller Hinsicht aber bereitet es mir Schwierigkeit; *-ka* ist eine Deminutivendung, und an die kann hier nicht gedacht werden, *bugy-* ist hier verbal (ebenso in *bugyfa*). Nun haben wir als Synonym von *bugyka*, ‚dicker Krug mit engem Halse‘: *bugyoga*. Dessen *-a* ist, wie mich Szinnyei belehrt, eine Kürzung des partizipialen *-ó*: *bugyogó* (‚Sprudelndes‘), dass. Die Synkope des *o* hat Nichts auf sich; aber wie ist aus *-gy'g-* *-gyk-* (d. i. *-tyk-*) geworden? Dieselbe Erscheinung tritt uns entgegen in *bugyogós*, *butykós*, ‚Krug mit engem Halse‘. Ich erblicke nur einen Weg der Erklärung, nämlich die Annahme dass neben *bugy* von vornherein **buty* gestanden hat, so dass *butyogós*, wie mundartlich vorkommt, dem *butykós* unmittelbar voraufgegangen wäre. *G* wäre durch vorwärtswirkende Assimilation zu *k* geworden, wie, Szinnyei zufolge, in *csacska, locska* } **csacsoga*, **locsoga* } *csacsogó, locsogó*. Was **buty*, ‚Wasserblase‘ anlangt, so liegt es vielleicht, von dem zweifelhaften *butyok*, ‚Blattblase‘ bei Ballagi abgesehen, dem Worte *bütyök* (*bütykő, butykó*), ‚Knorren‘ ‚Knoten‘ (Auswuchs) zu Grunde; hat doch auch rom. **bulla* diese Bedeutungen entwickelt. Das *butty-* von *buttyogató* könnte sich, trotz der Varianten *futty-*, *kutty-*, *puttyogató*, hierher schicken, falls es nur das Hineinplumpsen des Frosches, und nicht seine Stimme nachahmen soll; jedenfalls verdient bemerkt zu werden dass die zum *buttyogató* gehörige Doppelangel *buttykahorog* (zu Baja in Südungarn) heisst, was man auch als ‚Trampeangel‘ verstehen könnte. Wenn wir uns dazu entschliessen für *bugyka*, ‚Trampe‘ ausserhalb des magyarischen Bodens eine Erklärung zu suchen, so könnte uns zunächst der Gedanke kommen ob nicht auch in diesem Worte eine Spur des Romanenthums steckt. *Butykálni*, das doch wohl dieselben Bedeutungen mit *butykázni* hat und gehabt hat, entspricht durchaus dem oben (S. 136) erörterten *bucicare*; *butyka*, ‚Trampe‘ könnte daraus abgezogen sein und sich mit Sprösslingen von *bugy* nur begegnet haben. Indessen bin ich weit mehr geneigt der Meinung Jankós beizupflichten dass *butyka* das russ. *ботка* sei, welches neben *боталo* im Sinne von ‚Trampe‘ gebraucht wird, wie er mir aus L. Sabanêew Рыбы Россія I, 355. II, 121 und der Inhaltsangabe für die Abbildungen zum VII. Bd. der Изслѣдованія nachweist. Nur setze ich die

Palatalisierung des *t* auf Rechnung jener andern Wörter denen ich oben onomatopoetisehen Ursprung zuerkannt habe.

5. *Botló*, ‚Trampe‘ und davon abgeleitet *botlólni, botlózni*, ‚pulsen‘ sind im Norden Ungarns gebräuchlich, und zwar wie es scheint in einem verhältnissmässig eng umschriebenen Gebiet, nämlich an der Eipel, der Bódva, der Hernád, also in der Nähe der Slowaken; nur wird *botlóhdló*, ‚Pulsnetz‘ aus dem Südwesten (Kopácsi) angeführt. *Botló* stellt sich als ein Partizip dar von *botolni*, welches bei Ballagi mit der Bed. ‚pulsen‘ neben der: ‚prügeln‘ (vgl. oben S. 153 *göbödni*) verzeichnet ist; es würde also der Name des Werkzeugs aus dem der Thätigkeit abgeleitet sein, wie das bei *turbokló, gübülő* der Fall ist. Nur dass aus *botló* sich eine neue Bezeichnung der Thätigkeit und *botolni* selbst erst aus einer Bezeichnung des Werkzeugs: *bot*, ‚Stock‘, ‚Stab‘ entwickelt hätte. Diese Reihe: *bot, botolni, botló, botlólni*, in der sich das erste und das dritte Wort einerseits, anderseits das zweite und vierte begrifflich decken, ist immerhin befremdlich genug dass wir sie nicht ohne Weiteres annehmen dürfen. Wir werden fragen ob denn nicht bloss die beiden letzten Formen ursprüngliche Fischerausdrücke sind, die nicht auf *bot* zurückgehen würden; wenn *botolni*, ‚pulsen‘ wirklich vorkommt, so würde es auf einer leicht möglichen Verwechslung von *botolni*, ‚mit dem Stock schlagen‘ mit *botlólni*, ‚pulsen‘ beruhen. Eine solche Vermuthung wird dadurch bestätigt dass von *botló* die Mundarten Nebenformen aufweisen, die sich mit der Herleitung aus *bot* nicht vereinigen lassen.

a) Zunächst kommt *bútolófa*, ‚Trampe‘ an der Eipel selbst vor.

b) Dafür mit rein lautlicher Veränderung *bukló*, ‚Eistrampe‘ an der Südseite des Plattensees (dazu *buklólék*, ‚Trampenwuhne‘ zu Keszthely).

c) In der Gegend von Boglár, ebenfalls am Südufer des Plattensees heisst eine lange unten (damit sie nicht in den Schlamm eindringe) mit einem hölzernen Huf versehene Stange welche dazu dient den Kahn im Schilf fortzustossen, *bukáló*; im Göcsej (Zalaer Komitat), also nicht sehr weit vom Plattensee, bedeutet *bukákolni* ‚pulsen‘ und zwar ‚mit einer am Ende einer Stange angebrachten kreisförmigen Holzplatte‘. Hier ist die Einwirkung von *bugyka* deutlich erkennbar (Ballagi hat

bukázni = *bugykázni*). Merkwürdigerweise wird im Göcsej auch *bukálóháló* für *borító*, ‚Sturznetz' gesagt; vielleicht weil damit der Grund berührt und etwas aufgewühlt wird, denn die Trampe hat hierbei keine Verwendung.

d) In *bukló* konnte mundartlich *l* zu *r* werden; so haben wir *bukrozó* an der Eipel für ‚Pulsnetz', welches im Centrum (Szolnok) *bukorszák*, im Westen (Raab) *bokorszák*, und im Nordosten (Bodrogköz) *bokorháló* heisst, also geradezu ‚Buschnetz'. He. S. 774[a] erklärt dieses *bokorháló* als ‚ein an einer Stange befestigtes Netz mit halbkreisförmiger Oeffnung, welches gegen das Wasser, in Bächen besonders an buschigen Stellen (bokros helyeken) eingestellt wird und in welches die Fische mit Trampen hineingejagt werden' (s. oben S. 114).

Diese Vielgestaltigkeit des Stammes macht fremde Herkunft des Wortes sehr wahrscheinlich, und wenn wir Umschau halten, so tritt uns im russ. *бóтало* oder *ботáло*, ‚Trampe' das Grundwort für magy. *botló*, *bútoló-* unverkennbar entgegen. Dieses Wort welches daneben die Bedd. ‚Rührstange der Gerber' (wie franz. *bouloir*) und ‚hölzerne Kuhglocke' hat, ist abgeleitet von *ботать*, ‚pulsen' (bei Pawlowsky ist als davon getrennte Bed. ‚das Wasser trüben' verzeichnet, und ausserdem 1. ‚baumeln', 2. ‚trampeln', 3. ‚im Schmutze waten', 4. ‚Butter schlagen', 6. ‚klirren'); dazu *боталъщикъ*, ‚pulsender Fischer'. Wohl aus dem Russischen stammt wotjak. *botan*, ‚Trampe', *botal-*, ‚pulsen' Munkácsi A votj. ny. sz. S. 627. Zu *ботать* gehört selbstverständlich auch *ботъ*, ‚Trampe' (bei Booch-Frey-Messer noch mit den Bedd.: ‚Plätschern im Wasser' und ‚Butterfass', bei Pawlowsky nicht, wohl aber ist hier besonders gestellt: ‚ein Werkzeug zum Lärmmachen beim Fischen auf dem Peipussee'). Schwierig ist es das Verhältniss von russ. *болтъ* zu *ботъ* zu bestimmen; jenem wird bei Booch u. K. und Pawlowsky die Bed. ‚Schall-, Schlagstock (bei den Fischern auf dem Peipussee)' beigelegt, von Dahl aber, mit Ausschluss jedes Zweifels, die Bed. ‚Trampe' (Gouv. Kursk) = *болтень* (allg.) neben andern Bedd., wie ‚Rührholz', ‚Maurerkelle'. Er gibt auch *болтовня* (Gouv. Pleskau), ‚Trampe'. Zu diesen Substantiven gehört das Verb *болтать*, ‚schütteln', ‚quirlen', ‚schlenkern'. Die erweiterte Form *болтыхать* hat ausserdem die Bed. ‚mit Geräusch ins Wasser plumpen lassen' (*болтыхъ!*, ‚plumps!' daher wohl wotjak. *bultik*, ‚Geräusch

des ins Wasser fallenden Gegenstandes‘ Munkácsi S. 635) sodass es sich mit *болтъ* vielleicht ähnlich verhält wie mit magy. *buffogató*, *buttyogató*. Ich glaube dass dieses *болтъ* mit dem gleichlautenden *болтъ*, ‚Bolzen‘ in keinem Zusammenhang steht. Zu *ботъ* gehört das schon (S. 155) erwähnte *ботка*. Das Kleinrussische gewährt: *бовт* (*бовтун* oben S. 95; *бовтач*), ‚Trampe‘ und *бовта̣ти*, ‚pulsen‘, und für jenes nach Sabanêew a. a. O. II, 107 *ботва*, nach dem Вѣстникъ X, 389 *ботвъ*, nach den Изслѣдованія VIII, 262 *ботвня*. Es könnte wohl irgendwo *bot-* durch *bowt-* aus *bolt-* entstanden sein; jedenfalls würde es sich mit dem seinen Ursprung nach noch räthselhaften *bot-*, *bat-*, ‚Stock‘ berührt oder vermischt haben.

Es scheint nun dass die Magyaren den einen wahrscheinlich auch den Russen entnommenen Ausdruck für ‚Trampe‘, ‚pulsen‘ an die Serben (i. w. S.) weiter gegeben haben; mit diesen Bedeutungen wenigstens treten *bućkalo*, *bućkati* in den Wörterbüchern auf (Filipović, Popović: ‚Plumpstock‘, ‚Plumpkeule‘ — ‚plumpen [ins Wasser]‘, ‚plumpen‘), und es lässt sich nicht läugnen dass sie auch in formeller Beziehung mit magy. *bugyka*, *bugykázni* übereinstimmen, von denen sie Daničić ableitet. Aber Daničić scheint eine etwas verschiedene Bedeutung anzusetzen: ‚*bȕćkalo*, m. drvo kojim ribari bućkaju po vodi te mame somove na udicu, pertica piscibus excitandis‘ — das wird also nicht die ‚Trampe‘ sein, sondern der ‚Quackstock‘, der *buttyogató*, mit dem die Welse gelockt werden; ‚*bȕćkati*, *bȕćkām*, impf. lupati po vodi, crepitum dare‘ — das würde *buttyogatni* sein, wenngleich das aus Vuks Wörterbuch angeführte Beispiel: ‚šta bućkaš po toj vodi?‘ eher an ‚pulsen‘ denken lässt. Popović hat *bućkalo* noch in dem Sinne ‚Angler‘, und dazu *bućkalica*, ‚eine Art Angel‘; das würde auch sehr gut zu magy. *buttykahorog*, ‚Doppelangel beim Welsfang‘ passen. Und wie dieses für **buttyogatóhorog* steht, also im Magyarischen eine Verwechselung von *buttyogat-* mit dem auch lautlich so ähnlichen *butyka* eingetreten ist, so würde diese sich im Serbischen fortgesetzt haben. Haben nun aber die beiden serbischen Wörter wirklich ausser der einen noch die andere Bedeutung, so ist das schon auf Grund der angegebenen Thatsachen sehr begreiflich, und wird es dadurch noch mehr dass uns im Serbischen ein zweiter Ausdruck für ‚Trampe‘, ‚pulsen‘ begegnet, welcher

dem eben besprochenen sehr ähnlich ist, nämlich *bûc* (bei Filipović, nicht bei Popović), *bucati* (bei Filipović und Popović in andern Bedd.). Das erstere Wort, *bûc*, erklärt Daničić als: ‚drvo kojim ribari udaraju po vodi da se riba plaši i bježi u mrežu' und als ‚ribarsko oruđe, clava piscatoria ad pisces exagitandos' und belegt es aus den Wörterbüchern von della Bella und Stulić, sodann auch im Sinne der Fischjagd mit diesem Geräth (so nach Zore a. a. O. S. 364 *poći na buc* in Lagosta gebräuchlich = *bucati* zu Ragusavecchia, Makarska, auf Lissa und Lesina) — *búcati* als: ‚drvetom koje se zove *buc* i *pobuk* udarati po vodi loveći ribu, kao buku činiti udarajući, clava piscatoria aquam exagitare.' Von *bucati* ist abgeleitet *búcalo*, nach Daničić: ‚drveno zvono navrnuto na palica kojim se plaše gavuni kad se love.' Er schreibt dies Zore nach, welcher aber offenbar ‚to izdubljeno sredstvo', dieses ausgehöhlte Werkzeug, das zu Ragusavecchia *bucalo*, auf Lagosta *bucio* genannt werde, nicht auf die Glocke allein, sondern auch auf den Stock bezieht; es ist *bucalo* eine besonders gestaltete Trampe (s. oben S. 96). Filipović hat (neben *bûc*, *bućkalo*) auch *buckalo*, ‚Trampe'. Popović verzeichnet *bucalo*, ‚Butterstämpfel'; Daničić gibt diesem Worte, das er von dem für ‚Trampe' durch die Betonung scheidet, *bŭcalo*, die Bedeutung ‚Butterfass'. Dieselbe hat bei ihm *bûčka*; Popović hat *bučka* und *bućka*, ‚Butterrolle, (*bučkati*, ‚buttern'), Filipović nur *bućka*, aber im Sinne von ‚Buttereimer' und ‚Butterstämpfel'. Meines Vermuthens hängen alle diese Formen miteinander zusammen; wie, das vermesse ich mich nicht im Einzelnen zu ergründen. Ich nehme für sie einen onomatopoetischen Boden an, der ja durch die serb. Interjektion *buć!*, *buč!*, ‚plumps!', ‚pumps!' deutlich markiert wird; auf ihm würden heimische Bildungen erwachsen, auf ihn fremde verpflanzt worden sein. Wenn man zu Makarska, auf Lissa und Lesina jene Trampe, die anderswo *bucalo*, *bucio* heisst, *pobuk* nennt, so ist an den Verben *bukati*, *bučati*, *bučiti*, *bucati* der Weg deutlich auf dem ein solches Wort allgemeinerer Bedeutung (Filipović übersetzt es mit ‚Geräusch', ‚Lärm', ‚Getös', ‚Rasseln', ‚Klirren') in jenen engern Kreis gezogen worden ist. Dass die Serben, die doch schon längst nicht nur an fliessenden Wässern, sondern auch am Meere sassen, den Magyaren die Trampe selbst entlehnt hätten, ist höchst un-

wahrscheinlich; wohl aber scheint die Anlockung des Welses mit dem Quackstock von den Uralaltaïern auf die Slawen übergegangen zu sein, besonders da der Wels vom Osten nach dem Westen Europas hin abnimmt, in dem Kaspischen See ungemein häufig ist, jedoch in Italien, Frankreich, Spanien, Grossbritannien nicht vorkommt. Hingegen haben die Serben, zunächst die Dalmaziens, von den Italienern in Dingen der Fischerei ungemein viel gelernt und daher hier auch viele italienische Wörter aufgenommen, selbst solche wie ***bulicare***: ‚to glavatati u kraju zovu ***buligati, buligaju cipoli***' (Zore a. a. O. S. 361). Man könnte demnach in dem ***bućkati*** ebenso wie im magy. ***butykázni*** ein italienisches ***bucicare***, ‚*pulsen' (s. oben S. 136) erblicken wollen; aber die andere Ansicht hat doch mehr für sich. Mit wie gutem Grunde ‚Butterstämpfel' und ‚Trampe' durch dasselbe Wort bezeichnet werden, ist schon gesagt worden; wenn nun aber ***bucalo*** und ***bučka*** die Begriffsentwickelung ‚Trampe' { ‚Butterstämpfel' { ‚Butterfass' aufweisen, so half bei dem zweiten Schritt ein ähnliches oder gleiches Wort für ‚Fass' oder ‚Fässchen' mit (slow. ***buč***, magy. Mdd. ***bocska, bucska***). Von den Slawen aber haben gewiss die italienischen Fischer in den dalmatischen und istrischen Gewässern ihr Wort für ‚Trampe': ***bódolo*** erhalten (s. oben S. 96); freilich russ. ***bótalo*** liegt zu fern, auch selbst magy. ***botló***, am Wahrscheinlichsten ist Herkunft von serb. ***bodva***, ‚Fischgabel', indem ja dieses Werkzeug manchmal als ‚Trampe' benutzt wird — ob gerade in Dalmazien und ob es dort überhaupt einzackige Fischgabeln gibt, weiss ich allerdings nicht; ***bodar, bodač***, monten. Bezeichnungen gewisser Fischnetze liessen sich vielleicht darauf beziehen. Einen Zusammenhang mit serb. ***boduo*** (Gen. ***-ula***), ‚Bewohner der dalmatischen Inseln', ven. ***bódolo***, früher ‚Fusssoldat von der jenseitigen Küste' (wovon natürlich wieder ven. ***bódolo***, ‚kleine dicke Person' zu trennen ist) vermöchte ich nicht darzulegen.

Die sonstigen slawischen Ausdrücke für ‚Trampe', wie russ. *хлопуша* zu *хлопать*, ‚klatschen', ‚schlagen' (vielleicht aber ist, trotz der ausführlichen Angabe bei Pawlowsky Deutsch-russ. Wb.[3] S. 521[a], hierunter der Welslocker zu verstehen), *шмага* (am Peipussee, Sabanêew a. a. O. II, 107), kleinruss. *брёхало* (von *брохати* = *бовтати*) und *хоркало*, tschech. ***tlouk***, auch ‚Butterstämpfel', slow. ***štǫkalnik***, auch ‚eine mit Eisen beschlagene

Stange mit welcher man das Schweinefutter zerstösst,' u. a. geben mir keinen Anlass zu weiterer Besprechung. Von den rumänischen Ausdrücken für ,Trampe', die eher an dieser Stelle als mit den übrigen romanischen zusammen erwähnt zu werden verdienen, sind die meisten allgemeiner Natur, wie *prăjînă* oder *botă de turburat apa* oder *de stîrnit peştele*; daneben aber kommt, wie mich J. Sbiera belehrt, an einigen Orten der Bukowina *ştĭulbíc* (dies Wort hat L. Şaineanu Dicţ. rom.-germ. mit der Bed. ,Fischerstange') und dazu das Verb *ştĭulbica*, ,pulsen' vor, welche er auf *ştĭobîlc!*, ,plumps!' bezieht (vgl. *plumpen*, *boumba* u. s. w., bes. oben S. 159). Anderswo werde auch *colotel* und *coloti*, eig. ,Vertreiber' und ,vertreiben' in diesem Sinne, mit oder ohne Hinzufügung von *peştele* gesagt. Noch allgemeinerer Bedeutung sind die Verben *coteli*, *răscoli*, *scormoni*, *scotoci*.

Im Deutschen gibt es für ,Fische aufstören', abgesehen von Ausdrücken die ihrer allgemeinen Bedeutung noch nicht entkleidet sind, wie eben *stören* (s. Sanders; davon *Störstange*, *steüre stecken* Steinhöwels Decameron, Stuttg. 1860 S. 614, ,der *Störer*, damit man die Fische in Hamen jaget' bei Luther), *stäuben* (so, nach A. Bachmanns Mittheilung, in der Schweiz } mhd. *stöuben*, ,aufscheuchen'; davon *Stäuber*, ,Trampe'), *stöckern* (= *stochern*, z. B. Hugo Bormann Die Fischerei im Walde, Berlin 1892 S. 211) und *strudeln* oder *strütten*, *stritten* (s. Schmeller und Sanders; daher *Strudel*, ,Trampe'), zwei, wovon der eine auf ein lateinisches Verb zurückgeht, nämlich *pulsen*, *pulschen* (fehlen in unsern Wörterbüchern), mhd. *pfulsen*, *phulsen*, schwed. *pulsa*, dän. *pulse* (dies wie es scheint nur bei der Aalfischerei), holl. *polsen*. Schon M. E. Bloch Oeconomische Naturgeschichte der Fische Deutschlands, Erster Theil, Berlin 1782 merkt S. 15 zu dem Worte *pulset* des Textes an: ,vielleicht von dem lat. *pulsare*'. Kluge Grundr. d. germ. Ph.[2] I, 343 verzeichnet das Wort, aber nicht in seinen skandinavischen Formen, unter den frühen Entlehnungen aus dem Latein. Das Wort bedeutet eigentlich ,(ins Wasser) schlagen', und es kann dafür vor Allem an den *pulsus remorum* erinnert werden. Merkwürdig ist es dass die romanischen Sprachen es in entsprechendem Sinne nicht kennen, während z. B. für das identische schweiz. *bülsen*, ,stossen', ,schlagen' auch in der besondern Bed.

,hüsteln', ,anhaltend trocknen Husten haben' (Berner Oberl. u. Luz.) — s. auch *pülsen* bei Grimm — auf südfranz. *poulsa, poussa, poucha,* ,mit Mühe athmen', ,husten' und franz. *poussif,* ,engbrüstig', ,ausser Athem' verwiesen werden kann. Joh. Franck Etym. Woordenb. d. Nederl. t. S. 746[b] sagt, nachdem er die romanische Herleitung von *polsen* erwähnt hat: ,misschien moet men echter een germ. stam *puls* aannemen, vgl. mnl. *pulsen* „water scheppen", dial. *polsteren* „in't water spartelen", oostfri. *pülsken* „polsen", ook dial. *pulsen* „pulken" (schwed. *pulsa* hat auch die Bed. ,im Wasser patschen', ,in tiefem Schnee waten'). Aber diese Wörter gehen ihrer Form wie ihrer Bedeutung nach sicher auf *pulsare* zurück. J. ten Dornkaat Koolman Wb. der ostfries. Spr. II (1882), 771[a] sagt von *pulsken, pülsken*: ,Es ist Dimin. u. Iterat. vom hier ungebräuchlichen *pulsen.*' Nach A. C. Oudemans Bijdrage tot een Middel- en Oudnederl. Wb. V, 674 bedeutet *polsen, polssen* zunächst unser ,pulsen' — ,Aale mit der Aalgabel stechen' (Kilian) — ,auf dem Boden eines Wassers mit einer Pulsstange nach Etwas suchen', dann ,schlagen' (ebend.), ,versuchen' (ebend.), ,plätschern' (ebend.; ,een ware stier, die polste door de baaren' De Brune Wetsteen, 4. ed. 1665) und (so auch *wtpolssen*) ,Wasser wegtragen' (Kil.). Das Werkzeug ist danach benannt: mhd. *pulse* (,myt yren *pulsen*' Weisth.), pomm. *Pulsche* (,der Gebrauch der *Pulsche* ist dabei unstatthaft' Deutsche Fischereizeitung 1882 S. 158[b]), schwed. *puls (-en),* dän. ebenso (doch hier in der engern Bed. ,Aalstange', ,Aalscheibe'), holl. *pols* m. neben *polsstok* (letzteres im ältern Holl. auch ,Aalgabel' Kil.), welche beide sich aber gewöhnlich auf die Rolle der Trampe als ,Springstock' beziehen, mit dem man über die Gräben setzt (*polsen* hat auch die hierzu stimmende Bed.). Im Ostfries. gilt *pulsstok* für den Stock in dieser doppelten Verwendung, während *puls* den Klotz bezeichnet der unten an diesem Stocke befestigt ist (so auch *pols* im ältern Holl. = ,globus conti'; ,de knoop van een schippersboom' Kil.), und ebenso das unten an einer Stange befestigte Stossholz (Klotz oder durchlöchertes Kreuz) in einem Butterfass (Butterstämpfel und Trampe führen zuweilen denselben Namen; s. oben S. 159. 160). Sachs hat im deutsch-franz. Theil *Pulsstock* im Sinne von ,Springstange'. (Das holl. *kloet,* ,Ruderstange', ,Kalkkrücke' hatte früher auch die Bedeutung

von *polsstok.*) Der zweite deutsche Ausdruck ist von dem Geräusch hergenommen welches beim Schlagen im Wasser entsteht (*plump! pump!*), und tritt daher in zwei Hauptvarianten auf: *plumpen, plümpern* (s. Grimms Wb.; vgl. ebend. *plumpeln*, ‚eine Flüssigkeit dumpfschallend bewegen, durcheinander schütteln') und *pumpen* (z. B. Sicherer-Akveld Nederl.-Hoogd. Wb. S. 869[b]; bes. in Ost- und Westpreussen, s. oben S. 124; vgl. südfranz. *boumba* S. 127). Davon das Werkzeug: *Plumpkeule, Plumpstange, Plumpstock, Plümperstange* (*Plümper* ist im Altmärkischen das untere durch ein aufgenageltes Leder breiter gemachte Ende der Plumpstange, Danneil bei Grimm), *Plumper* (Bo. S. 622), *Plumpser* (Herman im deutschen Katalog der Budapester Ausstellung von 1896, ‚Urbeschäftigungen' S. 151[b]) — *Pompe* (s. oben S. 124), *Pumpkeule, -stock* (dies wie *Pumpel, Pümpel* bei Grimm nur = ‚Stössel', ‚Stampfer'). In der ältern Sprache und in Mundarten wird unter *Plumper, Plümper* nicht nur der die Plumpkeule handhabende Fischer verstanden, sondern im Allgemeinen der der die Fischerei pfuscherhaft treibt, und ganz allgemein endlich der den wir mit *Stümper* bezeichnen. *Stümper* und *Plümper* werden gern miteinander verbunden: ‚Petrus war ein *Stümper* und *Plümper*' u. s. w., und ich vermuthe dass sie in der That ursprünglich gleichbedeutend gewesen sind: *Stümper* in diesem Sinne wird nicht so viel sein wie ‚Verstümmelter', sondern wie ‚Einer der grob stösst', ‚stupft' (holl. *stompen*). Auch das Holländische kennt neben *polsen* noch *plompen* und *plonzen* (} franz. *plonger*); von letzterem *plonsstok* (das *plantstock* bei Sicherer-Akveld Hoogd.-Nederl. Wb. S. 1256[c] ist ein Versehen). Der wohl bekannteste deutsche Ausdruck für das Werkzeug, *Trampe* (*ein Tramp* sagt D. G. Schreber in seiner Uebers. von Duh., Leipzig und Königsberg 1773 I, 85 Anm.; irrig verhochdeutsch zu *[Fisch-]trampfe* in dem eben genannten Wb. S. 422[a]) gehört natürlich zum Verb *trampen*, das aber in der entsprechenden besondern Bedeutung meines Wissens nicht vorkommt.

Ueber die Terminologie der alten Griechen und Römer, denen ja die Sache jedenfalls bekannt war, sind wir im Dunkeln. *Κοντός* und *κάμαξ*, welche in ziemlich mannigfacher Verwendung vorkommen, mögen auch ‚Trampe' bedeutet haben; doch darf man sich dafür nicht auf Aelian *Π. ζ.* XII, 43 berufen, wo

offenbar unter κόντωσις, διακόντωσις das Harpunieren verstanden wird und die κοντόι der oben S. 91 angeführten Stellen Oppians dienten doch wohl nur gelegentlich zum Pulsen. Auch neugr. κάμαξ, καμάκι wird mit der Bed. ‚Trampe' verzeichnet; ‚pulsen' wird im Neugr. durch θολῶ (θολόνω, θολαίνω), ἀνακυκῶ τὸ ὕδωρ (Legrand) ausgedrückt. Dem Römer standen für ‚Trampe' viele Ausdrücke zu Gebote, so das entlehnte *contus*, *longurius*, *pertica*, *sudis*, auch *trudis*, doch vermag ich sie in diesem Sinne nur aus Neulateinern zu belegen. Ich setze, auch als Nachtrag zum sachlichen Theil meiner Abhandlung, einige Verse aus dem zweiten Buche der Trasimenide des Matteo dall' Isola (erste Hälfte des 16. Jhs.) her, welche von R. Marchesi mit italienischer Uebersetzung Perugia 1846 neu herausgegeben worden ist:

(S. 47) *pulsantes* aequora summa
Rastris, compellunt squamosam ad retia gentem
Piscantes laeti
(a sommo l' acqua
Percuotono co' rami e gridan alto,
Cacciar volendo la squamosa schiera
Lungo le reti).

(S. 49) Hic piscator agit telis ad retia pisces;
Hic pedibus manibusque petit, tum verberat aequor:
Hic quoque saxa pluunt in morem grandinis acta
(Qual con aste battendo eccita i pesci
Che lungo il lito alfin nell' ampia ragna
Incappano: e per tutta la lacuna
Cotal di piè, di mani un romor s'ode,
Un fragor rotto di scagliati sassi).

(S. 31) Adde *sudes* longas: puros quoque ponite *contos*
(Aggiugni aste uncinute, e senza ferro
Pertiche).

Dieses bei der Aufzählung der Fischergeräthschaften; und der Dichter selbst merkt dazu an: ‚(11.) . . . *Sudes*; longas designat perticas, in quarum extremis ferrei unci commissi sunt. His maiusculi rami, ex quibus compactus est torus, primum subtrahuntur. Sudes huiusmodi nostrates piscatores *hastas* vocant; *contos* vero puros, hoc est sine ferro, *perticas* dicunt' (S. 132). Von *contus*, ‚Ruderstange' zum Abstossen des Bootes und zur

Ergründung der Tiefe ist, wie schon die Alten erkannten, *percontari*, ‚(Etwas) erforschen', ‚(Jem.) ausfragen' abgeleitet (s. O. Keller Lat. Volksetym. S. 108. Fr. Stolz Hist. Gr. d. lat. Spr. S. 641). Einen ganz ähnlichen Ursprung hat franz. *sonder*, ital. *scandagliare*, nur dass es sich nicht um eine Stange, sondern um ein Senkblei handelt, sowie holl. *polsen*, nur dass es sich darum handelt mit der Stange nicht die Tiefe des Wassers zu ermitteln, sondern es behufs des Fischfangs aufzurühren. Kilian sagt: ‚*polssen in't water*, quatere aquas, turbare, movere, tentare, contari, scrutari fundum sive limum conto'; die heutigen Wörterbücher unterscheiden *polsen*, ‚(Jem.) ausfragen', ‚ausforschen' von *polsen*, ‚pulsen', indem sie es offenbar auf *pols*, ‚Puls' zurückführen = *(iem.) den pols voelen*. Dieses *polsen* lässt sich anderseits mit unserem ‚auf den Busch klopfen' vergleichen; Vogelsteller und Fischer gingen in ähnlicher Weise vor.

Auf die Namen für das Pulsen oder für die Trampe gehen die Namen für manche Netze zurück; ich habe diese aber für sich stellen wollen, nicht nur weil grossentheils das Pulsen bei der Namengebung hinter andern Kennzeichen zurücktritt und zwar da wo es etwas Beiläufiges und Beliebiges ist, zurücktreten muss, sondern vor Allem weil Namen eines solchen Ursprungs vielfach auf Netze übertragen worden sind bei denen das Pulsen überhaupt nicht stattfindet. Und gerade einer von diesen Namen besitzt für meine Untersuchung eine besondere Wichtigkeit. Es bestehen zunächst zusammengesetzte Ausdrücke, in welchen das generelle Wort für ‚Netz' enthalten ist, so engl. *poke-net* (wenn nicht etwa hier *poke* den Sinn von *bag* hat), russ. *боталъная дѣль*, *ботальныя мережи*, ‚doppeltes Fischernetz' (Pawlowsky Russisch-deutsches Wb.[3] S. 76[b]), *ботальный переметъ* (Изслѣдованія VII, 22), südruss. *ботвильная сѣть* (ebend. VIII, 262), magy. *turbukháló*, finn. *tarpo-nuotta* u. a. von denen oben die Rede gewesen ist. Im Deutschen wird *Jag(e)netz* sowohl von Stellnetzen wie von Zugnetzen gesagt; nach Bo. S. 616 ‚unterscheiden sich die Jagenetze dadurch von den Stellnetzen, dass die Fische durch Schlagen ins Wasser oder durch Treibstangen in das Netz gejagt werden, während man es ihnen bei den Stellnetzen überlässt, sich zu fangen'. Nicht zu verwechseln damit ist das Treibnetz, welches so genannt wird weil es mit der Strömung treibt. Das ostfriesische und

das masurische *Jagenetz* gehören zu den Zugnetzen (ebenda S. 626). Ein, wie es scheint, veraltetes Wort derselben Bedeutung ist *Staub(e)netz*, von *stäuben* (= *stöbern*; s. oben S. 161); so heisst es in der Fischerordnung von Allendorf (an der Werra) vom Jahre 1669: ‚Item es soll kein Fischer befugt seyn am Tage in unszerm Wasser *Staubenetze* zu setzen mit dem Jagen', und ebenda ist weiter von *Grotelitzen* oder *Staubenetzen* die Rede (G. Landau Die Geschichte der Fischerei in beiden Hessen in der Ztschr. d. V. f. hess. Gesch. 10. Suppl., Kassel 1865 S. 51. 53; vgl. S. 30f.). Man beachte ferner *Klopfgarn* oben S. 119. So dän. *pulsnet*, *pulsvod*, holl. *polszak*, auch *jaagnet*, *jachtnet* (wie *jaagstok* = *polsstok*). Dem *Jagenetz* entspricht friaul. *red di chazze*, welches bei T. T. II, I, 552, Tellini a. a. O. S. 78 (T. T. II, I, 30: *rete a corsa* = *trubbia*; vielleicht *borsa* zu lesen?) als Synonym von *red di tratte*, *red armade* angeführt wird, also ein dreiwandiges Zugnetz zu bezeichnen scheint, so auch die *tramaggi* (*trem.*) *di caccia*, im Lago Maggiore 1817 u. 1832 verboten (T. T. II, I, 212. 215). Ferner ist von *rei de* (*da*) *furegar* in den ältern Fischereiverboten von Venedig die Rede (T. T. I, II, 586f.). S. R. V, 179 stellt als achte und letzte Klasse von Netzen auf: ‚las *Redes de batir ó golpear las aguas*, como *Trabuquetes*, *Visgales*, *Betas*, &c.' (vgl. *tirs de batre* in Valencia V, 324), und V, 202 hat er als Kopfwort *red de batedores* mit der Erklärung: ‚Lo mismo que *Batuda*, *Tir*, *Solta de fondo* y otros varios segun el idioma de nuestros pescadores de Levante: pesqueras que solo se executan golpeando las aguas con varales ó con los remos, ó echando piedras al modo que las *Betas* y otras redes de su especie en las de nuestra Septentrion.' Wie mir scheint, ist dies *red de batedores* missverstanden worden wenn in spanisch-deutschen Wörterbüchern *batedores* mit ‚Art Fischnetz' (Booch-Árkossy) und sogar mit ‚Schlagnetz' — in welchem Sinne? — (Tolhausen) übersetzt wird. Vgl. auch *arte de reballar* = *xávega* (oben S. 126). Die einfachen Ausdrücke welche hier in Frage kommen, sind ursprünglich insgesammt zweideutig. Denn wenn man von einem Worte für ‚pulsen' eine Ableitung bildet, und zwar mit einem Suffixe das auf ein Werkzeug hinweist, so wird man dabei zuvörderst an das Werkzeug denken durch welches, und erst in zweiter Reihe an dasjenige gegen welches das Pulsen bewirkt wird.

So kann es kommen dass für ‚Netz' und ‚Trampe' derselbe Name besteht. Auch vermittelst eines in den verschiedenen Sprachen nicht seltenen Abkürzungsverfahrens ist der Gebrauch von ‚Trampe' für ‚Trampennetz' möglich. Ebenso geht ja oft der Name des Fahrzeugs von welchem ein Netz ins Wasser gezogen wird, auf dieses über, so franz. (an der ganzen Westküste) *calup, chaluf, chalut*, norm. *chalus*, woraus man in der Bretagne *charrue* gemacht hat (Duh. I, III, 70^b), anderswo *chalon* } franz. *chaloupe*, (bay.) *galupe*, (guy.) *galup, galupo* (nicht vom holl. *sloep*, das erst spät auftaucht, sondern dies aus dem Franz.; es geht mit südfranz. *calofo, caloufo, chaloufo* u. s. w., ‚grüne Nuss- oder Kastanienschale' [s. oben S. 51] auf griech. κέλυφος, ‚Schale einer Frucht', ‚Eierschale', ‚alter kleiner Kahn' [vgl. franz. *coque, coquille de noix*] zurück), (16. Jhrh.) *chalon*; port. *galeão*, ‚N.' } ‚F.'; südfranz. *lahut, lavut, lut*, ‚N.' (in diesem Sinne auch *lauto*) } ‚F.', in diesem Sinne ital. (ält.) *liuto*, (dalm.) *leuto*; neap. *paranza*, ‚N.' } ‚F.' (T. T. I, I, 399 in der Anm. 1 dazu: ‚Si è veduto anco altrove che si adopera assai indistintamente la medesima voce per le due cose'); südfranz. *tartano*, franz. *tartane*, span. ital. *tartana*, ‚N.' } ‚F.' (vgl. Duh. I, III, 90^a: ‚La pêche qu'on nomme *ganguy pour tartane*, ou simplement *tartane*, parce que les Pêcheurs donnent au filet le nom du bâtiment qu'ils emploient pour cette pêche'). Und ebenso oft, wenn nicht öfter, umgekehrt: ‚Fahrzeug' } ‚Netz', z. B. südfranz. *bèto* F. } span. *beta* N.; ven. *bragagna*, ‚F.' } ‚N.'; südfranz. *eissaugo*, port. *xávega*, ‚F.' } ‚N.'; span. *ganguil*, ‚F.' } ‚N.'; *sardinera*, ‚F.' } ‚N.' (S. R. V, 278); port. *rasca*, ‚F.' } ‚N.'. Schon Duh. II, 3 bemerkt: ‚Cette incertitude dans la nomenclature est telle, qu'en Provence on donne quelquefois le même nom au bateau, au Pêcheur, au filet et au poisson.' Ja, es wird sogar mit dem Namen des Köders beim Makrelen- und Sardinenfang unmittelbar das dabei verwendete Netz benannt: franz. *résure*. Auf diese Weise liesse sich auch ital. *tratta* = *rete da tratta*, ‚Zug' für ‚Zugnetz' oder franz. *jet*, gal. *xeito*, ‚Wurf' für ‚Wurfnetz' oder franz. *traîne*, ‚Schleppen' für ‚Schleppnetz' erklären. Indessen werden wir solche Fälle wohl von den angeführten, immerhin recht eigenartigen, in denen zwei bei einer Hantierung vereinte Konkreta miteinander verwechselt werden, zu trennen haben; denn Nichts ist gewöhnlicher als der Ueber-

tritt von Verbalabstrakten zur konkreten Bedeutung, und besonders bei Postverbalen hat die Analogie so stark gewirkt dass viele die abstrakte Bedeutung überhaupt nie besessen haben. Im Folgenden ordne ich die einfachen Namen der Netze welche für das Pulsen Zeugniss ablegen (vgl. auch russ. *боталъница* [Изслѣдованія VII, 20 f.], serb. *bucavica* und *bodar, bodač* oben S. 160) alphabetisch nach den Stämmen.

* *balar* span., port. *valar*.

Port. *valo*, ,dreiwandiges Netz', dessen sich die Fischer von Caminha (Mündung des Minho) vorzugsweise zum Fange des *robalo* (einer Art Barsch) bedienen; s. B. da S. 213f., der über die Herkunft des Wortes keinen Zweifel lässt (s. oben S. 104). Port. *emballo* ist ein Zugnetz: ,rede de um só panno de arrastar com sacco a reboque de duas embarcações, usadas no norte para a apanha do mexoalho e todas as especies de peixes' (ebend. S. 495[a] im Vokabular; vgl. S. 298); gal. *emballos de boguear* hat den Sinn von *bogueras* (s. oben S. 126), welche nach S. R. III, 2 an verschiedenen Punkten der galicisch-asturischen Küste *emballos de trahiña de barra* heissen (,en el hecho de usarla [la red] se golpean las aguas ó se tiran piedras' ebend. S. 3). Während im Port. *emballo* sowohl ,Pulsen' als ,Pulsnetz' ist, gilt es im Span. nur für das Letztere, das Erstere heisst hier *embalo*. S. R. III, 1 f. sagt: ,La palabra *Emballos* no parece repugnante creer deduzca su origen de semejantes acciones, variada la pronunciacion de *Embalo*, con que se denota el suceso de ellas, pues aquella significa una red ó redes con que se pesca, aplicando para forzar los peces á ser cogidos, los medios insinuados de violencia.' Aber dass beim *emballo* wie bei den ähnlichen Netzen das Pulsen nicht unentbehrlich ist, ergibt sich aus der von S. R. V, 307 mitgetheilten gesetzlichen Vorschrift diese Netze ,naturalmente y sin violentar la pesca' zu gebrauchen. Nach Tolhausen ist *reballa* das Netz mit dem in Katalonien das *reballar* geschieht.

* *battuere*.

Südfranz. *batudo*, ,Treibjagen', ,Treibfischen', ,Stellnetz' von verschiedenen Grössen, im Meer und in den damit verbundenen Salzwasserseen gebraucht, besonders um Makrelen zu fangen; s. Duh. I, II, 108 f. la Bl. S. 83. Ersterer bemerkt gelegentlich der *battudes* von Languedok: ,En certains Cantons,

les Pêcheurs font le tour de leurs filets, en frappant sur le bord du bateau avec un gros bâton, pour effaroucher le poisson, et le faire donner dans le filet' (vgl. ven. *batarelo* oben S. 86). Und gleich darauf von der Fischerei im Salzwassersee von Cette: ,Quand le filet est calé, on se retire à une petite distance; et les Pêcheurs nagent tout autour du filet, frappant sur le bateau avec les avirons, et faisant grand bruit. Alors il nomment cette pêche *Battude Frappante*: et quand ils se retirent sans faire de bruit, ils l'appellent *Battude Dormante*.' Von diesen beiden Ausdrücken ist im Grunde genommen der erstere ein Pleonasmus, der letztere ein Widerspruch in sich. Wäre nicht der Sinn von *batudo* etwas verdunkelt, so wäre auch wohl nicht jene Verderbniss der Form eingetreten welche in den Wörterbüchern und auch schon von Duh. I, III, 89[a]. 108[a] (im Glossar) verzeichnet wird: *bastude*. Azaïs setzt zwar *bastudo* und *batudo* als Synonyme, scheint aber doch jenes als das eigentliche Wort für das Netz, dieses als das für die Handlung zu betrachten. *Batuda* kommt schon in einer languedokischen Urkunde von 1311 vor, unter den verschiedenen ,artes piscandi' welche in den ,stagnis Lunelli et Melgorii' geübt werden; DC., der die ganze Stelle gibt, erklärt das Wort ganz richtig als ,species piscationis, cum pisces scilicet in aqua exagitantur, coguntur que diverberata, seu *batuta*, aqua in unum locum confugere, quo facilius capiantur'. Den Namen *battuta* als den eines Netzes finde ich in Italien nur in der Pr. Bergamo, wo er gleichbedeutend mit *altana* ist, für ein dreiwandiges Netz das bei der Küstenfischerei auf dem See Spinone gebraucht wird (T. T. II, I, 418. 421). Ueber die an der mittelländischen Küste Spaniens übliche *batuda* s. S. R. I, 253—257 (dazu Abbildung Taf. XXXIII). Die Fischer welche auf einer Barke sich in dem Halbkreis befinden den das Netz an der Küste bildet, ,Sucesivamente dán golpes en uno de los toletes de la embarcacion; ó con la palanca golpean en la arena; ó bien con los pies hacen ruido dentro del mismo barco, para que la pesca que está regularmente pastando ó recreándose á orilla de tierra, se espante y huya; y como los peces en tales casos se encaminan siempre ácia la mar, en el propio hecho de huir, tropiezan y se enredan en las redes de que está rodeado aquel trecho que ocuparon' (S. 254 f.). Im Kat. bezeichnet

batuda nicht nur ein dreiwandiges Zugnetz, sondern auch ein Schleppnetz (*red barredera*). *Batidero* heisst nach S. R. V, 368 ein Theil der *xábega* (und zwar der Flügel), wie sie an den Küsten von Murcien und Andalusien üblich ist; es ist wohl eigentlich der Name eines selbständigen Netzes, nach dessen Maschenweite ein Netztheil benannt worden ist, wie ja auch *sardinal* nicht bloss ein eigenes Netz zum Sardinenfang, sondern auch ein entsprechender Theil des *boliche* und des *bou* (S. R. I, 202. 207. 311) ist.

brassa südfranz.

? Südfranz. *brassado*, ein Theil des gleich zu erwähnenden *boulié*, welcher aber nicht den Armen oder Flügeln dieses Netzes, sondern seinem Sacke angehört. Nach Duh. I, II. 148[b] besteht nämlich der Sack aus 6 Stücken *quinze-vingt* mit sechs Linien und 8 Stücken *brassade* mit vier Linien Maschenöffnung. Man mag annehmen dass auch die *brassado*, dem eben angeführten Fall entsprechend, ursprünglich ein selbständiges Netz gewesen ist, gegen das man zu pulsen pflegte; aber ich gebe das nur als Vermuthung, vielleicht ist dieses Wort doch mit dem gleichlautenden = **brachiata* identisch, wenn ich es auch dann nicht zu erklären weiss.

**bul(l)igiare* { sard. *buluzare*.

Südfranz. *boulié*, *bouliech*, *bouliecho*; Mistral gibt als alte Formen *boliet*, *bolietz*, *bolig*, die erste Form ist bei DC. (‚retia de *boliet*' in den alten Statuten der Marseiller Fischer), der auch *bologium* (für **boligium*, wie *buluzare* und wie bearn. *bouluga* für sonst südfranz. *bouliga*) aus der schon erwähnten languedokischen Urkunde von 1311 bietet. Im Französischen wird das Wort *boul-*, seltener *boull-* und *-ier*, *-ière* (Duh. und la Bl.), *-èche*, *-ièche*, *-iche* geschrieben, auch *bouillette* (so Sachs, *bouilliete* Duh.). Trotz mehrfacher Suffixvertauschung bleibt als Grundform **bulligium* erkennbar, das sich hier als Postverbale zu **bulligiare* darstellt, von dem aber dieses selbst hergeleitet ist. Und zwar müssen wir **bulligium* für eine frühe Zeit annehmen, da es sich an *navigium*, *remigium* anlehnt und wohl, in Analogie mit diesen, ein **bulligare* als Nebenform von **bullicare* voraussetzt. Die romanischen Verben S. 129 c) lassen sich zum Theil ebensowohl aus **bulligare* wie aus **bullicare* erklären. Ausführlich handelt über dieses Netz

Duh. I, II, 148—150; es ist ein der *eissaugue* ähnliches Zugnetz mit Sack und Flügeln, dessen Grösse eine verschiedentliche ist; vorher S. 143[a] spricht er von den *trahines* oder *boulieches* von Narbonne als Segenetzen, später S. 151[b] gibt er *boulier* und S. 152[a] *petit bouliech* als Synonyme des unten zu besprechenden *bourgin* an. Im Glossar I, III, 109[b] betont er den Unterschied von *boulieche* = *trahine* und *boullier*, verzeichnet aber als Nebenform von jenem *bouyer* (was doch = *boulier* ist) und von diesem *boulliche, bouléche*. Das Pulsen finde ich bei der Beschreibung des Fischfangs mit diesem Netze nicht erwähnt; aber dass dessen Name daher entnommen ist, das wird auch aus den Zusammenstellungen des folgenden Absatzes ersichtlich. Das span. *boliche* (an manchen Orten *boleche* S. R. I, 291), kat. *bolitx* — *boliche* wird auch das Fahrzeug genannt von dem aus das Netz ins Wasser gelassen wird (ebend. I, 292) — stammt gewiss aus Südfrankreich; daher sind abgeleitet *bolichillo, bolichó*. Davon wird *bolecha, boleches* (a. a. O. S. 275) unterschieden; Labernia hat kat. *bolitxa* (= span. *bolicha*), *boletxes*. Duh. I, II, 149[b]. III, 109[b] spricht von einer grossen Boulierfischerei der Spanier welche *arte real de peschera* oder *boulic de plage* heisse; das Letztere beruht wohl auf einem Missverständniss der kat. Schreibung *bolig* = *bolitx*. Wenn für *boliche* in Alicante *bol* gesagt wird (S. R. I, 260. V, 353), so ist auf Grund einer äussern Aehnlichkeit eine Vermengung mit einem Fischerausdruck ganz andrer Bedeutung und andern Ursprungs (südfranz. kat. *bol* } lat. *bolus*) eingetreten. Endlich sind noch sard. (Porto Torres) *burigiu*, (Alghero) *buzigiu*, (Cagliari) *buligio* oder *boligiu* (Porru schreibt *boliggiu*) auszuführen, nach T. T. I, I, 261. 266. 272. 636 Namen eines der *sciabica* ähnlichen Netzes; vgl. oben S. 129 gallur. *bulighiu*.

bouleja, boulega südfranz.

Südfranz. *boulejoun*, (lang.) *boulejou*, ‚Art Sardinennetz', welches von zwei Nachen gezogen wird. Besonders zu Cette gebräuchlich und dem gleich zu nennenden *bourgin* ähnlich: ‚Le Bregin de Cette, est un Sardinal, nommé *Boulejou*' (Duh. I, II, 152[a]). Für dieses Netz von Cette hat Duh. I, III, 95[a]. 109[b] (Gloss.) die andere Namensform *bouligou*, und in den französischen Wörterbüchern wird noch *bouligon* neben *boulejon* (*bouléjon* Dict. gén.) angeführt. In der That sollten wir in

Cette und im Languedok überhaupt *-g-* erwarten da hier *boulega* das Verb lautet, von welchem Azaïs *boulejou* richtig herleitet (Mistral weist auf *bouliech*); aber wenn er *bouleja* für die Provence verzeichnet, so bietet Mistral zunächst auch für diese *boulega* und nur für das Velay und den Dauphiné, die aber hierbei gar nicht in Betracht kommen, *bouleja*. Im Suppl. jedoch hat er *bouleja* mit der doppelten Bedeutung: ‚faire des *bòu* (coups de filet), pêcher au *boulié*' (unter *boulega* u. s. w. steht: ‚pêcher avec la *batudo*, la *risolo* ou autres filets du même genre'), was die Wortform an die Meeresküste versetzt. Beiläufig sei erwähnt dass Pyat unter ‚pêcher' *bouleja* falsch übersetzt (‚avec le *bol*') und falsch schreibt (statt *boulefa*) = ‚mit Fackeln fischen'. Von *boulega* nun haben wir die ganz gleiche Ableitung wie von *bouleja*, aber mit der Bed. ‚unruhige Person' (ital. *frugolo*) : *boulegoun*, (lang.) *boulegou* und sogar dauph. mit *-g-*: *bouligou*. Sollte sich das Wort in der Bed. ‚Netz', unter dem Einfluss irgend eines andern Wortes (etwa von *bóuja*, ‚être bouffant', ‚paraître enflée, en parlant d'une poche trop pleine'?) abgeändert haben? — Von *boulega* oder vielmehr von **bullicare* gibt es ausserdem ein weibliches Postverbale, das ich aber nur in einigen mehr oder weniger entstellten Formen Ostitaliens nachweisen kann. Zu Venedig bedeutet, nach Boerio, *vólega, ólega,* (alt) *voéga* oder *vuoéga* einen kleinen Hamen mit ovaler Oeffnung, um Fische aus Fischbehältern oder ‚lavorieri' herauszunehmen, auch ein ganz ähnliches sonst *cerchielo* oder *schirelo* genanntes Vogelnetz (um damit im Frühjahr die männlichen Wachteln zu bedecken und zu fangen). A. P. Ninni Modelli degli arnesi usati dai pescatori della laguna di Venezia, V. 1881 S. 29 nennt unter den verschiedenen Arten von *volega* auch den ‚*volegòn* o *volega* da gambari, grande vangajola' u. s. w., derselbe Giunti e correzioni al Diz. del dial. ven., V. 1890 I, 118f. unterscheidet *vòlega da tognarioi*, ‚Hamen um die geangelten starken Fische herauszunehmen,' und *vòlega da cape e da pesce mato*, ‚kleiner Hamen um im Winter die Herzmuscheln und todte oder halbstarre Fische zu fangen'; ausserdem *voleghèta da pesce novelo* und *voleghèta per spiumar il pesce novelo.* T. T. I, II, 471 verzeichnet für hier die *volega, olega* oder *rascheta di legno* unter den Geräthen mit denen der Krebsfang betrieben wird;

und beschreibt sie als Scheerenhamen, der langsam über den mit Algen bewachsenen Grund dahingeschoben wird. Als Netznamen gibt mir A. Ive aus Istrien: (Pola) *vólega,* (Pirano) *(v)ódega,* (Fasana) *vúliga,* (Rovigno) *úliga, vúlaga.* Marchesetti a. a. O. führt S. 73 *volega* als Hamen (Käscher) an, *odega* (zu Rovigno *zel*) als Hebenetz, und S. 63 für Dalmazien *voiga* als Stellnetz (= *sardellera*). Die *ovoga* und die etwas kleinere *(o)voghetta* der Valli di Comacchio gleichen der Beschreibung von T. T. I, II, 199f. zufolge in Gestalt und Gebrauch der *volega* und *volegheta* von Venedig. Das ebendaselbst übliche *bollega, borga* oder *borgasso* (a. a. O. S. 201), welches einen an einem Pfahl im fliessenden Wasser befestigten Weidenkorb um die Aale und andere Fische lebend darin aufzubewahren, bezeichnet, hat Nichts damit zu thun. Es ist das im Emiliaschen verbreitete *burga, borga* oder *burgh, burc, boregh,* zunächst ‚Korb' (aus Stroh oder Rohr), insbesondere ‚Geflügelkorb', ‚Taubenkäfig', dann auch (so mant.) ‚Fischkasten'; das Venedigsche kennt *buregozzo da quagie* und daneben *buregozzo* oder *burcio da pesse,* ‚Weiherbarke' (lat. *vivaria navis,* auch franz. *vivier*; an der Ostsee nennt man *Quasen* die Fahrzeuge mit einer *Bünge,* d. h. einer durchlöcherten Schiffsabtheilung für die lebendig zu erhaltenden Fische), das Mailändische in gleichem Sinne *burc*; daher das ital. *burchia, -o* im allgemeinern Sinne: ‚Art Barke' (es liegt **burdica, *burdiclum* zu Grund, welches im südfranz. *bourdigo, bordigo,* ‚Fischzaun', ‚Buhne', *borigue* nach Duh. I, III, 109[a] in der Dordogne, — franz. *bouragne, bour(r)ague, bour(r)aque,* ‚Korbreuse', *bourriche,* ‚Geflügelkorb' zeigen Einwirkung anderer Wörter — mit Lehnwortform erscheint und vielleicht mit **borda,* ‚Hütte' zusammenhängt, das ich wegen des rum. *bordeĭŭ* nicht als germanisch betrachten kann; daher wohl auch graub. [filis.] *burdigliar,* ‚[im Wasser] wimmeln'). Die Form *bollega* ist aus *borga* abgeändert, vielleicht mit Hinblick auf das Durcheinanderwimmeln der Aale. Auch in der Pr. Chieti (zu Ortona, S. Vito u. s. w.) heisst ein Hamen dessen man sich bei der Meerfischerei bedient um die ins Netz gerathenen Fische herauszunehmen, *vóliga* (mir durch d'Ovidio vermittelte Privatnachricht). Nichts Anderes kann *pollica* sein, nach T. T. I, II, 8 ein kleines Netz, zu Tarent beim Sardinenfischfang gebraucht. Auch zu Neapel: ‚altra rete

a maglie più strette denominata *Pollica* si aggiunge onde poter prendere i piccoli pesci che sogliono precedere i tonni‘ (T. T. I, I, 401). In Sardinien und zwar im Bez. Oristano begegnen wir sowohl in den Flüssen als in den Sümpfen dem Stielhamen wieder unter dem Namen *obiga* (wohl *óbiga*; bei Porru und Spano fälschlich mit ‚nassa‘ wiedergegeben), in den letztern neben dem Zugnetz *boligiu* (T. T. I, I, 644ff.; s. oben S. 171).

bourja südfranz.

Südfranz. *bourgin*, (mars.) *bregin*, ‚Art Zugnetz‘, nach Azaïs in diesem Sinne auch *bourgino*, während Mistral hierfür nur die Erklärung hat: ‚longue corde qu'on attache aux cornes d'un taureau sauvage, pour se divertir de sa fureur et le maitriser au besoin‘ (vgl. *embourgina*). Als französische Formen finden sich — nach Sachs —: *bourgin, bugin, bergin, bregin, bréguin.* Nach Duh. I, II, 150[b] ist das Netz welches zu Marseille den Namen *bregin* trägt, dem kleinen *boulier* sehr ähnlich; ebend. 151[b] heisst es dass zu Martigues *bourgin* und *boulier* synonym seien: ‚quand on pêche dans les étangs, on dit *faire le Bourgin*: et à la mer sur les plages, c'est le *Boulier*; qu'on pourroit nommer *Grand Bourgin*‘. Ebend. 152[a]: ‚Le Bregin se nomme *Brigin* à La Ciotat; *Bergin*, à Antibes. Le Bregin de Cette, est un Sardinal, nommé *Boulejou.* Dans plusieurs Ports de Provence, on le nomme *Bourgin, Burgin, petit Bouliech, petite Eissaugue, Traîne*, etc.‘, und er schickt dem die sehr richtige Bemerkung voraus, die als Motto für diese ganze Untersuchung dienen könnte: ‚Les Pêcheurs sont sujets à corrompre tous les termes propres à leur Art.‘ Im Mittellatein Südfrankreichs (insbesondere von Marseille und Narbonne) wird, mindestens schon im 13. Jahrh. dies Netz *bruginus, broginus* und *brugina* genannt; man sehe die Belege bei DC., vor allen den von 1291 von Marseille, wo gesagt ist dass diese Art des Fischfangs ‚ab antiquo et longissimo tempore citra consuetus est in dicta civitate‘. Sache und Name fanden Eingang in Spanien und Italien. S. R. I, 405 hat einen kleinen Artikel *bruxina*: ‚Se conserva memoria de que muchos años ha los pescadores de la Albufera de Valencia usáron con este nombre una especie de Boliche, que en otras partes intitulan *Tarañina* y *Araña* ...‘ Woher Mistral das altital. *brongino* genommen hat, weiss ich nicht; für den Küstenbezirk von Genua finde ich bei T. T.

I, I, 28 als Bezeichnung eines dem *sciabegotto* ähnlichen Netzes *bronzino*, und für den von Livorno ebend. I, I, 168. 171 *borgino* als die eines davon gewiss nicht sehr abweichenden (es wird mit der *sciabica* zusammengestellt). Der italienische Netzname *búcine* gehört, obwohl er an das franz. *bugin* anklingt, gewiss anderswohin. — Sachs verzeichnet *brège*, *brége* als gleichbedeutend mit *bregin*, woraus es wohl zurückgebildet ist. Duh. I, III, 110[a]: ‚*Brege*, tramail dont on se sert dans la Gironde pour prendre les Esturgeons ou Créat'; ebenso *breige* la Bl. S. 108.

chasser franz., span. *cazar*.

Franz. *chasse* ist nach Littré 1. ‚filet tendu sur des piquets', 2. (*chasse ouverte*) ‚verveux auquel on ajoute un filet horizontal tendu d'une aile à l'autre'; Sachs hat ‚Pfahlnetz' und ‚Sacknetz mit Flügeln zum Treiben'. Der Thatbestand auf den sich die letztere Definition bezieht, ist mir unbekannt; ich kann den Zusammenhang mit *chasser* nur vermuthen. Uebrigens scheint *ouverte* bei Littré und Sachs auf einem Irrthum zu beruhen; Duh. I, II, 53[a] hat *chasse couverte*, und das passt auch zu der Vorrichtung welche dazu dienen soll die Fische an dem Ueberspringen der aneinander genäherten Flügel zu hindern. Die erstere Bedeutung von *chasse* ist wohl die von Duh. I, II, 123[a] gegebene: die Verbindung von drei oder vier Stücken dreiwandigen Netzes, wie sie im Becken von Arcançon (= Arcachon) geschieht. Mistral erklärt *chasso* als ‚queue d'une madrague', ‚espèce de longue allée de filets'. In Portugal ist die *caça* ein Netz welches zur ‚armação' der Sardinenfischerei gehört, ‚que serve para amparar o peixe que segue pelo norte da rabeira, fazendo-o dirigir-se para a bôca' (B. da S. S. 487[a]. 228. 232ff.). — Span. *cazarete* bezeichnet einen Theil des *boliche*, des *bou* und der *xábega* (S. R. I, 278. 311. II, 213. V, 365. 368); vgl. oben S. 170 unter *battuere* und *brassa*. Entsprechend port. *caçarete* einen Theil einer *arte de arrastar* (B. da S. S. 243ff. 487[a]).

frugare ital.; parm. *frudgon*, ‚Trampe'.

Parm. *sfrutgara*, ‚Hamen'.

piquer franz.

Franz. *picot*, ‚Art Stellnetz', in der Normandie gebräuchlich. Duh. I, II, 116[b]: ‚Les Pêcheurs nomment ces filets *Picots*, parce

qu'ils piquent ou agitent et brouillent le fond aux environs des filets.' Näheres über diese Fischerei ist schon oben S. 96 (und 91) mitgetheilt worden. Hier spielt das Pulsen eine sehr wesentliche Rolle, sodass die Benennung des Netzes nach ihm besonders gerechtfertigt erscheint. Ich denke aber dass *picot* in diesem Sinne nicht unmittelbar von *piquer* abgeleitet ist; sondern vermuthe dass *picot* eigentlich der Name der eisenbeschlagenen Stange ist (man denke z. B. an den *picot de grelot* oder *de canne*, der zur Ausrüstung des Angelfischers gehört). Nach la Bl. S. 627 heissen die *picots* an manchen Orten *demi-folles* oder *filets à aiguillette*; unter *aiguillette* versteht man in der Normandie sonst einen kleinen Spiess mit Eisenknopf um die Scheidenmuscheln vom Grunde heraufzuholen — sollte es in jener Verbindung die so viel grössere Spitzstange bezeichnen? *Picot*, ,Netz' würde Postverbale von *picoter* sein; davon ist aber auch abgeleitet *picoteux*, ,kleines dreiwandiges Stellnetz (autour duquel on bat l'eau, pour engager le poisson à donner dedans)' und dies *picoteux* ist schliesslich übertragen worden auf ein kleines Küstenfahrzeug in der Niedernormandie, obwohl sein Zusammenhang mit der erwähnten Fischerei nicht ausdrücklich bezeugt wird (Duh. I, III, 124[b]). *Picoteux* und *picot* scheinen demnach nicht für ein ganz gleiches Netz zu gelten. Beiläufig sei bemerkt dass der Name des Netzes sogar auf den vorzugsweise damit gefangenen Fisch ausgedehnt worden ist, nämlich auf den Flunder, welcher bei den Fischern *picot franc* heisst (Duh. I, II, 117[b]); Rolland Faune pop. de la France III, 107 verzeichnet *pico* als Namen des Flunders im Bessin, Littré *picot* als ,une sorte de limande'.

raffare ital.

Ven. friaul. *rafigna, -e*, ,Netz' und ,Trampe' s. oben S. 92 f. Indessen könnte auch ein auf dem Grunde hingeschobener Hamen unmittelbar nach *raffare* benannt sein; vgl. *raschio, rascheta* oben S. 93 f.

ressegre, resaigua südfranz.

Südfranz. *ressègo*, ,grande tessure de tramail' (Mistral); franz. *resegue, ressaigue* (Duh. I, II, 128[a]; Sachs hat auch *resaigue*). In der Bed. ,Säge' geht südfranz. *ressègo* auf *ressega* } *resecare* zurück.

In manchen Fällen ist es mir zweifelhaft ob die Benennung des Netzes einen Bezug auf das Pulsen einschliesst. Im Friaulischen heisst ein dreiwandiges Stellnetz, welches quer über den Fluss gespannt wird und in welches sowohl mit der Strömung als gegen sie die Fische hineingepulst werden (daher auch *red di chazze*) *bombine* oder *gombine* (T. T. II, I, 553); das erinnert an das südfranz. *boumba*, das aber im Friaulischen nichts Entsprechendes hat. Tellini a. a. O. S. 78 hat für jenes Netz auch den Namen *plombine* (oder *plumbine*, ebenso wie *bumbine*), dessen Zusammenhang mit *plombins*, ital. *piombini*, ven. *piombae*, ‚Netzbleie' (d. h. Bleistücke die unten das Netz beschweren) auf der Hand liegt, aus welchem aber die beiden andern Ausdrücke nicht ohne Weiteres abgeleitet werden können. Offenbar ist einer der beiden Namen aus dem andern verderbt; die Serben Dalmaziens haben *popun*, *popunica* (*podp.*) daraus gemacht (Zore a. a. O. S. 363). Ital. *vangaiuola*, ‚Hamen' (die Serben von Budua sagen *vanga*, ebend. S. 366) könnte von einem *vangare* abgeleitet sein das ‚pulsen' bedeutet hätte, während es nur in der Bedeutung ‚die Erde mit dem Spaten umarbeiten' belegt ist (vgl. unten S. 181 norm. *trublẽ*, ‚Spaten').

Durch diese Zusammenstellung wird wohl jeder Zweifel daran behoben dass und wie franz. *trouble* w., auch m., ‚Hamen' (Dem. *troubleau*) auf *troubler* zurückgeht. Wenn man entweder den Ursprung des Wortes für unbekannt erklärt oder an *tribula*, *τρύβλιον* o. a. als Grundwort dazu gedacht hat, so hat das eine doppelte Ursache. Zunächst die dass man sich an die allerdings häufigere Nebenform *truble* (*trubleau*) hielt. Und sodann die dass man die Bedeutung des Wortes zu eng fasste, d. h. soweit es die Fischerei betrifft (es wird auch von dem gleichgestalteten Schmetterlingsnetz und Wachtelkäscher gebraucht). Es ist keineswegs bloss und in erster Linie ein ‚Käscher', d. h. ein solches kleineres Netz mit dem man die Fische aus einem Behälter herausnimmt. Duh. I, II, 33ª sagt: ‚Le terme de *Truble* est en quelque façon générique: il signifie un filet en poche, dont l'embouchure est attachée à un cercle de bois ou de fer qui porte un manche. Mais il y en a de différentes grandeurs, et leur forme varie plus ou moins; ce qui peut avoir engagé à leur donner différents noms, comme *Maniolle*, *Lanet*, etc.' So heisst es ebend. S. 37ª vom *bouteux*:

‚Ce filet est à proprement parler une sorte de grand truble.‘ Die Oeffnung des Sackes kann sehr verschiedene Formen haben, die eines Kreises, eines Birnenumrisses, eines Hufeisens mit geradliniger Verbindung der Enden, eines Dreiecks mit nach innen geschweiften Schenkeln, eines Vierecks; der Stiel, die Stange, mit der man das Netz handhabt, kann an diese Oeffnung angefügt sein, sie einfach oder gegabelt durchsetzen, sie mit solcher Gabelung zum Theil bilden; man sehe die Figuren bei Duh. und la Bl.; die gewöhnlichste und einfachste ist die *truble ronde*, dort I, II, Taf. VIII, 10, hier S. 793 Fig. 1011. Die Aelteren waren sich der Herkunft des Wortes wohl bewusst. Bei P. Richelet Dict. de la l. fr. III (Ausg. von 1759), 798[b] heisst es: ‚*Trouble*, s. m. filet de pêcheurs dont on se sert en hiver [man bemerke diesen Zusatz!] pour pêcher le long des rivages, en l'enfonçant sous les bordages, ce qui ne peut se faire sans troubler l'eau.‘ Und noch bestimmter im Dict. univ. von Trévoux VI (Ausg. von 1740), 449: ‚*Trouble*, est aussi une éspéce de filèt à prendre du poisson; on le nomme une trouble, parce qu'on trouble l'eau pour le faire jetter dans ce filèt sans s'en appèrcevoir.‘ Die Schreibung *trouble-eau*, die sich ebendaselbst findet, beruht auf dieser Etymologie; auch bei Duh. I, II, 34[a] ist abgetheilt: *Trouble-|eau*. Auch Littré gibt zu *troubleau* an: ‚Étym. *Trouble*, et *eau*‘, bemerkt aber zu *truble* (mit der Nebenform *trouble* und der Ableitung *trubleau*): ‚Origine inconnue.‘ Chambure Glossaire du Morvan S. 875[b] wiederholt das ‚L'origine du mot est inconnue‘, und setzt wie aus Eigenem hinzu: ‚Est-il dérivé d'une acception du l. *turbula* qui se rattacherait au fr. *trouble*? On peut l'admettre en tenant compte de l'emploi du filet qui en effet remue sans cesse l'eau où on le plonge.‘ Am Ausführlichsten und Zutreffendsten ist das was N. du Puitspelu Dict. lyonn. (1887) S. 415[b]f. sagt; ich gebe es auch als Ergänzung der oben gemachten sachlichen Auseinandersetzungen wieder: ‚*Trobla* (*tròbla*); à Lyon *trouble* s. f. — Sorte de filet pour le poisson. Ne doit pas se confondre av. le fr. *truble, trouble*, wal. *troub* [lies *troul*], petit filet en forme de poche qui sert à prendre le poisson dans les viviers. Ce filet se nomme chez nous *filoche*. La *trobla* est au contraire un assez grand filet, qui a, il est vrai, la forme d'une poche, comme la *brécanière*, mais

l'ouverture est en demi-cercle ... La pêche occupait trois hommes montés sur un barquot qui côtoyait les rives garnies de vourgines [Weidicht]. Le patron plongeait le filet et le tenait assujetti sur le fond, en maintenant ainsi le bateau en place, pendant que les deux aides, à l'avant et à l'arrière, furetaient dans les branches et les racines, à l'aide de grands bâtons garnis à leur extrémité inférieure d'une semelle ou d'un battoir. Ils délogeaient ainsi le poisson qui, en temps de crue, va chercher sa nourriture sur les bords, et le forçaient à se précipiter dans le filet. Cette pêche, dont mon père me parlait souvent, a été abandonnée depuis 50 ou 60 ans pour la pêche à la brécanière, pratiquée par un seul homme qui pêche de dessus le bord, et ramène le filet contre la rive. — Subst. v. de *troblô* „troubler", parce que les opérations des aides troublent l'eau. Le nom a dû ensuite s'étendre au fr. *trouble*, petit filet pour les viviers, parce que celui-ci a été fait sur le patron de la *trouble*.' Was die Form des Wortes anlangt, so ist franz. *truble* schon seit dem 13. Jahrh. belegt, *trible* seit gleicher Zeit; *troubleau* (neben *trubleau*) seit dem 16. Jahrh. Ausserdem verzeichnet DC. *treubleur* aus dem 15. Jahrh. in demselben Sinn, und Godefroy *trublier* aus dem 14. Jahrh. für den sich der *truble* bedienenden Fischer. Daneben erscheinen nun Formen mit *l(l)* und *l̃* für *bl*. Sachs gibt *trouillote*, ‚kleiner Hamen' (nach Duh. I, II, 35[b] ‚Hebenetz' für Garnelen an der Küste von Marennes), von älterem *trouille*, das bei Littré = *truble* belegt ist; ausserdem *trulle*, *trul(l)ot*, *trul(l)otte*, die wohl wegen der fälschlichen Herleitung von lat. *trullĕa* mit ‚Netzkelle' (das Wort ist mir unbekannt; Tolhausen, der es mit ‚especie de red' übersetzt, hat es wohl von Sachs) übersetzt werden, endlich *treuille* (nach Duh. I, II, 33[a] ‚Art Hamen' für Garnelen an der Küste von Aunis, Isle de Ré = *trulot*, dass. ebendort), welches er auf *treuil* bezieht. Duh. I, III, 130[b] hat noch *treu*, ‚Art Hamen' für Garnelen an der Küste von Saintonge (Royan). Sonstige mundartliche Formen sind: wall. *troûl*, *trûl*, *trûle* und *trûlai*, *trûlia*, champ. *truille*, *trulle*, poit. *truille*, morv. *treuble*. Südfranzösisch ist *trublo* (Mistral; auch dauph. *trubla* Rev. de ph. fr. et pr. VII, 272); im Quercy ist die merkwürdige Form *tiplo* (so Mistral; Pyat hat *tiblo*) gebräuchlich, in der das *r* dissimilatorisch ausgefallen ist, wie in ven. *tibiar*, *tubiar* =

ital. *trebbiare*) — sonst ist südfranz. (rouerg. lim.) *tiblo, tiplo* ‚Maurerkelle‘ = dauph. *triblo*. Für ‚trubleau‘ bietet Pyat südfranz. *trubloun*. Als latinisierte Formen des Mittelalters finden sich bei DC.: *trubla* (14. Jahrh.), *trublia* (14. Jahrh.), *trebula* (13. Jahrh.), *tribula* (13. Jahrh.), *tribla* (13. Jahrh.), *trul(l)a* (13. Jahrh.), *truilla* (13. Jahrh., Burg.; ‚videtur legendum *trubliam*‘ — diese Verbesserung ist überflüssig) mit *trublator*, ‚Hamenfischer‘ (13. Jahrh.). Dieser Netzname ist nicht auf Frankreich beschränkt, er tritt auch im westlichen Oberitalien auf. *Trubia* wird als piemontesch in diesem Sinne verzeichnet; Sant' Albino übersetzt es mit ‚cerchiaja‘ (?), erklärt es als Hamen und fügt hinzu: ‚con cui si pesca per le fosse, talvolta coll' ajuto del frugone o frugatojo‘; andere Wörterbücher führen es auch als ‚netzförmige Haube‘ und als Schimpfwort für Frauen an. Genauere Auskunft gewährt hierüber T. T. II, I; er erwähnt in der Pr. Cuneo, Bez. Cuneo: ‚*trubia* o sparavel‘ (S. 25), Bez. Mondovì: ‚*trubbia*, detta bilancia o rete a corsa‘ (vgl. oben S. 166); in der Pr. Turin: ‚*trubia* . . . pesca eseguita da un individuo alla riva e da parecchi nelle correnti delle acque‘ (S. 56; vgl. S. 57. 61), Bez. Susa und Pinerolo: *trubbie, trubbia* (S. 73. 77; Bez. Aosta: ‚la reticella [*truble* in francese]‘ S. 69); in der Pr. Alessandria, Bez. Acqui: *trebbia* (S. 227). Im Kanton Tessin: ‚la *tribbia* o guadone a maglia stretta, è pure una guada‘ (Pavesi a. a. O. S. 101). Auch möchte ich hierherziehen den Namen eines in der Pr. Novara, Bez. Vercelli üblichen Netzes: ‚la *trulla* è una rete che ha forma di un cono aperto all' imboccatura superiore, colle maglie di 50 millimetri circa, e serve a pescare negli stagni, rigagnoli limacciosi, sotto le sponde, ed a cogliere i pesciolini‘ (T. T. II, I, 133). Und ich denke dass **turbula* einst noch weiter nach dem Süden und dem Osten verbreitet war. Für jenen kann ich mich auf das *trubia* vom J. 1424 berufen welches DC. aus den Statuten von Perugia anführt; für diesen auf den Ortsnamen *Torbole* (am Gardasee), lat. (schon seit dem 12. Jahrh.) *Turbulae*. An diesem Orte wurde, in Folge seiner günstigen Lage, von jeher der Fischfang besonders stark betrieben; Butturini a. a. O. S. 122 Anm. 1: ‚Torbole e le sue adiacenze si prestano assai per le stazioni di pesca. Ivi esistono peschiere stabili, delle quali alcune risalgono all' epoca dei feudatari Castelbarco‘ (vgl. T. T.

II, I, 471). Dass dabei die Hamen die Hauptrolle gespielt haben, vermag ich freilich nicht nachzuweisen. Eine andere Herleitung des Namens aber die auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machte, bietet sich nicht dar (Chr. Schneller Tirol. Namenforschungen S. 23 f. denkt an ein *turba* im Sinne von ‚Dorf', wofür man Analogieen wünschte); von trübem Gewässer — wie das wohl bei den Flüssen *Torbola, Torbolino* der Fall ist (Suppl. all' Arch. glott. ital. V, 136) — kann hier nicht die Rede sein (die Sarca hat, vom See ganz zu schweigen, sehr klares) und ebensowenig von einem Torflager. Einem solchen könnte eher das *Torbole* im W. von Brescia (im J. 841: *ad Turbulas*) seinen Namen verdanken; ich kenne es nicht aus eigener Anschauung, aber man sagt mir dass dort sumpfiger und hie und da torfhaltiger Boden sei, wie sich auch in dem nicht allzufernen *Torbiate* Torflager fänden. Dass von DC. nach *trebula* angeführte *trebuletum* (12. Jahrh.) will ich nicht herbeiziehen; es wäre eine etwas ungewöhnliche Bildung, vielleicht steht es für *Tremuletum* { *Tremblay*. In Spanien begegnen wir einem Worte welches sich ohne Zweifel an franz. *trouble, trouille* (wegen *-ll-* } *-bl-* s. oben S. 60 f.) anschliesst: *trullón*, ‚Art Fischreuse in Gestalt eines halben Kegels', nach Booch-Árkossy in Asturien gebräuchlich, aber von Rato und Vigon nicht verzeichnet. Dazu könnte wiederum der asturische Ortsname *Trubia* in Beziehung stehen, von dem Rato sagt: ‚me imagino que, aludiendo al río que pasa por el pueblo, debe venir de la voz latina *turbidus*'. In Galicien ist *trilla* ein der *rapeta* ähnliches Netz; steckt hierin ***tribula* (s. oben S. 138 f.) für ***turbula*? Wir sehen also dass ***turbula*, ‚Pulsnetz' heutzutage auf einem viel weitern Gebiete vorkommt als ***turbulare*, ‚pulsen' und zum Theil wenigstens, wie sich aus der Form schliessen lässt (z. B. piem. *trubia* neben *terbol, terbolè*), auch ursprünglich kein entsprechendes Verb neben sich gehabt hat, demnach als Lehnwort anzusehen ist; dadurch wird aber doch wiederum das hohe Alter von ***turbulare* in dem bewussten Sinne dargethan. Zum Schluss verweise ich noch auf norm. (Val de Saire) ‚*trublle*, s. m., bêche dont la partie supérieure est en bois' (Romdahl), in welchem vielleicht ein männliches Postverbale von ***turbulare* zu erblicken ist, und das dann auch ein ***turbulus* im Sinne von ‚Trampe' wahrscheinlich machen würde.

Ich schliesse mit einem ergänzenden Rückblick. Die Trübung des Wassers, das *turbare aquam* geschah zum Zwecke des Fischfangs auf mehr als eine Weise. Der von Pelagonius und Isidor überlieferte Name einer Art des Seidelbastes (daphne gnidium), *turbiscus* geht auf dieses *turbare* zurück. Auch Isidor nahm Zusammenhang von *turbiscus* mit *turba* an, gab aber dafür die erste beste Erklärung die ihm einfiel (‚quod de uno cespite eius multa virgulta surgunt quasi *turba*'). Vielmehr wurde die Pflanze so benannt weil man ihre zerstossenen Körner in das Wasser warf um die Fische zu betäuben, und das Wasser dadurch getrübt wurde. Der Name hat sich auf der iberischen Halbinsel erhalten: span. *torvisco*, und mit der gewöhnlichen Umstellung port. *trovisco*, daher sard. (cugl.) *trobiscu*, (süds.) *truiscu*, und er gehört, wie seine Bildung zeigt, ihr auch ursprünglich an. Wie mich däucht, werden Substantiva auf *-isco*, *-isca* im Port. und Span. entweder von Substantiven abgeleitet (z. B. *marisco -a*, *pedrisco -a* von *mar*, *pedra piedra*) oder als Postverbale zu Verben auf *-iscar* gebildet (z. B. port. *chovisco* zu *choviscar* von *chover*, *lambisco* zu *lambiscar* von *lamber*); demnach würde *turbiscus* sich nicht unmittelbar an *turbare* anschliessen, und auch, wenn wir den Sinn im Auge behalten, nicht an *turba*, sondern an ein **turbiscare*, gleichsam ‚trübeln' von *turbare* (im oberl. Graub. findet sich in der That, nach Carigiet, *trubistgar*, ‚verwirren' mit dem Subst. *trubistgém*, ‚Wirrsal', aber ich kann mich nicht entschliessen darin eine alte Form zu sehen; das gal. *trobiscar*, ‚rieseln', wozu *torbon*, span. *turbión*, *turbón*, ast. *torba -on*, ‚Platzregen' zu vergleichen ist, schliesst sich an das gleichbed. port. *choviscar* an). Es würde das Mittel bezeichnen mit dem die Trübung geschieht; vgl. port. *petisco*, ‚Feuerzeug' zu *petiscar*, ‚mit dem Feuerstahl Feuer schlagen'. Das Sardische hat Suffixvertauschung vorgenommen: *truvusciu*, *truvuzu*; doch ist die Bedeutung dieser Wortformen zweifelhaft; wenn Spano hinzusetzt: ‚timelea, trifoglio di prato, specie di titimalo per tingere', so wirft er drei ganz verschiedene Pflanzen zusammen. In den übrigen romanischen Sprachen führt die Pflanze andere Namen, im Ital. auch den des Dioskorides (*θυμελαία*) *timelea* (nicht, wovon ich eben einen Beleg gegeben habe, zu verwechseln mit einer andern fischfeindlichen Pflanze, dem *titi-*

malo, oder genauer der *catapuzia* = tithymalus oder euphorbia lathyris, einer Art der Wolfsmilch, auch *erba da pesci* genannt; ‚wenn man die Blätter und Früchte ins Wasser wirft, so werden die Fische trunken oder betäubt, und kommen sogleich an die Oberfläche, als wenn sie todt wären‘ Nemnich). In den gesetzlichen Verordnungen Portugals über den Fischfang wird die Anwendung des *trovisco* oder der *troviscada* verboten, so 1552. 1864. 1868. 1880. 1885. 1888. 1891 (B. da S. S. 434. 454. 458. 463. 465. 466. 472; vgl. auch Codigos antiguos de España, Madrid 1885 S. 1474[b] [von 1435 und 1552]), meistens zusammen mit der des *barbasco*, ‚Wollkraut‘ = verbascum thapsus. Von diesem sagt Nemnich: ‚mit dem Samen können die Fische im Wasser betäubt werden‘; in Meyers Konv.-Lex. heisst es unter ‚Verbascum‘: ‚trockene fruchttragende Stengel von dem kleinblütigen V. sinuatum L., in Griechenland, werden bündelweise zum Fischfang benutzt, wirken also, wie es scheint, betäubend‘. Span. *barbasco* wird in Amerika auch von Fischbetäubungsmitteln gebraucht als welche die Wurzeln der Jacquinia und andrer Pflanzen dienen, und span. port. *embarbascar* bedeutet ganz im Allgemeinen ‚das Wasser mit Fischbetäubungsmitteln infizieren‘ und im übertragenen Sinn ‚verwirren‘, ‚verdunkeln‘, ‚betäuben‘. Diese Pflanze verdient hier um deswillen eine ausführlichere Erwähnung weil sie in Mittelsardischen *trovodda* heisst, welches ich ebenfalls auf *turbare* zu beziehen geneigt bin. Auch von port. *trovisco* wurde ein Verb mit allgemeinerer Bedeutung gebildet, falls es nicht auf das vermuthete alte **turbiscare* zurückgeht: *entroviscar-se*, ‚sich trüben‘, ‚sich bewölken‘, ‚sich verfinstern‘. Die *entroviscada* (*entorviscada*, *emtruviscada*, *introviscada*, *troviscada*), die Fischerei mit dem *trovisco* spielte, wie aus dem Elucidario zu ersehen, im mittelalterlichen Portugal eine grosse Rolle. Sie war damals die gewöhnlichste Art des Fischfangs und bildete ein Herrenrecht (Belege schon von 1214, 1220 und 1258); der Lehnsmann musste nicht nur das *trovisco* beistellen, sondern auch für die Verpflegung des Herrn und seiner Begleiter sorgen, wenn der sich diesem Vergnügen hingab. Später wurde, wenn auch die Herrschaft keine *entroviscada* besass, doch eine Leistung dafür gethan; so ist z. B. 1513 von *galinhas da emtruviscada* die Rede. Die rumänischen Pflanzennamen *turbure*, ‚chaerophyllum

temulum' (,berauschender Kälberkropf', ,wilder Kerbel') und *turbărie*, ,datura stramonium' (,Stechapfel') rühren von der Wirkung auf die Menschen her.

Wie es sich auch in Portugal oder auf der iberischen Halbinsel überhaupt verhalten haben mag, wir können nicht daran zweifeln dass auf dem übrigen romanischen Gebiet, soweit von *turbare aquam* gesprochen wurde, sich dies vorzugsweise auf das Pulsen bezog. Deshalb braucht es allerdings noch nicht der herrschende Ausdruck hierfür gewesen zu sein — wir haben ja gesehen aus wie mannigfachen Quellen Benennungen des Pulsens erfliessen —; wenn ich aber doch für eine sehr frühe Zeit eine solche Geltung des *turbare* voraussetze, so gereicht mir die entsprechende der verjüngten Form **turbulare* (auch **turbicare*?) zur Stütze, deren einstige noch weitere Grenzen zum Theil durch den Netznamen **turbula* ausgefüllt werden. Wie der Schritt von *turbare (aquam)* zu *turbare pisces* vor sich gegangen ist, habe ich oben durch entsprechende Fälle erläutert. Es wäre ja auch möglich, anscheinend sogar einfacher an ein ursprüngliches *turbare pisces* zu denken: ,Fische in Verwirrung setzen, aufscheuchen, treiben', und man könnte sich dafür auf sard. *truvare*, ,(Vieh) treiben', ,heftig antreiben' berufen (welches im Nordsardischen zum Intransitiv *truvá* [*trubbá*], ,marschieren' vorgeschritten ist; s. Guarnerio Arch. glott. ital. XIV, 406). Allein die dargelegten sprachlichen und sachlichen Zusammenhänge haben mich zu der andern Auffassung bestimmt; man vergleiche noch istr. (fas.): *cul rimu i inturba i pişi*, ,col ręmo caccian nella rete i pesci', rouerg. *burgá lous péysses*, ,agiter l'eau avec une bouille pour faire aller les poissons dans les filets', bearn. *bruca las graulhes*, ,battre les fossés pour faire taire les grenouilles'. Das Herumstöbern im Wasser nach Fischen unterscheidet sich nicht sehr von dem Herumstöbern im Gebüsch nach Vögeln oder Vierfüsslern (vgl. rouerg. *burgá un lopín, un roynál*, ,fouiller dans un terrier, dans une tanière pour faire sortir un lapin, un renard'); es liesse sich sogar annehmen dass *turbare* ebenso früh von dem Einen wie von dem Andern gesagt worden sei. Die emiliaschen Mundarten kennen zum Theil ein *trufar*, *-ê* in dem Sinne von ,(Wild) aufspüren' (s. oben S. 61), von dem es mir wahrscheinlich ist dass es } *turbare*, also eine Nebenform von *trovare*. An das Herumstöbern nach

Lebendigem schliesst sich das nach Leblosem; an das Suchen das suchende Finden. Für die erstere Entwicklung von *turbare* legt wiederum die von **turbulare*, **turbuliare* (s. oben S. 138) Zeugniss ab; vgl. bearn. *bruca las amoures aus plèixs*, ‚fouiller les haies pour en avoir les mûres'. Die letztere spiegelt sich in der von ital. *buscare*, ‚erlangen', ‚erwerben', ‚sich verdienen' wieder, das ja wahrscheinlich auch ursprünglich ‚pulsen' bedeutet hat (s. oben S. 136. 169). Ital. *trovare* in der Bed. ‚suchen' hat sich in mannigfachen, besonders ältern Verwendungen der Zusammensetzung *ritrovare* erhalten (die deutschen Wörterbücher geben es daher auch mit ‚aufsuchen', ‚durchsuchen' wieder), welche dem franz. *retrouver* fremd sind, z. B. *ritruova i tuoi solchi*, ‚bearbeite von Neuem dein Feld', *ritrovare un disegno*, ‚die Umrisse einer Zeichnung nachziehen', *ritrovare le sue pedate* oder *orme*, ‚den gemachten Weg wieder zurückgehen' (*retrouver ses vestiges* ist etwas Anderes). Diez führt henneg. *retrouve* für ‚recherche' an.

Welche Rolle innerhalb der Fischerei in frühern Zeiten das Pulsen spielte, das habe ich auseinandergesetzt; dass wiederum die Fischerei im Ganzen einst, und besonders in jenen Jahrhunderten da die ‚piscatores hominum' in alle Welt auszuziehen begannen, eine höhere kulturelle Bedeutung besass als heutzutage, das brauche ich nicht auseinanderzusetzen. Unsere Sprachen sind voll von Metaphern die der Fischerei entlehnt sind, wie ‚nach Jem. oder Etwas angeln', ‚Jem. in seine Netze verstricken', ‚Etwas ausfischen' (schon lat. *expiscari*), ‚naar iets' oder ‚bij iem. visschen', ‚to fish for compliments', ‚non sapere in quant' acqua uno si peschi' u. s. w. Und selbst jetzt noch scheinen immer neue dem Wasser zu entsteigen. Mit jener Wiederholung des Ausdrucks die Zola in Bezug auf denselben Fall so sehr liebt, sagt er in seinem ‚Paris' (1898): ‚Monferraud s'etait *repêché*' (S. 354), ‚Monferraud s'est *repêché*' (S. 358), ‚[Monferraud] s'était *repêché*' (S. 437). Das Bild eines pulsenden Fischers taucht vor uns auf wenn wir ebenda S. 357 lesen: ‚simplement heureux *d'avoir remué le fond boueux de cette eau, où il ne pêchait* jamais que pour les autres'.

Wenn man *trouver* } *turbare* zurückweist, so muss man einräumen dass dem letztern ausserhalb des Gebietes von **afflare*, ‚finden' eine wirklich volksthümliche Fortsetzung fehlt;

denn eine solche vermag ich wenigstens nicht in ital. *turbare*, altfranz. *turber, torber*, altprov. *turbar*, *torbar* (trotz *vi torbat*), lim. *tourba*, gask. *turba* zu erblicken — man bedenke nur dass das lat. *turbare* als *turbieren* einer der beliebtesten Ausdrücke auch deutscher Volksmundarten geworden ist. Dafür dass * *turbare* im Sinne von ‚trüben' durch * *turbulare*, * *inturbidare* abgelöst wurde, muss eine Ursache bestehen; die für uns am Nächsten liegende ist die dass *turbare* eben jenes Sinnes verlustig ging und allmählich zu einem ganz verschiedenen gelangte. Neben * *turbare* (*trouver*), ‚finden' tauchte * *turbulare* (*troubler*), ‚turbare' auf, wie neben * *miscere* (*mecer*), ‚wiegen': * *misculare* (*mezclar*), ‚miscere', neben * *tremere* (*craindre*), ‚fürchten': * *tremulare* (*trembler*), ‚tremere', neben * *minare* (*menare*), ‚führen': * *minaciare* (*minacciare*), ‚minari'. Im Rumänischen entspricht *turbura* ungefähr dem franz. *troubler*; *turba* allerdings nicht dem franz. *trouver*, aber es hat doch ebenfalls eine besondere Bedeutung, und zwar eine intransitive angenommen: ‚wüthen', ‚die Hundswuth haben', ‚den Koller haben'.

Von den Präfixbildungen von *turbare* hat das Romanische einige bewahrt oder aufgefrischt: *disturbare, exturbare, perturbare, conturbare*, und zwar mit gleichem oder ähnlichem Sinne wie ihn das Lateinische zeigt. Nur *conturbare* hat sich ausserdem in rein volksthümlicher Entwickelung der von *turbare* angeschlossen: **controbare*, ‚zusammensuchen'. Vor diese fällt die Aufnahme des Wortes ins Kymrische: *cynhyrfu* (Subst. *cynhwrf*) und daneben (wie altfranz. *contorbler* neben *contorber*) *cythryflu* (Subst. *cythrwfl*). Das erstere, vielleicht auch das letztere, hat ausser der Bed. ‚verwirren', ‚erschüttern' auch die: ‚in Bewegung setzen', ‚anregen'; O. Pughe führt die Triade an: ‚tair swydd iaith; adrawdd, cynhyrfu a dyfalu' (drei [sind] die Funktionen der Sprache; zu erzählen, anzutreiben und zu beschreiben). Hier handelt es sich also um ein positives Ziel, nicht wie beim lateinischen Wort, um ein negatives: es wird Thätigkeit erzeugt, nicht gehemmt oder vernichtet. Aber diese Abweichung liegt nicht in der Richtung von *trouver*. Anders steht es mit dem *contropare*, d. i. *controbare* im spanischen Latein des 7. Jhs., bezüglich dessen Zeumer in den Leges Visig. ant. S. 73 anmerkt: ‚In Lege Vis. saepius usurpatur pro conferre, conparare = „vergleichen", „zum Zwecke der Vergleichung

zusammenbringen", etiam conferendo aestimare vel compensare. Plerumque de collatione scripturarum vel manuum ... dicitur ad veritatem instrumentorum probandam'. So lesen wir II, IV, 3 (73, 5): ,pro manus contropatione'; II, V tit., 13 (78, 33): ,de contropatione manuum'; II, V tit., 15 (79, 2): ,de contropatione scripturarum'; II, V, 13 (83, 24): ,omnes scripture ... ex aliis cartarum signis vel suscriptionibus contropentur'; II, V, 13 tit. (83, 13): ,de contropatione manuum'; II, V, 14 (84, 14): ,ex earum [der Schriften] contropatione'; II, V, 15 tit. (84, 23): ,de contropationem scripturarum'; (85, 5): ,ut contropatis aliarum scripturarum suscriptionibus'; IV, V, 3 (141, 21): ,contropatis his, que tempore nuptiarum promeruit'; VI, I, 4 (178, 33): ,pro servis questionandis contropatio adibeatur etatis et hutilitatis'; X, I, 17 (282, 35): ,inter se sexus, numeri vel etatis contropatione noverint dividendum'. Das Verb bedeutet eigentlich ,(die Vergleichsobjekte) zusammensuchen', ,zusammenbringen', ,nebeneinanderstellen' und dann, entsprechend dem Gebrauch andrer Sprachen, ,vergleichen' (man erwäge z. B. magy. *összevetni*, ,zusammenwerfen' = ,vergleichen'). Franz. *controuver*, ital. *controvare*, ,erfinden', ,erdichten' (da wo man den Bericht von Wirklichem erwartet) erklärt sich ebenfalls unschwer aus ,zusammensuchen'. Im Leodegarlied hat es noch einen etwas andern Sinn: ,cio *controverent* baron franc', d. h. ,das stellten sie durch gemeinsames Suchen fest', ,dahin einigten sie sich'; vgl. altgen. *far controvo*, ,ein Mittel finden' (Arch. glott. ital. VIII, 341). Das Dict. gén. durfte nicht, Littré folgend, *controuver* als eine Zusammensetzung von *con* und *trouver* bezeichnen; jedesfalls haben wir es mit einer schon lateinischen Präfixbildung zu thun, mag es nun *conturbare* sein oder ein anderes erst noch zu entdeckendes Verb. Hierauf legte schon Diez Gewicht.

Nachträge.

S. 11, 11ff. Hierzu: berg. (Val di Scalve) *crocai*, ‚campanelle appese ai muli . . . come le *cioche* — campanaccie delle vacche' (G. Rosa).

S. 12, 7f. Auch altprov. (14. Jhrh.) *cloca (de las campanas)*, ‚Geläute' zu *clocar*, ‚läuten'.

S. 12, 24ff. Es erscheint mir nun zweifelhaft ob *coculum*, *-a* überhaupt im Romanischen fortlebt und nicht etwa die hierauf bezogenen Formen ebenfalls zu *cochlea* gehören; man würde darüber besser urtheilen können, wenn sich nicht unter dem von mir absichtlich Beiseitegelassenen (s. S. 13, 18f.) gerade die Bezeichnungen für Gefässe (wie span. *cueza*, *-o*) befänden. *Coquasse* kommt im Franz. des 16. Jhrhs. auch im Sinne von ‚Schneckenhaus' vor (Littré) und dürfte davon auf das oder jenes Küchengefäss übertragen worden sein (vgl. S. 33, 25f.); bedeutete es ‚Pfanne', so sind die S. 24, 4f. angeführten Ausdrücke anders zu erklären. Im schweizer Franz. gilt das Wort für ein zinnernes Weingefäss, dann für eine betrunkene Frau, endlich für eine lächerliche Frau; daher das franz. Adjektiv *cocasse*, ‚drollig' (doch vgl. unten zu 26, 1ff.).

S. 14, 34ff. und 32, 38. Altprov. (und noch heute südfranz.) *calhau*, franz. *caillou* stellen **caclagu* für **caclacu* dar.

S. 15, 19ff. Hierzu: lang. *crouch*, ‚Kohlstrunk' (vgl. zu S. 23, 5f.).

S. 15, 22f. Niedermain. *crosilles*, *crousilles* sind nach Dottin dasselbe wie *coquilles*, nämlich ‚Hobelspäne'. Schweiz.-franz. *crutscho* wird auch mit der Bed. ‚Ei ohne Schale' angegeben; dieser ‚Gegensinn' kehrt in den *cochlea*-Reihen öfters wieder, die Vermittlung bilden mit *ex-* oder *dis-* zusammengesetzte Verben (s. Ztschr. f. rom. Phil. XXIII, 192).

S. 15, 27ff. Wie immer man den Uebertritt des stimmlosen *s* zum stimmhaften deuten mag, er kann kein Hinderniss dafür bilden dass wir im Romanischen *cros*, *crosa*, ‚Höhlung', ‚Höhle' dem *cros*, *crosa*, ‚Schale' gleichsetzen. Wir brauchen nur daran

zu erinnern dass hier auch *concha* (schon κόγχη, κόγχος bedeuten ‚Augenhöhle', ‚Ohrmuschel', ‚Hirnschale') eine solche Entwickelung durchgemacht hat und fast überall in dem Sinne einer stärkern oder schwächern Vertiefung des Erdbodens vorkommt, ganz abgesehen von Dantes *triste conca* und andern dichterischen Wendungen (vgl. südsard. *concali*, ‚caverna'). Mistral I, 465[a] stellt als Synonyme nebeneinander: ‚creux, conque, cavité d'un arbre pourri'. In niederlim. *cacarauno*, ‚Baumhöhlung' haben sich südfranz. *cauno*, dass. und *cacaraulo* miteinander verbunden. Das *l* von *cochlea* ist geblieben in lang. *clos*, ‚Höhlung' (wie südfranz. und schon altprov. *clos*, ‚Schale') und altprov. *cluza*, ‚Nest', *clusel* = südfranz. *cluséu*, *crusèl*, ‚Höhle' (das *u* stammt aus **clusus*); es hat sich in altprov. südfranz. kat. *clot* (*clota*, *-o*) für *crot* (*crota*, *-o*), ‚Höhlung', ‚Höhle' } *crypta* eingemischt. Das ursprüngliche *-ss-* wird noch belegt durch südfranz. *cloussa*, ‚creuser' und *croussaire*, *croussas*, *crousset* neben *crous-*. Aus dem (m. und w.) Substantiv, das auch im Gen. und Monferr. erscheint, ist das Adjektiv: ‚hohl' hervorgegangen (vgl. ital. *cupo* von *cupa*); piem. *ancrös*, piac. *incrös* neben beiderseitigem *crös* scheinen noch auf das Substantiv zurückzuweisen. Dieses Wort kommt mit allen Vokalen vor, auch mit *a*, so schweiz.-franz. *crasa* (neben *crausa*, *crosa*), forez. *crasa*, lyon. *crase* (zu Panissière *crousa*), ‚Schlucht'.

S. 16, 7. Hierzu: mail. *far el crǫsc*, ‚kränklich sein' (Cherub. Suppl.)

S. 17, 28. Simonet Glos. moz. S. 113 führt aus dem Vokabular des Fr. Raimundo Martin *cáucana*, *cáucan*, ‚limax' und *cáucana*, ‚testudo, animal' an, und fügt zu diesem hinzu: ‚probl. el caracol, como lo indica su sin. حلزون, y que debió llamarse testudo en el sentido de testáceo ó conchudo'. Aber offenbar wird die Schildkröte ganz ebenso als Schalthier bezeichnet wie die Schnecke und Muschel. Von diesem *cáucan(a)* und dem im afrikanischen Arabisch sich daneben findenden *cúcaʿa*, ‚Muschel' sagt Simonet: ‚En otro tiempo creimos que los ns. en cuestion se derivan del Lat. *cochlea*, como el Cast. *caracol* (*cochleola*)'; er scheint aber nun dank Dozys Autorität der Herleitung von *concha* den Vorzug zu geben. Mit Unrecht, soweit überhaupt eine Scheidung möglich ist zwischen *concha* und *cochlea*, die in Form und Sinn sich so vielfach mischen; ich hebe hervor

dass schon Simonet diejenige Deutung von *caracol* gegeben hat von der ich glaubte dass ich sie entdeckt hätte (s. S. 33).

S. 18, 20ff. Hierzu: cremon. *cutugúgu*, ‚Hahnenschrei' und ‚Nusskern'.

S. 18, 28f. Hierzu: gallo-siz. (sanfr.) *cáculi*, ‚Flachsacheln' (de Gregorio).

S. 19, 24. Das durch **cochlea* verdrängte oder umgestaltete *caccabus* findet sich auch in der Bed. ‚Ofenkachel' und zwar in den langob. Gesetzen (Mon. Germ. hist. Legg. IV, 179, 16ff.).

S. 19, 25ff. und 23, 20ff. Wenn ich hierzu auf finn. *kokko, kukku, kukkula, kukkura* weise, welche ‚kegelförmigen Gipfel, Spitze, Erhöhung' bedeuten, so thue ich es weil dadurch die Rolle die die Onomatopoese bei der Entwickelung von *cochlea* gespielt hat, recht anschaulich gemacht wird. Man wird dabei freilich auf die Ausdrücke für ‚Ei' zurückgehen müssen, die noch in ganz andern Sprachen sich der Lautform *koko* mehr oder weniger nähern; vgl. auch georg. *kakali*, ‚Nuss'. — Hierher gehören die tosk. Ortsnamen *Monte Cúccari*, *Monte Cúccheri*, *Monte-Cúccoli*, *Monte-cuccolo* (*Monte-Cucco*), zu denen B. Bianchi bemerkt: ‚È da notarsi la identità della posizione di questi luoghi, onde apparisce che *cuccolo* vale „fatto a cappuccio" „conico"' (Arch. glott. ital. X, 312). Ebendaselbst wird ein veraltetes chian. *cocollo*, ‚Strohschober' erwähnt, welches für uns wegen der S. 23, 28ff. zusammengestellten Wortformen Bedeutung hat.

S. 20, 12. Vgl. südfranz. (alp.) *cugulhoun*, ‚Gipfel'.

S. 20, 17. Mit ast. *llocántalo* vgl. sard. *gioganzinu* von *gioga* } *cochlea* (Jahresb. ü. d. rom. Phil. IV, I, 191).

S. 21, 6ff. Hierzu: piem. *crǫch*, ‚kränklich', borm. *clocc*, dass.? (Monti übersetzt: ‚malatiuzza'). Vermuthlich gehört zu 5. im Allg. auch toul. *crauc*, *crau*, ‚Höhlung', ‚hohl'; doch bedarf dies sowie die gleichbed. guienn. *croi*, rouerg. *crouoi*, dauph. *croie*, gask. *crouho*, lim. *crofe* noch einer sehr gründlichen Untersuchung. Endlich kann ich mich nicht entschliessen südfranz. *vièi coume un cro*, *vièi cro* einzig und allein auf *cro*, ‚Haken' zurückzuführen; das ital. *vecchio cucco* (S. 25f.) steht zu nahe (vgl. auch südfranz. *cro[c]* = *coco*, ‚Waidkuchen').

S. 21, 8ff. Mit port. *choco* berührt sich nahe das *chocho* derselben Sprache (von Früchten: ‚vor der Reife verdorben';

von Eiern: ‚faul'; von Menschen: ‚gebrechlich', ‚verkrüppelt', ‚alt', ‚faselig'), sodass man fragen darf ob es nicht durch Silbenangleichung daraus entstanden ist. Das span. *chocho*, ‚faselig', ‚kindisch vor Alter' würde entlehnt sein; doch vgl. anderseits bask. *chocho* = *zozo*, ‚Drossel', ‚Dummkopf' (Ltbl. f. g. u. r. Ph. 1888 Sp. 233).

S. **21**, 17 ff. Hierzu: südfranz. (gask.) *cruco*, ‚Scheitel', ‚Schädel', (guienn.) *cruc*, dass., *cruc pelat* = pist. *crocchia pelata* (S. 27). Ferner lucc. *chiucco*, ‚obere Wölbung des Hutes', *chiucca*, *chiǫcca*, dass.? (Arch. glott. ital. XV, 155).

S. **21**, 20 f. Hierzu: südfranz. (gask.) *cruco*, *crugo*, ‚Krug'. Ausserdem südfranz. *cluco*, *clucho*, (bearn.) *cruque*, ‚Haufen' (z. B. von Steinen).

S. **22**, 24 und S. **23**, 8 ff. Die magyarische Kindersprache kennt *kókó* (*kokó* schreibt Ballagi) auch im Sinne von ‚Kopf'; dazu gehört *kókálni*, ‚eine Nuss aufschlagen', ‚Ostereier gegeneinander schlagen', ‚auf den Kopf schlagen' (M. Nyelvőr XXVIII, 325 f.). In der Anmerkung weist hier Simonyi Zs. auf einige unserer romanischen Wörter hin, die Herleitung von denselben scheint mir aber nicht sicher. Sehr gut stimmt zum magy. Verb in der Bildung das ital. *cozzare*, ‚(mit dem Kopfe, mit den Hörnern) stossen' (eine untoskanische Form für **cocciare*; vgl. abruzz. *cucciate*, ‚Stoss mit dem Kopf'), mit dem sich magy. *koccanni*, ‚schlagen', ‚zusammenstossen' wohl nur zufällig begegnet. Vgl. noch ital. *incioccare*, ‚Hartes gegen Hartes schlagen', wobei wir aber das oberit. *ciocca(re)*, ‚schlagen' = tosk. *chioccare* nicht übersehen dürfen.

S. **22**, 26 ff. In Nordfrankreich scheint **coca* mit der Bedeutung ‚Kern' nicht sehr verbreitet zu sein; deshalb entnehme ich aus Dottins niedermain. Wtb. *koḱá(o)*, ‚coqueau', ‚noyau'.

S. **22**, 36. Hierzu: gallo-siz. (sanfr.) *cuchiedda*, ‚Gallapfel' (de Gregorio).

S. **23**, 5. Hierzu: berg. *rösa cucuna*, ‚rosa di maggio'.

S. **23**, 5 f. Hierzu: md.-franz. (Vogesen) *côque*, *câque*, ‚Kohlstrunk' (Rolland Flore pop. II, 9); dies erscheint im mars. *cagatroué*, *cagotros*, dass. mit dem Synonym (*thyrsus*) verbunden. Vgl. span. *cogollo*, ‚Herz des Kohls'.

S. **23**, 6 f. Hierher südfranz. *couquet*, welches nicht nur ‚Maiskolben' bedeutet, sondern auch 1. *(de meseioun)* ‚eine Nuss

auf dreien' (beim *castelet*-Spiel) = ast. *cacón* S. 26, 22; regg. *cǫcca* S. 22, 36 bedeutet ebenso wie lucc. *cǫccioro* S. 28, 9, auch *cǫccio* (sonst tosk. *bǫcco*) ,die Nuss mit welcher geworfen wird'; 2. *(de nose)* ,drei Nüsse an einem Stiel' = franz. *coquerelles* S. 32, 19, das sich an die allgemeine Bedeutung von *couquet* (auch *crouquet*) ,Frucht oder Blumenbüschel' (vgl. S. 35) anschliesst.

S. 23, 20. Hierzu: bresc. (nach Melchiori) *cǫca*, ,Gipfel'.

S. 23, 20 ff. Hierzu: südfranz. *cuco*, *cucho*, ,Haufen' (z. B. von Heu), ,Erderhöhung', ,übervolles Mass' (vgl. zu S. 21, 20 f.).

S. 23, 34 ff. Mistral trägt ein guienn. (Gironde) *coc*, ,Kuchen für Kinder' nach, und bemerkt dazu: ,Ce mot vient du prov. *coco* ou du fr. *coq*, à cause de la forme qu'on lui donne'. Nicht ,oder'; *coco* ist die ursprüngliche Bezeichnung, die sich an das fremde Wort anlehnte. Auch sonst sind Kuchen für Kinder in Gestalt eines Hahnes in Südfrankreich bekannt; s. *gau de pasto* bei Mistral. Man hat dort auch Pathenkuchen in Gestalt einer Taube (zu Weihnachten), und sie heissen *couloumb*.

S. 24, 1 ff. Hierzu: franche-comt. (bourn.) *kökli*, ,Kuchen' (Roussey).

S. 25, 14 f. Dass der magy. Ausdruck aus dem Romanischen stammt, vielleicht durch sehr alte französische Kolonisten eingeführt worden ist, bezeugt wall. *cocogne*, ,Ostereier' (vgl. *cacagnò*, ,Ei' S. 26, 22.)

S. 25, 24 ff. Gehört hierher siz. *accuccari*, ,kränkeln'?

S. 26, 1 ff. Hierzu: valverz. *cœuch*, ,Greis', *cǫca*, ,Greisin', genf. *côque*, ,vieille femme, commère ennuyeuse et ridicule.'

S. 26, 20 ff. Das *a* ist im Niedermaineschen sehr begünstigt, nach Dottin: *kak*, *kakin* (K.), ,Zähne', *kakó* (K.), ,Augenzahn', ,Ei', ,Nuss', ,kleiner Schuh', auch ,hölzernes oder irdenes Gefäss', *kakòt* (K.), ,Haselnuss', ,Zahn'; vgl. noch saint. *caca* (K.), ,Nuss'. Das S. 12 angeführte *coquelle* lautet im Franche-comtéschen von Bournois nach Roussey *käkël* (es bedeutet neben ,Kasserol' auch ,Kopf'), im schweiz. Franz. *caquelon* (vgl. tar. *cáccolo* S. 19).

S. 27, 14 ff. Hierzu: sard. *giogulu*, *jogulu*, (sass.) *giogguìu*, ,Wiege' neben *gioga*, *joga*, (sass.) *ciogga*, ,Schnecke' (s. S. 20). Es handelt sich hier, wie bei andern unter den Typen auf *-ula* verzeichneten Wortformen, vielleicht um ganz neue Deminutivbildungen; solche lassen sich von den Umbildungen (s. S. 16, 31 ff.)

nicht scharf trennen. Was die Bedeutung anlangt, so vergleiche man *conca*, ‚Wiege', bei Tommaseo-Bellini belegt. — Ich bemerke bei dieser Gelegenheit dass überall wo in meiner Schrift ‚sardisch' kurzweg steht, darunter das Logudorosche zu verstehen ist.

S. 27, 18ff. Hierzu ital. *crǫcchio*, ‚kränklich', zu dem sich *crocchiare*, ‚kränkeln' verhält wie *chiocciare* zu *chiǫccio* (S. 16).

S. 27, 22ff. Zu der Vermuthung die ich über diese Formen ausgesprochen habe, bestimmte mich der Umstand dass ich für **clocla* keine andern Belege aus Frankreich besass, wo sich **carolium* hingegen einer grossen Verbreitung erfreut. Allein dieses pflegt hier in einer doppelten Gestalt aufzutreten, als **grolium* und als **cruvellum* (das Letztere beruht auf einer Vermischung von der ich zu S. 51, Anm. 2 reden werde). *Creuille* passt zu keinem von Beiden, und überdies finden sich daran anschliessende Formen die mit grösserer Sicherheit auf **cocla* weisen, wobei jedoch zuzugeben ist dass dieses mit **carolium* sich mannigfach berührt hat. Mistral stellt forez. *creu*, ‚Kern' zu *cruvèu*, ‚Schale', Puitspelu jedenfalls richtiger zu lyon. *cruës*, *cruès* (mit stummem *s*), *crueze*, ‚Kern'; lang. *creu* bedeutet allerdings ‚Nussschale' (ich finde es nur bei L. Clugnet Gl. du p. de Gilhoc [Ardêche] verzeichnet). Sodann bietet das Franche-comtésche (nach Contejean, Roussey) *creuillî* (*creuyî*), ‚creuser', und das Jurasche *creuiller*, welches Chambure mit ‚éplucher des cerneaux' übersetzt. Vor Allem aber erweist sich deutlich als **clocla* altprov. *croille*, ‚Wiege' neben gleichbed. lyon. *cruë(s)*, *cruè(s)*, (*crosson*), dauph. *cro*, (*croussoun*, *croussè*) und bress. *cruet*, forez. *cret*, die eigentlich ‚Höhlung' bedeuten (s. zu S. 15, 27ff.). Vgl. südfranz. *cavagno*, ‚Korb', ‚Wiege', kymr. *cawell*, ‚Korb' (} *cauuella* Kass. Gl.) { bret. *kavell*, ‚Wiege' und zu S. 27, 14ff.

S. 30, 8ff. Hierher gehört auch der zweite Theil von siz. *pisciacozza*, ‚Schildkröte' (S. 17; der erste ist aus ital. *biscia* entstellt), und der erste von kal. *cozzamaruca*, ‚Schnecke', wovon nur eine Verkürzung das gleichbed. abruzz. *ciammaruca*, *ciammarica* u. s. w., tar. *giammarruco* ist (Costa Voc. zool. S. 8 setzt: *ciammarruco* = helix adspersa). Dessen zweiter Theil hängt zusammen einerseits mit neap. kal. *maruzza*, ‚Schnecke', anderseits mit sard. *mamarúgula*, (nords.) *barrugga*, tar. *virruculo*,

‚Raupe', in welchen *bruchus* und *eruca* verschmolzen sind. Nach der Raupe wurde zunächst die nackte Schnecke benannt: siz. *mammaluccu*, welches verkürzt im gleichbed. tar. *cozzam-mummola* steckt, nordsard. (gall.) *barracoccu*. Auf die weitere Verwandtschaft gehe ich nicht ein; es lag mir wegen des S. 44 eingeordneten sard. *cugurra*, ‚Raupe' nur daran zu zeigen dass Raupe und Schnecke durch dasselbe Wort bezeichnet werden können.

S. 31, 13. Hierzu: südfranz. *gangaulo*, ‚Schneckenhaus' (vgl. ital. *góngola* S. 17). Daran schliesst sich südfranz. *gougoulho*, *goungoulho*, *gangoulho*, ‚Schelle' (vgl. südfranz. *couscoulho* S. 48).

S. 31, 22 ff. Szarvas G. (M. Nyelvőr XII, 337 ff.) leitet das magy. *kagyló*, das nach Ballagi ‚Muschel', ‚Muschelschale', ‚Schalthier' bedeutet, vom ital. *cochiglia* her. Dieses italienische Wort ist aber kein sehr verbreitetes, noch volksthümliches; Fanfani nennt es ‚voce tutta francese', und dagegen spricht auch sein Vorkommen bei Boccaccio nicht (*cocchiglia* wird aus dem 16. Jhrh. belegt, ebenso *cochilla* in einer Uebers. aus dem Franz.). Die gebräuchliche Form *conchiglia* aber (alt auch *conchiglio*, *conchillo*, *conchile*), die übrigens ein Latinismus ist, lässt sich für das magyarische Wort nicht verwenden. Von letzterem weist nun, und zwar mit den Bedd. ‚Schnecke', ‚nackte Schnecke', ‚Muschelschale', das M. Tájszótár so zahlreiche und starke mundartliche Varianten auf (*kágyula*, *kágyalla*, *kagyilló*, *kágyilló*, *kagyó*, *gágyó*, *kágyu*, *kigyalag* — dieses wohl an *kigyó*, ‚Schlange' angeglichen) dass wir volksthümliche Quellen dafür voraussetzen müssen, etwa **cočula* (11) und **coča* (13) oder auch **cocla* (1; man erwäge istr. *coghia*, friaul. *caj*). Aus ital. *č* oder seiner unmittelbaren Vorstufe wird magy. *ty* ebenso gut erklärt wie aus ital. *k(i)*; man vergleiche *angyal* } *angelo*, *pinty(ő)* } *pincio(ne)*. Für die Erweichung von *ty* zu *gy* gibt es eine Reihe von Beispielen.

S. 32, 20 ff. Hierzu ital. *cacchiatella*, ‚Reihensemmel' (bei Rigutini-Bulle mit ‚feines Backwerk' wiedergegeben, indem das ‚a picce' der italienischen Wörterbücher unübersetzt bleibt).

S. 32, 28 f. Hierzu ist wegen der Bedeutung poit. *caquillotte* (*cacliotte*), ‚coque', ‚coquille' anzuführen, welches auch adjektivisch gebraucht wird: ‚on dit d'un œuf qu'il est *caqu'llot*

quand il est vide' (L. Favre). Und ebenso poit. *cracotte*, ‚Baumhöhlung', *cracot*, ‚hohl' (vom Baum) (Rousseau).

S. **32**, 35. In *cacalauso* steckt möglicherweise *lauso*, ‚platter Stein', ein Wort das ich, nebenbei gesagt, nicht mit Nigra Arch. glott. ital. XIV, 285f. als altlateinisch anzusehen vermag. Er beruft sich auf Bücheler im Arch. f. lat. L. u. Gr. II, 605, aber mit solchen Vermuthungen lässt sich das Wort auch dem Keltischen zusprechen; übrigens war noch zu berücksichtigen was ich ebenda VII, 113f. gesagt habe. Ich weiss immer noch nicht wie *Lausonna* sich als Ableitung von einem lat. *lausa* erklären lässt.

S. **33**, 39 und **53**, 14ff. Es verdient bemerkt zu werden dass in Ostfrankreich der Name der Anemone pulsatilla mehrfach dieselbe Form annimmt wie der des Maikäfers: *canquoin* (Côte-d'Or), *coincoin* (Haute-Marne) nach Rolland Flore pop. I, 16 ~ *cancouane, cancoigne* u. s. w. (Côte-d'Or), *cankouellotte* (Haute-Marne) nach demselben Faune pop. III, 330. Uebrigens neige ich mich doch wieder dem Gedanken zu den ich zuerst hegte, dass der Maikäfer so als Schalthier benannt worden ist; freilich sind es alle Käfer in gleichem Sinne, doch mochte er der volksthümlichste Käfer sein.

S. **35**, 10ff. und 27ff. Hierzu: südfranz. *couquet*, (dauph.) *crouquet*, ‚Frucht- oder Blumenbüschel' (vgl. zu S. 23, 6ff.).

S. **35**, 15ff. Hierzu: ital. *chiocchetta* bei Chiabrera.

S. **35**, 27ff. Hierzu: cremon. *coucòon*, ‚mazzocchio', von dem Peri annimmt dass es nach seiner Gestalt von *coucòon*, ‚Spundzapfen' benannt sei.

S. **37—42.** Um festzustellen wo sich der Ausdruck *cochlea* für ‚Spindelkerbe' entwickelt hat, ist es nothwendig sich über die Verbreitung der Spiralform des obern Spindelendes zu unterrichten, was nicht ohne Berücksichtigung der andern Formen geschehen kann. Wenn ich nun das Gesagte mit einigen jüngst gewonnenen, freilich bruchstückhaften Erfahrungen ergänze und berichtige, so denke ich nicht daran dass dadurch die besondere Untersuchung wesentlich gefördert werde. Es geschieht vielmehr in der schon S. 77 angedeuteten und seither immer mehr sich befestigenden Ueberzeugung dass die vergleichende romanische Sprachgeschichte als Korrelat eine vergleichende romanische Kulturgeschichte erfordert, dies Wort in

einem weitern und zwar vorzugsweise niedrigern Sinne verstanden als es verstanden zu werden pflegt. Wenn die Wörter mit den Dingen wandern, und die Dinge mit den Menschen, so ist das nicht immer auf einzelne beschränkt. Gewisse Systemübereinstimmungen in der Fischerei, dem Ackerbau, der Spinnerei u. s. w. können in Ermangelung unmittelbarer Zeugnisse ethnische Vermischungen oder Verschiebungen wahrscheinlich machen, und somit zur Herstellung jener Grundlage beitragen auf der sich auch die romanische Lautgeschichte aufbauen muss, wenn sie eine wirklich pragmatische sein will. Von der Ethnographie wiederum scheint mir ein so uraltes und wichtiges Geräth wie die Spindel bis jetzt einigermassen vernachlässigt zu werden, vielleicht weil uns die Vorzeit zwar zahlreiche Spindelwirtel, aber wegen des meistens undauerhafteren Stoffes wenig Spindelstäbe hinterlassen hat (wenn auch wohl Reflexe ihrer Gestalt in manchen der merkwürdigen Bronzenadeln). — In Bezug auf die untere *cocca* der Spindel bin ich zwar immer noch nicht genügend aufgeklärt; aber als ich S. 42, 6 ff. schrieb, befand ich mich mehr im Unklaren als es nöthig war. Vor einem Missverstehen der Stelle in der Encyclopédie hätte mich die Abbildung bewahren müssen. In romanischen Landen ist die Zahl der Spindeln ohne Wirtel kaum geringer als derer mit Wirtel, und beide kommen innerhalb sehr enger Grenzen nebeneinander vor. Die wirtellosen weisen eine ausserordentliche bis zur Gegensätzlichkeit gehende Mannigfaltigkeit der untern Endigungen auf. An rumänischen (auch serbischen) Spindeln finde ich einen grössern verschieden geformten Zapfen der mit stärkerer oder schwächerer Ausladung nach oben horizontal abschliesst. An istrischen und friaulischen erscheint er, bei ganz schmaler Einkerbung, fast als Fortsetzung des sich verjüngenden Haupttheils. An einer aus Treviso ist er zu einer dicken kleinen Knospe zusammengeschrumpft, sodass er dem obern Knöpfchen ziemlich ähnlich ist und selbst *boton* heisst. Endlich trägt eine mir vorliegende Spindel aus Florenz oben und unten ein gleichgestaltetes Knöpfchen (wie auf Fig. II), und da die grösste Dicke des Körpers fast in die Mitte fällt, so lässt sich kaum sagen was oben und unten ist. Bei deren Anblick begreift man denn was mit der obern und mit der untern *cocca* gemeint ist. Inwiefern aber

überhaupt die Gefahr besteht dass der aufgewickelte Faden nach unten abgleite, und inwiefern die verschiedenen Endigungen ihr wirklich vorbeugen, das entzieht sich meinem Ermessen. Hierüber kann allein die Anschauung der in Thätigkeit befindlichen Spindel belehren. Sie hat mich wenigstens in Bezug auf das obere Spindelende belehrt. Die Rumäninnen, soweit ich in der Nähe von Herkulesbad Gelegenheit hatte zu beobachten, verzichten auf die Herstellung einer Schlinge — sobald die Spindel die grösste Tiefe erreicht hat, wird sie emporgedreht und wickelt den Faden um sich auf. Dabei spielt das Knöpfchen nicht einmal eine sehr wesentliche Rolle; ich sah es öfters fehlen, sei es von Anfang an, sei es durch Abbruch. Ich glaube dass es keine einfachere Form und keine einfachere Handhabung der Spindel gibt als diese; sie hat sich unverändert aus den Zeiten der (anscheinend linkshändigen) Svadra, Tochter des Adnamatus, erhalten, auf deren im Ung. Altenburger Museum aufbewahrten Grabstein mich Hampel J. aufmerksam machte. Ich begegnete in jenem Landstrich auch der Häkchenspindel, sie dient wie in Portugal und Asturien nur dem Zusammendrehen zweier Fäden, welche zunächst von zwei Spindeln ab zum Knäuel aufgewunden werden. In Kalabrien, wenigstens demjenigen Theile davon welchen G. di Giacomo bewohnt und kennt (Cetraro, Pr. Cosenza), gibt es nur die Häkchenspindel welche zur Erzeugung des einfachen sowohl wie des zusammengesetzten Fadens dient (‚altrove la punta della Muscola termina non in spira, ma in gancetto, e allora al Fuso si dà la torta non colle dita, ma con la palma della mano contro la parte laterale esterna della coscia; questo movimento, quando la mano viene verso l'anca, è quello del filare: il movimento contrario, cioè verso il ginocchio, è quello del torcere‘ [Carena, hg. von Sergent und Gorini I, 284a]); die albanischen Kolonisten in Kalabrien kennen die Spindel mit Aufsatz. Jene rumänische Häkchenspindel wird wie die süditalienische (s. S. 40 unten) auf den rechten Schenkel aufgelegt und durch ein starkes Darüberstreichen der Hand in eine rasche Drehung versetzt, mit welcher sie langsam zu Boden sinkt. Der Faden läuft durch den Haken über den unmittelbar darunter befindlichen Wirtel und zwar in einer der senkrechten Kerben die in dessen breiter Randfläche dicht nebeneinander

stehen. Dieses Werkzeug wurde mir in Mehadia als *rĕciucială* bezeichnet; es kommt, wie ich später hörte, im Temesvárer Komitat nicht vor, wohl aber, einer Mittheilung J. Sbieras zufolge, in der Bukowina, wo es *(rĕ)sucitoare* heisst (*rĕsucială* der zusammengedrehte Faden selbst). Auch den Széklern ist es bekannt, als *sirittö* (s. Herman O.'s Fischereibuch S. 210 Fig. 6) und den Theissfischern als *viszáló*; die wandernden Donaufischer, die heute schon verschwunden sind, benutzten zu gleichem Zwecke wie ich von Herman unmittelbar erfahre, einen runden Stein, der mit Lederstreifen eingefasst war (etwa gleich dem bei Grothe Fig. a) und oben einen Haken trug. Es ist wohl nur ein Versehen dass die Hermansche Abbildung die Spindel mit dem Haken nach unten darstellt; in gleicher Lage ist im Budapester Ethnographischen Museum eine Spindel aus Kelebia (serbisch) aufgehängt, wo übrigens statt des Hakens ein Oehr erscheint. Es versteht sich von selbst dass ehe man bei einem Geräth an den Nachweis genetischer Zusammenhänge innerhalb eines engern Gebietes denken kann, man bis zu einem gewissen Grade einen Ueberblick über die im Allgemeinen vorkommenden Typenreihen bezitzen muss. Ob die Spiralkerbe des obern Spindelendes thatsächlich die seltenste Form ist, das kann ich, solange ich mich nicht in verschiedenen Museen umgeschaut habe, nicht entscheiden. Ich nehme, abgesehen von jener Himalayaspindel (S. 40), mit der wiederum eine dalekarlische, bei A. Hazelius Guide au Musée du Nord à Stockholm, St. 1889 S. 47 Fig. 76, verwandt ist, eine gewisse Annäherung daran wahr in dem gekerbten Wirtel der *rĕciucială* und in dem gekerbten Köpfchen ostjakischer Spindeln, die im Budapester Museum zu sehen sind; einem dicken Scheibchen mit senkrechter Kerbung sitzt, einem Hahnenkamm gleich, das Endstück mit wagrechter auf, oder es fehlt die Kerbung bei einem dieser beiden Theile.

S. 41, 28. Wenn C. Coronedi Berti den *fusarol* (bol.) als ‚piccolo strumento' bezeichnet ‚nel quale s'infila la cocca da piè del fuso', so ist unter letzterer der ganze untere Theil der Spindel zu verstehen.

S. 44, 2f. Altprov. **coca* lässt sich aus *encocar*, ‚einkerben' erschliessen.

S. 44, 4ff. Hierzu: span. port. *coca*, ‚Kink'.

S. 44, 7. In den Ausgaben Carenas die ich benutzt habe, steht vielmehr, und zwar wiederholt, *cocco*; ist das ein Druckfehler?

S. 44, 13. *Kreuk* für *Kink* finde ich bei Sachs angegeben; haben wir hier ein **cochlea* des 5. Typus? Die Form stammt allerdings wohl zunächst aus dem Holländischen, für welches bei Sicherer-Akveld angegeben ist: *kreuk* w., *kreukel* m., ‚Krünkel', ‚Runzel', ‚Knitter', ‚Knautsch', ‚Kniff', ‚ungehörige Falte'. J. Franck Etym. Woordenb. vermag es sammt dem zugehörigen Verb nur bis ins Mittelholl. und Mittelniederd. zu verfolgen; er zweifelt nicht an seinem germanischen Ursprung, aber das mittelholl. *crooc* m., ‚haarlok, kuif' das er damit in Zusammenhang bringt, stimmt zu gleichbed. *Krause*, *cockle*, *coque* und den übrigen Formen die S. 35f. auf *cochlea* zurückgeführt sind, und ebenso bleibt holl. *kreukel*, ‚Kammmuschel' } *cochlea* (S. 20) zu erwägen.

S. 44, 33ff. G.-B. Melchiori Voc. bresciano-ital., Brescia 1817 erklärt *còca* zuerst als ‚*rotella*, quel tondo che serve a tener accosto il filo sul fuso' (ist denn dort eine der süditalienischen Spindel — s. oben S. 40 — entsprechende üblich, die oben eine dem Wirtel ähnliche Scheibe trüge?) und sodann als ‚Spindelschlinge' und ‚Spindelknopf' (o. u.).

S. 45, 35ff. Von *muscula* scheidet sich ein anderes süditalienisches Wort in den Wörterbüchern nicht deutlich: siz. *capitímula*, *capitínia*, *caputínia*, ‚caperozzolo, bottoncino o ingrossamento alla estremità superiore del fuso: cocca' (Traina), *capitínia*, ‚bottoncino a similitudine d'un fusajuolo, che si mette in capo al fuso per tener ferma la cocca' (Mortillaro); kal. *caputímula*, ‚cocca, quel bottoncino poco più piccolo della rotella, che sta fissato alla punta superiore del fuso, e dove s'incocca il filo tanto nel torcere, che nel filare' (Morisani), *capitínula*, ‚quella specie di cappello o cono voto, in cui si pianta a forza la punta superiore del fuso' (Scerbo), *capitinale*, ‚cocca del fuso che usano le filatrici, rotella superiore di esso fuso' (Accattatis). Wenn damit die obere Scheibe, die etwas schwächer als der unten sitzende Wirtel ist (s. S. 40, 30f.), gemeint ist, und mit *muscula* das darüber ragende Häkchen, so versteht man nicht wie *bottoncino* von Beidem gesagt werden kann.

S. 49, 23. *Closc*, ‚Schale' (des Eies) ist schon altprov.

S. 50, 13 ff. Mit einfachem *r* finde ich auch altspan. *coscurado* (Adj., von Pfannenbäckereien) angegeben.

S. 50, 19. Zu ital. *accoccolarsi*: com. *incugulàs*, bresc. *enchigolàs*, berg. Mdd. *incuculàs, incocolàs, scocolàs (gió)*, arag. *acoclarse, clocarse* (span. *aclocarse*, ‚arrellanarse‘).

S. 50, 20. Zu ital. *accucciarsi*: span. *acocharse*, kat. *acotxarse*.

S. 50, 22. Zu abruzz. *anguccarze*: ast. *encucáse* (vgl. ast. *cuca* S. 23, 23).

S. 50, 24. Vgl. siz. *accucchiarari*, ‚incurvarsi, quasi a mo' di cucchiaio [!]‘ (Traina Suppl.).

S. 50, 25. Zu südfranz. *s'acoucouna*: cremasch *incugunàs (zo)*, berg. *incücügnàs (zo)* — mit Aufhebung der Reduplikation: *incügnàs (zo)*, mit Einschaltung von *r* (S. 51, 11 ff.): berg. (asson.) *incrichignàs (zo)*, gen. *(a)scruccugnase*. Ist hierher auch berg. *cucunà (zo)*, ‚niederbeugen‘ (von Rosa wird in diesem Sinne *cucunà* als bresc. angeführt), cremasch *incoconàs (zo)*, ‚sich n.‘ zu stellen?

S. 50, 27. Wie in span. *acurrucarse*, mit Versetzung des *c-r* (vgl. S. 33): arag. *acurcullarse*; auch (vgl. Z. 23) centralfranz. *s'écarcouailler*, ‚se mettre en position pour satisfaire un besoin naturel‘. Begrifflich aber gehört Letzteres, obgleich **ex-* auch den Verben für ‚hocken‘ nicht fremd ist, wohl eher mit franz. *écarquiller* zusammen. **Excochleare* (**exconchulare*, **excochleolare* u. s. w.) kann nämlich bedeuten: 1. ‚der Schale entledigen‘, wie franz. *écaler (une noix)*; das geschieht nun zum Theil durch Zerbrechen, daher überhaupt ‚zerbrechen‘; 2. ‚eine Doppelschale aufsprengen‘, ‚eine Muschel öffnen‘, wie franz. *écailler (une huître)*; daher *a*) überhaupt ‚spalten‘, ‚aufsprengen‘, *b*) von der Winkelöffnung menschlicher Glieder: die Augenlider, die Beine, den Mund ‚aus-, aufspreizen‘; das Letzte im Sinne von: ‚in ein Gelächter ausbrechen‘, ‚sich todtlachen‘. Dafür Belege (in denen mancherlei Mischungen hervortreten): montbél. *ècaquelai*, ‚rire à grands éclats‘, südfranz. *s'escarcaia*, ‚s'ouvrir‘, ‚se crever‘, ‚écarquiller (l. j.)‘, ‚rire à gorge déployée‘, *s'escarcagna, s'escacagna, s'(es)cacal(ass)a*, ‚éclater de rire‘, (rouerg.) *escorcoilla, escarquilla*, ‚écarquiller‘, *corcoilla*, ‚s'entr'ouvrir‘ (von der grünen Schale der Kastanien, Nüsse, Mandeln), (lang.) *gangoulha*, ‚éclater de rire‘, span. *carcajear* (port. *gargalhar*), ‚aus vollem

Halse lachen', *escarracharse*, ,sich spalten' (von der Erde), (cub.) *escarranchar*, ,auseinanderspreizen' (die Beine), (arag.) *á escarramanchones*, ,rittlings' (zum Ausdruck hierfür kam man von *cochlea* aus auch auf anderem Wege, s. S. 51), port. *escarranchar*, *escarrapachar*, *escanchar* (*escachar*), ,auseinanderspreizen' (die Beine), *escangalhar-se*, ,sich spalten', (vor Lachen) ,bersten'. **Excalufare* (s. S. 51 Anm. 2 und Nachtr. dazu) weist ganz entsprechende Begriffsentwickelungen auf: südfranz. *escaloufa*, *escafa*, *escoufa*, ,écosser', ,écaler', *s'escaloufa*, ,s'entr'ouvrir', *escafaia*, *escafela*, ,briser', ,rompre', *(s')*, ,éclater de rire', *esclafa*, ,écacher', ,écraser', *escarbalha*, ,entr'ouvrir' (eine Frucht), ,fendre' (einen Baum), *s'escarbalha*, ,s'écarquiller', ,se mettre au large' (*esbarbaia*, ,détacher le brou des noix', *s'esbarbaia*, ,s'entr'ouvrir', ,se fendre'), kat. arag. *esclafar*, ,machucar', ,quebrantar', (arag.) *esclafar los huevos*, ,cascarlos, partirlos ó abrirlos', anj. *écarbeiller*, ,écarquiller (les jambes)', burg. *éclaiforai*, *éclaforai*, ,briser', ,écraser', ,éparpiller', *écafouiller* (un œuf), montbél. *écafler*, ,écraser', ,froisser', schweiz.-franz. *ecarfaillì*, ,écraser', franz. *écarbouiller*, ,zerquetschen', span. *escabullirse*, ,entweichen' (vgl. unser ,sich losschälen'), port. *escabujar*, ,sich loszuarbeiten suchen'. Franz. *écarquiller* ist demnach nicht auf *écartiller* zurückzuführen (Dict. gén.), vielmehr ist dies eine Nebenform von ihm, unter dem Einfluss von *écarter*, *écarteler* entstanden. Nur in Folge einer ganz jungen Verwechselung gilt südfranz. *escartifoula* (*escartipela*, *escartabela*, ,écarteler') zu Agde im Sinne von ,écarquiller'.

S. 50, 36. Zu pist. *accovarsi*: berg. *incuàs (zo)*.

S. 51, 9. Neben mant. *cuciàras* auch *(in)cucìras* (*in cucion*). Nach Cherubini ist mant. *incucciras* soviel wie *intestaras*, also = ital. *intestarsi*, *incocciarsi*, worin **cochlea* im Sinne von ,Kopf' enthalten ist; aus *incocciarsi* ist *pigliare i cocci* hervorgegangen, vermöge einer nicht ganz seltenen Art von Umdeutung (vgl. z. B. *da la borra* S. 133).

S. 51, 11f. Hierzu: com. *crusciàs*, *incrusciàs*, (tiran.) *incrisciolàs*, monf. (*ancruccium*).

S. 51, 14. Hierzu: berg. (valle-gand.) *incrofàs (giò)*. Die Möglichkeit dass dies für *-cofl-* steht, ist zuzugeben, wie auch bei kat. *aclofarse* (südfranz. *s'acoufla*). Doch könnte Letzteres auch aus *cofarse* + *aclocarse* entstanden sein, wie val.

aclotxarse aus *acotxarse* (s. oben S. 200) + *aclocarse*. Unter allen Verben dieser Bedeutung herrscht eine ausserordentliche Neigung sich miteinander zu vermischen; so ist kat. *ajupirse, ajocarse, ajovarse* aus (*s'acroupi*), *aclocarse*, (*s'acouva*) + *ajaurerse*, hervorgegangen, südfranz. *s'agrouva(ssa)* aus *s'agroupi* + *s'acouva(ssa)*, *s'acougassa* aus *s'acougouncha* + *s'acouvassa* u. s. w.

S. 51, Anm. 2. Auf friaul. *cuful* zurückzukommen, dazu veranlasst mich Salvionis Artikel in der Ztschr. f. rom. Phil. XXIII, 518, welcher dieses Wort mit dem sicher dazugehörigen bell. *sgiof*, ‚Eischale', *sgiofa*, ‚Nussschale' auf *conflare* zurückführen will. Ich glaube zwar dass schon die von mir zusammengestellten Wörter genügen werden ihn von seiner Meinung abzubringen, will dieselben aber doch noch rasch um einige vermehren: südfranz. *c(a)lofo, escaloufo*, ‚grüne Nussschale', kat. *(es)clofia, (es)clofolla*, ‚Schale' (des Eies, der Früchte), altfranz. *escalope*, ‚Schale' (der Schnecke), morv. *caloffe*, ‚gr. N.', ‚Sch. der Hülsenfrüchte', *écalofre*, ‚gr. N.', franche-comt. *écorofe* (*-l-*), ‚gr. N.', poit. *(é)chalupe*, ‚Sch. d. H.', *chalaffre, (é)chalaffe*, ‚gr. N.', *chaffre*, ‚Nusskern' (aus *échaffrer*, ‚die Schale der Nuss beseitigen'), lothr. *caloffe*, ‚écale', und weiter, um abzukürzen, in den lothr. champ. wall. pik. Mdd. *écaflion, écaflot, scafelote, écafluche — crafaille, crofoye, carfaille — écofelle, scafiole — écafotte, scafion, hûfion, hufèie* (lütt. *h* } *sk*) — *acrauve — scafe, câfe, écoffe, coffe* (auch südfranz. *cofo*) u. a., schon altfranz. *escafelote* (*écaflote* auch bei Littré), *escafote, escrafe, escafe* im Sinne von ‚grüne N.', ‚harte N.', ‚halbe Schale', ‚Schale', ‚Muschel', ‚Schote', ‚Hülse', ‚Schuppe' u. s. w., wobei nur hie und da eine zufällige Annäherung an deutsches *Kaff* stattgefunden hat. Altprov. *clovel, -lh*, ‚Schale' (der Mandel) zeigt *v* für *f*, wie kat. *clova, clovella* = *clofia, clofolla*; unter seinem Einfluss wurde **carulium* zu südfranz. *crouvel* u. s. w., das ihm also nicht schlechtweg gleichzusetzen ist (Levy).

S. 52, 22 ff. Auch die reiche Natur Südeuropas hat ihren Antheil an dem Bedeutungsreichthum von **cochlea*; man denke nicht nur an die Menge und Mannigfaltigkeit der ‚Seefrüchte' selbst, die den Anwohnern endloser Gestade zur Nahrung dienten und deren Gestalten ihnen stets vor Augen waren, sondern auch an die essbaren ‚Pflanzenmuscheln', besonders die Nuss und die Mandel. Die zoologische Verschiedenheit zwischen Binnen-

und Küstenland förderte neue Anwendungen des Wortes. Die Bezeichnung *₊cochlea* für die Kirchenglocke wurde vielleicht durch den Umstand begünstigt dass die alten Christen in der Weinbergsschnecke ein Symbol der Unsterblichkeit erblickten was auch das Vorkommen von Schnecken in Gräbern und sogar Sarkophagen, die zum Theil noch der römischen Kaiserzeit angehören, erklärt (Globus LXXI, 116). Schon A. Locard hatte dies in seiner Histoire des mollusques dans l'antiquité (Mém. de l'Acad. de Lyon XXVII [1885], S. 75—312) S. 299f. hervorgehoben. Ich erwähne dies Werk ausdrücklich deshalb weil es nicht ganz ohne Bedeutung für die Geschichte des Wortes *cochlea* ist; es würde seinerseits manche Vertiefung und Erweiterung erfahren haben wenn dem Verfasser unser sprachliches Material vorgelegen hätte.

S. 53, 8ff. Wo sonst *cocl-* } *cloc-* vorkommt, hat sich ein andres Wort eingemischt. So bei ital. *coccola*, ‚Schlag', das zunächst auf das gleichbed. ital. *chiocca* (*crocchia*) zurückzuführen ist, nicht unmittelbar auf *coccola*, ‚Beere' oder ‚Kopf', wie Pieri Arch. glott. ital. XV, 151 Anm. 2 will. Umgekehrt verhält es sich mit *coccolone*, ‚grosse Bekassine', welches hier richtig ‚dallo stare *accoccolato*' hergeleitet wird (man vergleiche span. *agachadiza* von *agacharse*); daraus *croccolone* mit Einmischung von *₊clocca*, ‚Gluckhenne', wie derselbe Vogel ven. *ciocheta*, friaul. *çhochete* heisst.

S. 53, 14ff. Der Name der Anemone pulsatilla (so, nicht ‚pulsatilis') ruft einen andern Pflanzennamen ins Gedächtniss, dessen lateinischen Ursprung man bisher verkannt hat. Die Kornrade (agrostemma githago) heisst im Kirchenslawischen кѫколь und entsprechend in den andern slawischen Sprachen; daher leitet man nicht nur magy. *konkoly* (in Mdd. auch *konka*, *konku*) ab, sondern auch neugr. *κόκκολι*, *γόγγολι* u. a. (s. G. Meyer Neugr. Stud. II, 31), friaul. *cócul*, welche dasselbe bedeuten. Wenn nun für diese Pflanze im Englischen *cockle*, im Irischen *cogal* gilt, so musste man an arische Urverwandtschaft denken, wobei man das englische Wort als Lehnwort aus dem Keltischen betrachtete. Mit Hülfe der ungemein reichhaltigen Sammlung welche uns Rolland Flore pop. II, 220—230 darbietet, stellen wir aber jetzt fest (s. Ltbl. f. germ. und rom. Phil. 1899, Sp. 281 f.) dass auch im mittlern Europa, und insbesondere dem ro-

manischen das Wort nicht unbekannt ist: piem. Mdd. *cossa* (*cossi*), *chesso* (*chessoul*), *ciouchëtte*, *closson*, wall. *cochet*, *cotyè*, pik. *Marie̦ Cancale*, *miquincale*, norm. *coquelourde*, *clouque lourde*, *coquerelle*, niederd. *klockenblome*. Das nöthigt uns ein **conchula* oder **coccula* anzusetzen, obwohl der besondere Anspruch dieser Blume auf eine oder die andere Benennung nicht darzuthun ist. Auch ein andres Problem bleibt vorderhand ungelöst: warum dieser Name sich so weit, und zwar gerade über das ganze slawische Gebiet, verbreitet hat. Nur als Frage kann ich es aussprechen: hat etwa das Evangelium mit seinem Gleichniss von der Kornrade (Matth. XIII) dem Namen derselben den Weg gebahnt? Freilich finde ich das betreffende Wort hier nicht in allen Sprachen, insbesondere nicht im Kirchenslawischen, wohl aber im Irischen und Magyarischen.

S. 53, 32. Das Geschlecht von *cálago* darf keinen Anstoss erregen; vom Keltischen abzusehen, so ist auch im Altprov. *cloc* neben *cloca* belegt (Levy).

S. 56, 4. Man vergleiche hier tar. *ntrutulare*, ‚rimescolare', ‚intridere', ‚rivoltare i liquidi con farina', welches den Vokal von *trudere* mit dem Konsonanten von *tritus* paart.

S. 62, 26 ff. Erst jetzt erfahre ich dass G. de Gregorio in der Rassegna di antichità class., Palermo 1898 über *turdus*—*torpidus* geschrieben hat. Ob sich seine Ausführungen mit den meinigen decken, weiss ich nicht.

S. 63, 10 f. Bei der Erörterung der Herkunft von *tropa* ist kymr. *torf*, ‚Trupp', ‚Truppe', ‚Menge' nicht zu übersehen, das ebenso gut von *turba* wie von *turma* herkommen kann (Loth erwähnt nicht einmal die erstere Möglichkeit).

S. 63, 31. Zu streichen ist: ‚[so]'.

S. 72, 1 ff. Aus allen Sprachen, denke ich, dürften sich Belege für ‚suchen' = ‚finden' beibringen lassen. Einen armenischen führt mir der Zufall zu (in Petermanns Chrest.[2] S. 12): ‚hramajeats' *gtanel* zdi nora, ev dnel i teγi zgušavor' (sie befahl seinen Leichnam zu finden (= suchen) und an einen sichern Ort zu bringen). Patrubány L. bemerkt mir dass auch im Magyarischen man so sagen könnte: ‚megparancsolta, hogy *találják* meg holttestét'. — Da ein hervorragender Romanist mir erklärt, er habe immer an der Herleitung *trouver* } *turbare* festgehalten und nur der Uebergang ‚suchen' { ‚finden'

errege ihm dabei einiges Bedenken, so glaube ich noch ein Uebriges thun zu müssen, und verweise auf die häufigen Fälle in denen die Wörterbücher für ein und dasselbe Verb entweder die beiden Bedeutungen getrennt angeben oder irgendwie miteinander verquickt. Z. B. lat. *investigare*, ‚auf die Spur zu kommen suchen', ‚aufspüren' (Georges); 1. ‚universim perquirere, inquirere, indagare', 2. ‚reperire, deprehendere' (Forcellini). Dasselbe Verb als italienisches: ‚cercare seguendo i vestigi; trovare dietro a vestigi' (Tommaseo-Bellini). Die erstere Bedeutung ist hier als die wesentliche betrachtet: als Beispiele für ‚più aff. a *Trovare*' sind angegeben: ‚Che tu possa investigare quel che tu cerchi' — ‚Non c'è cosa tanto difficile che non si possa, cercando, investigare', und da ist *investigare* ganz und gar so viel wie ‚finden'. Petròcchi führt, mit geringer Verschiedenheit, die zweite Stelle an, bestimmt aber *investigare* als ‚cercare con premurose ricerche di giùngere a una scopèrta d'importanza, d'una verità', was man auch in rein formaler Hinsicht nicht hingehen lassen wird. *Rintracciare*, ‚trovare seguitando la traccia' (Tomm.-B.), ‚seguitàr la tràccia per trovare' (Petr.), was weniger richtig ist und mit Bezug auf den ersten Beleg (‚La Cenerèntola non potévano rintracciarla') geradezu falsch. Sachs hat unter *ausforschen*: 1. ‚a) chercher à découvrir', ‚b) découvrir'. Valentini nimmt *aufsuchen* als gleichbedeutend mit ‚suchen' = ‚andare in traccia di . . .'; aber ‚ein Wort im Wörterbuche aufsuchen' und ‚cercare una parola nel dizionario' decken sich nicht völlig. Denn bei Letzterem ist nicht nöthig dass ich das Wort wirklich finde; *aufsuchen* aber ist, nach Sanders = ‚suchen um etwas Vorhandenes zu finden' oder besser noch, nach M. Heyne = ‚auf ein bestimmtes Ziel hin suchen, in der Gewissheit zu finden'. Pawlowsky setzt es = ‚suchen' (искать) und = ‚suchend auffinden' (сыскивать). Mir scheint als ob bei diesem Verb ebenso wie bei *aufspüren* der perfektive Sinn vorherrsche und die Verwendung im imperfektiven eines ausdrücklichen Zusatzes bedürfe: ‚ich suchte ihn auf, fand ihn aber nicht'. Und entsprechend in andern Fällen, z. B. ‚man rief ihn hervor, er kam aber nicht'. Man wird vielleicht diese Analogieen für *trouver* } *turbare* nicht gelten lassen, weil sie in zusammengesetzten Verben bestehen; es liege da ein Bedeutungswandel der Präposition vor, sodass etwa *in-*

vestigare sowohl einem ‚nachforschen' wie ‚erforschen' entspreche. Indessen hebt gerade die Präposition die Bedeutung des Verbs schärfer hervor, und ein Schwanken, ein Wechsel wird um so bemerkbarer. Bei einfachen Verben entzieht sich ein solcher leicht der Beachtung; wahrscheinlich geschah das demjenigen der einen Andern fragte ob es wahr sei dass er Geister citieren könne, und die Antwort erhielt: ‚Ja, aber sie kommen nicht.' So viel freilich ist richtig dass vorwiegend die zusammengesetzten Verben den Uebergang vom perfektiven Sinn zum imperfektiven belegen, die einfachen aber den umgekehrten (z. B. *holen*, welches eig. ‚rufen' bedeutet), und ein solcher ist ja der: ‚suchen' { ‚finden'. Wenn man nun aber die Unbefriedigtheit aufmerksam prüft welche man gegenüber dem *trouver*, ‚finden' } ‚suchen' empfindet, so wird man feststellen dass sie sich nicht sowohl auf den Bedeutungswechsel als solchen bezieht als darauf dass derselbe in dem einen Falle eingetreten ist, in dem andern nicht. Das ist jedoch ein Verhältniss dem wir in der Geschichte der Sprache auf Schritt und Tritt begegnen; Synonyme entfremden sich einander.

S. 73, 5. Das lat. *quaerere*, ‚suchen' { ‚erwerben', ‚verdienen' hat eine viel weitere Gebrauchssphäre als unser *suchen*; es ergibt ja auch das Substantiv *quaestus*, ‚Erwerb', ‚Verdienst'. Fast ganz so verhält es sich mit magy. *keresni*, Subst. *kereset*.

S. 75, 11. Vgl. ‚i pesci . . . *battuti*' S. 103, 16.

S. 85, 39. Bei Kurschat finde ich nur *báldyti*, ‚poltern', wohl aber *baldas*, ‚Trampe'.

S. 88, 11ff. Vgl. aus den Fischereigesetzen für das Königreich Sachsen, 1868—1883: ‚m) Verboten . . . 2) das Betäuben der Fische durch Schläge unter dem Eise' (B. Steglich Die Fischwässer im Königreiche Sachsen, Dresden 1895 S. 216).

S. 92, 12ff. Vgl. E. Friedel Führer durch die Fischerei-Abtheilung des märkischen Provinzial-Museums der Stadtgemeinde Berlin, B. 1880 S. 20: ‚*Pulsen*: Hineintreiben der Fische in aufgestellte Netze, indem man jene durch Schläge mit den *Peetzen* und *Staken* [d. h. Stangen mit Schaufeln oder Knöpfen oder Haken zum Fortschieben der Kähne] oder durch Klopfen mit Steinen oder Hämmern auf den Boden des Kahnes fortscheucht.' Er verweist auf Riedels Codex diplomaticus Brandenburgensis.

S. 95, 5ff. Die russische Trampe mit einem in der gleichen Achse liegenden Becher ist abgebildet in den Рисунки zum VII. Bd. der Изслѣдованія, С.-П. 1863 (welcher die Fischerei im Weissen und im Eismeer behandelt) Taf. A. III. a. 1, Fig. 1. Davon weicht das Trampenendstück ab das L. Sabanêew Рыбы Россіи II (Москва 1892), 121 Fig. 29 gibt, es ähnelt dem meinigen auf S. 96, nur dass es durch eine Erweiterung über der Mitte sich als Doppelkegelstumpf darstellt. Die Beschreibung dazu — beim Schleienfang — lautet folgendermassen: ‚Es ist von Holz oder Eisen, ein innen hohler Cylinder, an einem langen Stock befestigt; durch den Schlag wird die Luft darin zusammengedrängt und erzeugt ein betäubendes für den Fisch unerträgliches Geräusch.‘ Kürzer beim Karauschenfang S. 106f. (шестъ съ полымъ наконечникомъ). Trampen mit ausgefüllten Bechern, also mit kegelförmigen Klötzen kommen in Ungarn vor; ich sah deren zwei im Ethn. Mus. zu Budapest. Wird der Klotz quer an die Stange angesetzt, so entsteht eine Art Holzhammer; eine solche Trampe ist im Kalotaszeg üblich (s. oben S. 152). Mit einem hölzernen Hammer pulsen die Chinesen gegen eine Art Hamen (Amtliche Berichte über die internationale Fischerei-Ausstellung zu Berlin 1880, B. 1881 II, 219).

S. 96, 4ff. A. Ive erfährt aus Lussinpiccolo dass dort ebenfalls die Fischerei mit dem *bódul* bekannt ist; sie heisst dort auch *pesca col mortér*, indem ja dieses Pulsen dem Stampfen in einem Mörser gleicht. Es wird mit dem Netze eine halbe Umschliessung am Ufer gebildet, sodass also auf der einen Seite eine breite Oeffnung zwischen dem Lande und dem Ende des Netzes bleibt. Auf diese fährt nun die Barke im Zickzack los, wobei beständig gepulst wird. Das dadurch erzeugte Geräusch ähnelt dem Schnauben des emportauchenden Delfins, vor dem die Fische erschrocken zu fliehen pflegen.

S. 97, 15f. Eine ganz entsprechende Trampe wird von den Chinesen bei dem ‚Netz mit Klappern‘ (*kan tsêng*) gebraucht: ein hölzerner Stab auf welchem Rollen angebracht sind, deren Klappern die Fische aufschreckt (a. a. O.).

S. 97, 30f. Abweichend davon ist die Beschreibung einer Fischerei (дѣлать обметъ) am Peipussee die sich in den Изслѣдованія I, 76f. findet. Gegen die Wade, um die Fische von den Flügeln ab und in den Sack zu treiben, wird mit der

лешага (*ботъ*) gepulst, einer langen, ziemlich dicken, unten etwas ausgehöhlten Stange, welche, auf das Wasser geschlagen, einen starken Laut hervorruft, der in Folge der Entbindung grosser Luftblasen in einen längern Nachhall ausgeht.

S. **102,** 5 ff. Der Ausdruck ‚ausnahmsweise' sagt zu viel. Ich ersehe z. B. noch aus Steglich a. a. O. S. 206 dass die mit einer Kehle und Flügeln versehene Netzreuse ‚auf Grund eingestellt wird, daselbst an Steinen befestigt, und die Fische werden hineingetrieben'.

S. **129,** 4 ff. Dieses **bullicare* begegnet uns, was wegen der unter *d*) angeführten Bildungen ausdrücklich bemerkt zu werden verdient, auch im Sardischen wieder, und zwar als gall. *bulicà*, ‚dimenare' (Spano unter diesem ital. Wort; aber gall. *bruddicà*, ‚brulicare'); nordsard. *bulià*, log. *buliare*, ‚sconvolgere', ‚turbare', ‚(in)torbidare' (südsard. *buliai*, ‚scherzen') entl.? Das ital. *bru(l)licare* ist eine Nebenform von *bulicare, bollicare*; warum sollte sich **brulliare* zu **bulliare* nicht ebenso verhalten? Die Bedeutung steht nicht im Wege; vgl. franz. *brouiller*, ‚schüttelnd trüben' (z. B. Wein), südfranz. *embrouia* = *embouia*, ‚embrouiller', *brouia*, port. *brolhar*, ‚spriessen', kat. *brollar*, ‚sprudeln', ‚spriessen', ‚wimmeln'. Was nun das anscheinend eingeschaltete *r* anlangt, so denke ich mir die Sache folgendermassen. Die onomatopoetischen Stämme pflegen entweder einfach oder doppelt aufzutreten, oder auch in einer mittlern Gestalt, in einer gekürzten Doppelung, wobei der Anlaut als Auslaut wiederholt wird; also neben *bl* würde *blbl* und dafür *brbl* stehen, und dies wiederum sich zu *brb* vereinfachen (vgl. z. B. ital. *pisp-igliare* neben *pispiss-are*). Wenn wir diese Gruppen vokalisieren, so kommen wir auf *bul(l)-*, *burbul(l)-*, *burb-* (oder mit *-o-* statt *-u-*). Das Romanische bildet Verben von allen diesen dreien. Durch Vermengung von **bulliare* mit **burbulliare* entstand **brulliare*. **Burbulliare* bedeutet ‚sprudeln' (vgl. port. *borbulhão* = *bulhão*, ‚Wasserblase'), ‚spriessen', ‚durcheinanderbringen', ‚besudeln' u. s. w.; vgl. centralfranz. ‚ça me *barbouille* = *brouille* sur le cœur, dans le ventre'. *Bru-* für *burb-* haben wir auch in franz. *brouailles*, ‚Eingeweide' (von Fischen, Feder-, Haarwild) } *burbalia* Gloss., südfranz. *buerbalho*, *burbalho*, *-io*, dass. (südfranz. *buerbo*, *bierbo*, *burbo* nicht nur ‚Schlamm', sondern auch ‚Eingeweide' z. B. von

Fischen); das Gleiche wie *brouailles* besagt franz. *breuilles*, das ein **brǫlia* für **brulia* } *burbulia* (DC.) darstellt. Franz. *breuilles* (*breuils*) hat noch die Bedeutung ‚Geitaue' = ital. *(im)brǫgli* (daher span. port. kat. *briol* S.); ‚aufgeien' heisst *breuiller*, auch *brouiller* = *imbrogliare*. Altfranz. *braiel*, engl. *brail* bedeutet ebenfalls ‚Geitau', hat aber einen andern Ursprung, die lautliche Aehnlichkeit hat begriffliche Gleichsetzung hervorgerufen. Warum G. Paris bei der Erklärung jener Wörter von *burbalia* abgegangen ist und zu *botulus* gegriffen hat, verstehe ich nicht, aber noch weniger dass das skeptische Dict. gén. ihm hierin folgt. Ein Synonym von *brb* ist *grg*, und so stellt sich zu **burbulliare* ein **gurgulliare*: ital. *gorgogliare* = *borbogliare*, ‚gurren' (im Leib), südfranz. *ga- gourgouia* = *bourbouia*, franz. *gargouiller*, dass., ‚pantschen'; dazu (~ *brouiller* : *barbouiller*) franz. *grouiller*, ‚gurren', ‚wimmeln'. Vermischung jener beiden Verben zeigt rouerg. *bourgoulha*, ‚pantschen'. **Furfulliare* ist nicht etwa eine andere ursprüngliche Variante von **burbulliare* (*frf* ahmt ein durch kreisende Bewegung hervorgerufenes Geräusch, das Schwirren nach; vgl. ital. *farfalla*, *frombola*, *frullare*, siz. *firriari* ‚(sich) drehen', *firri-firri*, ‚frullino'), sondern aus diesem durch Einwirkung von **furicare* u. s. w. abgeändert, z. B. südfranz. *fourfouia*, *farfouia*, (= port. *borbulhar*) ‚siedend aufwallen', (= *bourbouia*) ‚im Kothe patschen', ‚herumstöbern', neap. *farfogliare* u. s. w., ‚stottern' (ital. *borbogliare*, ‚murmeln', südfranz. *barbouia*, franz. *barbouiller*, ‚undeutlich reden'). Auch hat sich mit andern Wörtern nicht onomatopoetischen Ursprungs **barbulliare* u. s. w. vermischt, so mit ital. *groviglio* (} **globiculus*), welches zu *garbuglio* wurde. Neben **burbulliare* stellte sich mit wesentlich gleicher Bedeutung **burbottare*, z. B. span. *borbotar* = *borbollar*, ‚sprudeln', ital. *borbottare* = *borbogliare*, ‚gurren', südfranz. *barbouta* = *barbouia*, ‚undeutlich reden'. Und wie zu **burbulliare*: **brulliare*, so findet sich zu **burbottare*: **brottare*; so span. port. *brotar*, (= *borbotar*) ‚hervorsprudeln', ‚spriessen', kat. *brotar*, ‚spriessen', ‚sich rühren'. Wenn man gesagt hat, das Gebiet auf dem ich mich hier bewege, das der Onomatopoese, sei ein sehr sumpfiges oder schlüpfriges, sodass man da leicht versinke oder ausgleite, so mag das richtig sein; aber man hat daraus eine ganz unrichtige Folgerung für die Praxis gezogen. Aus Furcht auf einen solchen unsichern Boden zu

gerathen, hat man öfters die Richtung verloren und sich gründlich verirrt. Nicht umgangen muss jenes Gebiet werden, sondern untersucht. Hier liegt eine sehr dankbare Aufgabe für den Sprachforscher; er möge bei der Aufstellung der Grundsätze und der Anweisung der Wege sich der grössten Vorsicht und Strenge befleissigen, aber keinesfalls auf den Umblick über nähere und fernere Sprachen verzichten. Nur wer sich innerhalb des Romanischen hält, wird es sich denken können dass *barbouiller* und *barboter* von *barba* gebildet sind (nicht etwa erst nachträglich dadurch beeinflusst), und den Zusammenhang von *bourbe* und *borbogliare* wird nur der anzweifeln der *βόρβορος* und *βορβορύζειν* nicht vor Augen hat. Man kann nun zwar nach aussen schauen, aber nicht weit genug, und so hat man früher *bourbe* von *βόρβορος* abgeleitet, so leitet man noch jetzt manche romanische von germanischen Wörtern ab, während sie mit ihnen nur auf dem gleichen onomatopoetischen Grund erwachsen sind. — Ich sehe zu spät dass ich mich hier mit M. Grammont La dissimilation consonantique, Dijon 1895 S. 162 ff. berühre, und will nur hinzufügen dass er mir das Zeug dazu zu haben scheint den onomatopoetischen ‚Sumpf' in gangbares Wiesenland zu verwandeln."

S. 129, 15 ff. Vgl. log. *abbulottare, abbolottare,* ‚trüb machen' (vom Wasser), ‚schütteln' (von andern Flüssigkeiten), ‚beunruhigen', ‚aufregen' u. s. w., (bit.) *abbulutare,* ‚imbrogliare'; gebildet wie das eben erwähnte **burbottare.*

S. 129, 34 ff. Das angenommene **buricare* } **burcare* } **burbicare* würde entsprechen dem kat. *embolicar,* sard. (log.) *imboligare,* (temp.) *imbulicá* } span. *volcar, envolcar,* port. *borcar, emborcar,* südfranz. *boulca* (*bourca*), *emboulca* } **(in)volvicare* (altspan. *envolcado,* ‚besudelt' gehört zu **imbullicare,* südfranz. *emboulega* u. s. w.; südsard. *imboddi(c)ai* der Form nach ebendahin, aber der Bedeutung nach zu **involvicare*). Aus **buricare* scheint durch Einwirkung eines mir nicht ersichtlichen Faktors (etwa *marra?*) entstanden zu sein sard. (log.) *morigare,* (süds.) *murigai,* ‚rimescolare', ‚dimenare', ‚smuscinare', ‚rimenare', ‚rimestare'; davon *moríga,* ‚Kalkkrücke' (der Maurer), *múriga,* dass., ‚Rührstock' (der Gerber).

S. 130, 16 ff. Ich sehe dass inzwischen A. Thomas Rom. XXVIII, 175 die gleiche Deutung von *bourgeon* vertreten hat.

S. **131,** 26ff. Auch das Genuasche hat *bordigâ*, ‚frugare', ‚frugolare' u. s. w. (Casaccia; Olivieri verzeichnet das Wort nicht); schon in der alten Sprache *bordigar*, ‚toccare, frugare, frugacchiare, rovistare, muovere, muoversi' (Arch. glott. ital. VIII, 333). Davon wohl eher als von *burdica* (s. oben S. 173) gen. *burdigottu*, ‚bugigatto(lo)', welches dann Licht auf die Entstehung dieses schriftitalienischen Wortes werfen würde; *gatto* ist erst spät hineingeschlüpft (vgl. cremon. *busegott*, parm. *busigott*, pav. *busgot*; *bucicattolo* schreibt E. Kosovitz Diz. triestino[2] S. 73[b] das ital. Wort). Auf jeden Fall hat hier Anlehnung an *bugio*, ‚Loch' stattgefunden, auch wenn dieses in keiner ursprünglichen Beziehung zu *bucicare* stehen sollte (s. oben S. 136); denn auch die Mundarten in welchen das Verb mit *bis-* anlautet, haben jenes Substantiv mit *bus-*. Man beachte noch ital. *bucherattolo* zu *bucherare* und mod. *busigatèr* = *busighèr* im Sinne von *bucherare*.

S. **133,** 10f. *Bardoulha, -ia* hat auch die Bed. ‚bredouiller', ‚bavarder', welche uns den Ursprung des franz. *bredouiller* ausser Zweifel setzt. Wir haben einen ähnlichen Bedeutungsübergang bei **burbulliare* und **burbottare*. Man beachte wie bei allen diesen Verben der intransitive und der transitive Sinn ineinander überschwanken. So bezeichnet **burbulliare* zunächst die Stimme des Wassers und die des Menschen (vgl. ital. *bollire*, ‚murren', ‚brummen') und dann ‚(das Wasser) aufsprudeln, aufgurgeln lassen', ‚Trübung, Schmutz erzeugen', ‚beschmutzen'. Und umgekehrt **burdulliare*, ‚mit dem Stock im Schlamm, im Wasser herumstöbern', ‚ein Aufgurgeln des Wassers erzeugen', und dann ‚von sich selbst aus ein solches Geräusch hervorbringen'. **Burdicare*, welchem dieselbe Grundbedeutung eignet, hat einen andern intransitiven Sinn angenommen, den von **bullicare*, ‚wimmeln', so piac. *bardugà*, welches Seifert (s. oben S. 131, 34) missverständlich mit ‚jucken' übersetzt; hierher ist nun wohl auch des S. 173 angeführte graub. *burdigliar*, ‚wimmeln' zu ziehen.

S. **134,** 35. Vgl. sard. *furcone*, (süds. nords.) *furconi*, ‚spazzaforno'.

S. **135,** 12f. und **136,** 15ff. Es hätte hervorgehoben werden sollen dass sich **-iccare* neben **-icare* stellt.

S. **136,** 7. Hierzu: südsard. *sfustigai* und (∾ *sforrogonai*) *sfustigonai*.

S. **136,** 30 ff. Vgl. mod. *busighèr*, ‚durchlöchern' (s. zu S. 131, 26 ff.).

S. **137,** 31 ff. Diese Wörter sowie wohl auch das S. 148 erwähnte deutsche *Strutzner*, das ich wenigstens mit *strutten* S. 161 nicht direkt zu vereinigen vermag, schliessen sich an das **extrustiare* = **extrusare* an über welches Flechia Arch. glott. ital. III, 155 gehandelt hat. Dieser Verbalstamm weist, in Folge der Vermischung mit einem andern, im Oberitalienischen *-z(z)-* neben *-ss-* und *-s-* auf, z. B. borm. *stroz* (lat. *strozzum*), ‚schleifweise'. Daher der Name im Bresciaschen üblicher Netze *strozzene* (oder *strozzeghe*) nach Butturini a. a. O. S. 103, welcher dazu anmerkt: ‚reti a coda in uso sul fiume Oglio'. Diese Gegend kennt aber auch diese Netze als ‚*strosseghe*, colle quali si pescava trascinandole lungo la Riva con distruzione del minuto' (ebend. S. 97 f.). Aus der Bedeutung ergibt sich die unmittelbare Ableitung vom Verb; in der That verzeichnet G. Rosa bresc. (valcam.) *strosegà*, ‚strascinare'. Für veltl. *struz*, ‚Art Zugnetz' würde vielleicht das Gleiche anzunehmen sein, ebenso für mant. *strusa*, welches ein ähnliches Netz bezeichnet; es wird von zwei Booten gezogen und ist im Herbst verboten (vgl. noch mail. *strusa*, nach Cherubini ‚sp. di rete da caccia'). T. T. II, I, 259 erwähnt die *strusa* (oder *struson*) in der Pr. Pavia, und auch früher anderswo.

S. **140,** 9 ff. Durch diese Formenreihe wird der Ursprung von franz. *echa(u)ffourée* aufgeklärt. Es hängt allerdings mit dem in der Schriftsprache des 16. Jahrhs. üblichen *cha(u)ffourer*, auch *esc-*, ‚beschmieren' zusammen, aber nicht unmittelbar. Die dort zu Grunde liegende Bedeutung begegnet uns unter denjenigen die für das niedermain. *chafourer* (*chaofourer*) verzeichnet werden: ‚chasser (un animal)', ‚poursuivre', ‚bouleverser, fouiller, mettre en désordre', ‚griffonner', ‚maltraiter, frapper' (Dottin). In den andern franz. Mdd. pflegt das Verb die vom Ursprung weiter entfernten Bedeutungen zu haben, wie ‚entstellen', ‚beschmieren' u. s. w.; vgl. wall. *cafouiller*, *cafougnì*, ‚beschmutzen', ‚zerknittern'. Das Dict. gén. denkt an eine Ableitung von *échauffer*.

S. **141,** 10 ff. Vom Genfer See (und zwar aus der Nähe von Vevey) wird mir *étire* im Sinne von ‚Trampe' gemeldet; nach Bridel bedeutet es ‚Bootshaken'. Zum Pulsen werden in

der That (s. S. 92) auch Bootshaken und Ruderstangen verwendet; wo das ausschliesslich der Fall ist, kann man keinen eigenen Ausdruck für ‚Trampe' erwarten.

S. 143, 13f. In dem demnächst erscheinenden Hefte des M. Tájszótár findet sich doch ein Beleg für *turbikolni* = *turkálni*, ‚im Fressen herumwühlen' (vom Schweine).

S. 143, 14f. *Turkáltak* hat Herman O. (oben S. 97, 11) in einem allgemeinern Sinn gebraucht.

S. 144, 22. Man darf sich nicht durch DC. verleiten lassen ein solches **turbicare* im Mittellatein für belegt zu halten. Allerdings hat G. J. Vossius De vitiis sermonis (Francof. 1666) IV, XXVIII, 787: ‚*turbicare(tur)*, turbationem facere' aus einer handschriftlichen Glossensammlung. Aber anders liest offenbar in derselben Quelle A. Maius Class. auct. VIII, 590[b], nämlich: ‚*turbitare*, turbationem facere'.

S. 147, 21. Laut einer brieflichen Nachricht aus der Mármaros (Rozavlea) haben die dortigen Rumänen ein Netz mit dem Namen *cercală*; auch die der Bukowina nach S. Fl. Marianŭ Vrăji, farmece şi desfaceri, Buc. 1893 S. 166. Dieses ist höchst wahrscheinlich dasselbe wie der magy. *cserkáló* (*háló*), und zwar wird der letztere entlehnt sein. Zu *cercală* von *cerca* liefert mir G. Alexics die Parallele *imală* von *ima*. Die Netze können nicht sehr verschieden sein; auch das rumänische ist ein Hebenetz.

S. 147, 30ff. Jankó betrachtet *rezsina* als die ältere Form und bezieht sie auf russ. *рѣжь*, ‚weitmaschiges Netz'.

S. 148, 35ff. Durch Budmanis Vermittelung erhalte ich gerade noch vor Thorschluss eine Abschrift von der Darstellung der Trbokfischerei im Letopis. Daraus ersehe ich zunächst dass ein sprachlicher Ausdruck oder vielmehr zwei auch für das Hantieren mit diesem Netze bestehen; ‚drei Personen fischen damit von éinem Kahn aus' = тројица *трбоче* или *трбочаре* с једнога чамца. Von *трбочити* zunächst *трбочар*, ‚Trbokfischer', und davon ein neues Verb. So wird auch von einem geeigneten Orte für das *трбочење* oder *трбочарење* gesprochen, welches sich strenggenommen, noch keineswegs mit dem magy. *turbokolás* deckt; wohl aber stimmt *трбочка шшица*, ‚Trampe' auffällig zum magy. *turboklófa*. Ueber deren Gestalt vermag mir der Bericht keine klare Vorstellung zu geben; der Zusatz: на врху нема никаква точка или колица ‚am Ende hat sie keiner-

lei Rad oder Rädchen' verstehe ich nicht, sollte die Scheibe gemeint sein die viele Trampen unten tragen? Ein wichtiges Ergebniss aber für mich ist dass die Beschreibung dieses Netzes der Abbildung die Herman O. S. 313 von dem magyarischen *bokorháló* gibt, zu entsprechen scheint. Wir finden die Stemme welche oben die beiden Reifen auseinanderhält und in welcher der Stiel endet, das *keresztfa* hier als *крсшак* wieder; den spitzigen Beutel, den *fark* (Schwanz) hier als *репњак* (nach Popović: ,Art Fischernetz'; von *реп*, ,Schwanz'), *стрека* (fehlt in den Wtbb.; wohl von *стресати*, ,ausschütten', weil von da die erbeuteten Fische ausgeschüttet werden) und *чукља* (Haken; magy. *csuklya*, ,Kapuze' würde besser passen); und der am Ende befestigte Stein, welcher den Zweck hat das Netz im Wasser gespannt zu halten, der *seggikő* fehlt auch hier nicht, wenn er auch nur als ein Stück behauenen Backsteins geschildert wird. Kurz, die Aehnlichkeit zwischen dem *bokorháló* und dem *трбок* ist so gross dass sie nicht einen entfernten gemeinsamen Ursprung haben können, sondern das eine das mehr oder weniger unmittelbare Vorbild des andern sein muss. Und dass das magyarische Netz das des serbischen ist, daran kann wohl auch nicht gezweifelt werden. Nun liegen aber das Bodrogköz, wo das *bokorháló* üblich ist, und Slawonien weit auseinander; wir müssen daher annehmen dass jenes Netz einst viel tiefer nach Süden verbreitet war. Hat es da wohl auch *bokorháló* geheissen? Diese Wortform ist, wie ich gezeigt habe (S. 156 f.), aus *botlóháló* verderbt, welches ,Pulsnetz' bedeutet; für ,pulsen' aber wird in den meisten Gegenden *turbokolni* o. ä. gesagt, und daselbst musste Pulsnetz **turboklóháló* heissen oder abgekürzt *turbukháló*. Dass am Plattensee damit ein ganz anderes Netz bezeichnet wird, steht dem durchaus nicht im Weg; es wird ja als selbstverständlich angesehen dass das Pulsnetz in einem See ein ganz anders geartetes ist als das in einem Fluss. Auch die Slowaken haben *trbok* für ein ,langes' Netz; so wenigstens nach Jungmann auf Kollárs Bürgschaft hin — Bernolák und Loos geben das Wort nicht. Das Wort — über die Sache kann man ohne nähere Angaben nicht urtheilen — ist den Slowaken gewiss nicht von den Serben, sondern nur von den Magyaren zugekommen. Es bleibt noch das bessarabische *турбукъ*; zu dem slowakischen Worte kann es in keiner direkten

Beziehung stehen, und eine solche zum serbischen ist höchst unwahrscheinlich — meine Erkundigungen bei Bulgaren und Rumänen haben ergeben dass ein entsprechendes Wort unter ihnen nicht vorkommt. Warum sollten wir nicht annehmen dass das Wort von den Magyaren ebenso zu den Kleinrussen Bessarabiens, wie zu den Slowaken und den Serben Syrmiens gedrungen ist? Ueber die Geschichte des Netzes selbst ist damit noch nicht entschieden, nur soviel dass für seinen slawischen Ursprung nicht das Wort *turbuk* angeführt werden darf. Dieses trägt alle Anzeichen unslawischer Natur; auch hat A. Matzenauer Cizí slova ve slovanských řečech (v Brně 1870) S. 351 das serbische und das slowakische Wort (das bessarabische kannte er nicht) als Fremdlinge angesprochen, wenngleich die Zurückführung auf τριβακόν von Haus aus jeder Wahrscheinlichkeit entbehrt. — Im letzten Augenblick kommt mir eine Mittheilung von O. v. Grimm, Inspektor der russ. Ministerialabtheilung für Fischerei, dem Verfasser jenes Wêstnikartikels (S. 149) zu, welche bestätigt dass *турбукъ* oder *тербукъ* (*тербучекъ*) als Netzbenennung in Russland ausserhalb Bessarabiens nicht vorkommt, auch nicht am Dnjepr. Zu gleicher Zeit erfahre ich, durch Vermittlung D. Oncĭuls, von Dr. Antipa, Inspektor der rumänischen Staatsfischereien, dass am linken Donauufer vom Delta aufwärts bei den Rumänen das Wort *tărbuc, tărboc,* auch *tîrbuc, tîrboc* (nicht *turbuc*) für das bewusste Netz im Gebrauch ist. Das schliesst freilich nicht aus dass auch die Kleinrussen es kennen. Ueber die ethnische Zusammensetzung der südbessarabischen Fischereibevölkerung finde ich auch in dem grossen Werke von Z. C. Arbure: Basarabia (Bucurescĭ 1899) Nichts; nur wird erwähnt dass ein Theil der etwa 6000 Kopf zählenden (galizischen) Ruthenen bei Akkerman angesiedelt sei und sich mit Fischerei beschäftige (S. 102). Uebrigens seien diese Ruthenen (ebenso wie die eigentlichen Kleinrussen) sehr rumänisiert.

S. **149,** 24. Dass Grimm mit *черпакъ,* ‚Schöpfeimer' sich auf die Gestalt des Netzes habe beziehen wollen, ist mir auch deshalb unwahrscheinlich weil er es gleich darauf mit einem Löffel vergleicht; vielleicht hat er an irgend einen Zusammenhang mit kleinruss. *черпак,* ‚Art Fischnetz' gedacht, welches freilich nicht ein Hamen sein wird (so vermuthen Želechowski

und Niedzielski) wie das rum. *ciorpac*, sondern wie das poln. *czerpak* und das magy. *csorpak* ein Schöpfnetz.

S. 151, 10. L. Masing macht mich darauf aufmerksam dass das erste *o* von *торбочный* betont ist, also nicht wie *a* lautet. Auch ohne dies würde die Annahme einer Einmischung von *торба* oder vielmehr seines Deminutivs *торбочка* kaum zu umgehen sein.

S. 160, 24f. Für diese Verwendung der Fischgabel kann ich nun auch aus serbischem Gebiet (vgl. S. 97, 8ff., wo ich ‚Harpune‘ gesagt habe) und zwar aus Slawonien einen Beleg beibringen. Wenn der *krivčar* das grosse, *krivač* genannte Netz an einer geeigneten Stelle des Ufers (mit Wurzelstöcken oder herabhängendem Buschwerk) aufgestellt hat, dann begibt sich der *nagoničar* (Treiber = Pulser) ins Wasser und pulst (*bučka*) unter dem Ufer hervor mit einer Fischgabel oder Stange (*bodvom ili motkom*). So B. Jurić in der Abhandlung von J. Lovretić über das Leben des Dorfes Otok (Radićs Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena II [u Zagrebu 1897], 228). Im Folgenden spricht er von der Eisfischerei mit dem *krivač*; die Treiber schlagen, indem sie sich den Netzhaltern immer mehr nähern, mit den Rücken der Aexte aufs Eis.

S. 161, 2ff. Durch G. Alexics werden mir noch weitere rumänische Benennungen für ‚Trampe‘ übermittelt. Am wichtigsten ist die zu Rozavlea in der Mármaros übliche: *bolt*, weil sie mit der einen russischen völlig übereinstimmt. Im Temesvárer Komitat, zu Opatiţa sagt man *butcă* (‚de acolo vine vorba: *butcăesce* mă! se vină pescii!‘). Diese Trampe trägt am untern Ende eine durchlöcherte Holzscheibe; es wird damit gegen die von zwei andern Männern an Seitenstangen gehaltene, mit Ober- und Unterflossen versehene *zăbroane* gepulst. Im östlich davon gelegenen Krassó-Szörényer Komitat, zu Globucraiova wird die Trampe *răceală* genannt ‚pentru că cu acésta rudă se bruceste prin copce (gauri) sub redăcine unde se află *racii* si pescii ascunşi‘.

S. 161, 18ff. *Pulsen* scheint heutzutage auf Norddeutschland beschränkt zu sein; ganz allgemein ist es wohl nie gewesen. Wo im mhd. Reinhart Fuchs von der Eisfischerei des Wolfes die Rede ist, hat statt *phulsin* (V. 740) die Heidelberger Hs. *stürmen*, was von A. Schönbach (Ztschr. f. d. Alt. XXIX, 57) zweifellos richtig in *stüren* verbessert worden ist.

S. 166, 32. Diese Frage ist insofern berechtigt als Tolhausen im deutsch-spanischen Theil *Schlagnetz* nur im Sinne von ‚Raket' und (= *Schlaggarn*, *Schlagwand*) von einer Art ‚Jagdnetz' kennt. Es handelt sich hierbei um ein solches Netz welches bei der Berührung durch das Wild (vierfüssiges oder geflügeltes) über dasselbe zusammenschlägt. Im Sinne von ‚Fischnetz' ist es mir in den Fachwerken, auch in Boses Wörterbuch nicht aufgestossen; doch findet es sich so schon in alten Weisthümern (‚cum retibus dictis *slanetze* et rotte' Grimms Wtb.). Neuerdings bei Sachs = franz. *gabare*, *gabaret*, *colleret* — das sind Arten ‚Segenetz' — und so bei Mozin-Peschier geradezu = *seine*, bei Flügel = engl. *seine*, *sean*, bei Sicherer-Akveld = holl. *zegen*. Es frägt sich nun welche Bedeutung hier dem *Schlagen* beiwohnt, etwa die von ‚Pulsen'?

S. 167, 1 ff. Serb. *bućkalo* im Sinne von ‚Trampe' ist oben S. 158 erwähnt worden. Zu Otok in Slawonien bezeichnet *bučkalo* ein Netz welches auch *račilo* heisst (Filipović übersetzt dies mit ‚Krebshamen', jedenfalls zeigt der Name dass es eigentlich für Krebse bestimmt ist). Der Fischer hält es, vor einer geeigneten Uferstelle, mit der einen Hand, und mit der andern, und zwar vermittelst einer Stange pulst er (*štapom bučka*) unter dem Ufer hervor und treibt die Fische ins Netz. So Jurić a. a. O. S. 227.

S. 177, 21 ff. Wegen des Sachlichen ist noch zu bemerken *le truble à bois*, welchen neben vielen andern Fischgeräthen die Verordnungen Franz des I. und Heinrich des II. verbieten (Furetière, 1708 unter ‚pescher').

S. 183, 39 f. Eine Vermischung von *chaerefolium* (slow. *krebulja*, *krebuljica*, *krefuljica*) und **turbulium* stellen dar serb. *trbulja* u. s. w. und magy. *turbolya*.

S. 33, 8 ff. Es hätten hier für die Formen mit *-rc-* auch Beispiele anderer Bedeutungen gegeben werden sollen, wie com. *carcài*, ‚Kastanie ohne Frucht' (nur Schale), bearn. *carcolo*, ‚Schale' (der Nuss).

S. 51, 24 ff. Das hieran stark anklingende rum. *în cârcă*, ‚huckepack' (*cârcă* wird in den Wtbb. mit ‚Rücken' übersetzt;

Uebersicht.

IV.

Römische Berichte.

Von

Dr. Th. R. v. Sickel,
wirkl. Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften.

III.

(Mit einer Tafel.)

Vorbemerkung.

Da ich den Werth der in den letzten Jahren des Concils von Trient zwischen der Curie und ihren Legaten auf dem Concil geführten Correspondenz durch längere Beschäftigung mit ihr immer mehr schätzen gelernt hatte, liess ich es nicht bei dem im R. B. I, S. 8 ausgesprochenen Wunsche bewenden, sondern unterbreitete im geeigneten Momente der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien den Antrag, dass sie die Publication dieser Correspondenz in die Hand nehmen möge. In Folge der Annahme dieses Antrages im Februar 1897 wurde ich mit der Leitung der Vorarbeiten betraut, und wurde mir die erforderliche Geldsumme zur Verfügung gestellt, so dass ich sofort den Auftrag geben konnte, in Rom und in Mailand als den Hauptfundstätten zu copiren, was ich dank der bisherigen Forschung und schon bei cursorischer Durchsicht des Stoffes als für die Edition geeignet kennen gelernt hatte. Mit der Zeit wurde dieser Auftrag auf alles erstreckt, was mir und meinen Arbeitsgenossen bei fortgesetzter Forschung in den Archiven und Bibliotheken als ebenfalls berücksichtigungswerth erschien.[1]

[1] Ich gedenke gleich hier der Unterstützung, welche mir zu Theil geworden ist. Herr Dr. Šusta, welcher bei seinem Eintritte in das Istituto Austriaco im October 1896 den Wunsch geäussert hatte, sich unter meiner Leitung an der auf das Concil bezüglichen Forschung zu betheiligen, zeigte sofort so grosses Interesse und Verständniss für den

Sobald ich von Mailand eine grössere Anzahl von guten Abschriften der dorthin verschlagenen Briefe[1] erhalten und meine Untersuchungen auf diese Briefe ausgedehnt und zugleich vertieft hatte, war mir klar geworden, dass die von mir früher gewonnenen und in den zwei ersten Berichten veröffentlichten Ergebnisse der Richtigstellung in dem einen und andern Punkte bedurften. Somit stellte ich vorläufig die Publication meiner Berichte ein, und ich nehme sie erst jetzt wieder auf, nachdem das ganze unseres Wissens erhaltene Material mir in zuverlässigen Copien zugegangen ist und in jedem Augenblicke zur freiesten Verfügung gestanden hat, so dass ich mir umfassende und sichere Kenntniss von demselben verschaffen konnte.

Schon zuvor hatte ich mich entschlossen, mein ursprüngliches Thema einzuschränken. Vor Allem habe ich es aufgegeben, in diesen Berichten auch auf die Correspondenz der Nuntien, um derentwillen ich einst diese Studien begonnen hatte, näher einzugehen. Was sich von dieser erhalten hat, werden die Herausgeber der einzelnen Partien aufzuzählen und zu beschreiben haben. Darüber aber, wie sie einst geführt und registrirt worden ist, wird sich nicht viel mehr sagen lassen als das, was ich bereits constatirt habe, nämlich dass sie der conciliaren Correspondenz gleich behandelt worden ist. Will ich

---

Gegenstand, dass ich ihm bald auch schwierigere Partien der Arbeit anvertrauen konnte. Im nächstfolgenden Studienjahre wirkte Herr Dr. Turba insofern mit, als er die theils in Rom und theils in Neapel erhaltenen Register der Correspondenz der Nuntien in Frankreich und in Spanien mit der Curie und mit den Concillegaten für unsere Zwecke ausbeutete. Alle übrige Arbeit übernahm Dr. Šusta, und zwar, da ich nach und nach die eigene Forschung im Archive aufgegeben habe, so gut wie selbständig. Insbesondere ist es ihm allein im letzten Winter überlassen worden, in den abgelegeneren Partien des Vaticanischen Archivs und auch sonst Nachlese zu halten und die von früheren Institutsgenossen oder von Lohnschreibern angefertigten Copien zu collationiren. Die gleiche Aufgabe wird er in Neapel, Florenz, Mailand u. s. w. zu lösen haben. — Erst nach Vollendung dieser Vorarbeiten wird die kais. Akademie über die Modalitäten der Edition Beschluss fassen.

[1] Bei einem kurzen Aufenthalt dort hatte ich mich nur im Allgemeinen vom Bestande und der Beschaffenheit dieser umfangreichen Sammlung unterrichten können.

deshalb nur noch letztere ins Auge fassen, so werde ich auch da, wie es der Lage der Dinge entspricht, mit verschiedenem Masse messen. Was über die Risposten zu berichten ist, lässt sich nämlich auf wenigen Seiten zusammenfassen und wird von mir am Schlusse geboten werden. Die Proposten dagegen fordern um ihrer mehrfachen Ueberlieferung wegen zu genauer Prüfung und eingehender Besprechung auf. Ich werde mit ihnen selbst in diesem R. B. III. um so weniger fertig, da ich, nachdem ich so viele neue Aufschlüsse gewonnen habe, hier nochmals auf das Generalregister der Proposten zurückkommen muss. Doch die römischen Expeditsregister sollen hier ganz erledigt werden, so dass für einen letzten Bericht nur verbleiben werden die in Trient entstandenen Register und die Sammlungen der Risposten.

Um der in Sicht stehenden Edition nicht vorzugreifen werde ich nicht mehr wie bisher auserlesene Stücke im Anhange veröffentlichen. Aber der theilweisen Mittheilung gewisser Briefe kann ich mich nicht entschlagen. Glaube ich nämlich dem einstigen Herausgeber einen Dienst zu erweisen, wenn ich in der kritischen Untersuchung einzelner Briefe noch weiter gehe als zuvor, so legt mir solches Vorhaben auch Pflichten gegen den Leser auf, vor allen die, ihm, damit er meinen Erörterungen zu folgen vermöge, das betreffende Material an die Hand zu geben.

In dem hier gebotenen Excurse VI handle ich nicht allein, wie ich versprochen hatte,[1] von dem Postverkehr zwischen Rom und Trient, sondern werfe ich zugleich eine die Edition betreffende Frage auf, welche ich von recht vielen Seiten erörtert zu sehen wünsche.

[1] So schon in I, S. 30, Anm. — Dass ich nicht jedes in den früheren Berichten gegebene Versprechen einlöse, hat zweierlei Gründe. Erstens den, dass ich mir mit der Zeit überhaupt engere Grenzen gezogen habe, und zweitens den, dass ich die Erledigung gewisser Themata, wie das der Besoldungen und der Provisionen und das des Itinerars Morone's im Jahre 1563, füglicher Weise dem Herausgeber der Correspondenz überlasse.

VII. Die jüngeren Register der an die Concillegaten gerichteten Proposte.

1. Auch sie, welche das alte GR. an Zahl und Umfang der Proposte übertreffen, gehen auf die Minuten zurück und sind von Amtswegen angelegt, was erst nach 1580 geschehen konnte. Beschreibung der tom. 54, 49, 51, 57. Schon bei deren Bildung ist auf die Gliederung des Stoffes in ein CR. (tom. 54) und in sieben PR. (vertheilt auf die anderen drei Bände) Bedacht genommen. In allen ist der Jahrgang 1561 nachgetragen worden. Der für 1561 bestimmte tom. 50 (GR. I) ist zuletzt entstanden.

Im Grossen und Ganzen ist uns einerseits im alten Generalregister und andererseits in den tom. 54, 49, 51, 57[1] derselbe Stoff überliefert worden, nämlich eine Auswahl von den Proposten des Papstes und seines Cardinalnepoten an die Concillegaten, nur mit dem Unterschiede, dass die betreffenden Briefe dort einfach nach der Zeitfolge geordnet eingetragen worden sind, dagegen in den vier Bänden vorerst nach den Adressaten in Gruppen zerlegt und dann innerhalb dieser Gruppen wieder chronologisch geordnet worden sind. Wie aber genauere Vergleichung lehrt, reichen die in den vier Bänden gebotenen Proposten an Zahl und Umfang über die des GR. hinaus. Wird schon dadurch die Ableitung der gegliederten Sammlung von der einheitlichen im GR. ausgeschlossen, so muss jene, da es sich um Expeditsregister handelt (s. I, S. 69), ebenfalls auf die Minuten zurückgehen und muss auf Geheiss oder doch mit Zustimmung derer angelegt worden sein, welche über die Minuten verfügten. Daraus und aus der vielfachen Verwandtschaft mit NG. 4[c] und tom. 55 folgt, dass die hier in Rede stehenden vier Bände ebenso gut Amtsregister sind wie der ausdrücklich als solches beglaubigte tom. 55.

Der nochmaligen Eintragung der Proposte in die vier Registerbände und in deren Unterabtheilungen musste eine Vorarbeit vorausgehen, welche wieder zur Voraussetzung hatte, dass das Material aus dem ins Auge gefassten Zeitraume abgeschlossen vorlag, nämlich die Scheidung aller vorhandenen

[1] Von tom. 50 kann erst später die Rede sein.

Minuten in solche für lettere in commune, für welche der eine Band tom. 54 (Communeregister) bestimmt wurde, und in lettere particolari, welche letztere dann wieder nach den Adressaten in so und so viele Gruppen zu zerlegen und auf ebenso viele Particularregister zu vertheilen waren. Handelte es sich somit jedesfalls um eine nachträgliche Registrirung, so hätte solche allerdings unmittelbar nach Schluss des Concils, also bereits im Jahre 1564 in Angriff genommen werden können. Aber, wenn schon die Vollendung des gleichzeitig begonnenen GR. sich bis in das Jahr 1565 hinein verzögert hatte, wie hätte das Geheimsecretariat die Zeit finden sollen, nebenbei auch die mühsamere Arbeit der Herstellung des gegliederten Registers zu bewältigen? Gegen die Annahme, dass dieses noch unter Pius IV. entstanden sei, spricht auch seine Beschaffenheit. Wir werden sehen, dass bei der Auswahl der Proposte für diese Bände zum Theil andere Gesichtspunkte massgebend gewesen sind als bei der einst für das GR. getroffenen, dass für die Eintragung der Stücke ein anderes Schema beliebt worden ist, und dass die vier Bände auch den äusseren Merkmalen nach jünger erscheinen als NG. 4^{c} und tom. 55. Dem Ansatze der zweiten Registrirung zu den nächsten Jahren nach dem Tode Pius IV. steht aber die Thatsache (s. II, S. 2 und 92) im Wege, dass das ganze Aktenmaterial, die Minuten inbegriffen, geraume Zeit hindurch selbst der Curie unzugänglich geworden war: somit müssen wir das CR. und die PR. als erst nach 1580 entstanden erklären.

Aus der Beschreibung der Handschriften, zu der ich übergehe,[1] wird ersichtlich, dass der von mir wiederholt dargelegte Plan der Gliederung des Stoffes von Anfang an aufgestellt worden war, so dass er bereits für die Bildung der Hefte und deren Vereinigung zu Bänden massgebend war.

Tom. 54, in welchen 350 vom 26. April 1561 bis 4. December 1563 laufende Communebriefe eingetragen worden sind,[2]

---

[1] Ich berücksichtige jedoch hier noch nicht alle Kennzeichen dieser Bände. Der Schrift widme ich einen eigenen, den gleich folgenden Abschnitt. Andere minder wichtige Merkmale behalte ich mir vor gelegentlich zu erwähnen.

[2] Für die von mir hier und in der Folge angegebenen Zahlen gilt der Vorbehalt, welchen ich II, S. 42, Anm. betreffs des tom. 55 gemacht habe.

hat gegen Ende des 16. Jahrhunderts denselben Einband wie tom. 49, 51, 57 erhalten, einen Einband, welcher dem von tom. 55 (s. II, S. 46) sehr nahe steht.[1] Und hat eine wohl gleichzeitige Hand auf den Vorderdeckel von tom. 54 geschrieben Registro di lettere scritte a li SS^{ri} legati del concilio in commune, wozu eine jüngere Hand hinzugefügt hat sub Pio IV., so haben dieselben zwei Hände auch die drei Bände des PR. mit analogen Titeln versehen. Das Format aller Bände ist das im Geheimsecretariat übliche.[2] Desgleichen weisen sie alle fast durchgehends zwei in den damaligen Secretariatsakten immer wiederkehrende Papiersorten auf. Wie es bei nachträglicher Registrirung zu geschehen pflegte (s. II, S. 37), hat man auch hier lauter umfangreiche Hefte gebildet; einige bestehen aus 32 Bogen. Die Stärke der einzelnen Lagen aber ist nach zwei Gesichtspunkten bemessen worden. Man hat nämlich innerhalb der zwei grossen Serien von Proposten, welche in dem CR. tom. 54 und in dem ersten Theile des PR. tom. 49 copirt werden sollten, mehrfach nach Zeiträumen Unterabtheilungen gemacht und hat diesen entsprechend mehr oder minder grosse Hefte gebildet. Nebenbei ist man, um die Schreibarbeit auf mehrere Copisten vertheilen und von diesen gleichzeitig besorgen lassen zu können, darauf bedacht gewesen, die Hefte den Bündeln von Minuten anzupassen, welche den einzelnen Schreibern zugewiesen werden sollten. Unter den Letzteren ragen nun zwei nicht allein durch grössere Thätigkeit hervor, sondern auch durch die Art ihrer Betheiligung: in tom. 49, 54, 57[3] haben sie fast alle Hefte auszufüllen begonnen, um dann Anderen die Fortsetzung der Arbeit zu überlassen. Wie sie der Schrift nach einer älteren Generation angehören, so sind sie auch im Registriren geübter und arbeiten sorgfältiger und gleichmässiger als die Gehilfen. Offenbar sind sie auch bestellt worden, den

[1] Der Unterschied läuft darauf hinaus, dass die jüngeren Bände stärkere Deckel haben, und dass für diese unbeschriebenes Pergament verwendet worden ist.

[2] Nur in Folge starken Beschneidens, welchem viele Buchstaben der Randglossen zum Opfer gefallen sind, erscheinen tom. 49 und 54 etwas schmäler.

[3] Tom. 51 ist gleich tom. 50 in etwas anderer Weise hergestellt worden und wird deshalb von mir erst später besprochen werden.

Letzteren die Pensa und das erforderliche Papier zuzumessen und Anleitung zu geben.

Die so von Anbeginn an ungleichen Lagen sind in der Folge noch ungleicher geworden. Man hat nämlich, damit jeder Schreiber sicher mit den ihm zugewiesenen Blättern auskomme, mit dem Papiere nicht gekargt. Daher lagen, als die Registrirung vollendet war, viele Hefte vor, welche zu Ende unbeschriebene Blätter in grösserer oder geringerer Zahl aufwiesen, Blätter, welche die Benützung erschwerten und deshalb später zumeist ausgeschnitten wurden.[1] Erst nachdem dies geschehen war, sind die Blätter mit Foliozahlen versehen worden, wobei aber insofern inconsequent vorgegangen ist, dass unbeschriebene Blätter bald mitgezählt worden sind und bald nicht. Aus den Citaten nach jetziger Blattzählung lässt sich also nicht entnehmen, wie viele Blätter der einzelnen Hefte beschrieben sind, und noch weniger, da ja auch die ausgeschnittenen Blätter in Rechnung zu stellen sind, wie viele Blätter ursprünglich für das betreffende Heft bestimmt worden waren. Ich werde fortan von der eigenthümlichen und von allerlei Umständen bedingten Bildung dieser Bände nur noch in den Fällen Notiz nehmen, in denen ich aus ihr Folgerungen zu ziehen haben werde. Im übrigen wird die Erklärung genügen, dass, so viele Blätter

---

[1] Nur in Heft II des tom. 54 (jetzt von f. 32—77 reichend) fand ich im Eingang den Streifen eines ausgeschnittenen Blattes. Dass hier ein Blatt beseitigt worden ist, erklärt sich folgendermassen. Ein Schreiber scheint irgend einen Fehler, wohl in der Aufeinanderfolge der Briefe gemacht zu haben, um dessentwillen zwischen f. 64 und 65 ein Blatt cassirt werden musste: an die letzten Worte auf f. 64' schliessen sich die ersten des f. 65 richtig an. In Folge des Abganges eines Blattes reichte das ursprünglich 23 Bogen oder 46 Halbbogen zählende Heft nicht aus zur Aufnahme der für dasselbe bestimmten Stücke. Da aber schon begonnen worden war, das nächste Heft mit Briefen vom 23. Mai 1562 u. s. w. auszufüllen, wurde dem zweiten Heft ein neuer Bogen als Umschlag gegeben: so wurde ein neues Blatt f. 77 gewonnen und damit Raum, das Pensum noch in diesem Hefte zu erledigen. Kam nun der zu f. 77 gehörige Halbbogen vor f. 32 als erstes Blatt der Lage zu stehen, so wurde dieses als leer geblieben ausgeschnitten. — Dass in tom. 54, Heft V zwei Seiten, nämlich f. 257 verso und f. 258 recto leer geblieben sind, ist offenbar dadurch veranlasst, dass der betreffende Schreiber beim Umwenden der Blätter eines übersprungen hat.

auch ausgeschnitten worden sind, nicht eines der zu den abgeschlossenen Registern gehörigen Blätter fehlt.

Ueber tom. 54 insbesondere will ich noch einige weitere Angaben bieten. Von den 10 hier zusammengebundenen Heften[1] sind einige so bemessen worden, dass mit Heft II der Jahrgang 1562 und mit Heft V (s. das Facsimile III) der folgende beginnt, ferner mit Heft VIII der Oktober und mit IX der November 1563. Finden wir nun am Kopfe des Heftes II in grossen und sorgfältigen Zügen geschrieben A li R^{mi} legati a VII. di Gennaro MDLXII und finden wir desgleichen die Hefte V, VIII, IX mit analogen Aufschriften versehen, so ist damit zweifelsohne beabsichtigt gewesen, die Anfänge der Jahre oder der Monate besonders hervorzuheben; sind doch auch inmitten der Lagen wie f. 282 und 305 Monatsanfänge durch stattliche Ueberschriften ersichtlich gemacht worden. Aber da auch alle anderen Hefte an der Stirn die durch grössere Schrift ausgezeichnete Bemerkung tragen, dass die folgenden Briefe an die Legaten insgesammt gerichtet sind und sie mit dem und dem Tage beginnen,[2] soll mit diesen Kopfaufschriften offenbar noch mehr besagt werden: es sollte bis zur Vereinigung der Lagen zu einem Bande durch sie angezeigt werden, dass die Hefte nach den Daten am Kopfe zu ordnende Theile des CR. waren.

Gerade dieser tom. 54 lässt deutlich erkennen, was ich bereits über die Theilung der Arbeit sagte, dass Heft für Heft von einem der zwei geübteren Schreiber begonnen worden ist, dass die Fortsetzung der Arbeit dann Anderen überlassen worden ist, und dass, um den Fortgang derselben zu beschleunigen, gleichzeitig mehrere Hefte beschrieben worden sind. Vermag

---

[1] Heft I. f. 1—31, II. f. 32—77, III. f. 78—125, IV. f. 126—168, V. f. 169—216, VI. f. 217—264, VII. f. 265—319, VIII. f. 320—337, IX. f. 338—367 und noch 4 leere Blätter, X. 38 leere und nicht gezählte Blätter. — Am Schlusse des Registers f. 367′ steht Finis und ist ein grosser Schnörkel gemacht worden. Weshalb nun doch noch eine ganze Lage beigebunden ist, ist schwer zu sagen. Möglich ist, dass man für dieses Communeregister einen ähnlichen Index hat anfertigen wollen, wie ihn das eine Exemplar des in Trient entstandenen AR. (tom. 53) aufweist. — Auf Heft I komme ich S. 13 zurück.

[2] Nur in Heft VII steht blos das Datum des ersten Briefes ohne Angabe der Adressaten.

ich auch nicht genau anzugeben, wo in den tom. 49, 54, 57 die eine Hand aufhört und die andere beginnt, so muss ich doch die Vielheit der zu dieser zweiten Registrirung herangezogenen Copisten betonen, weil sie zur Folge gehabt hat, dass diese Bände nicht so gleichmässig wie der alte tom. 55 ausgefallen sind.[1]

Den drei Bänden des PR. ist ausser dem Einbande[2] noch ein kurzes Inhaltsverzeichniss auf foliirtem Vorblatte gemeinsam; in tom. 49 z. B. besagt es Le lettere scritte al S. C. di Mantua cominciano a carta 1, a Seripando a c. 130, ad Alta Emps a c. 147. Für die 160 in tom. 49 eingetragenen Briefe an Mantua (21. März 1561 bis 25. Februar 1563) waren drei Hefte bestimmt worden[3] und ein viertes für die 18 Proposte an Seripando (29. August 1561 bis 5. April 1563)[4] und zugleich für die 34 an Altems (14. Februar 1562 bis 23. Jänner 1563).[5] Wie es sich mit dem ersten, die Briefe an Mantua aus dem Jahre 1561 enthaltenden Hefte verhält, ziehe ich vor, später zu sagen. Auf die zwei folgenden Hefte ist das Material so vertheilt worden, dass die Briefe vom Jänner bis September 1562 Heft II ausfüllen[6] und die vom Oktober 1562 bis Februar 1563 Heft III; am Kopfe beider Lagen sind der Name des Adressaten und

---

[1] Dafür dass hier mehrere Männer zusammengewirkt haben, zeugen auch die Schnörkel, welche wir in allen jüngeren Registern am Ende einiger Unterabtheilungen, zuweilen auch am Fusse der Seiten antreffen, Schnörkel so charakteristischer Art, dass man für jede der drei hier begegnenden Grundformen einen bestimmten Schreiber annehmen muss.

[2] S. zuvor. Die Titel auf dem Vorderdeckel lauten: tom. 49 Registro di lettere scritte a li SS^ri^ Card^li^ Mantua, Seripando et Altaemps legati del concilio (sub Pio IV); tom. 51 Registro ... Simonetta et Navagero (sub Pio IV); tom. 57 Registro ... Morone legato et Loreno (sub Pio IV).

[3] Heft I. f. 1—34, II. f. 35—80, III. f. 81—129, jedoch von f. 119 an unbeschrieben geblieben.

[4] Das im Register gebotene Anfangsdatum werde ich gleich zu berichtigen Anlass haben. Diese Briefe auf f. 130—142, worauf leere Blätter folgen.

[5] F. 147—169; dann noch 11 unbeschriebene Blätter.

[6] Dass dem betreffenden Schreiber aufgetragen war, die Briefe bis letzten September zu buchen, geht aus Folgendem hervor. Als er auf f. 79 einen Brief zu Ende copirt hatte, glaubte er sein Pensum erledigt zu haben und machte einen Schnörkel. Dann fand sich aber noch ein Brief vom gleichen Tage vor, den er auf f. 79'—80 nachtrug und wiederum mit Schnörkel abschloss.

das Datum des ersten Briefes wieder durch stattliche Aufschrift hervorgehoben worden. Obwohl von vorhinein für die verhältnissmässig geringe Zahl der Proposte an Seripando und Altems nur ein Heft bestimmt worden war, sind beide Gruppen nicht allein durch die entsprechenden Aufschriften auseinander gehalten worden, sondern auch dadurch, dass zwischen ihnen vier Blätter leer gelassen wurden.

Dass tom. 51 nachträglich gleich tom. 49, 54, 57 behandelt worden ist, sagte ich schon S. 6. Er ist aber anders als sie angelegt und geschrieben worden. Ursprünglich scheint allerdings hier ebenfalls geplant worden zu sein, die an die Spitze gestellten und sehr zahlreichen Proposte an Simonetta (196 Stücke aus der Zeit vom 6. December 1561 bis 1. December 1563) in zeitlich abgegrenzte Gruppen zu zerlegen und nach den letzteren auch die Lagen zu bemessen. Aber das ist bald aufgegeben worden, und es sind die Briefe, wie sie chronologisch aufeinander folgen, so gebucht worden, dass, wenn eine Lage bis zur letzten Zeile beschrieben worden war, eine neue Lage angereiht worden ist, auf welcher, wie es sich gerade fügte, entweder die Fortsetzung eines vorausgehenden Briefes oder auch ein neuer Brief geboten wurde: es sind also nicht mehrere Hefte zugleich in Angriff genommen worden. Auch hier kann ich vom ersten Hefte (f. 1—3) erst zuletzt reden. Das zweite, für die acht ersten Monate des Jahres 1562 bestimmte hat anfänglich aus 23 Bogen bestanden, von denen aber nur die beschriebenen, jetzt f. 5—48 bezeichneten Blätter erhalten sind. Dass mit einer f. 47′ beginnenden und auf f. 48 hinüberreichenden Proposte vom 29. August 1562 eine Gruppe abschliessen sollte, wird daraus ersichtlich, dass f. 48′ unbeschrieben gelassen und für den nächstfolgenden Brief am Kopfe von f. 49 die Aufschrift beliebt wurde Al Sr Car^{le} Simoneta a III. di settembre MDLXII. Es ist dann aber dies zweite Heft um 13 Bogen verstärkt worden, deren vor f. 5 eingereihte Hälften ausgeschnitten worden sind, während die anderen, als f. 49—61 bezeichnet, vollständig ausgefüllt worden sind. Setzt also Heft III ein mit f. 62,[1] so folgt hier der Schluss des fol. 61 begonnenen

[1] Es besteht aus f. 62—83, Heft IV aus f. 84—125, Heft V aus f. 126—161 und aus einer Anzahl leerer und nicht foliirter Blätter. Hier begegnen,

Briefes vom 14. November 1562.[1] Fallen aber das Ende eines Stückes und das Ende eines Heftes zusammen, wie f. 125', so wird wie in den zuvor beschriebenen Registern am Kopfe des neuen Heftes eine Ueberschrift in grösseren Buchstaben geboten.[2] Bei Bildung dieses Heftes V ist offenbar bereits auf die Briefe an Navagero Rücksicht genommen worden: die an Simonetta reichen nur bis f. 144; f. 145—149 sind übersprungen worden; die Briefe an Navagero (3. April bis 11. December 1563) beginnen unter grosser Aufschrift f. 150 und laufen fort bis f. 160'.

Damit, dass die Lagen II—V des tom. 51 eine nach der andern ausgefüllt worden sind, bringe ich in Zusammenhang, dass von f. 5 an die Schrift so gleichmässig ist, dass ich ein und denselben Registrator anzunehmen geneigt bin. Dass aber f. 1—4 entschieden eine andere Hand aufweisen, erklärt sich sehr leicht durch die besondere Stellung, welche diese Blätter in tom. 51 einnehmen. Für das jetzt erste Heft dieses Bandes hat man nur drei Bogen verwendet, von dessen sechs Hälften zwei unbeschrieben geblieben sind[3] und eine dritte ausge-

weil immer nur ein Heft nach dem andern ausgefüllt worden ist, weder leer gebliebene, noch ausgeschnittene Blätter. Dass eine einzige Seite (f. 75') nicht beschrieben worden ist, erklärt sich daraus, dass innerhalb des dritten Heftes der Uebergang vom Jahre 1562 zu 1563 hervorgehoben werden sollte, einerseits durch Ueberspringen jener einen Seite und andererseits durch stattliche Aufschrift auf f. 76 zum ersten Briefe des neuen Jahrganges.

[1] Auf der letzten Zeile von f. 61' par honesto di, woran sich als erste Worte auf f. 62, also auf neuem Hefte, anschliessen doverlo rompere. Ebenso verhält es sich mit circa la (Schluss von f. 83') und permuta de la sua chiesa (Anfang von f. 84), wo der Anschluss des Heftes IV an das Heft III durch die Reclamante permuta angezeigt worden ist. — Dass die Reclamanten in den neuen Registern äusserst selten sind (vgl. II, S. 37 unten), hängt mit deren Anlage zusammen. In der Regel waren die Hefte so gross, dass sie nicht voll geschrieben wurden, sondern zwischen ihnen leere Blätter blieben, wodurch die Reclamanten entbehrlich wurden. Innerhalb der Hefte aber war die Aufeinanderfolge der Blätter so gesichert, dass die Nöthigung, sie durch Reclamanten ersichtlich zu machen, ebenfalls entfiel. Nur tom. 51 gab durch seine Anlage Anlass zu jener Reclamante.

[2] Nach dem auf f. 125' schliessenden Briefe vom 7. August ein Schnörkel. Dann f. 126 oben Al S. C. Simoneta legato etc. a li XI. d'Agosto 1563.

[3] Erst nachträglich ist auf der ersten Seite bemerkt worden, dass die Briefe an Simonetta beginnen carta 1 wie die an Navagero carta 150.

schnitten worden ist, so dass also als ausgefüllt blos die übrigen drei als f. 1—3 bezeichnet worden sind. F. 4 aber gehört nicht zu dem Hefte I, sondern ist dem Hefte II angeklebt worden, um, wie ich annehme, das erste der vielen vor f. 5 ausgeschnittenen Blätter, und zwar ein bereits ausgefülltes Blatt zu ersetzen. Heft II ist also vorn wie hinten umgestaltet worden, wobei jedoch der Unterschied besteht, dass, als an f. 48 die f. 49—61 angereiht wurden, der bisherige Registrator auch die Fortsetzung lieferte, während das vorgesetzte f. 4 von einem anderen Schreiber ausgefüllt worden ist und zwar von demselben der f. 1—3 beschrieben hat. Erwägt man nun noch, dass das Heft I durch seinen geringen Umfang von allen sonst für die fünf jüngeren Registerbände verwendeten Heften absticht, so drängt sich der Gedanke auf, dass dasselbe erst nachträglich gebildet und den folgenden Heften des PR. für Simoneta als Supplement vorgesetzt worden ist. War aber, was an und für sich wahrscheinlich ist, das erste Blatt der ursprünglichen ersten Lage (jetzt Heft II) mit einer das Incipit dieses PR. anzeigenden Aufschrift versehen, so passte dieselbe nicht mehr: deshalb mag das betreffende Blatt cassirt und durch f. 4 ersetzt worden sein. Diesen Vorgang auf einen plausibeln Grund zurückzuführen, muss ich noch angeben, was auf den betreffenden Blättern eingetragen worden ist. Auf f. 1—3 werden uns fünf aus dem December 1561 datirte Proposte geboten, während mit f. 4 der Jahrgang 1562 beginnt. Entspricht dem die Ueberschrift des ersten hier gebuchten Briefes A li VII die Gennaro 1562, so ist diese doch nicht graphisch hervorgehoben worden, und sie unterscheidet sich von den früher citirten Ueberschriften desselben Bandes dadurch, dass der Adressat nicht genannt worden ist. Dass nun hier gerade der Anfang des Registers oder der erste Jahrgang nachgetragen erscheint, kann ich nur dahin deuten, dass bei Beginn der Registrirung die aus dem Jahre 1561 stammenden Minuten nicht zur Hand waren, so dass man wohl oder übel sich entschliessen musste, zunächst die Proposte vom Jänner 1562 an zu buchen.

Nachdem mich die ins Auge fallende Besonderheit des ersten Theiles von tom. 51 auf solche Annahme geführt hatte, habe ich nicht unterlassen, auch die anderen Bände, deren Briefe bis in das Jahr 1561 zurückreichen, nochmals darauf

zu prüfen, ob sie irgend welche Bestätigung bieten. Um darzulegen, was ich da gefunden habe, beginne ich mit dem zweiten Theile von tom. 49. Der früheren Angabe (S. 9), dass dort f. 130 als erster Brief an Seripando ein vom 29. August 1561 datirter erscheint, habe ich hinzuzufügen, dass der Registrator hier zuerst 1562 geschrieben und diese Zahl dann in 1561 umgeändert hat, eine offenkundige Schlimmbesserung, da der Brief seinem ganzen Inhalte nach [1] in den August 1562 gehört. Versetzen wir ihn an die ihm gebührende Stelle, so bietet tom. 49 nicht eine Proposte an diesen Legaten aus dem Jahre 1561,[2] während mir deren aus tom. 50 vier bekannt sind. Also liegt auch hier die Annahme nahe, dass bei Herstellung dieses PR. die betreffenden Minuten nicht zur Verfügung standen, und dass, als sie wieder auftauchten, von der Registrirung derselben abgesehen worden ist.

Zu gleichem Ergebnisse kommen wir bei genauer Prüfung des ersten Theiles des tom. 49, welcher die Briefe an den Cardinal von Mantua darbietet. Auch hier decken sich Heft I und Jahrgang 1561.[3] Die Schrift ist jünger als die der folgenden Lagen. Die Briefe auf f. 2—34 sind, worauf ich zurückkomme, etwas anders als in der Folge behandelt worden. Der Copist hat fast regelmässig 1563 statt 1561 geschrieben,[4] was an vielen Stellen corrigirt worden, aber an sechs stehen geblieben ist.

Endlich finden sich auch im CR. tom. 54 einige Anzeichen dafür, dass das den Jahrgang 1561 enthaltende Heft nicht gleichzeitig mit den anderen entstanden ist. Einer der hier verwendeten Bogen weist ein in den folgenden Lagen nicht wiederkehrendes Wasserzeichen auf. Zweitens ist auch hier

[1] Des Kaisers volume di riforme wurde eingereicht; P. Lainez ist um des Vorranges willen mit den Vertretern aller Orden in Streit u. s. w.

[2] Auf jene folgt im Register sofort eine vom 6. Jänner 1562. — Allerdings finden wir f. 138′ in der Ueberschrift zu einem Briefe, auf den ich zurückkomme, die Jahreszahl 1561, aber nur in Folge eines Schreibfehlers.

[3] Auf das erste Blatt mit dem S. 9 angeführten Inhaltsverzeichnisse folgt das leer gebliebene f. 1, dann f. 2—34 ausgefüllt, endlich die Streifen von 7 ausgeschnittenen Blättern. — Am Kopfe des folgenden Heftes oder des f. 35 wird der Name des Adressaten genannt.

[4] So schon beim zweiten Briefe auf f. 2′.

f. 2 und f. 2′ dem Schreiber die Zahl 1563 in die Feder gerathen, welche erst durch Correctur richtiggestellt worden ist. Also immer wieder analoge Erscheinungen, welche einen gemeinsamen Grund haben müssen, und zwar den, den ich schon angegeben habe, und aus dem ich gleich betreffs des tom. 50 Folgerungen ziehen werde.

Ich erledige nur noch zuvor die zwei in tom. 57 zusammengebundenen Particularregister. Für jedes ist ein eigenes Heft beliebt worden, das erste von 32 und das zweite von 22 Bogen.[1] Gleichsam als Titel für den ersten Theil dient die Aufschrift auf f. 1: Al S. cardinal Morono legato del concilio in Trento. A li XXVII di marzo MDLXIII, worauf 84 bis zum 4. December reichende Briefe Borromeo's folgen. Die analoge Aufschrift auf f. 62 lautet: MDLXII. Al Illmo et Rev^{mo} S^{or} cardinale di Loreno. Diese Serie beginnt mit einem Briefe des Papstes vom 30. December 1562 und schliesst mit einer Proposte des Cardinalnepoten vom 4. December 1563 ab; gerade die Hälfte der 34 hier gebuchten Stücke ist im Namen des Papstes geschrieben worden. Welche Bedeutung ich dem beilege, dass die an den Lothringer gerichteten Schreiben den Registri di lettere particulari scritte ai legati del concilio angereiht worden sind, sage ich später.

Von tom. 50 habe ich schon in II, S. 7—9 gesagt, dass er dem Inhalte nach gleich NG. 4^{c} und tom. 55 ein Generalregister und dem Umfange nach den ersten Jahrgang eines solchen bietet, weshalb ich für ihn die Bezeichnung GR. I vorgeschlagen habe, dass er aber im Schema der Registrirung der Proposte und auch sonst so stark von den in der Urform auf uns gekommenen GR. II und GR. III abweicht, dass er nicht als das ursprüngliche GR. I, ja auch nicht als Copie desselben betrachtet werden kann, sondern nur als ein später angelegtes Supplement zu den zwei die Jahrgänge 1562 und 1563 enthaltenden Originalbänden, ein Supplement, welches ebenfalls, weil wieder auf die Minuten zurückgegangen werden musste, nur von Amtswegen hergestellt werden konnte. An

[1] Auf ein Vorsteckblatt mit der Inhaltsangabe und auf ein nicht in die Zählung einbezogenes Blatt folgen f. 1—61 (vor f. 61 zwei Blätter ausgeschnitten). Im zweiten Hefte sind nur f. 62—85 mit Blattzahlen versehen, und hier reichen die Briefe bis 84′.

solche Arbeit war aber nicht eher zu denken, als bis einerseits der Verlust des ursprünglichen GR. I constatirt worden war und andererseits der Vorrath von Minuten wieder zur Verfügung stand. Darum und um der mannigfachen Verwandtschaft des tom. 50 mit den tom. 49, 51, 54, 57 willen habe ich früher alle fünf Bände als gleichzeitig, und zwar als nach 1580 entstanden erklärt. Jetzt bin ich dank eingehender Prüfung der Handschriften in der Lage, tom. 50 als um geraume Zeit jünger als die anderen vier Bände zu bezeichnen. Wir haben in der Herstellung der tom. 49, 51, 54 zwei Stadien kennen gelernt. In dem ersten hatte man nur die Proposten aus den Jahren 1562 und 1563 nochmals registriren können. Erst nachdem dies geschehen, tauchten wieder Minuten aus dem ersten Jahre des Concils auf, deren Copien in den tom. 51, 54 und in den zwei Theilen von tom. 49 den früher angefertigten Copien schlecht und recht vorausgestellt wurden. Die Zahl der so für das Jahr 1561 nachgetragenen Stücke war aber nicht gross. Erst später wurden weitere Minuten aus demselben Jahre aufgefunden und in dem zum GR. bestimmten tom. 50 zusammengestellt. So mögen Jahre zwischen dem Zeitpunkte liegen, in welchem das CR. und die PR. abgeschlossen wurden, und dem, in welchem tom. 50 geschrieben wurde. Und die Herstellung des letzteren wird kaum schon in dem Plane inbegriffen gewesen sein, dem die Entstehung des CR. und des PR. zu verdanken ist.

Mit all dem steht auch die Beschaffenheit des tom. 50 in Einklang. Ich schicke voraus, dass er ganz das Werk eines einzigen Mannes ist, der selbst noch die bereits gebundene Handschrift mit Titel versehen hat. Offenbar hatte er, bevor er sich das Papier zurechtlegte, die für dieses GR. 1 ausgewählten 91 Minuten bereits chronologisch geordnet vor sich, so dass er sein Pensum übersehen konnte. Nachdem er ein erstes Heft aus 20 Bogen gebildet und vollgeschrieben hatte,[1]

[1] Hatte er so die f. 1—40 gewonnen, so setzte er doch mit den Copien erst auf f. 3 ein, wahrscheinlich um die vorausgehenden Blätter für Titel u. dgl. auszusparen. Indem er aber schliesslich dazu den Vorderdeckel verwendete, blieben f. 1 und 2 leer, bis eine jüngere Hand auf f. 1 eintrug 1561 Sub Pio IV. Pont. Op. Max. — Auf den ersten f. 3 eingetragenen Brief, welcher nicht zur Correspondenz mit den Legaten

glaubte er mit dem zweiten (f. 41—88) auszukommen, hatte sich aber verrechnet und musste eine dritte kleine Lage (f. 89—92) hinzufügen.[1] Dienten ihm beim Eintragen der Stücke zweifellos die anderen jüngeren Register als Vorbild, so erlaubte er sich doch auch einige Abweichungen. Dass die drei Hefte von tom. 50 schliesslich in einfachem Pappdeckel zusammengehalten wurden, also anderen Einband als das CR. und die PR. erhielten, spricht auch für nicht gleichzeitige Entstehung. Ganz bezeichnend lautet der vom Registrator selbst auf den Vorderdeckel gesetzte Titel: 1561 A li RR^mi SS^ri legati del concilio Tridentino, R(egistra)tu(m) alibi in libris, da die letzten Worte wohl nichts Anderes besagen wollen, als dass die hier registrirten Proposte aus dem Jahre 1561 bereits in den vier anderen jüngeren Bänden gebucht worden waren.

2. Die aus dem damaligen Geheimsecretariat stammenden Briefe und Register weisen ein und dieselbe Schriftart auf, welche in diesem Amte aufgekommen und besonders gepflegt worden, aber auch in andere Kreise eingedrungen ist. Ihre Gleichmässigkeit erschwert die Unterscheidung einzelner Hände. Aber mit der Zeit ist diese Schriftart doch fortgebildet worden.

Sobald ich einen grösseren Vorrath von Akten aus dem Pontificate Pius IV. zu überblicken in die Lage gekommen war, war mir aufgefallen, dass alle, welche an den Arbeiten

gehört, komme ich später zurück. Die dann folgenden Proposten reichen vom 31. März bis 31. December 1561. Sie veranschaulichen recht gut, wie sich nach und nach das Präsidium des Concils gestaltet hat. Der Band beginnt mit 5 Briefen an Mantua, der besonders gedrängt worden war, sich nach Trient zu begeben (s. I, S. 119—122). Es folgen 2 an Seripando und wieder 1 an Mantua. Laut Ueberschrift war das 9. Stück an Mantua und Seripando gerichtet, war also eine littera in commune; aber erst das 12. gleicher Bestimmung vom 7. Mai erhielt in tom. 50 die entsprechende Bezeichnung A li R^mi legati. Es sind deren hier 33 zusammengestellt. Sind ausserdem 58 Particularbriefe eingetragen worden, so kommen von diesen 4 auf Seripando, 2 auf den im August in Trient eingetroffenen Hosius, dagegen, obwohl sie erst am 6. December beginnen, 5 auf Simonetta, endlich 47 auf Mantua.

[1] Das Register endet schon f. 91′ oben. Indem dem Schreiber kein Versehen widerfuhr, entfiel jeder Anlass, Stücke zu kassiren oder Blätter auszuschneiden.

des Geheimsecretariats Antheil gehabt haben, sich nicht allein ein und derselben Schriftart bedient haben, sondern auch, als hätte ihnen ein bestimmtes Muster vorgeschwebt, demselben möglichst nahe zu kommen sich befleissigt haben. Von dieser Normalschrift wird in dem betreffenden Kreise nur in zwei Fällen abgesehen. Erstens bedient man sich in Minuten eventuell auch anderer Schriftart oder, wenn man doch für alle Buchstaben dieselben Formen beibehält, welche die für den Verkehr nach aussen bestimmten, also die mundirten Stücke kennzeichnen, so gibt man sich nicht die Mühe, die Buchstaben so stattlich, deutlich und gleichmässig zu bilden wie in den Reinschriften. Handelt es sich also in letzterem Falle um eine schlichtere Conceptschrift, so wird diese zweitens verwendet in den Indorsaten der eingelaufenen Originale und in gewissen in die Register eingetragenen Bemerkungen.[1] Obgleich nun die Register nur für den internen Gebrauch im Amte bestimmt waren, sind sie ebenso wie die vom Secretariat hinausgegebenen Originalausfertigungen behandelt worden und weisen gleich diesen durchgehends die Normalschrift auf: auch die Registratoren wollen sich, selbst wenn sie sich mit der Arbeit beeilen (s. Facsimile I), als Kalligraphen zeigen.

Dasselbe graphische Gepräge tragen aber auch aus anderen Kreisen stammende gleichzeitige Stücke. Gilt das vor allen von den Originalbriefen der Trienter Legaten oder einzelner Nuntien und auch von den von letzteren geführten Registern, so liegt die Erklärung auf der Hand: die Sendlinge der Curie und ihre Untergebenen gingen, wie uns Carga berichtet,[2] fast alle aus dem Geheimsecretariat hervor. Dort ge-

[1] Zu vergleichen wäre das in II, S. 16 besprochene Concept und die ib. S. 41, Anm. 1 erwähnte Randglosse. — Wie man aus dem Facs. II des R. B. II ersehen kann, sticht die Glosse in cifra graphisch nicht von der durch das ganze Register hindurchgehenden Schrift ab, während sich der Revisor für die Bemerkung qui va etc. der schlichten Conceptschrift bedient hat.

[2] Die Hauptstelle (Lämmer l. c. 463) wiederhole ich hier nach den MSS.: Quelli che dalla secretaria dipendono, sono tutti li secretarii de' nuntii e de' legati ordinarii e straordinarii, benche i nuntii medesimi si possono chiamare secretarii del papa absenti, et l'effetto lo mostra, oltro che coloro che una volta sono ammessi alla secretaria et non possono ottenere il primo luogo, dimandano le nunziature come a loro debite, onde tal

schulte Männer traten aber auch in andere curiale Aemter oder in den Dienst von Cardinälen ein und hielten ebenso wie die Secretäre der Nuntien an der einmal erlernten Schrift fest. Für das häufige Vorkommen dieser Schrift ausserhalb des Gebietes, auf dem sie entstanden und vorzüglich gepflegt worden zu sein scheint, will ich nur drei Beispiele anführen. In der Sammlung der Originalminuten der Breven, welche sich durch die grösste Mannigfaltigkeit auszeichnen, stösst man zuweilen auch auf die Schriftart des Geheimsecretariats. Sie begegnet ferner in zahlreichen vom Cardinal von Augsburg aus seinem Sprengel nach Rom gesandten Briefen, indem der Cardinal römische Schreiber in seine Familie auf- und mit sich nach Deutschland genommen hatte. Endlich ist sie auch in litterarische Werke eingedrungen.[1] Kurz ein bestimmter Schrifttypus hat sich unter Pius IV. durch Schule und Praxis eingebürgert und ist, in weite Kreise verbreitet, so zur Mode geworden, dass sich die individuellen Hände nur wenig von einander unterscheiden. In vielen Fällen, aber nicht in allen, vermochte ich den Uebergang von einer Hand zur andern festzustellen, was ich dann auch wiederholt bemerkt habe. Doch zu einer durchgehenden sicheren Scheidung der Handschriften bestimmter Personen habe ich es nicht gebracht. Am meisten habe ich mich bemüht, die Schrift des Giovanni Carga kennen zu lernen, wozu mir seine eigenen, bereits in I, S. 105—108 angeführten Aeusserungen Anlass gaben, und nachdem ich zahlreiche autographe Briefe desselben in der Ambrosiana (s. II, S. 83) zu prüfen und mit der Schrift des Facsimile I (d. i. die letzte Seite des GR. in tom. 55) zu vergleichen Gelegenheit gehabt habe, bin ich überzeugt, dass letztere aus

volta alcuno ha voluto preferire alcuna nunziatura alla secretaria secreta, poiche i premii sono li medesimi et si fugge l'invidia et il sospetto continuo d'essere privato con nota d'infamia perpetua. ma questo dubbio è stato forse introdotto da coloro che non hanno havuto il primo luogo, et non si trova esempio frequente che secretarii intimi habbiano procurato nunziatura ordinaria ... escono similmente dalla prefata secretaria e da lei dependono li secretarii soliti mandarsi con legati ordinarii et straordinarii etc.

[1] U. a. in den Cod. Vat. 3938 der Vitae Pontificum M. . . . usque ad Paulum IV. Wie mir Herr Prof. Schroers mittheilt, bedienten sich die drei von Onofrio Panvinio verwendeten Copisten derselben Schriftart.

Carga's Feder geflossen ist.[1] Aber wieweit sein Antheil an der Herstellung jenes Registers geht, getraue ich mich doch nicht zu sagen. Und so habe ich, was andere an den Arbeiten des damaligen Geheimsecretariats betheiligte Personen anbetrifft, nur in wenigen Fällen, wie z. B. bei Besprechung des zweiten Theiles von NG. 10 (s. II, S. 104), indem mir da andere Momente zu Hilfe kamen, den Ausspruch gethan, dass die eine Partie vom Schreiber A und eine andere vom Schreiber B stammt.

Ich habe nicht versäumt, nach rückwärts und nach vorwärts Umschau zu halten, und theile in Kürze das Ergebniss dieser Untersuchungen mit. Dieselbe Schriftart ist schon unter Paul IV. ganz eingebürgert und tritt vereinzelt auch unter dessen Vorgängern auf. Sie behauptet sich andererseits bis zum Ausgange des Jahrhunderts und noch über dasselbe hinaus. Aber sie ist doch allmählich fortgebildet worden, so dass sich mit aller Sicherheit Phasen derselben unterscheiden lassen; vornehmlich ist sie mit der Zeit flüchtiger und nachlässiger geworden. Habe ich auf diese Wahrnehmung hin u. a. in II, S. 8 Anm. die Schrift der jüngeren Register als der Zeit Gregors XIII. angehörig bezeichnet, so will ich, um Einwendungen zu begegnen, mich hier über diesen Punkt eingehender äussern. Soweit ich die Geschichte des Personals des Geheimsecretariats kenne,[2] finde ich zu jeder Zeit neben neuen und jüngeren Männern solche, welche entschieden einer älteren Generation angehören: es ist also nicht anders zu erwarten, als dass um das Jahr 1580 unter den Registratoren die einen so schreiben, wie sie es vor 20 oder mehr Jahren erlernt hatten, und andere so, wie es eben erst Mode geworden war. Und thatsächlich weichen Partien der jüngeren Register in der Schrift nicht ab vom alten GR. Dass aber andere Partien eine in den Akten aus dem Pontificate Pius IV. noch nicht begegnende Schrift aufweisen, gibt für die Zeitbe-

---

[1] Auch die Erklärung, dass die Recognition des älteren GR. durch den Cardinal von Como eigenhändig ist, habe ich erst nach genauer Untersuchung abgegeben, bei welcher mir die zahlreichen Concepte und Originalausfertigungen von seiner Hand in tom. 27 der Concilakten, in den NG. 6, 7, 96, 97, in den Nunziature di Francia 284 u. s. w. zu statten gekommen sind. Dass auch seine Handschrift der unmittelbar vorangehenden des Carga sehr nahe steht, verdient alle Beachtung.

[2] Vgl. Ruolo di famiglia des P. Pius IV., S. 49.

stimmung des CR., des PR. und des tom. 50 den Ausschlag. Den Abstand sollen die zwei f. 168′ und f. 169 des tom. 54 reproducirenden Seiten des diesem Berichte beigefügten Facsimiles III veranschaulichen. Die zweite Seite, mit welcher eine neue Lage anhebt, ist offenbar von einem älteren Registrator geschrieben worden; seine Schrift hier unterscheidet sich von der aus F. II ersichtlichen Schrift des einen, zu Lebzeiten Pius IV. angelegten Nuntiaturenregisters nur durch etwas grössere Sorgfalt und durch kräftigeren Zug. Dagegen ist die Schrift der unmittelbar vorausgehenden Seite (f. 168′) nichts weniger als sorgfältig und stattlich, sondern so flüchtig und leicht hingeworfen, wie es zu geschehen pflegt, wenn ein Schreiber Eile hat, seine Arbeit zu beendigen; zugleich weist sie, obgleich der allgemeine Typus derselbe bleibt, einzelne etwas anders geformte Buchstaben und Buchstabenverbindungen auf, was einen Mann der jüngeren, zu Ausgang des Jahrhunderts zur ausschliesslichen Geltung kommenden Schreibschule erkennen lässt.

3. Anzahl der uns bekannten Proposte. Vertheilung derselben auf die Adressaten, die Jahre und die Ueberlieferungsformen. In Anbetracht der guten Erhaltung der Originale der Proposte an die gesammten Legaten und an die beiden ersten Legaten bringt es uns wenig Gewinn, dass die jüngeren Register an solchen reichhaltiger sind als das alte GR. Dagegen hat, da wir betreffs der Particularbriefe an Seripando, Simonetta, Altems und Navagero fast ganz auf die PR. angewiesen sind, das Plus, welches diese vor GR. voraus haben, grossen Werth. Das Programm für die erste Registrirung ist bei der zweiten nur insofern überschritten worden, dass in diese auch die Briefe an den Lothringer einbezogen worden sind. Innerhalb der sonst gleichen Schranken haben die späteren Registratoren nach grösserer Vollständigkeit gestrebt; insbesondere haben sie sich nicht wie ihre Vorgänger durch Rücksichten auf den Papst und andere Personen zur Auslassung von Proposten bestimmen lassen. Das wird ausgeführt an mehreren Gruppen von Particularbriefen Borromeo's und an der kleinen Gruppe von Particularbriefen des Papstes.

Da wir die Gruppen, in welcher die Proposten sei es nach den Adressaten, sei es nach der Zeit oder der Ueberliefe-

rung zu zerlegen sind, immer und immer wieder auf ihren Umfang hin zu vergleichen haben werden, so will ich gleich hier die Zahlen der in den verschiedenen und verschiedenartigen Gruppen enthaltenen Briefe angeben, Zahlen, die zwar aus allerlei Gründen nicht absolut zuverlässig sind, aber doch das Verhältniss der Gruppen zu einander hinlänglich veranschaulichen.

Von den 1078 mir bisher bekannten Proposten sind 444 an die gesammten und 634 an die einzelnen Legaten gerichtet. Der Zeit nach kommen 143 Stück auf das Jahr 1561, 503 auf den Rest der Mantua-Periode[1] und 432 auf die Morone-Periode. Bei der Scheidung nach der Ueberlieferung müssen wir etwas weiter gehen. Es genügt nicht, zu sagen, dass von den Proposten 662 noch in den Originalausfertigungen vorliegen,[2] und dass 954 in die römischen Expeditsregister eingetragen sind, sondern wir müssen hier drei Gruppen auseinanderhalten: für 124 Briefe sind wir auf die Originale allein und für 416 auf jene Copien allein angewiesen, während uns eine dritte Gruppe von 538

[1] Im Hinblick auf die Ueberlieferung ziehe ich als Endpunkt des zweiten Zeitraumes den Todestag des Mantuaners (1563, III. 2) der Jahreswende vor.

[2] Von ihnen gehören 446 der Mantua-Periode an (fast alle jetzt auf der Ambrosiana) und 216 der Morone-Periode. Unter den Originalen befinden sich 417 litterae in commune (275 bis in den März 1563 und 142 aus den folgenden Monaten) und 245 l. particulares (nämlich 171 aus dem ersten und 74 aus dem zweiten Zeitraume). — Genaue Daten über die in Mailand befindliche Sammlung von Originalen der Mantua-Periode (litterae i. c. und l. particulares ad M.) gebe ich im nächsten Berichte gelegentlich der Beschreibung des tom. CVIII. — Dass sich die Originale der Communebriefe aus der Morone-Periode in tom. 68 und die der Particularbriefe an Morone in tom. 27 zusammengestellt finden, sagte ich bereits in II, S. 25. — Dass einzelne Stücke der ersten Periode in tom. 68 oder auch in andere Bände gerathen sind, und dass sich auch einzelne der zweiten Periode verirrt haben, habe ich gelegentlich vermerkt. Geradezu verloren gegangen sind, soweit sich controliren lässt, verhältnissmässig sehr wenige Originale der Correspondenz mit den gesammten Legaten und mit den beiden ersten Legaten. Der Hauptverlust betrifft die letzten Tage des Concils. In den Registern sind 7 litterae i. c. Borromeo's und 1 des Papstes aus dem 1.—4. December eingetragen, die auch unzweifelhaft expedirt worden sind. Aber wer sie, da die Mehrzahl der Legaten (s. I, S. 30) schleunigst aufgebrochen war, in Trient in Empfang genommen hat, lässt sich nicht ergründen.

Stücken zugleich aus den Urschriften und aus den Abschriften bekannt ist.[1] Um des Weitern die beiden Registrirungen dem Umfange nach vergleichen zu können, bemerke ich zunächst, dass in die GR. II und III mit Einschluss der Stücke, welche vermuthlich auf den beiden verloren gegangenen Heften[2] gestanden haben, circa 754 Briefe eingetragen worden sind. Legen wir nun dem 1. Jahrgange des ursprünglichen GR. ebenso viele Proposte bei, als wir in dem zum Ersatz bestimmten tom. 50 finden, so würden deren gleichzeitig oder doch noch

---

[1] Um den Ueberblick nicht noch mehr zu erschweren, habe ich hier die Ueberlieferung der Proposte in dem in Trient entstandenen Einlaufsregister AR., da es uns kein Plus bietet, gar nicht berücksichtigt. Desgleichen habe ich hier von dem tom. CVIII in Anbetracht seiner Entstehung bis auf einen Punkt abgesehen: ich habe nämlich 7 nur aus dieser Quelle bekannte Proposte zu zweien Malen in die Rechnung einbezogen, das eine Mal bei Angabe der Zahl der gesammten Proposte und das andere Mal als, was streng genommen nicht richtig ist, in römischen Registern überliefert; ich konnte eben diese Stücke, mit denen es seine eigene Bewandtniss hat, nicht in anderer Weise unterbringen. Dagegen habe ich 11 Briefe an Hosius aus dem Jahre 1563, welche von Baluze-Mansi aus einem verschollenen Codex veröffentlicht worden sind, obgleich sie auf ziemlich gleicher Linie mit den Proposten stehen, ebenso wenig zu den 1078 hinzuaddirt als die gleich zu erwähnenden 34 Briefe des Papstes und seines Neffen Borromeo an den Cardinal von Lothringen.

[2] In II, S. 77 hatte ich dargethan, dass zwischen GR. II und GR. III eine Lage verloren gegangen ist, hatte aber an eine zweite Lücke noch nicht gedacht. Erst als Dr. Šusta Blatt für Blatt von GR. II oder NG. 4ᵃ prüfte, constatirte er den Ausfall einer zweiten Lage zwischen f. 252 und f. 253. Auf f. 252 findet sich ein Brief Borromeo's an die Legaten vom 11. Mai 1562 copirt; er beginnt Se le SS. VV. Illᵐᵉ hanno aspettato und reicht hier bis tanto più se vederanno, so dass zwei Drittel auf das folgende, jetzt fehlende Blatt zu stehen gekommen sind. F. 253 aber hebt an mit il Rezonico a mandargline, d. h. mit Worten, welche wir in der Mitte eines Briefes an Mantua vom 14. Mai finden. Sind uns nun aus den Tagen vom 11. bis 14. Mai anderweitig acht Briefe bekannt, so würden sie alle auf einer Lage nicht Platz gefunden, aber noch weniger für zwei Lagen ausgereicht haben: es scheinen also einer oder zwei von den acht Stücken nicht in das GR. aufgenommen worden zu sein. Ich will hier nicht weiter verfolgen, welche von diesen Briefen als minder wichtig ausgelassen sein mögen, sondern, da ich mich für irgend eine Annahme entscheiden muss, mich für die erklären, dass auf dem hier ausgefallenen Hefte u. a. vier Communeproposten, d. h. drei des Papstes und einer Borromeo's eingetragen waren.

unter Pius IV. 846 registrirt worden sein. Der zweiten oder nachträglichen Registrirung[1] aber gehören an eben dieser tom. 50 mit 92, der CR. mit 353 und die PR. für die Legaten mit 534, endlich noch der letzte Theil von tom. 57 mit 34 Schreiben an den Cardinal von Lothringen, in Summa also 1013 Briefe, d. i. 167 mehr, als wir im alten GR. enthalten kennen gelernt haben. Doch diese Zahlen bedürfen einer doppelten Correctur. Es ist nämlich unter Gregor XIII. beliebt worden, die Briefe aus dem Jahre 1561 (etwa 85 Stück) zweimal zu buchen, zuerst die l. communes im CR. und die l. particulares im PR., dann die einen und die anderen nochmals im GR. I. Durch Abzug dieser Duplicate vermindert sich das Plus zu 82. Und aus diesen müssen wir füglich, wenn wir nur die Ueberlieferung von Legatenbriefen ins Auge fassen wollen, noch die 34 an den Cardinal von Lothringen adressirten Proposten ausscheiden: so stellt sich heraus, dass die Zahl der das zweite Mal gebuchten Briefe an die Legaten die Zahl der früher registrirten um 48 überragt.

Mit dieser blossen Zählung der Stücke kann man sich nicht begnügen, wenn man sich ernstlich klar machen will, welcher Gewinn uns aus der zweiten Registrirung erwachsen ist. Es ist vielmehr Brief für Brief auf seinen Inhalt anzusehen und es ist erst die Identität oder Nichtidentität aller in dieser oder jener Form überlieferten Briefe festzustellen, um den Ueberschuss des einen Registers über das andere und alles Weitere, worauf es ankommt, genau kennen zu lernen. Um diese Operation durchzuführen, empfiehlt es sich, die beiden Hauptkategorien der Commune- und der Particularbriefe auseinanderzuhalten.

Die ersteren vertheilen sich den drei Perioden[2] und der Ueberlieferung nach folgendermassen:

---

[1] Wo es nicht nöthig ist, die Stadien der zweiten Registrirung (s. S. 15) auseinanderzuhalten, werde ich letztere der Kürze wegen als unter Gregor XIII. vorgenommen bezeichnen, ohne damit die Annahme ausschliessen zu wollen, dass sich die Anlage des tom. 50 bis in das nächste Pontificat hinein verzögert habe.

[2] Die zweite grenze ich immer so ab, wie ich S. 21, Anm. 1 gesagt habe, und bezeichne sie mit 1562/63.

Perioden	Im Original erhalten	Nur aus Original bekannt	In römische Register eingetragen	Nur aus röm. Reg. bekannt	Im GR.	Im CR.	Im GR. und CR.	Summe
1561 . . .	65	34	33	2	33	32	32	67
1562/63 . .	209	41	173	5	161	169	158	214
1563 . . .	142	8	155	21	143	153	141	163
Summe	416	83	361	28	337	354	331	444

Nach dieser Tabelle hat allerdings CR. der Zahl nach nur 17 l. i. c. mehr als GR. Aber da beiden Registern 331 gemeinsam sind, weist GR. überdies auf 6 in CR. fehlende Stücke und CR. 23 in GR. übergangene Stücke. Die höhere Zahl sinkt jedoch wieder zur niederen herab, sobald wir die Frage aufwerfen, ob diese 23 Briefe welche CR. vor GR. voraus hat, auch für uns neu sind, denn die Antwort lautet, dass das nur von 4 derselben gilt, da die anderen 19 Proposten noch in der Urschrift vorliegen.[1] Auch mit den 6 l. i. c., welche sich in GR., aber nicht in CR. eingetragen finden, hat es ähnliche Bewandtniss: von 5 derselben besitzen wir noch die Originale, so dass ein einziges Stück von 1561, IX. 6 ausschliesslich in GR. überliefert ist, d. h. jedoch in dem zur zweiten Registrirung gehörigen GR. I. So reducirt sich die uns zunächst interessierende Zahl von Communebriefen, deren Kunde wir der späteren Registrirung allein verdanken, auf 5.

Dank den Massregeln, welche in Trient genommen werden mussten, um die zu Handen der ersten Legaten Mantua und Morone einlaufenden und nach der Circulation bei den Collegen an sie zurückkehrenden Communebriefe aufzubewahren, haben sich auch fast alle Originale der an diese zwei Legaten ge-

---

[1] Die Daten derselben sind 1562, V. 27; 1563, VI. 2; X. 9; XII. 4. Eventuell kommt noch einer der zwei Papstbriefe von 1562, V. 11 (s. S. 41, Anm. 2) hinzu, welcher uns nur aus CR. bekannt ist, aber auch auf der verlorenen Lage von NG. 4[c] gestanden haben kann.

richteten Particularbriefe erhalten.[1] Dagegen ist von Originalen der an Seripando, Hosius, Simonetta, Altems und Navagero adressirten Proposten bisher so gut wie nichts bekannt geworden.[2] Sind wir also, was die ihnen von Rom zugegangenen Briefe anbetrifft, ganz auf die Ueberlieferung durch die römischen Register angewiesen, so fällt es da mehr als bei den Communebriefen ins Gewicht, dass die jüngeren Registratoren möglichste Vollständigkeit angestrebt haben. Für vier der genannten Legaten stelle ich hier die Zahlen der in die verschiedenen Register eingetragenen Briefe zusammen: durch Addition der ersten und der zweiten Zahl erhält man die Zahl der unter Pius IV. gebuchten Stücke und durch Addition der dritten und vierten die Zahl der unter Gregor XIII. nachgetragenen Stücke.[3]

	GR. II. III. und PR. gemeinsam	Plus in GR. II. III.	Plus in GR. I.	Plus in PR.	Summe der Briefe
Seripando (18 Monate) . .	14	—	4	4	22
Simonetta (24 Monate) . .	173	1	5	23	202
Altems (12 Monate) . . .	28	1	—	6	35
Navagero (9 Monate) . . .	18	—	—	11	29

Für diese vier Gruppen ergibt sich also, dass bei der zweiten Registrirung 44 Briefe zum ersten Male copirt worden sind. Desgleichen weisen die PR. für Mantua und Morone

[1] Dafür ist, wie die betreffenden Zahlen beweisen, unter dem Ersteren noch besser als unter Morone gesorgt worden. Ueberdies ist der ganze Einlauf des Mantuaners, wie tom. CVIII bezeugt, frühzeitig registrirt worden.

[2] Zwei sehr unbedeutende Originalbriefe aus dem Nachlasse von Seripando führe ich S. 28 Anm. 2 an.

[3] Die Briefe an Hosius übergehe ich hier, um sie, welche in anderer Weise überliefert worden sind, im letzten Abschnitte dieses Berichtes zu besprechen. — Zum Namen eines jeden Legaten setze ich die Dauer seines Aufenthaltes in Trient hinzu, auf welche so und so viele Briefe kommen.

einen bedeutenden Zuwachs auf: er beläuft sich in dem ersteren auf 25 Stücke[1] und im zweiten auf 8. Aber da 27 von diesen Proposten noch in den Originalausfertigungen vorliegen, reducirt sich die Zahl der nur aus den PR. für Mantua und Morone bekannten auf 6, so dass wir für die Particularcorrespondenz mit sechs Legaten (Hosius schliesse ich hier immer aus) ein Plus von 50 erhalten und für die gesammte Correspondenz mit diesen Legaten ein Plus von 55 Stücken.

Was ich schon wiederholt gesagt habe, dass man unter Gregor XIII., abgesehen davon, dass sich mit der Zeit der Minutenvorrath anders gestaltet hatte, in der Aufnahme von Briefen in die Register weitergegangen ist als zuvor, will ich endlich genauer formuliren. — Nach wie zuvor (s. II, S. 10) sind von der Registrirung ausgeschlossen worden die Briefe von Galli an die Legaten, die päpstlichen Breven und die von Borromeo den nach Trient sich begebenden Geistlichen ausgestellten Empfehlungsschreiben.[2] Sind ferner die Beilagen zu den Briefen auch in den jüngeren Registern nur ausnahmsweise berücksichtigt worden,[3] so ist an den Hauptpunkten des Programms nichts geändert worden. Eine eigentliche und be-

---

[1] Hier fasse ich nur 1562 und die ersten Monate 1563 ins Auge, weil das GR. I für 1561 gleich dem PR. tom. 49 erst unter Gregor XIII. angelegt worden ist. Für 1561 bietet dies PR. nur 47 Stück, das GR. dagegen 48.

[2] Zu Ausstellung der letzteren war natürlich zu Beginn des Concils mehr Anlass als in der Folge. Dem entspricht, dass die Mailänder Sammlung der Originale mehr als 40 Briefe solchen Inhaltes aus dem Jahre 1561 aufweist. Verzeichnete ich zuvor aus diesem Jahre 34 nur aus den Originalen bekannte Proposte i. c., so handelt es sich zumeist um der Registrirung nicht werth befundene Recommandationsschreiben. Sie sind aber von dem expedirenden Geheimsecretariat ganz gleich den Proposten anderen Inhalts behandelt worden, desgleichen, wie die Aufbewahrung beweist, von den Empfängern. Bilden sie somit einen integrirenden Theil der Concilscorrespondenz, so lohnt es sich doch nicht, sie in eine Edition aufzunehmen. Da wird es genügen, ein oder das andere Stück Beispiels halber zu veröffentlichen, die Liste der empfohlenen und etwa auch mit Subsidien bedachten Concilsväter aufzustellen und hinzuzufügen, was etwa zu Gunsten einzelner besonders geltend gemacht wird.

[3] Dass sie am häufigsten im CR. tom. 54 begegnen, erklärt sich daraus, dass Aktenstücke, Estratti u. dergl. den Communebriefen beigefügt zu werden pflegten.

wusste Erweiterung des Programms hat nur insofern platzgegriffen, als auch die Correspondenz mit dem Cardinal von Lothringen der Correspondenz mit den Legaten gleichgeachtet und in die spätere Registrirung einbezogen worden ist. Doch das daraus resultirende Plus habe ich bisher ganz aus der Rechnung ausgeschlossen. Und so läuft das Plus, welches ich zunächst ins Auge zu fassen habe, lediglich darauf hinaus, dass auch innerhalb der zwei Kategorien von Briefen, für welche beide Register bestimmt waren, eine Auswahl getroffen werden sollte, und dass dabei ein verschiedener Massstab angelegt werden konnte und thatsächlich angelegt worden ist.[1] Entschieden sind die späteren Registratoren mehr als ihre Vorgänger auf Vollständigkeit bedacht gewesen. Ueberdies waren sie von all den Rücksichten frei, welche die zeitgenössischen Registratoren auf noch lebende Personen, allen zuvor auf Pius IV., oder auch auf das Andenken jüngst verstorbener Männer, wie des Mantuaners, nehmen zu müssen geglaubt haben. Dass Letztere, wenn sie dies und jenes nicht auf die Nachwelt kommen lassen wollten, die Correspondenz mit den einzelnen Legaten und zumal mit denjenigen, welche sich des vollen Vertrauens des Papstes und seines Nepoten erfreut hatten, besonders vorsichtig behandeln mussten, liegt auf der Hand. Sind in Folge davon einzelne Gruppen dieser Briefe bei der ersten Registrirung mehr als andere von der Censur betroffen worden, so ist gerade ihnen das Streben der jüngeren Registratoren nach Vollständigkeit zu statten gekommen. Das darzulegen, versuche ich einige Gruppen der Particularcorrespondenz vorerst etwas näher zu kennzeichnen, bevor ich über ihre Ueberlieferung berichte.

Ich beginne mit den Proposten an Seripando. Wie schon Pallavicino richtig bemerkt hat, wurde er ebenso wie Hosius deshalb zum Legaten des Concils bestellt, weil er zu den Theo-

[1] Bei der Auswahl handelte es sich nicht darum allein, ob mehr oder minder viele Stücke als zur Aufnahme in die Register nicht geeignet ausgeschieden werden sollten, sondern auch darum, in welchem Umfange die einzelnen Briefe copirt werden sollten. Vom verschiedenen Ausmasse, in welchem letzteres geschehen ist, rede ich jedoch lieber in anderem Zusammenhange, und so berücksichtige ich hier nur das Zahlenverhältniss.

logen ersten Ranges zählte, von dem man auch erwarten konnte, dass er selbst den gelehrtesten und beredtesten Gegnern der römischen Kirche gegenüber den alten Glauben mit Erfolg zu vertheidigen im Stande sein werde. Obwohl sich dazu keine Gelegenheit bot, da sich nur die dem Papste treu gebliebenen Nationen auf dem Concil zusammenfanden, so musste doch auch innerhalb dieses Kreises und was noch schwieriger war, zwischen ihm und der Curie eine Verständigung über zahlreiche und streitige Punkte des Dogmas angestrebt werden. In welchem Masse Seripando dafür in Anspruch genommen wurde, bezeugen nicht allein die Protokolle der Congregationen und der Sitzungen, sondern auch die vielen von ihm stammenden Vorschläge, Gutachten u. dgl., welche sich in seinem Nachlasse erhalten haben.[1] Ueber seine Betheiligung an den Verhandlungen hat er zuweilen auch nach Rom Bericht erstattet.[2] In Rom war man jedoch von der Entschiedenheit, mit der der Cardinal seine Gelehrsamkeit geltend machte und seine Ueberzeugung vertrat, nichts weniger als erbaut: kreuzte er doch mehr als einmal die Wünsche und Pläne des Papstes, welcher die Gegensätze, wenn sie sich nicht geradezu vertuschen liessen, möglichst auszugleichen suchte. Gleich zu Beginn der neuen Sitzungen, als es sofort zu lebhafter Discussion über die Residenzpflicht und über den Ursprung der bischöflichen Gewalt gekommen war, hatte der Cardinal durch seine Haltung in diesen Fragen sich den Unwillen Pius IV. zugezogen. Mochte er sich damals und auch später schliesslich jeder Entscheidung selbst in theologischen Dingen unterwerfen, so wurde er doch nie wieder zu Gnaden aufgenommen, da er auch in einer anderen Richtung den Erwartungen der Curie so wenig entsprochen hatte. Ob diese die einzelnen Legaten höher oder

[1] S. Calenzio, Documenti inediti 281 ff.

[2] Ausser den in II, S. 95 aufgezählten fünf Risposten des Seripando (Originale in Mailand) kenne ich bislang nur zwei weitere, deren Minuten Dr. Šusta in den von Seripando stammenden Handschriften der königl. Bibliothek zu Neapel aufgefunden hat, die eine von 1561, IX. 15, die andere, da sie unvollständig ist, ohne Datum, jedoch dem Inhalte nach wohl zu 1562, VI. 17 gehörig. Dort sah Dr. Šusta auch die Originale der Proposten Borromeo's an Seripando von 1562, III. 22 und IX. 12, welche bereits Calenzio l. c. 360 veröffentlicht hat, und zahlreiche Gutachten des Cardinals über die in Trient verhandelten Themata.

niedriger schätzte, hing vornehmlich von dem Grade des Einflusses ab, welchen der einzelne im Interesse der Curie auf dem Concil auszuüben verstand. Solchen Einfluss aber hatte Seripando, dem immer nur die Lösung theologischer Fragen am Herzen lag,[1] nicht angestrebt und nicht errungen; zumal nachdem der Frieden zwischen Mantua und Simonetta hergestellt worden war, stand Seripando ganz vereinsamt da, immer eine Leuchte, aber kein Führer. Wie geringe Aufmerksamkeit ihm in Rom geschenkt wurde, geht aus Borromeo's Correspondenz mit ihm hervor. Aus den Registern lernen wir nur 22 an ihn gerichtete Briefe kennen, welche sich auf ebenso viele Monate vertheilen,[2] also verhältnissmässig viel weniger Briefe, als uns dort von den weit unter Seripando stehenden Legaten Altems und Navagero überliefert werden. Sie sind überdies zumeist kurz und inhaltslos. Es ist bezeichnend, dass Borromeo auf den von Seripando nach der dritten Sitzung eingesandten, ebenso gründlichen als ausführlichen Bericht von 1562, V. 17 (s. II, S. 108—117) gar nicht einging, sondern nur mit wenigen Worten des Lobes und des Dankes dessen Empfang bestätigte.[3] Seripando hat sich über die Lage, in die er hineingerathen war, nicht getäuscht: er hat wiederholt um seine Abberufung gebeten, und er hat, da sie ihm nicht gewährt wurde, Borromeo nicht mehr mit langen Berichten behelligt.[4]

---

[1] Er selbst trägt einmal in sein Tagebuch (Calenzio l. c. 285) ein: nihil dicere necesse habui, nihil enim theologicum tractatum est.

[2] Hierzu kommt als mir noch bekannt nur der in der vorletzten Anmerkung citirte Brief von 1562, III. 22, mit welchem der Ueberbringer beim Cardinal eingeführt werden sollte. Dergleichen Schreiben mag es noch mehr gegeben haben: sie können uns aber noch weniger als die Registratoren interessiren.

[3] Die Antwort vom VI. 10 in tom. 49 f. 135 lautet: Oltre quello ch'io scrivo in commune, dirò a V. S. Illma brevemente che N. S^re^ vedendo questa sessione esser passata con men strepito di quello che si poteva facilmente dubitare per i tumulti che si erano veduti a questi di passati, et havendo anche inteso quanto in ciò V. S. Illma si sia faticata, S. S^tà^ mi ha commesso ch'io la ringratii et mene allegri seco, pregandola à mostrar nel avvenir simili frutti del valor suo conforme a quello che sempre S. S^tà^ si è promessa da lei.

[4] Wie Dr. Šusta in Neapel constatirt hat, hat Seripando um so ausführlicher an den ihm persönlich nahe stehenden Cardinal Amulio berichtet

Bezeichnend für seine Bescheidenheit und Unterwürfigkeit ist es, dass er es in sein Tagebuch als besonders frohes Ereigniss eingetragen hat, dass er einmal auf ein Schreiben von 1562, IX. 6, in welchem er u. a. sein Entlassungsgesuch wiederholt hatte, einen wenn auch abschlägigen, so doch in schmeichelhafte Worte gekleideten Bescheid erhalten hatte.[1] Ausser dieser Proposte sind es etwa nur noch drei andere an Seripando gerichtete, welche um ihres Inhaltes wegen Berücksichtigung verdienen, insbesondere die letzte von 1563, III. 10, welche unmittelbar nach dem Tode des Cardinals von Mantua geschrieben worden ist.

Dass, wie wir S. 25 sahen, den 14 unter Pius IV. registrirten Briefen an Seripando unter Gregor XIII. noch 8 hinzugefügt wurden, bezeugt, dass man sich später Mühe gegeben hat, das Material zu sammeln und in möglichster Vollständigkeit zu bieten, besagt aber noch nicht, dass, wenn man auf den Werth der nachgetragenen Stücke achtet, das Ergebniss die Mühe gelohnt habe. Von den 4 neuen Stücken, welche die späteren Registratoren zunächst für das PR. aufzutreiben vermochten (die vom I. 7, IV. 25, X. 3 reihten sie richtig in den Jahrgang 1562 ein, während sie den ebenfalls dahin gehörigen Brief von VIII. 29 fälschlich dem Jahre 1561 zuwiesen), sind drei blos höflichkeitshalber geschrieben und hätten füglich auch später übergangen werden können; nur die Proposte von VIII. 29 ist inhaltlich so wichtig, dass die Auslassung derselben im GR., vorausgesetzt, dass damals die Minute zur Verfügung stand, Wunder nehmen muss. Als dann auch GR. I angelegt werden sollte, konnten die Registratoren, da inzwischen die aus dem Jahre 1561 stammenden Minuten aufgefunden waren, auch dort noch vier Seripandobriefe nachtragen; aber sie alle sind so belanglos, dass sich die Aufnahme derselben in das Register nur aus dem Streben nach Vollständigkeit erklärt.

---

und hat seine eigenen Ansichten durch diesen zur Kenntniss des Papstes bringen lassen.

[1] Die Antwort Borromeo's vom 23. September 1562 in tom. 49 f. 137'. Auf sie bezieht sich, was im Diarium l. c. 254 zu 1562, IX. 30 eingetragen ist: Epistolae longioris quam ad Borromeum dederam de rebus concilii et de facultate discedendi ad mensem Novembrem, responsum accepi non ut optabam, sed iucundum.

Im vollen Gegensatze zu diesem Briefwechsel steht der mit Simonetta. Dessen Verdiensten um den in Trient erzielten Erfolg vermag nur eine eingehende Darstellung der offen und der insgeheim geführten Verhandlungen gerecht zu werden. Hier kann ich nur einige für meine Untersuchungen bedeutsame Punkte hervorheben. Als Canonist zum Legaten erkoren, gab er, nachdem der als solcher ebenso hoch geschätzte Puteo die Würde eines Legaten abgelehnt hatte, in allen das Kirchenrecht betreffenden oder auch nur berührenden Fragen den Ausschlag. Soweit über sie in Trient Entscheidung zu fällen war, pflegte sie ihm anheimgestellt zu werden. Der Papst zog ihn aber auch regelmässig zu Rathe, wenn er aus eigener Machtvollkommenheit Verfügungen treffen wollte, mochte es sich um die Reform der Curie handeln, welche sich Pius IV. ausdrücklich vorbehalten hatte, oder um Angelegenheiten der Kirche in den einzelnen Staaten. Die Folge davon ist, dass in den Proposten an Simonetta von Allem die Rede ist, was gerade auf der Tagesordnung stand. Den Hauptinhalt bilden doch die Verhandlungen in Trient, denn der Cardinal ist die ganze Zeit hindurch der Leiter der päpstlichen Partei: er wirbt ihr neue Mitglieder, ertheilt allen von Fall zu Fall Weisungen, erforscht und durchkreuzt die Pläne der Opposition, macht die Gegner gefügig oder zwingt sie im Nothfall, das Concil zu verlassen. Mit den letzten Absichten und den Wünschen des Papstes ganz vertraut[1] und ihm unbedingt ergeben, wirkt er mit Geschick und

[1] Ich begnüge mich dafür anzuführen die Instruttione data al cardinale Simonetta per il concilio qual partì a li 20 di Novembre 1561, die, bisher unbekannt (s. Pallavicino XV c. 13) von Dr. Šusta in Var. Polit. 156 f. 347 aufgefunden wurde, und welche die letzten Absichten des Papstes besser kennen lehrt als der eigenhändige Brief, welchen er den anderen Legaten durch Simonetta zugehen liess. Hier wird u. a. die Eventualität ins Auge gefasst che fusso posto a campo di trattare della potestà et auttorità del papa sopra il concilio, und wird den Legaten befohlen: in tal caso per evitar l'occasione di scandali li Rev^mi legati doveranno suspendere il concilio et avvisar d'ogni cosa S. S^tà per corriero espresso, la quale ordinerà poi il modo che s'haverà a tenere circa al partirsi di Trento et trasferire in altro luogo ò dissolvere del tutto quel convento. Da sich aber nicht alle Fälle voraussehen und in dieser Instruction berücksichtigen liessen, wurde den andern Legaten gemeldet: S. S^tà si è compiacciuta di conferir seco (mit Simonetta) copiosamente l'animo et intention sua in questo negotio conciliare, dandogli tutti gli advertimenti

Erfolg auch auf die Führer der nationalen Gruppen und auf die Oratoren der Fürsten und deren Beiräthe ein. Die unter diesen Umständen begreifliche, aber auch unverhohlene Bevorzugung Simonetta's seitens des Papstes und Borromeo's musste insbesondere den präsidirenden Legaten Mantua, abgesehen davon, dass beide in den Grundanschauungen zweiten und verschiedenen Charakters waren, kränken und in seinem Wirken behindern.[1] Als er deshalb im Sommer 1562 um Enthebung

che ha giudicato esser espedienti per il servitio di Dio et di questa santissima causa sua, acciò S. S^ria^ R^ma^ gionta che sia conferisca poi il tutto con li R^mi^ suoi colleghi et tutti insieme attendono con la debita diligenza al buon progresso di detto concilio.

[1] Wenigstens ein Beispiel will ich anführen, die nur aus dem PR. tom. 51, f. 5 bekannte Proposte an S. von 1562, I. 21. Von dem dem König Philipp mit Breve des Papstes von 1561, VII. 17 betreffs der Continuation gegebenen Versprechen (von mir veröffentlicht in II, S. 107) hatten selbst die Legaten noch nicht Kenntniss, als die Spanier in Trient darauf drangen, dass gleich in dem ersten Decrete die Continuation ausdrücklich ausgesprochen werde. Da schrieb also Borromeo an Simonetta und nicht an Mantua:

La lettera ch'io scrivo in commune servirà per risposta anche de l'ultima di V. S. Illma di 12, quanto à Granata, al che aggiongo solamente che N. S^re^ ha voluto ch' io mandi in mano di lei un dupplicato del breve che fù fatto questa estate passata al re catholico per sicurezza de la continuatione, acciò che lei lo communichi a li Ill^mi^ colleghi, et tutti insieme sappiano quanto ci sia poco bisogno di far maggior chiarezza a la detta continuatione. et questo è quello che ne la lettera publica io dico che l'ambasciatore Vargas sà di più che non sà l'arcivescovo di Granata, et forse se lui l'havesse saputo, non haveria fatto questo rumore; conciosia che'l re catholico si satisfece di questo, promettendo ancora di non publicarlo ne servirsene mai, se non in caso che per morte . . . di N. S^re^ o per altro strano accidente si vedesse metter in compromesso li decreti già altre volte fatti à Trento. io non so se sia à proposito di mostrarlo al detto arcivescovo, già che si vede che'l re non gli lo ha voluto mostrare: pur S. S^tà^ anche in questo si rimette a le SS. VV. Ill^me^, le quali quando pur avessero a mostrargli, sò almeno che lo farebbono con promessa di quella secretezza che conviene etc. Dazu noch per poscritta a parte: Il Vargas stava da principio assai sattisfatto che non si mettesse parola ne di continuazione ne di indittione ne dubia; ma è poi ritornato ne la solita sua ostinatione, il che sarà per avviso di V. S. Illma — worauf weitere vertrauliche Mittheilungen an den Adressaten folgen.

Auch später, als Morone das Präsidium führte, wurde Simonetta mehr anvertraut als jenem: Beweis dafür u. a. eine die Forderungen

von seinem Posten bat, wurde sie ihm allerdings verweigert, aber vor allen Anderen erhielt gerade Simonetta den Auftrag, seinen Collegen zu besänftigen und mit ihm fortan möglichstes Einvernehmen zu pflegen, ein Auftrag, welchem dieser willig und mit Geschick nachkam. Doch nach wie vor gingen diesem als dem eigentlichen Vertrauensmanne des Papstes in allen wichtigen Angelegenheiten besondere Weisungen zu.

Ich sagte schon, dass uns von diesen 202 überliefert sind, und zwar 23 nur in dem jüngeren tom. 51.[1] Wohl die Hälfte der letzteren zeichnet sich gleich den zwei schon citirten Schreiben von 1562, I. 21 und 1563, VII. 31 und den von mir in II, S. 131—133 veröffentlichten durch den Inhalt aus. Doch noch um viel reicher als GR. ist das PR. für Simonetta dadurch geworden, dass in ihm, wofür ich zahlreiche Belege in anderem Zusammenhange bieten werde, die Briefe in vollem Wortlaute und mit den zahlreichen Postscripten in Chiffern copirt worden sind, während sie in dem gleichzeitigen GR. stark gekürzt worden sind, und zwar in einer Weise, welche es über allen Zweifel erhebt, dass einst Galli aus Rücksicht auf den Anhang des verstorbenen Mantuaners, auf andere noch lebende Legaten und auf Autoritäten in und ausserhalb Roms strenge Censur geübt und viele wichtige Stellen unterdrückt hat. Nach etwa zwanzig Jahren entfielen solche Bedenken und überwog, wie noch andere Erscheinungen bezeugen, das historische Interesse.

Bei Betrachtung der 35 in den römischen Registern überlieferten und von 1562, II. 14 bis 1563, I. 23 reichenden Briefe Borromeo's an den Legaten Altems tritt die Frage, wie sich die ältere und die jüngere Registrirung zu einander verhalten, hinter die Frage zurück, wie es sich überhaupt erklärt, dass diese die eigentlichen Concilsverhandlungen kaum berührenden Schreiben in die für diese bestimmte Aktensammlung aufge-

---

und Interessen der Jesuiten betreffende, nur in PR. überlieferte Proposte von 1563, VII. 31.

[1] Hier brauche ich 1561 und die zwei folgenden Jahre nicht auseinanderzuhalten, weil die fünf Proposten aus dem Jahre 1561 (die Correspondenz beginnt nämlich erst mit dem 6. December) dem GR. I und dem PR. gemeinsam sind.

nommen worden sind. Es werden dafür vornehmlich zwei Erwägungen massgebend gewesen sein: die, dass man die äussere Geschichte des Concils ebenfalls und die dass man Altems ungeachtet seiner auch durch die Correspondenz documentirten Sonderstellung nicht minder als die anderen Legaten berücksichtigen zu müssen glaubte.

Dass in diesen Briefen von den öffentlichen Verhandlungen in Trient nicht die Rede ist, hängt damit zusammen, dass Altems gar nicht zugemuthet worden ist, in diese activ einzugreifen, denn dazu fehlte es ihm an Beruf und Vorbildung. Entfiel nun auch, da selbst der Rom treu gebliebene deutsche Clerus sich scheute, auf dem Concil zu erscheinen, die eine Rücksicht, welche geltend gemacht worden war, als Pius IV. im November 1561 diesen seinen Schwestersohn zu allgemeiner Verwunderung zum Legaten ernannte, so blieb diesem nur die Rolle, als eine dem Papste nahe stehende und genehme Persönlichkeit dessen jeweilige Interessen und Wünsche sozusagen hinter den Coulissen zu vertreten. Doch auch dazu bedurfte es mehr Kenntniss der Dinge und Personen und mehr Erfahrung, als sie dem jungen Cardinal zugetraut werden konnten. Daher wurde ihm bei seinem Aufbruche nach Trient eingeschärft, sich nach dem reiferen Urtheile des Mantuaners zu richten und dessen Befehlen zu gehorchen. In der Folge jedoch, als Pius IV. dem Mantuaner wegen seiner Haltung in der Residenzfrage grollte und sein Vertrauen lediglich auf Simonetta setzte, erhielt Altems (Proposte von 1562, V. 11) die ganz andere Ordre, sich an Letzteren zu halten in allen den Dienst Gottes, des heil. Vaters und des heil. Stuhles betreffenden Fragen. Thatsächlich scheint Altems ähnlich wie Visconti zwischen Mantua und Simonetta vermittelt zu haben, und zwar nach eigener Einsicht und mit unverkennbarem Geschick, von denen er dann noch weitere Proben abgelegt hat. So mag ihm selbst genehm gewesen sein, dass nach der Aussöhnung jener beiden Cardinäle ihm wieder anders lautende Weisung (VII. 22) zuging und gerade er auserwählt wurde, dem Bischofe von La Cava, welcher fortfuhr, über den Mantuaner schlecht zu sprechen, darob eine strenge Rüge zu ertheilen. Wohin immer die ihm von Rom zugehenden Aufträge zielten, so fiel bei Befolgung derselben seine Verwandtschaft mit dem Papste ins Gewicht.

Andererseits hat er dank seiner Abstammung, wenn auch in anderem Sinne, als es Pius IV. anfänglich gemeint hatte,[1] Deutschland gegenüber gute Dienste geleistet: durch seine Verbindungen mit deutschen Fürsten und Agenten verhalf er der Curie zu allerlei mehr oder minder zuverlässigen Nachrichten über dortige Vorgänge. Ausdrücklich erwähnt wird in unserer Correspondenz, dass Altems mit dem einen Herzog von Braunschweig, mit den Eidgenossen, mit Pollweiler und durch diesen mit dem Herzog von Wirtemberg und mit dem Könige von Navarra Verkehr pflegte. Wohin dieser zielte, wird uns seit dem Frühjahr 1562 nach und nach enthüllt. Damals glaubte der Papst alle Schwierigkeiten, auf welche er im eigenen Staate, auf dem Concil und auf internationalem Gebiete stiess, am besten durch einen frischen, fröhlichen Krieg überwinden zu können: er wollte dem Könige von Frankreich mit einem Heere gegen die Hugenotten zu Hilfe kommen und suchte in der sicheren Erwartung, dass dann ein allgemeiner Krieg ausbrechen werde, eine katholische Liga zu Stande zu bringen. Dass Altems das Heer, welches er als apostolischer Legat begleiten sollte, auch aufbringen sollte, besagt u. a. Borromeo's Brief von 1562, VI. 6:[2]

Perche N. S. vede il mondo tutto sollevato et pien di garbugli, dubita che pur troppo presto haverà da valersi de l'opera di V. S. Illma in mestiere diverso da quello che hora ella ha a le mani. onde per anticipare, come fanno i principi prudenti, mi ha commesso ch'io le scriva ch'ella stia apparecchiata et a l'erta per quando occorresse chiamarla, et che tra tanto ella cominci con li suoi amici a fare pratica di potere levare 4000 fanti et 2000 cavalli tedeschi che sieno catholici et di fede e di virtù tale di poter ricevere buon servitio per condurli poi a un improviso dove a S. S^tà^ occorrerà haverne bisogno per servitio di questa santa sede et de la religion catholica . . .

Obwohl zunächst nur Vorbereitungen, und zwar möglichst im Geheimen getroffen werden sollten, so kam doch der Papst Wochen lang mit neuen und detaillirten Vorschlägen und Weisungen

[1] Siehe I. 51, wo jedoch das erste Citat in der Anmerkung zu verbessern ist in Nr. 138, S. 235. — Dazu I, S. 126 die eigenen Worte des Papstes: massime dal canto di Germania, dove nostro nipote sarà buono.

[2] NG. 4e f. 271 und tom. 49 f. 151.

immer wieder auf diesen seinen Plan zurück. Liess er ihn dann doch schliesslich fallen, so wurde als Grund in einer Proposte von VII. 11 angegeben la pace seguita in Francia, womit der Waffenstillstand gemeint war, welcher Ende Juni abgeschlossen wurde, um weitere Verhandlungen zu ermöglichen, aber nicht lange dauerte. In Wirklichkeit hatte Pius IV. weder in Wien, noch in Madrid, noch in Venedig Anklang und Zustimmung gefunden. Diese Episode war ja längst bekannt: aber ein so directes und so in die Einzelheiten gehendes Zeugniss, wie es uns in den Briefen Borromeo's an Altems geboten wird, lag noch nicht vor.[1]

---

[1] Schon Sarpi lib. VI kennt sie und führt einige richtige Details an. Dass er dabei von 200.000 scudi spricht, welche der Papst dem Könige von Frankreich als Subsidien angeboten habe, ist nicht so schlimm, als es seinem Gegner Pallavicino dünkt, denn im Laufe dieser Verhandlungen ist bald von 200.000, bald von den von Pallavicino angegebenen 300.000, bald von noch anderen Beträgen die Rede gewesen. — Was die Altems zugedachte Rolle anbetrifft, so genügt der von Pall. XVI, c. 11, Nr. 10 gebotene Bericht durchaus nicht. Weitere diesbezügliche Nachrichten habe ich in den Aktenstücken S. 307, 330, 340, 351 zusammengestellt.

In der ersten uns überlieferten Proposte an Altems von 1562, II. 14 bemerkt Borromeo: come intenderà da Mons[re] di Martorano, a le lettere del quale mi rimetto. Wahrscheinlich hat dieser Bischof, d. h. Galli selbst zur Feder gegriffen, wenn es galt, diesem und anderen Legaten die allervertraulichsten Mittheilungen und Weisungen des Papstes zugehen zu lassen. Da Galli's Briefe nicht in die Register aufgenommen worden sind, haben wir allen Grund, auf die von ihm hinterlassenen und etwa noch erhaltenen Papiere zu achten. Aber von denen ist noch wenig zum Vorschein gekommen. Ich kenne bisher nur die in der Ambrosiana befindlichen und von Monti edirten Briefe (s. II, S. 86), ferner die von den Erben 1635 an den Vatican abgelieferten und von Contelori in Varia polit. tom. 115 gesammelten Stücke, endlich Estratti in den I, S. 67 citirten Codices Barb. Dass letztere von Galli's Hand stammen, konnte nur Jemand entdecken, welcher wie Dr. Šusta die Handschriften des Cardinals von Como und anderer Zeitgenossen genau kennt.

Ich benutze die Gelegenheit, die in I, S. 78 gemachte Angabe betreffs der Correspondenz des Cardinals Altems zu berichtigen. Dr. Starzer war nicht selbst, wie ich aus seinen Aufzeichnungen herausgelesen hatte, in Sesto-Calende gewesen, sondern hatte nur nach Hörensagen berichtet. Dass er falsch unterrichtet worden war, hat zuerst Dr. Schellhass constatirt. Dieser und ich haben dann weitere Umfrage gehalten, bisher aber ohne allen Erfolg.

Jener Kriegsplan berührte das Concil wenigstens insofern, als seine Verwirklichung das Concil sicher gesprengt haben würde. Aber auch Angelegenheiten, welche in gar keiner Beziehung zu dem Concile stehen, werden in den Proposten an Altems erwähnt. Zuerst am 15. August 1562 kommt Borromeo auf gewisse, zu seinen und der anderen Nepoten Gunsten mit dem Könige von Spanien gepflogene Verhandlungen zu sprechen: damals sandte er seinem Vetter Altems das endlich eingetroffene Patent de la sua naturalezza zu, und am X. 21 theilte er ihm die eben aus Spanien eingelaufene Nachricht mit, che li privilegii de la mercede erano del tutto espediti.[1] Da, wie mehrfach berichtet wird,[2] um den Papst in den wichtigsten Fragen gefügig zu machen, dessen Nepoten auf die ihnen zugesagten Privilegien und Jahresgehalte lange hatten warten müssen, ist es begreiflich, dass Borromeo sich beeilte, Altems so gute Nachrichten zugehen zu lassen. Eine andere Frage ist, wie sich die Aufnahme dieser und ähnlicher Briefe in die für die Concilscorrespondenz bestimmten Amtsregister erklären lässt, da ja sonst Mittheilungen privater Art von der Registrirung ausgeschlossen waren (s. II, S. 11). Sie zu beantworten, gebe ich den Inhalt der zwei als Beispiele herausgegriffenen Briefe noch genauer an. In dem von X. 21 sind doch mehrere das Concil berührende Dinge besprochen und ist erst im letzten Alinea die Rede von jenen Privilegien. Dagegen handelt das Schreiben von VIII. 15 nur von der oben angeführten und einer zweiten Familienangelegenheit.[3] Dass neun dieser Proposten doch sowohl in das gleichzeitige als in das spätere Register eingetragen worden sind, gilt mir als ein neuer Beweis dafür, dass man sich an der Curie bis in die Zeit Pius IV. und seiner Nachfolger hinein von der seit Langem eingebürgerten Auffassung noch

---

[1] Carlo Borromeo erhielt eine Pension von jährlich 9000 scudi, zahlbar aus den Einkünften des Erzbisthums Toledo.

[2] Z. B. von Ottavio Landi an Maximilian II. in Aktenstücken Nr. 195.

[3] Verständlich wird der zweite Theil dieses Briefes nur durch den vorausgegangenen vom 18. Juli. Es handelt sich um den Verkauf zweier Castelle, welche der an Fortunato Madruzzo (Neffen des Cardinals von Trient) vermählten Nichte des Papstes Margaretha von Hohenems gehörten. Der Cardinal bestand auf diesem Verkauf, der Papst aber, dessen Zustimmung erforderlich war, weigerte sich, sie zu ertheilen.

nicht losgerungen hatte, dass die Affairen der Blutsverwandten und Günstlinge des jeweiligen Papstes Staatsaffairen seien. In Folge davon fehlte es an einem festen Massstabe, um zu entscheiden, ob gewisse Dinge, von denen in den Briefconcepten die Rede war, als öffentliche oder als private zu betrachen und bei der Registrirung zu berücksichtigen seien oder nicht.[1]

Darauf laufen auch, wenn wir die Ueberlieferung der Correspondenz mit Altems ins Auge fassen, zum Theil die zwischen dem GR. und dem PR. bestehenden Unterschiede hinaus. Um zuerst das Zahlenverhältniss zu constatiren, bemerke ich, dass beiden Registern 28 Stück gemeinsam sind, zu denen 1 mehr im GR.[2] und 6 mehr im PR. kommen. Zwar sind auch in das GR. ausser den zuvor citirten Schreiben von VII. 18 und VIII. 15 noch einige gleichen Inhalts eingereiht worden, aber andere sind ganz übergangen oder durch Auslassung der Mittheilungen privaten Charakters gekürzt worden. Die späteren Registratoren dagegen, welche stets grössere Vollständigkeit angestrebt haben, haben uns 5 solche Briefe mehr und in den beiden Registern gemeinsamen Stücken auch die früher gestrichenen Stellen geboten. Hat dann tom. 49 noch einen Brief von 1562, V. 11 vor GR. voraus, welcher der conciliaren Correspondenz im eigentlichen Sinne angehört, so mag dessen Minute den älteren Registratoren entgangen sein. Übrigens komme ich auch auf diese Briefe in anderem Zusammenhange zurück.

Ich gehe noch auf die Gruppe der Particularbriefe an Mantua näher ein, um, was ich II, S. 32 über die Aufnahme päpstlicher Schreiben an einzelne Legaten in die Register sagte, in der Hauptsache zu erhärten, aber in einem Punkte doch

[1] Bezeichnend ist auch, dass die Serie dieser Particularproposte bis 1563, I, 23 reicht, an welchem Tage Altems die förmliche Entlassung als Concilslegat erhielt, obgleich, da er Trient bereits am 22. October 1562 verlassen hatte (Aktenstücke S. 396), zuletzt von Angelegenheiten des Concils nicht mehr die Rede war.

[2] Dieser Brief von IV. 15, in welchem lediglich der Empfang der vom Cardinal eingesandten Avvisi bestätigt wird, konnte im PR. um so füglicher übergangen werden, als im nächsten in beide Register aufgenommenen Briefe vom 25. der Hauptinhalt der Avvisi (ch'el barone di Polweiler si sia adoperato . . . per accomodare le cose del re di Navarra) angegeben wird.

in das richtigere Licht zu stellen. Um dabei wiederum die Ueberlieferung im ursprünglichen GR. und die in den jüngeren Registern zu vergleichen, werde ich zunächst nur die 14 Monate vom Jänner 1562 (denn erst von hier an liegt uns das unter Pius IV. angelegte GR. vor) bis zum Tode des Mantuaners (2. März 1563) in Betracht ziehen. Von den in diesen Zeitraum fallenden 151 Briefen an Mantua haben sich im Original 109 erhalten: 16 sind nur aus diesen bekannt, 93 aus den Originalen und den Registern, 42 nur aus den letzteren. Beläuft sich also die Zahl der registrirten Stücke auf 135, so finden sich deren 100 gebucht im GR. und im PR., 102 im GR., 125 im PR. und 8 im tom. CVIII, so dass GR. 2 Briefe vor PR. und PR. 25 vor GR. voraus hat. Dass nun unter letzterem Plus nicht weniger als 7 Schreiben Pius IV. an den Cardinal von Mantua begegnen, gab mir seinerzeit Anlass zu der Bemerkung, dass die Stücke dieser Kategorie bei der ersten Registrirung so gut wie ausgeschlossen erscheinen, aber nicht mehr bei der späteren. Abgesehen davon, dass ich damals noch nicht alle einschlägigen Archivalien kannte, habe ich früher versäumt, die Vorfrage aufzuwerfen und zu beantworten, inwieweit der Papst sich überhaupt zur Correspondenz mit einzelnen Legaten herabgelassen hat. Ich habe inzwischen constatirt, das sich im gesammten Material nicht eine Spur von Briefen Pius IV. an Seripando, Hosius, Altems und Morone findet.[1] Bekannt sind nur 14 an Mantua und je einer an Simonetta (1562, X. 3, s. II, S. 131) und an Navagero (1563, X. 20, s. II, S. 32, Anm. 2). Da drängt sich doch der Gedanke auf, dass im Grunde nur der Erstgenannte als aus fürstlichem Geschlechte stammend würdig erschienen ist, dass der Papst an ihn schreibe, und dass nur ausnahmsweise und aus beson-

[1] Allerdings handelt es sich dabei nur um eine Formalität. Morone erhielt z. B., wie ich schon II, S. 31 Anm. erwähnte, am 23. September 1563 eine Particularweisung des Papstes in Chiffren, im GR. tom. 55 mit der Ueberschrift al medesimo nome proprio di S. S[tà] versehen, für deren Richtigkeit das Incipit Noi siamo avisati zeugt. Aber da auf die Wahl der Formen des Verkehrs am päpstlichen Hofe von jeher grosser Werth gelegt wurde, verdient es zweifelsohne Beachtung, dass päpstliche Particularschreiben, wie sie an Mantua gerichtet mehrfach vorliegen, in den anderen Gruppen gar nicht oder doch nur ganz vereinzelt vorkommen.

derem Anlasse Simonetta und Navagero solcher Ehre theilhaftig geworden sind.

Die Sachlage war im October 1562, in welchen der Brief an Simonetta fällt, folgende. Der Gang der Verhandlungen in Trient flösste der Curie immer grössere Sorge ein. Während der Streit um die Residenzfrage noch forttobte,[1] bestanden die kaiserlichen Oratoren darauf, dass das von ihnen überreichte Libell im Plenum verlesen und discutirt werde, und zwar zur Zeit, da zahlreiche italienische Bischöfe das Concil verlassen hatten, der Cardinal von Lothringen aber mit den französischen Prälaten eintreffen wollte, so dass der Papst der Majorität nicht mehr sicher war. Solchen Gefahren gegenüber begnügte sich der Papst nicht damit, den Legaten durch Borromeo die eingehendsten und dringlichsten Weisungen zugehen zu lassen, sondern er wandte sich persönlich nicht allein an Mantua, sondern auch an Simonetta, denn der Hingabe und Festigkeit des Ersteren traute er nicht, während er sich auf Simonetta unbedingt verliess: conoscendovi amorevole figlio nostro et di questa santa sede, cosi vi raccomandamo l'honor et dignità nostra et la corte ancora.

Wie in diesem Falle, so erklärt sich wohl auch im zweiten die Abweichung von der sonstigen Gepflogenheit durch die eben waltenden Umstände. Als einen der Gründe, welche den Papst bestimmt hatten, den Venetianer Navagero zum Legaten zu ernennen, wurde Simonetta von Borromeo angegeben: affin che tenga ben uniti con noi li prelati Venetiani et quella republica amorevole a questa santa sede.[2] Dahin zielen auch die wenigen das Concil direct betreffenden Particularbriefe an Navagero.[3] Da auch viele Prälaten aus dem Gebiete der Re-

[1] Pius IV. fasste schon die Eventualität ins Auge, dass l'articulo de la residentia non si puo finir senza gran contrasto.

[2] Proposte von 1562, V. 11, denn schon damals hat Pius IV., um Simonetta das Uebergewicht über Mantua zu sichern, an die Entsendung neuer, ihm ganz ergebener Legaten, wie es u. a. Navagero war, gedacht.

[3] Die ersten Briefe dieser Gruppe fallen noch in die Zeit des Aufenthaltes des Adressaten in Venedig (s. I, S. 53). Die Curie beschwerte sich in ihnen darüber, dass päpstliche Unterthanen zu vertragswidriger Zahlung eines Schiffzolles angehalten worden waren, und bat den Legaten um seine Intervention. Von ähnlichen Dingen ist auch später die Rede. Dazwischen laufen Briefe, welche nur Complimente oder Empfehlungen

publik mit oder ohne Urlaub der Concilstadt den Rücken gewandt hatten, sollte Navagero ihr Wiedererscheinen betreiben. Und da der Cardinal von Lothringen erst brieflich und dann in Person auf massgebende Kreise in Venedig Einfluss zu nehmen versucht hatte, sollte Navagero ihm dort entgegenwirken und ihn selbst womöglich umstimmen. Als dann der Papst um jeden Preis den Schluss des Concils herbeiführen wollte, entschloss er sich 1563, X. 20 direct an diesen Legaten zu schreiben: ci sarà grato che vi pigliate cura di richiamare da parte nostra et far tornare quanto prima a Trento li prelati del dominio di Venetia ... di più procurerete con la solita vestra destrezza et zelo che tutti li detti prelati stiino bene uniti con voi et con gli altri nostri legati per far in concilio quel che sarà maggior servitio di Dio et beneficio etc.[1] Zu solchem Entschluss mag auch beigetragen haben, dass Mitglieder der Dogenfamilien noch damals den Fürsten fast gleich geachtet wurden. Kurz zwei derartige Ausnahmen lassen sich gegen die von mir angenommene Gepflogenheit nicht geltend machen.

Um nun zur Ueberlieferung der päpstlichen Particularbriefe und insbesonders zu ihrer Behandlung seitens der Registratoren zurückzukehren, fasse ich alle Stücke dieser Kategorie zunächst aus den Jahren 1562 und 1563 zusammen, 12 an der Zahl, da ausser denen an Simonetta und Navagero 10 an Mantua gerichtete noch in den Originalausfertigungen vorliegen. Dass fast von allen Minuten oder Abschriften (s. II, S. 33) noch nach Jahrzehnten zur Verfügung standen, bezeugen die jüngeren Register. Finden wir nun in das ursprüngliche, unter Galli's Augen entstandene GR. nur das Schreiben an Navagero eingetragen,[2] aber nicht eines der zehn Schreiben an den

enthalten. So beschränkt sich die conciliare Correspondenz im engeren Sinne auf vier Schreiben. — Sahen wir nun früher (S. 25), dass das PR. 18 Stück mit dem GR. gemein und dann noch weitere 11 hat, so betreffen letztere nur Privatangelegenheiten.

[1] Dem Hauptbriefe von Schreiberhand fügte Pius noch einige Zeilen gleichen Inhalts bei.

[2] Oder höchstens noch das an Simonetta, falls dieses doch auf einem der Blätter der zwischen NG. 4° und tom. 55 ausgefallenen Lage gestanden haben sollte, was ich noch wie zuvor (s. II, S. 76) für sehr unwahrscheinlich halte.

Mantuaner, so kann das nicht Zufall sein. Da Galli, wie wir schon wissen, Rücksichten auf die Zeitgenossen nehmen zu müssen glaubte, schuldete er sie vor Allem dem Papste. So wird er den ihm untergebenen Registratoren Weisung ertheilt haben, diese Species von Papstbriefen ebenso wie die Breven auszulassen, eine Weisung, welcher allerdings in dem einen Falle (Brief an Navagero) aus Versehen nicht Rechnung getragen worden ist. Aber nach 20 oder 30 Jahren entfielen derartige Bedenken und stand dem Streben nach Vollständigkeit der betreffenden Briefsammlungen nichts mehr im Wege. Da wurden also jene zwei Briefe an Simonetta und an Navagero in dem betreffenden PR. gebucht, desgleichen in tom. 49, dem PR. für den Mantuaner, sieben vom Papste an ihn gerichtete Schreiben. Nur drei der letzteren, denn wir kennen ja deren zehn, sind auch damals unberücksichtigt geblieben: die von 1563, I. 24 und II. 3 zweifellos als durchaus belanglos, das dritte aber von 1563, I. 7 sehr wichtigen Inhalts vielleicht deshalb, weil von diesem ganz von Pius IV. selbst geschriebenen Briefe gar keine Abschrift genommen worden oder die Abschrift verloren gegangen war.

In gleicher Weise sind auch die im Jahre 1561 vom Papste an den Cardinal von Mantua gesandten Schreiben behandelt worden. Von den vier im Original erhaltenen Stücken ist das vom IV. 11 als nur höflichkeitshalber geschrieben der Aufnahme in die Register nicht werth befunden worden. Die drei anderen dagegen sind, obwohl sie zum Theil auf gleicher Stufe mit dem eben citirten stehen, nicht allein in das PR., sondern auch in den zuletzt entstandenen tom. 50 eingetragen worden.

Als Erweiterung des Programms im eigentlichen Sinne des Wortes habe ich es schon früher bezeichnet, dass in tom. 57 auch die Correspondenz mit dem Cardinal von Lothringen Aufnahme gefunden hat. Es ist das ein sehr bezeichnender Vorgang. Pius IV. hatte sich nämlich entschieden geweigert, diesem Cardinal die von ihm ersehnte Würde eines Concillegaten zutheil werden zu lassen. Aber in Anbetracht seiner Stellung (s. I, S. 60) war die Curie von Anbeginn an darauf bedacht, sich mit ihm zu verständigen. Daher correspondirte nicht allein Borromeo mit ihm, sondern auch der Papst richtete an diesen

Cardinal königlichen Geblütes zahlreiche Schreiben. Dessen ungeachtet war man zu Lebzeiten Pius IV. weit davon entfernt, diese Briefe denen an die Legaten gleichzustellen und in die damalige Registrirung einzubeziehen. Erst als nach vielen Jahren eine historische Auffassung und Werthschätzung der Geschehnisse zur Zeit des Concils zur Geltung gekommen war, wurden auch die Proposten an den Lothringer zu ewigem Gedächtnisse in die Register der conciliaren Correspondenz eingereiht.

Ist man nach alledem bei der Herstellung der jüngeren Register nicht wählerisch gewesen, so lässt sich auch mit aller Sicherheit deuten, was ich zuvor (S. 21) festgestellt habe, dass nämlich von 124 noch erhaltenen Originalbriefen auch in den jüngeren Registern nicht Notiz genommen worden ist. Mögen gut zwei Drittel derselben nur Empfehlungen enthalten oder sonst so geringfügigen Inhalts sein, dass man auch später sie unberücksichtigt liess, so kann man das von den übrigen nicht behaupten, und so werden diese nur deshalb in den Registern fehlen, weil die Minuten verloren gegangen waren.

4. Das Fragment eines vor GR. begonnenen, aber nicht fortgesetzten Registers der Proposten weist ein anderes Schema auf als GR. Ebenso ist für die jüngeren Register ein anderes Schema aufgestellt worden, welches aber nicht von allen Schreibern gleichmässig festgehalten worden ist. Durchgehends sind die Formeln der Briefe in ihnen minder als in GR. gekürzt worden. Auch die Ueberschriften, Datirungen und Glossen sind anders als früher behandelt worden. Sehr häufig finden sich im CR. und in den PR. andere Zeitangaben als im GR. Die Untersuchung der Fälle grösserer Differenzen fällt nicht zu Gunsten des GR. aus.

Als ich vor zwei Jahren den mir bis dahin nur aus Beschreibungen bekannten tom. 74[1] zum ersten Male selbst in die Hand nahm, entdeckte ich sofort auf f. 333—342 Bruch-

[1] Auf dem Rücken das Wappen Clemens XI., unter dem also dieser Codex in das Archiv gekommen sein mag. Er ist offenbar von einem Sammler angelegt, welcher sich für Geschichte der Concile, insbesondere der von Basel und Trient interessirte und Zutritt zu den Akten des letzteren hatte.

stücke eines gleichzeitigen Amtsregisters der Correspondenz Rom—Trient und glaubte schon, da alle Briefe die Jahreszahl 1561 aufwiesen, Reste des ursprünglichen GR. I. gefunden zu haben: erkannte ich dann, dass es sich um ein anderes und doch GR. I. sehr nahe stehendes Register handelt, so wurde mir zugleich klar, dass es auch in meine Untersuchungen und in diese Berichte einbezogen zu werden verdient.

Von jenen 10 Blättern bildeten nur noch zwei einen zusammenhängenden Bogen; alle andern waren einmal aus einer Handschrift oder aus Fascikeln herausgeschnitten und waren, als sie in den jetzigen tom. 74 eingereiht wurden, nicht ganz in die rechte Ordnung gebracht worden.[1] Es lässt sich dennoch feststellen, dass sich in f. 336—341 eine alte Lage vollständig erhalten hat, und zwar die zweite des betreffenden Registers, dass f. 333 und 334 das vorausgehende erste Heft abschlossen, dass endlich mit f. 342 und 335 das dritte Heft begann. Format und Papier sind so, wie sie zur Zeit des Concils, aber auch noch vierzig Jahre später vorkommen. Lässt dagegen schon der geringe Umfang der zweiten Lage auf gleichzeitige Registrirung (s. II, S. 37) schliessen, so wird diese durch die Schrift zu voller Sicherheit erhoben. Die Schrift des Registrators, welche noch sorgfältiger und stattlicher ist als die aus dem Facsimile I. ersichtliche, gehört zweifelsohne derselben Zeit, also dem Pontificate Pius IV. an. Ueberdies finden sich auf f. 334 eine Correctur und auf f. 340 eine Glosse[2] von derselben Hand, welche auch GR. II. mit Randbemerkungen versehen und zugleich revidirt hat (s. II, S. 42). Drängt sich da die Annahme auf, dass das Geheimsecretariat für eine und dieselbe Serie von Briefen, zu derselben Zeit und durch dieselben Männer zwei Register hat anfertigen lassen, so will ich gleich hier sagen, worauf diese Annahme zu reduciren ist. Mit fünf auf f. 335′ unseres Fragmentes[3] hinüberreichenden Zeilen schliesst der

---

[1] Auf meine Anregung hin ist das f. 335 bezeichnete Blatt nach f. 342 versetzt worden, so dass jetzt die hier eingetragenen Briefe in der richtigen Zeitfolge erscheinen.

[2] Hier ist zu einem mit Quanto al comunicare col R^{mo} cardinale Seripando beginnenden Alinea in margine hinzugefügt worden: Questo capitulo fù in un polizino separato.

[3] Ich will es fortan FR. benennen.

letzte hier copirte Brief ab, so dass der weitaus grössere Theil dieser Seite unbeschrieben geblieben ist. Das glaube ich dahin deuten zu müssen, dass die hier begonnene und erst bis zum 14. Blatte fortgeschrittene Registrirung aus irgend welchem Grunde ganz aufgegeben worden ist. Um so lehrreicher erscheint mir der Vergleich der von diesem Versuche übrig gebliebenen Blätter einerseits mit dem auch schon unter Pius IV. angelegten GR. I, welches wir allerdings nicht mehr besitzen, aber doch als ebenso wie NG. 4c und tom. 55 beschaffen zu denken haben, und andererseits mit dem später als Supplementband entstandenen tom. 50.

Ich beginne mit der Aufzählung der in FR. eingetragenen Stücke, füge aber gleich hinzu, welche von ihnen sich finden oder auch nicht finden in tom. 50. Der erste Brief dort f. 333 von Borromeo an Mantua von 1561, IV. 9 steht in tom. 50, f. 7'.[1] Der zweite aber (f. 334), am IV. 11 an den Bischof von Cava gerichtet,[2] war durch das Programm für tom. 50 von der Aufnahme ausgeschlossen. Decken sich dann wieder FR. f. 336 und tom. 50, f. 8' (Brief an Mantua von IV. 12), so vermissen wir im FR. drei in tom. 50 folgende Briefe, nämlich an Seripando von IV. 12 und 16 und an Mantua von IV. 16, während dann acht Proposte (IV. 26 commune, IV. 26 und 29 an Mantua allein, V. 7 c., V. 7 an Seripando allein, V. 10 an M., V. 10 und 17 c.) in FR. f. 336'—341' und in tom. 50, f. 12—17' in gleicher Reihenfolge eingetragen worden sind. Der nächste Brief an Mantua in tom. 50, f. 18' von V. 17 ist in FR. übergangen worden.[3] Dagegen entspricht f. 342 der einen Handschrift (V. 21 c.) f. 19 der anderen, desgleichen f. 342' (V. 24. c) f. 19, wenn auch an letzterer Stelle ein kurzes Postscript aus-

---

[1] Da alle hier anzuführenden Briefe von Borromeo ausgehen, brauche ich ihn fortan nicht mehr als Autor und Absender zu nennen.

[2] Als Commissarius schon im Februar 1561 (s. I, S. 21) nach Trient gesandt.

[3] Behaupte ich also, dass von der etwa sieben Wochen umfassenden Correspondenz tom. 50 vier Stück vor dem Registerfragment voraus hat, so liegt die Frage nahe, ob die 10 auf uns gekommenen Blätter, so wie ich es gethan habe, geordnet werden müssen, oder ob nicht zwischen ihnen das eine und andere Blatt ausgefallen sein kann. Ich habe mir diese Frage wohl vorgelegt und habe sie mit entschiedenem Nein beantwortet; ich fürchte aber zu weitläufig zu werden, wenn ich, um dies Nein zu begründen, über Anfang und Ende jedes Blattes berichte.

gefallen ist. Erübrigt dann nur f. 335 als letztes Blatt des FR., so stehen da zwei litterae publicae ebenfalls von V. 24 (N. S^re^ il quale ha fatti, und Oltre duicento scudi d'oro), von welchen uns keines der römischen Register, noch das in Trient entstandene AR. Kunde bringen, welche sich aber im Original erhalten haben.

Aus 15 Stücken lässt sich natürlich das für diese Registrirung aufgestellte Programm nicht mit Sicherheit herauslesen. Sollten z. B. Papstbriefe inbegriffen sein oder nicht? Der von 1561, III. 22 (s. I, S. 119) hat möglicher Weise auf den verlorenen Blättern des 1. Heftes gestanden. In die Zeit, welcher die Stücke unseres Fragments angehören, fällt meines Wissens nur ein Schreiben Pius IV. an Mantua vom 11. April, wie ich dem Originale entnehme, so belanglos, dass es weder in tom. 49 noch in tom. 50 aufgenommen worden ist, also füglich auch in FR. unberücksichtigt bleiben konnte. Bleibt somit diese erste Frage eine offene, so auch die zweite, ob FR. gleich den anderen römischen Expeditsregistern dieser Correspondenz ausschliesslich für Proposte an die Legaten bestimmt gewesen ist.[1] Die sonst von mir constatirten Differenzen lassen sich alle darauf zurückführen, dass bei jeder Registrirung eine Auswahl zu treffen war, also einzelne Stücke bald hier und bald dort übergangen werden konnten.[2] So steht der Annahme, dass schon für FR. im Wesentlichen das Programm gegolten habe, nach welchem das GR. zusammengestellt worden ist, nichts im Wege, und nur von dieser Seite betrachtet könnte FR. recht wohl als ein Bruchtheil des ursprünglichen GR. angesehen werden.

Ausgeschlossen ist dieser Gedanke erst dadurch, dass die Behandlung der Stücke im FR. weit von der absticht, welche aus GR. II und III ersichtlich auch für GR. I anzunehmen ist. Sämmtliche Briefe sind im FR. so gebucht wie der erste, dessen

---

[1] Die Frage wird uns aufgedrängt durch die Einschaltung des Briefes an den Bischof von Cava. Dass dieser einige Wochen hindurch der einzige Vertreter der Curie in Trient war, würde es genügend erklären, dass die Weisung an ihn ausnahmsweise aufgenommen worden ist. Um so weniger gibt diese vereinzelte Ausnahme den Ausschlag.

[2] Empfehlungsschreiben scheinen auch aus FR. ausgeschlossen worden zu sein, denn es fehlen in ihm zwei noch im Original erhaltene vom 12. Mai.

Eingang und Schluss ich hier biete: Illmo et R^{mo} S^{or} mio Oss^{mo} | N. S^{re} ha letto la lettera del 27 passato — come s'è fatto con gli altri principi christiani. et con tal fine bacio humiliss^{te} le mani a V. S. Illma et in sua buona gracia mi racc^{do}. di Roma a 9 di Aprile 1561. Den Adressaten aber lernen wir aus einer links vom Kopfe des Briefes stehenden Randbemerkung kennen, die hier lautet: Al Car^{l} di Mantua legato al concilie. Diese Copie schliesst sich also genau an die Minuten, wie wir sie in II, S. 15 kennen lernten, an.[1] Gilt das aber auch von den folgenden Abschriften in FR., so muss dessen Schreibern ebenso wie denen des GR. diesbezügliche Weisung ertheilt worden sein. Indem der Auftrag an jene dahin ging, die Briefe ganz wie sie in den Minuten vorlagen, also auch mit den Eingangs- und Schlussformeln zu buchen,[2] und der Auftrag an diese, die Briefe mit Kürzungen der Formeln in gewissem Ausmasse zu copiren, ergab sich, auch abgesehen von der ebenfalls ungleichen Behandlung der Contexte, ein gewaltiger Abstand zwischen den Eintragungen hüben und drüben.

Dass der erste Versuch einer Registrirung, welchem FR. angehört, aufgegeben und ein anderes Schema für GR. aufgestellt wurde, ist wohl Galli zuzuschreiben. Dass er auf alle dem Geheimsecretariat obliegende Arbeit den massgebenden Einfluss ausgeübt hat, wird schon daraus ersichtlich, dass die Briefe des Papstes Pius IV. soweit als möglich denen des einstigen Cardinals Medici gleichen, welchem ja derselbe Galli als Secretär diente. Verhält es sich nun mit den mehr oder minder gleichzeitigen Nuntiaturregistern der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts so, dass die mit dem Pontificate Pius IV. beginnenden sich von den vorhergehenden unterscheiden, dann aber bis in die Zeit Gregor XIII., unter dem Galli wieder an die Spitze des Secretariats trat, sich ziemlich gleich bleiben, so können wir diesen seit 1560 auftretenden Typus gleichfalls

---

[1] Einige Minuten aus der Zeit Pius IV. hat dann doch Dr. Šusta in Varia Politicorum 116 gefunden, nämlich Minuten zu damals ertheilten Instructionen. Doch sind es nur Minuten zweiten Grades, d. h. es sind bereits mundirte Stücke, in welche dann noch allerlei Verbesserungen eingetragen worden sind.

[2] Man könnte daher FR. auch als ein auf die Minuten zurückgehendes Copirbuch bezeichnen.

als von Galli aufgestellt oder wenigstens gutgeheissen betrachten. So wird er auch im Jahre 1561, als der Beschluss, die Concilscorrespondenz ebenfalls zu buchen, gefasst und als mit FR. ein erster Versuch gemacht worden war, dem bereits für die Nuntiaturregister adoptirten Schema den Vorzug gegeben haben. Welchen weiteren Antheil Galli an der Herstellung des ersten Registers der Concilscorrespondenz genommen hat, wissen wir schon.

Leider habe ich noch gar keinen Aufschluss darüber gefunden, unter welchen Umständen es zur zweiten Registrirung gekommen ist. Lässt sich bislang noch nicht einmal sagen, ob dieselbe noch in den letzten Jahren Gregor XIII. oder erst später in Angriff genommen worden ist, so bleibt es auch ganz dahingestellt, ob Galli noch in der Lage gewesen ist, auf diese jüngere Arbeit irgend welchen Einfluss zu nehmen. Dass sie anders als die frühere geplant und ausgeführt worden ist, könnte auch er gutgeheissen haben, da die Aufgabe einer nachträglichen und verhältnissmässig recht späten Registrirung in mehr als einer Beziehung eine andere Lösung erheischte. Die Frage ist jedoch, ob der Cardinal von Como in der Stellung, zu der er unter Gregor XIII. emporgestiegen war, noch Musse und Neigung gehabt haben wird, sich um solche Kanzleiarbeit zu kümmern. Wem aber auch die Entscheidung zugestanden hat, jedenfalls musste unter den vielen Abarten welche zwischen den uns bekannten FR. und GR. liegen, eine ausgewählt werden als Schema für die neuen Register. Obwohl nun diejenigen, welche in erster Linie an der Arbeit betheiligt waren, sich selbst nicht streng an dasselbe gehalten und vollends ihren Gehilfen zahlreiche und weitgehende Abweichungen gestattet haben, so lassen sich doch die jüngeren Abschriften der hier in Rede stehenden Briefe auf den ersten Blick von den älteren unterscheiden. Zuerst ins Auge fallen die Protokolltheile. Hatten nämlich die Registratoren unter Pius IV. durch Beschränkung auf das nothwendigste Beiwerk der Formeln knappe, dem alten Herkommen entsprechende Registercopien erzielt, so haben ihre Nachfolger, was sie in den Minuten vorfanden, allerdings ebenfalls gekürzt, aber nur in minderem und in ungleichem Grade. Das führe ich hier weiter aus, während ich das Verhältniss der Contexte in der einen

und in der anderen Ueberlieferung im folgenden Abschnitte ins Auge fassen werde.

Den in II, S. 20 gebotenen Proben aus dem GR. stelle ich hier Proben aus den späteren Bänden gegenüber. Das CR. in tom. 54 hebt f. 1 an mit: MDLXI. XXVI d'Aprile. | A l'Ill^{mi} et R^{mi} SS^{ri} Car^{li} di Mantua | et Seripando legati del concilio. | Io non potrei mai dire — quanto più posso in gratia d'ambidue. Di Roma etc. — f. 2: A VII di Maggio 1561 (corrigirt aus 1563). | Le scritture che VV. Ill. et Rev. SS. — che N. S^{re} Dio le conservi. Di Roma etc. — f. 24: A XX. Nov. 1561. | Dilecti filii salutem etc. Parendoci di haver data — pregamo N. S^{re} che vi conservi. Di Roma etc. — f. 32: A li R^{mi} legati a VII. di Gennaro MDLXII. | Io ho communicato — ogni felicità et contento. Di Roma etc. — f. 182': VI Februarii MDLXIII. | N. S^{re} stava aspettando — dopo essermi humiliss^{te} raccomandato in gratia loro. Di Roma etc., woran sich f. 183' anschliesst: Additum legatis VI° Februarii 1563. | Si manda con questa — et col Pagnano Mons^{re} Visconti.

Tom. 49 (PR.) beginnt f. 2: Registro de le lettere scritte al S. Card. di Mantova legato del concilio a Trento da li 21 di Marzo. | Dilecte fili sal. et apost. benedictionem etc. Havemo (= Anhang Nr. 1) — vi conservi. Di Roma etc. — f. 2': A li 23 di Marzo 1561 (corrigirt aus 1563) dal Car^{le}. | Havemo ricevuta la lettera — et con tal fine a V. S. Illma humilmente bacio le mani etc. — f. 4: Al Car^{le} sop^{tto} a li 29 di Marzo.[1] | A di 23 io scrissi — pregandole ogni felicità et contento. — f. 4': A li 9 d'Aprile 1561 (wieder corr. aus 1563). | N. S^{re} ha letto — et con tal fine bacio humilmente etc. — f. 35 (Beginn des 2. Theiles): Al S. Car. di Mantova a li 3 di Gennaro 1562. | Con l'ultimo ordinario — et ogni prosperità. Di Roma etc.[2] —

---

[1] Eine Besonderheit dieses Bandes ist, dass statt des sonst üblichen medesimo, möge es sich auf den Adressaten oder den Tag oder den Monat beziehen, zumeist gebraucht wird detto, già detto, predetto, sopradetto (letztere oft abgekürzt zu p^{tto} und sop^{tto}), und zwar begegnet sie am häufigsten in dem zuerst entstandenen 2. Theile; die Schreiber des 1. Theiles sind nur wenige Male dem Beispiele ihrer Vorgänger gefolgt.

[2] Wird schon aus diesen Beispielen ersichtlich, dass die Schreiber des tom. 49 den Schluss der Briefe sehr verschieden behandeln, so will ich dafür noch anführen, dass sie mehrere Male, obwohl das Datum schon

f. 35′: Al medesimo a li 7 di Gennaro gia detto u. s. w. oder f. 50: Al Card[l] gia detto di Mantua il primo d'Aprile 61 u. s. w.

In tom. 51 (PR.) sind die ersten zwei Briefe so gebucht: f. 1 Al S[or] cardinale Simoneta legato al concilio | a li VI. di Dicembre MDLXI. | V. S. Ill[ma] havera con questa — et me le raccomando humilmente in gratia. Di Roma etc. und f. 3 A li 14 di Dicembre. | V. S. Ill[ma] deve ricordare — però la S. V. Ill[ma] si conformerà lei con la mente di S. B[ne] etc., d. h. es ist in diesem Bande wenn auch selten die Schlussformel und damit zugleich das Incipit der Datirung übergangen worden.

Das letzte PR. tom. 57 hebt f. 1 an: Al S[or] cardinal Morono | legato del concilio in Trento | A li XXVII di Marzo MDLXIII. | Con tutto ch'io compagni di continuo — et le prego felice viaggio etc. (dazu ein dechiffrirter Passus). Es folgt f. 1′ unten: A li 13 d'Aprile 1563. | Da la lettera che V. S. Ill[ma] scrisse — quanto piu humilmente posso mi raccomando, nebst fünf Zeilen nicht besonders bezeichneter Nachschrift. Wie der Registrator schon in dem zweiten Falle mehr copirt als in dem ersten, so fügt er eventuell zum Schlussgruss noch hinzu f. 4 Di Roma etc. oder auch f. 12 Di Roma a li 30 etc.

In tom. 50 endlich heisst es f. 4, wo die Correspondenz mit den Legaten beginnt: Al Car[al] di Mantova legato al concilio di Trento | XXI. di Marzo. | Dilecte fili salutem et apostolicam benedictionem. Havemo (= Anhang Nr. 1) — che N. S. Dio vi conservi. Di Roma etc. — f. 5 Al Car[l] di Mantova legato 23 di Marzo. | Ill[mo] et R[mo] S[or] mio osser[mo]. | Havendo ricevuto la lettera — et con tal fine a V. S. Ill[ma] humilmente bacio le mani et le prego ogni prosperità et contentezza. Di Roma. — f. 6′ (ohne Ueberschrift) Mando a V. S. Ill[ma] una copia — e le prego ogni prosperità et contentezza. Di Roma etc. — f. 7 Al Car[l] di Mantova legato 29 di Marzo | A li XXIII. io scrissi — pregandole ogni felicità et contento. Di Roma a li XXVIIII di Marzo nel MDLXI. — Ich füge hinzu, wie hier f. 42 (vgl. II, S. 23) der erste Brief

---

in den Ueberschriften geboten ist, nach der vollständigen salutatio finalis auch noch die ganze Datirung, wie Di Roma a 29 di Giugno 1562 eintragen. Derartige Fälle begegnen in den anderen jüngeren Registern äusserst selten.

an Hosius eingetragen worden ist, nämlich: Rev^{mo} Car^{li} Varmiensi legato 23 Augusti. | Gratulor R^{mae} D. tuae — me humillime amori eius gratiaeque commendo. Romae etc.

Dem Schreiber des tom. 50, welchem der Auftrag ertheilt worden war, ein Supplement zu den zwei letzten Jahrgängen des GR. herzustellen, lag es nahe, sich an diese als an seine Vorbilder zu halten. Ersichtlicher Weise hat er dies in zwei Punkten zu thun die Absicht gehabt, hat sie aber nicht mit aller Consequenz durchgeführt. Erstens hatte auch er sich auf Briefe an die Legaten beschränken wollen, und doch hat er ein Circularschreiben Borromeo's (adressirt wie die Ueberschrift besagt: Aliquibus episcopis ituris ad concilium die 27. Februarii) aufgenommen, ja an die Spitze (f. 3) gestellt.[1] Zweitens hat er die Briefe ebenso ordnen wollen, wie es in NG. 4° und in tom. 55 geschehen war, und hat doch mehr als einen Verstoss gegen diese Regel gemacht.[2] Was aber das Schema der Ein-

[1] Es lautet: Molto R. S^{or} come fratello. Questa è sola per accompagnar l'alligato breve, col quale N. S^{re} ordina che V. S. s'invii a la volta di Trento al concilio. in che sapendo che non mancherà di esseguir prontamente quanto S. S^{tà} aspetta da lei et è servitio di dio et di sua santa chiesa, io non mi estenderò in altro che in esshortarla ad inviarsi presto et allegramente et corrisponder con la dottrina e bontà sua a quello che S. S^{tà} se ne promette. et se di quà posso io cosa alcuna per lei, mi troverà sempre pronto in tutto quel che occorrerà; cosi me le offero con tutto il core et prego il S^{or} dio che le doni ogni prosperità et contento. di Roma etc. — Geschrieben ist dieser Brief unmittelbar nach dem Consistorium vom 26. Februar 1561; vgl. Cusano in Aktenstücken S. 185. Im Brevenregister (Epist. Pii IV. liber II, f. 66—68) fand Dr. Šusta zwei Fassungen der betreffenden Breven, datirt vom 19. und 24. Februar mit Liste der Bischöfe, denen sie zugesandt wurden.

[2] S. II, S. 13. — Schon f. 16 setzt der Registrator einen Brief an Mantua vor einen Communebrief vom gleichen Tage (III. 10), desgleichen f. 60 ein Schreiben Borromeo's an Mantua vor einen gleich datirten Brief des Papstes an die Legaten. Ferner werden Proposten vom 27. December f. 85—88 geboten in der Reihenfolge: an Simonetta, an die Legaten, an Hosius, an Mantua. — Ich will gleich hier auf zwei Fehler welche GR. I aufweist, aufmerksam machen. F. 20—21 hat der Registrator einen Brief an Mantua vom 30. Mai eingetragen mit einem Alinea: Ricevei le due lettere; der so beginnende Theil bildet aber, wie die Originale lehren, einen Communebrief vom 29. Mai. Das Missverständniss scheint aber durch die Minute verschuldet worden zu sein, denn auch im PR. tom. 49, f. 9 sind beide Stücke zu einem zusammengezogen

tragung der Briefe anbetrifft, so hat er offenbar dem seiner Zeitgenossen vor dem im älteren GR. beliebten den Vorzug gegeben.

Wie hatte sich nun der Kopf der Briefe, um von diesem zuerst zu reden, in den tom. 54, 49, 51; 57 gestaltet? Insofern dem alten GR. gleich, dass der Name der Adressaten und die Zeitangabe in einer Ueberschrift zusammengefasst wurden, aber darin dem GR. ungleich, dass hier mehr, als nöthig war, geboten wurde. Vergegenwärtigen wir uns die Bestimmung der eben genannten Registerbände, so handelt es sich im CR. tom. 54 immer um die gesammten Legaten als Adressaten und in den PR., respective deren Unterabtheilungen immer um einen bestimmten Legaten als Empfänger, so dass es weder hier noch dort einer Wiederholung bedurfte. Wir finden trotzdem, und zwar nicht allein bei Beginn einer neuen Lage oder eines neuen Zeitabschnittes, wo die Wiederholung gerechtfertigt war, sondern auch mitten in den Lagen einen neuen Hinweis auf die Legaten: meist allerdings nur al medesimo oder einen synonymen Ausdruck, zuweilen aber auch Namen mit Titel und Ehrenprädicaten.[1] Ebenso überflüssig ist die häufige Wiederholung der Jahreszahl in den Ueberschriften.[2] Ziehen wir nun auch tom. 50 in Betracht, so war es in diesem als GR. geboten, Brief für Brief die oder den Empfänger anzugeben: das geschah wiederum mit überflüssigem Aufwand von Worten; ja

---

worden, und im CR. fehlt der mit Ricevei anhebende Communebrief. Desgleichen scheint der Schreiber von tom. 50, indem er eine littera i. p. an Mantua vom 20. August f. 41 als Communebrief bezeichnet, durch die Minute irregeführt worden zu sein, denn das Stück ist auch in das CR. tom. 54, f. 20 eingetragen worden, aber nicht in das PR. für Mantua.

[1] Ich sehe dabei natürlich von den auch in diesen Bänden begegnenden Correcturen und Zuthaten von Theiner's Hand ab, welcher die Ueberschriften aller für seine Publicationen ausgewählten Stücke für seine Zwecke zugestutzt hat.

[2] Allerdings hängt das Plus und Minus in diesen Dingen vielfach vom Belieben der einzelnen tonangebenden Schreiber ab. So herrschen im 2. Theile von tom. 54, nachdem der Jahrgang mit ausführlicher Ueberschrift eröffnet worden ist, die knappen Ueberschriften (vgl. das Facsimile) vor, während im nächstfolgenden Theile fast über jedem Stücke Tag, Monat und Jahr angegeben worden sind.

vereinzelt (s. S. 50) folgt auf die Ueberschrift noch die förmliche Anrede an den Adressaten, mit welcher der Brief beginnt.

Es verhält sich ebenso mit der Behandlung der Explicits in den verschiedenen Gruppen der Register. Während wir im alten GR. den Schlussgruss der italienischen Briefe regelmässig ausgelassen fanden, sehen wir ihn in den jüngeren Registern fast durchgehends aus den Minuten und zwar so gut wie vollständig copirt; am weitesten geht auch darin der Schreiber von tom. 50. Dagegen wird die auf die salutatio finalis folgende Datirung, da die Zeitmerkmale schon in der Ueberschrift vorweggenommen sind, zumeist bis zu Di Roma oder Di Roma etc. abgekürzt. Doch auch darin besteht keine feste Regel, wie die zwei bereits citirten Beispiele voller Datirung am Schlusse darthun. Können wir schon nach alledem die späteren Registratoren als minder wortkarg denn ihre Vorgänger bezeichnen, so haben sie sich als solche noch mehr bei der Eintragung der Contexte bewährt: ich führe das aus, sobald ich noch über Datirungen und Glossen in den Registern berichtet habe.

Um des Zusammenhanges mit der Datirung willen komme ich hier nochmals auf die Anordnung der Briefe in den Registern zurück. Der Vorschrift, dass sie so, wie sie zeitlich aufeinander folgten, eingetragen werden sollten, liess sich zumal bei nachträglicher Registrirung leicht nachkommen und ist in unseren Registern sehr gut nachgekommen worden. Nur müssen wir bei der Frage ob ein Stück an der richtigen Stelle steht, uns immer an das vom Registrator angenommene Datum halten; indem der S. 13 erwähnte Brief an Seripando von 1562, VIII. 29 von dem Registrator als in das vorhergehende Jahr gehörig betrachtet wurde, ist er auch unter 1561 eingereiht worden. Wir müssen auch den Schreibfehlern der Copisten Rechnung tragen; erscheint z. B. auf den ersten Blick eine a li 3 d'Ottobre 1563 überschriebene Proposte in tom. 57, f. 50 unrichtig, nämlich nach Proposten späteren Datums, eingefügt, so erweist sie sich, sobald der hier verschriebene Monatsname der besseren Ueberlieferung entsprechend in November corrigirt wird, als genau an der Stelle stehend, an welche sie gehört. Es ist schliesslich nur eine geringe Zahl von Fällen, in welchen wirklich gegen die allen Registratoren vorgeschriebene Regel verstossen worden ist, und es handelt sich überdies in allen nur

um geringe Verschiebung. Wir finden z. B. in tom. 51, f. 115'—116' Briefe an Simonetta so gebucht, dass zwischen zweien vom 16. Juni 1563 einer vom 19. Juni steht, gewiss ein Fehler, wenn nicht etwa an den Tagesangaben zu rütteln ist.[1] Und dass die Regel fast ausnahmslos beobachtet worden ist, berechtigt uns, Briefe, welche nur in einem Register und da ohne eigene Datirung überliefert sind, mit dem ihrer Stellung im Register entsprechenden Datum zu versehen.

Gehen wir zu den in die Ueberschriften eingeflochtenen oder in ihnen wenigstens angedeuteten (etwa mit il di medesimo) Zeitangaben über, so haben wir, mögen wir die Registercopien unter sich oder mit den Originalen vergleichen, recht oft Differenzen von einem oder auch von einigen Tagen zu constatiren. Wie leicht sie entstehen konnten, habe ich bereits II, S. 57 gesagt. So will ich gleich hier auf das eine der Mittel verweisen, welche uns zu Gebote stehen, um zwischen den zweienden Ueberlieferungen eine Entscheidung zu treffen. Oft lässt sich aus dem betreffenden Briefe selbst oder aus ihm vorausgegangenen oder nachfolgenden, inhaltlich mit ihm zusammenhängenden Briefen herauslesen, an welchem Tage geschrieben oder expedirt worden ist. Versagt aber jede solche Untersuchung, so können wir am ehesten aus der Geschichte der damaligen Post und ihrer Einrichtungen Nutzen ziehen. Aus dem ihr gewidmeten Excurs VI führe ich hier an, dass zur Zeit des Concils die Ordinaripost von Rom nach Trient an jedem Mittwoch und Samstag abging. Habe ich also betreffs einer Proposte aus dem Jänner 1562 und einer zweiten aus dem Mai desselben Jahres, beide nur aus den Registern bekannt, zu wählen zwischen den Ansätzen im GR. (28. Jänner und 16. Mai) und denen im PR. tom. 49 (23. Jänner und 18. Mai), und finde ich sonst nichts, was zu Gunsten des einen oder des anderen Datums geltend gemacht werden könnte, so gebe ich den Daten im GR. aus dem einzigen Grunde den Vorzug, dass in jenem Jahre der 28. Jänner auf einen Mittwoch und der 16. Mai auf einen Samstag fielen.

---

[1] Dazu ist hier kein Anlass, da der zweite Brief auch im GR. ebenso datirt ist und der dritte mit dem ersten unter 16. Juni zusammengezogen worden ist.

Grössere Differenzen sind mir bei aller bisherigen Beschäftigung mit dieser Correspondenz nur in geringer Zahl aufgestossen, in so geringer, dass ich sie füglich, soweit ich sie nicht schon erwähnt habe, hier aufzählen und besprechen kann. — Wenn ein Postscript an den Cardinal von Mantua, von dem sich die Chiffre ohne alle Datirung und die offenbar sofort angefertigte Klarschrift mit dem Vermerke 18. Februarii in Mailand erhalten haben, im GR. zum 17. Februar 1563, im PR. dagegen zu 18. Februar 1562, wohin es dem Inhalte nach gehört, eingetragen worden ist, so liegt hier wie in anderen Fällen die Annahme nahe, dass die mangelhafte Beschaffenheit der Minute, d. h. das Fehlen der Jahreszahl in ihr den Anlass zur Angabe eines falschen Jahres in GR. gegeben hat.[1] — Geradezu unrichtig muss der Monat in der Minute zu dem noch vorliegenden Originalbrief an Mantua vom 26. August 1562 angegeben worden sein, da der Brief sowohl im alten GR., als im späteren PR. tom. 49 zum 26. Juli eingetragen worden ist.

In den folgenden Fällen handelt es sich um solche Particularbriefe, von denen die Originale nicht bekannt sind, so dass uns die Wahl bleibt zwischen der Ueberlieferung im GR. und der im PR. Mögen wir nun jenes im allgemeinen noch so günstig beurtheilen und das hier in Betracht kommende PR., nämlich das für Seripando im zweiten Theile von tom. 49, noch so ungünstig, so darf das nicht den Ausschlag geben und darf uns nicht abhalten, jeden streitigen Fall für sich aufs Genaueste zu untersuchen. Das Ergebniss fällt, um das gleich hier zu sagen, beide Male zu Gunsten des jüngeren PR. aus.[2] — Die erste Frage, die sich uns hier aufdrängt, ist, ob eine Proposte

[1] 17. Februar in tom. 55 ist sicher durch Schreibfehler entstanden, da der Hauptbrief, an den sich die chiffrirte Nachschrift anschliesst, vom 18. (wiederum Mittwoch und Posttag) datirt. Von verschriebener Jahreszahl kann aber nicht die Rede sein, da das Stück in tom. 55 in die Correspondenz von 1563 eingeschoben worden ist.

[2] Ich lege also jetzt, nachdem ich in die Lage gekommen bin, das ganze Material vor mir zu haben und nach allen Seiten hin zu prüfen, das Bekenntniss ab, GR. insbesondere II, S. 57, wo ich von den Datirungen spreche, zu günstig beurtheilt zu haben. Mit dem jetzigen Nachweise mehrerer Fehler dieser und auch anderer Art nehme ich aber noch keineswegs das den älteren Registratoren im allgemeinen gespendete Lob zurück.

an Seripando nach tom. 55 zu 1562, X. 12 oder nach tom. 49 zu 1562, XI. 11 anzusetzen ist.[1] Gegen die erstere Tagesangabe lässt sich nicht geltend machen, dass der 12. October nicht wie der 11. November ein Posttag war, denn an jenem Tage wurde ein ganzes Paquet von Briefen von Rom nach Trient per Courier abgesandt, unter welchen sich auch die Proposte an Seripando befinden konnte. Den Ausschlag hat also der Inhalt des Briefes allein zu geben. Borromeo sagt in ihm, dass er das letzte Schreiben des Cardinals dem Papste unterbreitet habe, welcher, wie immer, mit dem Eifer und der Wachsamkeit des Cardinals zufrieden, sich auch in Zukunft gleicher Dienste versehe: cosi exhorta (N. S^re^) et prega la S. V. Illma a poner l'animo in pace circa il partire etc. Hiermit kommt Borromeo offenbar auf das zurück, was er dem Legaten am 23. September geschrieben hatte und diesem seit dem 30. bekannt war (s. S. 30, Anm. 1). Es wäre ja möglich, dass Seripando sein Entlassungsgesuch sofort erneuert und darauf hin einen zweiten abschläglichen Bescheid, und zwar unter dem 12. October erhalten hätte. Doch dafür bietet die gesammte Correspondenz nicht den geringsten Anhaltspunkt. Dagegen erklärt sich die obige Aeusserung als einige Wochen später abgegeben aus einem Briefe von Seripando an Borromeo vom 29. October.[2] Hoggi, so schreibt er, ch'è il primo giorno nel quale mi sento alquanto alleviato del catarro et del tutto sicuro della febbre, ho preso la penna per dirli riverentemente due cose, und hier zuerst erwiedert er auf das Schreiben vom 23. September, dass er, so sehr er die Entlassung gewünscht habe und noch wünsche, sich des Papstes Entscheidung unterwerfe: io non ne parlerò più altrimenti, ne anco ci pensarò. Bezieht sich offenbar darauf Borromeo's obige Aeusserung, so kann sie erst nach Einlauf der Risposte vom 29. Oc-

---

[1] Das erstgenannte Datum ergibt sich, da sich die Ueberschrift des betreffenden Briefes beschränkt auf: Al S. card. Seripando, nur aus der Stellung zwischen Briefen vom gleichen Tage. In tom. 49 hat dieser unter 1562 eingereihte Brief sein eigenes Datum erhalten und zwar mit der Jahreszahl 1561, welche ich hier gleich verbessert habe.

[2] Original im Mailänder Cod. H. 244 inf. f. 26. — Vgl. die Aufzeichnungen des Legaten vom 7.—13. October über seine damalige Krankheit in dem Diarium l. c.

tober in Rom abgegeben worden sein, also etwa an dem in tom. 49 überlieferten 11. November.

Wiederum bei einem Briefe an Seripando taucht die Frage auf, welcher Datierung der Vorzug zu geben ist, der im GR. 1562, X. 24 oder der im PR. 1563, I. 24. Sie zu beantworten haben wir von zwei Angaben des Briefes auszugehen: von der, dass dem Bischofe von Tropea der erbetene Urlaub bewilligt worden ist, und von der, dass der Adressat weitere Antwort auf seine Briefe durch Mons. Visconti erhalten wird, dessen Rückkehr von Rom nach Trient also in Sicht stand. Ueber das Itinerar des Bischofs von Ventimiglia Visconti sind wir nun aufs Genaueste unterrichtet: er weilte vom Juni bis December 1562 ohne Unterbrechung in Trient, brach von dort erst am 27. December auf, traf in Rom am 1. Jänner 1563 ein, wurde an der Curie bis zum 26. aufgehalten, um dann eiligst mit Aufträgen aller Art an die Legaten und andere Personen in die Concilsstadt zurückzukehren. Dem entspricht der 24. Jänner als der Tag, an dem Borromeo an Seripando schreiben konnte: come intenderà più a pieno da Mons. Visconti, a la relatione del quale mi rimetto. Dafür, dass erst um diese Zeit das Urlaubsgesuch des Prospero Piccolomini, Bischof von Tropea, erledigt worden ist, wird es genügen, aus einem Schreiben der Legaten an Borromeo vom 28. December (1562) folgende Worte zu citiren: volendo Mons. di Tropea per qualche giorni levarsi di qui ... gli daremo la licenza nel modo et colla conditione che dallei ci viene prescritto.[1] Somit erweist sich auch in

[1] Noch Wochen nach dem im GR. überlieferten 24. October hat Piccolomini laut den Acta concilii (ed. Theiner 2, 187) und nach Paleotto 344 an den Verhandlungen theilgenommen. — Dass sich von jener Risposte von 1562, XII. 28 (Original in tom. 60, f. 543) eine Copie u. a. auch im tom. 56, f. 244 der Vaticanischen Concilakten befindet, gibt mir Anlass, auch über letzteren einige Auskunft zu ertheilen. Dieser Band enthält vornehmlich Copien der von Visconti (s. I, S. 60) während seiner damaligen Mission geschriebenen Briefe, Copien, welche wahrscheinlich auf des Bischofs Conceptbuch zurückgehen. Auf der Reise nach Trient und während des zweimaligen Aufenthaltes daselbst correspondirte Visconti insbesondere mit Borromeo, aber auch mit Galli und anderen. In der Zwischenzeit correspondirte er von Rom aus mit den Legaten; zugleich nahm er Einsicht in die damals an der Curie einlaufenden Legatenberichte und liess dieselben für sich abschreiben: sie beginnen

diesem Falle die Ueberlieferung im älteren GR. als minderwerthig.

Auch die jüngeren Registratoren haben den Copien beigefügt, was etwa auf den Minuten über die Ausfertigung der Briefe bemerkt worden war, wie etwa per poscritto a parte, in foglio a parte in cifra, tenuta sin a 14 u. dergl. Sie ziehen aber im Allgemeinen vor, diese Glossen in die Ueberschriften einzuflechten, so dass solche z. B. besagt al medesimo di in foglio a parte.[1] In tom. 54 weisen die Jahrgänge 1561 und 1562 regelmässig diese Form auf, während dann im letzten Theile die Glossen wieder wie in dem alten GR. auf den Rand hinausgerückt worden sind. — Die in den jüngeren Bänden nur selten begegnenden Correcturen stammen, wie mir scheint, alle von der ersten Hand, und nicht eine berechtigt zu der Annahme, dass eine Revision der Arbeit stattgefunden habe. Was allenfalls als spätere Zuthat betrachtet werden kann, ist Folgendes. In den tom. 49, 54, 57 sind viele Seiten, aber durchaus nicht alle, mit ähnlichen Aufschriften versehen worden wie die Seiten der älteren Bände (s. II, S. 43): während nun ein Theil dieser Angaben von Jahr und Monat gleich von den Copisten selbst geschrieben erscheint, macht ein anderer den Eindruck, erst in der Folge hinzugefügt worden zu sein. Da diese Bezeichnung der Seiten doch nicht consequent durchgeführt worden ist, würde es gewagt sein, aus ihr auf spätere Benutzung dieser Bände schliessen zu wollen. Alles, was hier als Beiwerk zu den Copien begegnet, verdient, abgesehen von den Ueberschriften, um so weniger Beachtung, als es, wenn auch den älteren Registern entlehnt, von den Schreibern planlos und regellos angebracht worden ist. Damit wird nur bestätigt, was überhaupt von der formalen Behandlung der betreffenden Corre-

f. 243 und reichen vom 21. December 1562 bis 11. Februar 1563. — Die ganze von Visconti angelegte Briefsammlung ist schnell verbreitet worden und liegt uns in zahlreichen Handschriften in Rom und an anderen Orten vor, auch gedruckt nach einem einst zu Siena befindlichen Codex in Baluze-Mansi, Miscellanea tom. 3 (Lucca 1762). Die Beschreibung und Abschätzung dieser Handschriften überlasse ich Herrn Dr. Šusta.

[1] Oder es wird eine Bemerkung wie additum manu propria sanctissimi als gesonderte Zeile dem betreffenden Stücke vorausgeschickt.

spondenz in den jüngeren Registern gilt, dass sie als nebensächlich betrachtet wurde, wenn nur der Hauptzweck, d. h. die Ueberlieferung der Correspondenz, in der herkömmlichen Weise erreicht wurde.

5. *Auch der Wortlaut der Briefe in CR. und PR. weicht oft von dem in GR. ab. In vereinzelten Fällen mögen schon differirende Minuten als Vorlagen gedient haben. Davon abgesehen, lehrt die Vergleichung mit den etwa noch vorhandenen Originalen, dass die jüngeren Registratoren die Briefe vollständig einzutragen pflegten, während die älteren fast regelmässig Eingang und Schluss gekürzt und auch in der Mitte Vieles ausgelassen haben, und zwar zum Theil aus Discretion und wahrscheinlich auf höhere Weisung. Daher verdient GR. trotz der Beglaubigung durch den Geheimsecretär nicht so viel Glauben als CR. und PR. Zum Schlusse wird an einem Beispiele gezeigt, dass auch verworfene oder doch abgeänderte Minuten aus Versehen sowohl in das alte wie in die neuen Register eingetragen worden sind.*

Schon in I, S. 6 habe ich erwähnt, dass uns in der auch damals an der Curie üblichen Ueberlieferung durch Register manche Stücke der Correspondenz in mehrfachen, im Umfange und in der Fassung differirenden Abschriften vorliegen, so dass wir, bevor wir die Briefe als historische Zeugnisse verwerthen können, eine Auswahl unter den Copien treffen und für diese bestimmte Kriterien zu gewinnen suchen müssen. Zumal die Particularproposten nöthigen uns zu solchem Versuche, da sie, die uns ja zum grossen Theile nur in den Registern überliefert sind, in diesen ebenfalls sehr verschieden lauten. Dem gegenüber würden wir so gut wie rathlos dastehen, wenn uns nicht bei anderen Gruppen dieser Correspondenz die Gelegenheit geboten würde, an der Hand von Originalen festzustellen, wie sich die beiden abgeleiteten Ueberlieferungsformen zu einander verhalten.[1] Ich mache von derselben hier um so

[1] Ich habe wiederholt, so besonders II, S. 15, betont, dass wir ganz klaren Einblick in den Ueberlieferungsprocess bis in die Expeditsregister hinein nur gewinnen würden, wenn uns die Minuten zu Gebote stünden, aus denen einerseits die Originale und andererseits die Registercopien geflossen sind. In Ermangelung derselben müssen wir uns an die sich

ausgiebigeren Gebrauch, als ich jetzt, da mir gute Abschriften von allen in Rom und in Mailand erhaltenen Originalen zur Verfügung standen, auch GR. auf die Ueberlieferung der Contexte hin nochmals zu prüfen für meine Pflicht gehalten habe und dabei zu etwas anderen Ergebnissen als zu den II, S. 51 ff. gebotenen gelangt bin. Indem ich von vielen Briefen die Texte, wie sie in den Originalen, in den älteren und in den jüngeren Registercopien, eventuell auch noch in Abschriften anderer Herkunft vorliegen, miteinander verglichen habe, habe ich nicht allein die so mannigfaltigen Ummodelungen des Stoffes durch die Copisten kennen gelernt, sondern auch der Letzteren Besonderheiten, und diese glaube ich auch in den Fällen in Anschlag bringen zu sollen, in denen wir auf GR. und PR. als unsere einzigen Quellen angewiesen sind.

Auch bei der Prüfung der Contexte will der erste Jahrgang der Proposte für sich behandelt sein, weil, obwohl der erste Theil der noch unter Pius IV. angelegten GR. nicht auf uns gekommen ist, uns doch auch für 1561 zwiefache Copien vorliegen: die einen sind in den ersten Theilen der tom. 54, 49, 51 enthalten und die anderen in dem etwas später entstandenen tom. 50. Wollen wir nun die hier und dort überlieferten Stücke unter sich und andererseits mit den noch in den Originalen erhaltenen vergleichen, so drängt sich sofort die Frage auf, ob auch tom. 50 wirklich, wie ich bisher behauptet habe, auf die Minuten zurückgeht, oder ob es nicht aus den anderen jüngeren Registern abgeleitet ist. Der Schreiber von tom. 50, der mit registratum alibi in libris auf letztere hinweist, könnte sie einfach copirt haben.[1] Für solche Annahme scheint auf den ersten Blick auch das Textverhältniss zu sprechen. Fast sämmtliche tom. 54 und 50 gemeinsame Stücke lauten nämlich in beiden Bänden wörtlich, ja zumeist buchstäblich gleich. Dasselbe gilt von zahlreichen in die PR. und

---

mit ihnen in den meisten Fällen deckenden Originale halten. Aber die Möglichkeit von Abweichungen zwischen den Minuten und den Reinschriften werde ich stets im Auge behalten und mehr als ein Mal geltend machen.

[1] Dies wird dadurch, dass tom. 50 eine littera i. c. mehr als tom. 54 aufweist, nicht ausgeschlossen: eine einzelne Minute könnte füglich später wieder aufgetaucht und nachträglich registrirt worden sein.

in das GR. I. eingetragenen Particularproposten, insbesondere von den Proposten an Simonetta in tom. 51 und in tom. 50. Und solange die Varianten, an denen es nicht fehlt, der Art sind, dass sie sich durch Nachlässigkeit der Schreiber erklären lassen, können sie nicht gegen die Ableitung des tom. 50 von den anderen Bänden geltend gemacht werden. Aber es gibt auch anders beschaffene Abweichungen, welche es über allen Zweifel erheben, dass der Registrator, welcher tom. 50 geliefert hat, ebenfalls nach den Minuten gearbeitet hat. Es wird genügen, zwei solcher Fälle hier anzuführen. Der erste besteht darin, dass ein Brief von 1561, VI. 11 im GR. I. mit der im CR. fehlenden, aber durch das Original beglaubigten Randglosse tenuta a 14 versehen ist: so geringfügig dieser Zusatz ist, so kann er doch nur der Minute entnommen sein.[1] — Im zweiten Falle handelt es sich um mehrere und stärkere Abweichungen zwischen den in tom. 54 f. 1 und in tom. 50 f. 12 eingetragenen Texten des ersten Communebriefes von 1561, IV. 26, welche nur die eine Erklärung zulassen, dass ein erstes Concept umgearbeitet worden ist, und zwar auf gesondertem Blatte zu einem zweiten, welches der Reinschrift und der Copie in tom. 50 zu Grunde liegt,[2] während das erste, einst verworfene Concept im CR. tom. 54 copirt worden ist.[3] Dass im Uebrigen so

[1] Das Original dieses Briefes, in welchem u. a. den Legaten die baldige Zusendung des von ihnen erbetenen Index librorum prohibitorum versprochen wird, weist folgendes Postscript auf: Tenuta a 14; l'indice si è finalmente havuto oggi, et si manda a VV. SS. Ill^me in forma autentica, et di nuovo bacio le mani. Entweder waren auf der Minute nur die ersten Worte dieser Nachschrift vermerkt worden, oder der Registrator hat l'indice etc. als unwesentlich ausgelassen.

[2] Ebenso lautet die aus dem Original fliessende Copie in tom. 150, f. 6.

[3] Die Aenderungen sind alle nur stilistischer Art. Wie weit solche aber gehen konnten, wird gut sein, an einem Beispiele darzulegen. Ich drucke also den Brief links ab nach tom. 54 und rechts nach dem Original, welches, wie die volle Uebereinstimmung mit tom. 50 beweist, die für das zweite Concept beliebte Fassung wiederholt.

Io non potrei mai dire a VV. SS. Ill^me et R^me quanto piacere habbia sentito N. S^re et tutti noi altri per il felice arrivo loro a Trento et per la risolutione che presero di far l'entrata di compagnia,	Non potrei mai dire a VV. SS. Ill^me et R^me con quanto piacere N. S^re et tutti noi altri habbiamo inteso per la lettera di 17. che m' hanno scritta communemente l'arrivo loro a Trento, et quanta sia lodata la

grosse Uebereinstimmung herrscht, beweist, dass der Schreiber von tom. 50 sich ebenso genau an die ihm vorliegenden Minuten gehalten hat als die anderen jüngeren Registratoren.

Aus der Serie der Proposte vom Jänner 1562 bis Februar 1563 (Rest der Mantua-Periode), zu der ich übergehe, greife ich eine grössere Anzahl von Beispielen heraus, um sie theils hier, theils in anderem Zusammenhange zu besprechen. Dabei werde ich, wie ich es bereits in II, S. 77 gethan habe, mehrfach auch die beiden für diesen Zeitraum weiter zur Verfügung stehenden Ueberlieferungsformen des AR. und des tom. CVIII

---

la quale essendo seguita con le debite cerimonie et con tanto loro contento ha anche fatto accrescere in noi il piacere, et ci rallegremo che il popolo che è concorso a questo atto cosi frequentamente, come scrivono, da diverse bande, habbia mostrato nel universale non solo satisfattione de la venuta di VV. SS. Ill^{me}, ma divotione verso questa santa sede et buona dispositione di conseguir l'indulgentia col pregar per il buon fine del concilio.

De l'amorevoli accoglienze che ha lor fatto Mons^{or} Illmo Madrucio con tanti segni di cortesia, le VV. Ill^{me} SS^{rie} non dicono tanto che di quà non si creda et capisca più, sapendosi molto bene che da un signore suo pari et nipote del Illmo cardinal di Trento non si potevano aspettare se non demostrationi conforme a la natura et bontà sua et ai meriti di dui si degni legati come lor sono. attendino hora a riposarsi da la stracchezza del viaggio et a conservarsi sani per poter poi a tempo debito sostenere le continue fatiche che portano seco le materie conciliari, de le quali io non posso con questa dir più di quello che per altre mie ho scritto etc.

risolutione che presero di far l'entrata di compagnia, la quale essendo seguita con le debite cerimonie et con tanto honore ce ha fatto accrescere il piacere, tanto più quanto il populo che è concorso a questo atto cosi frequentamente da diverse bande, ha mostrato nel universale non solo satisfattione et allegrezza de la venuta di VV. SS. Ill^{me}, ma divotione verso questa sante sede et una buona dispositione di conseguir l'indulgentia che fù publicata, et d'esser di santa et catholica mente. la buona cera et accoglienze fatte poi particolarmente loro da Monsr Illmo cardinal Madrutio con tanti segni di cortesie et amorevolezze, di quà non è stata cosa nuova, ma però gratissima sapendo che da un signore suo pari et nipote del Illmo cardinal di Trento non si potevano ne si dovevano aspettare se non dimostrationi conforme a la bontà sua et ai meriti di dui si degni et virtuosi legati come lor sono. attendino hora a riposarsi da la strachezza del viaggio et a conservarsi sani per poter poi a tempo debito sostenere le continue fatiche che portano seco le materie conciliari, de le quali però non posso con questa dir più di quel che per altre mie ho scritto etc.

in die Untersuchung einbeziehen, denn gerade weil diese Sammlungen von Abschriften an anderem Orte und in anderer Weise entstanden sind als die römischen Register, gibt ihr Zeugniss in gewissen Fragen den Ausschlag.[1] Komme ich nun bei der Vergleichung der uns mehrfach überlieferten Contexte zu Ergebnissen so mannigfaltiger und so complicirter Art, dass es unmöglich ist, sie nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet vorzuführen, so will ich zunächst mich über die einzelnen Fälle, wie sie der Zeit nach aufeinander folgen, äussern, auch auf die Gefahr hin, die eine und die andere Bemerkung wiederholen zu müssen, und erst zum Schlusse ein Endurtheil fällen.

Am 14. März 1562 wurden den Legaten drei Briefe zugesandt:[2] 1. N. S^re^ ha veduto; 2. L'eletto di Palermo; 3. Il nuntio di Venezia (3^b^ Mons. di Lansach, 3^c^ Quanto a la prorogatione). Von ihnen ist nur 1. in das GR. aufgenommen worden. Dagegen bietet CR. tom. 54, f. 31′ sämmtliche Briefe, aber so, dass 2. und 3^a^ zu einem Stücke zusammengezogen worden sind und statt 3^b^ und 3^c^ ein kurzer Satz (s. unten) hinzugefügt worden ist, welcher sich weder im Original, noch in den Copien des AR. und des tom. CVIII befindet.[3] Ist

---

[1] AR. kommt hier nur insoweit in Betracht, als es Einlaufsregister ist, in welches die Communeproposten nach den Originalen, und zwar bald nach deren Eintreffen in Trient copirt worden sind. — Ueber tom. CVIII, welchen ich erst nach und nach in die Lage gekommen bin zu beurtheilen, kann ich jetzt folgenden sichern Aufschluss geben. Dieser Band ist erst um 1700 geschrieben, geht aber auf ein altes Copialbuch zurück, in welchem nach den Originalen der Mailänder Sammlung (sie besteht aus Communebriefen und aus Particularbriefen an Mantua) angefertigte Abschriften in eigenthümlicher Ordnung zusammengestellt worden sind. Tom. CVIII bietet diese Correspondenz erst vom Jänner 1562 an. Ob das alte Copialbuch auch den Jahrgang 1561 enthielt oder nicht, und wann es angelegt worden ist, weiss ich noch nicht zu sagen.

[2] In der Regel gebe ich hier nur das Incipit der Briefe oder der einzelnen Alineas (capita) an. Mit 3^b^ bezeichne ich das zweite Alinea des dritten Briefes.

[3] Dies ist gleich ein Fall, in welchem es geboten ist, neben dem Original die in Trient aus ihm geflossenen Copien zu Rathe zu ziehen. Es kann nämlich zwischen dem einst in Trient eingelaufenen Originale und dem uns vorliegenden der kleine Unterschied bestehen, dass ein jenem für ein Postscriptum beigefügtes Blättchen mit der Zeit abhanden gekommen ist. Das einstige Vorhandensein desselben würde bezeugt sein

nicht zu bezweifeln, dass der Registrator diesen Passus der Minute entnommen hat, so mag der Vorgang folgender gewesen sein. Die Minute von 3 wird sich zuerst auf 3ª und den Zusatz beschränkt haben. Als dann beschlossen wurde, 3ᵇ und 3ᶜ hinzuzufügen, wird der Zusatz getilgt worden sein durch non valet oder eine ähnliche Bemerkung. Während der Mundant des Originals dies richtig verstand, hat vielleicht der spätere Registrator die Tilgungsnote nicht auf den Zusatz, sondern auf die zwei folgenden Alineas bezogen und ist so zu der Fassung in tom. 54 gelangt.

Das Original der Proposte i. c. von 1562, III. 18 besteht aus vier Absätzen: 1. N. Sʳᵉ commanda assai, 2. Quanto a li XII. articoli, 3. Quanto a la prorogatione, 4. Il nuntio di Venezia. Den 3. haben die ersten Registratoren übersprungen, wahrscheinlich weil ihnen der Inhalt (den und den Personen kann Urlaub bewilligt werden) belanglos erschien. Bietet nun CR. alle vier Alineas, wenn auch das 4. vor dem 3., so ist es wie auch sonst vollständiger als das GR., lässt aber doch einen in GR. aufgenommenen Satztheil aus. Schliesst nämlich der erste Absatz, in dem von den Verhandlungen mit dem Kaiser die Rede ist und insbesondere von dessen damals in Rom und Trient gestellten Forderung, die Publication der Concildecrete zu vertagen, mit: S. Sᵗᵃ gli (dem Kaiser) ha fatto rispondere che lascia volontieri queste cose a la determinatione del concilio; però le SS. VV. Illᵐᵉ potranno rispondere quel che a loro parerà che S. Sᵗᵃ ne resterà satisfatta, non le parendo honesto di dar legge a quei padri cosi in ogni cosa, so fehlen die gesperrt gedruckten Worte in tom. 54. Sie machen

wenn AR. oder tom. CVIII oder beide die Nachschrift bieten würden; daraus, dass das hier nicht zutrifft, siehe ich die Folgerung, dass das Original niemals jenen Satz aufgewiesen hat. Er schliesst sich jedoch ganz gut an 3ª an. Besagt nämlich 3ª, dass nach Meldung des Nuntius in Venedig quei clarissimi deputati al concilio stanno in procinto di venir a Trento, ne restano per altro che per difficoltà di casa, weshalb den Legaten Auftrag ertheilt wird, entsprechendes Quartier für die Oratoren der Republik zu beschaffen, so passt dazu, dass in tom. 54 der Zusatz folgt: et darne poi avviso al nuntio, accio dessi SSʳⁱ clarissimi non tardino più la venuta loro, et a le SS. VV. Illᵐᵉ baccio humilmente le mani. Di Roma etc. — d. h. der Finalgruss etwas anders lautend als im Original.

mir ganz den Eindruck einer dieser charakteristischen Aeusserungen, welche der Papst, wenn ihm die Concepte zur Genehmigung vorgelegt wurden, einzuschalten pflegte, und welche man eventuell auf einem Beiblatte oder einem Papierstreifen niederschrieb: solche Beilage mag abhanden gekommen sein in der Zeit zwischen der ersten und der zweiten Registrirung.

Die Verwendung fliegender Zettel hat es auch sonst verschuldet, dass Briefe und deren Postscripte in den Registern unrichtig behandelt worden sind. In Anbetracht der Häufigkeit und Mannigfaltigkeit dieser Fehler führe ich ausser den in II, S. 41 und 51 gebotenen Beispielen noch einige weitere an. So ist aus einer Proposte vom 15. April 1562 A N. S^re^ è stato mit Nachschrift Io non ho risposto und aus einer zweiten vom 18. N. S^re^ ha veduto mit dem Postscript Con l'occasione in NG. 4^c^ f. 240' ein einziger Brief vom 18. geworden, bestehend aus 1. ohne Postscript und aus 2. mit P., während in tom. 54. f. 62' als ein Stück 1. mit beiden Postscripten unter dem 15. geboten wird und dann 2. ohne sein P. unter dem 18.

Am 25. desselben Monats wurden wieder zahlreiche Schreiben nach Trient gesandt, darunter drei Communeproposten: 1. Non è bastato il rumore, 2. Le SS. VV. Il^me^ haveranno qui alligata, 3. Essendo N. S^re^ informato.[1] Im GR. sind

[1] Dass der erste Brief gleich den anderen in Trient eingetroffen ist, wird durch das Empfangsdatum auf dem Original und durch die Eintragung in das AR. tom. 150 f. 128 bezeugt. Aber das Original muss seines Inhaltes wegen statt in der Registratur des Mantuaners an anderem Orte aufbewahrt worden sein. Es ist nämlich nicht der jetzt in Mailand befindlichen Sammlung der jenem Cardinal zugegangenen Proposte einverleibt worden (dem entsprechend ist der Brief auch nicht in tom. CVIII copirt worden), sondern es ist in die erst 1563 in Trient entstandene Registratur Morone's und dann mit dieser in das Vaticanische Archiv gerathen, wo es als Nr. 23 in tom. 68 (s. II, S. 25 Anm.) eingereiht worden ist. Diese Verirrung des Originals hat einen meiner Gehilfen irregeführt und dann eine Zeitlang auch mich. Fand nämlich jener das Original unter den in tom. 68 nach den Monats- und Tagesdaten geordneten Proposten vom Jahre 1563, so hielt er 1562 in der Datirung für einen Schreibfehler, wie solche auch sonst begegnen, und versah seine Copie, ohne eine Erklärung beizufügen, mit der Jahreszahl 1563. Das veranlasste mich, in II, S. 51 diesen Brief, den ich weder in tom. 55, noch in tom. 54 unter 1563 gebucht fand, als einen der-

1. und 3. zusammengeschweisst und ist 2. um das letzte Alinea verkürzt worden. Dagegen sind bei der zweiten Registrirung in tom. 54 f. 65 1. und 2. richtig und vollständig eingetragen worden, während 3., das nur eine Personalangelegenheit betrifft, hier und ebenso im AR. ganz ausgelassen worden ist. Beide Registercopien von 1. weichen sehr wenig vom Original ab. Nur eine Variante hebe ich als für die Ueberlieferung bezeichnend hervor. In der Minute hat, nach GR. und CR. zu schliessen, die eine Stelle gelautet: S. S^tà cosi a l'improviso gli ha risposto. Aber der Mundant stellte diese Worte im Original um zu: S. S^tà gli ha risposto cosi a l'improviso, und so sind sie auch in AR. übergegangen.[1]

Von den zahlreichen litterae i. c. und i. p., welche in einem am 2. Mai der Post übergebenen Paquete enthalten waren, sind alle von einigem Belang bei der zweiten Registrirung berücksichtigt und entweder im CR. oder in den PR. gebucht worden. Dass das ältere GR. ein Stück weniger aufweist, nämlich das Schreiben des Papstes an Mantua Noi havemo sentito, erwähne ich nur, um nochmals in Erinnerung zu bringen, was ich S. 42 über die Behandlung der Papstbriefe seitens der älteren Registratoren gesagt habe.

Tags darauf wurde Pendasio, welchen die Legaten behufs mündlicher Berichterstattung nach Rom gesandt hatten, von dort zurückgeschickt mit Briefen des Papstes und seines Neffen an die gesammten Legaten vom 3. Mai (1. Papstbrief Il Pendasio mit autographer Nachschrift In fine la somma und 2. von

---

jenigen zu bezeichnen, welche ungeachtet des wichtigen Inhaltes nicht registrirt worden sind. Ich berichtige also meine frühere Angabe.

[1] Ich komme auf 1. wegen des Empfangsdatums im Excurs VI zurück. Hier bemerke ich noch zu dem nächstfolgenden Schreiben an die Legaten von 1562, IV, 28 N. S^re mi fa spedire und dem Postscript N. S^re ha visto, dass letzteres trotz seiner Länge und Wichtigkeit im GR. übergangen ist, in CR. dagegen als eigenes Stück erscheint. Kurz fast von Brief zu Brief ergeben sich Differenzen zwischen den beiden römischen Registern. — Zur Ueberlieferung von 2. (Le SS. VV. Ill^me) habe ich noch zu bemerken, dass dieser Brief in tom. CVIII mit dem falschen Datum 25. Februar versehen und dementsprechend dort unter den Februarbriefen eingetragen worden ist, ein Fehler, welcher, wie wir später sehen werden, mit der Entstehung des tom. CVIII zu Grunde liegenden Copialbuches zusammenhängt.

Borromeo Io ho veduto mit Nachschrift Le SS. VV. Ill^{me}), welche aber betreffs der wichtigsten Punkte auf die mündlichen Mittheilungen des Abgesandten verweisen.[1] In tom. 54 ist dies alles gebucht worden. Das ältere GR. dagegen bietet den Papstbrief ohne die sehr charakteristische Nachschrift, kürzt dann 2. um die Hälfte und hängt ihm die paar Zeilen des Aggionto an, ohne letzteres kenntlich zu machen.

Vom 5. August hat sich ein Brief N. S^{re} ha visto mit Aggiunto in foglio staccato: Li decreti di quest' ultima sessione im Original erhalten, laut Dorsualnotiz am 12. eingelaufen, wortgetreu copiert im Trienter AR. und im tom. CVIII. Unter dem gleichen Datum bieten das GR. und das CR. ein Stück, welches allerdings die vier kurzen Alineas des Originals, jedoch in etwas anderer Ordnung und ohne das Postscript, enthält, aber fünfmal länger als das Original ist und in diesem gar nicht berührte Fragen ausführlich behandelt; ich will diese Fassung mit A und die des Originals mit B bezeichnen. Am nächsten liegt da der Gedanke, dass in diesem wie in dem S. 61 besprochenen Falle sowohl den älteren als den jüngeren Registratoren eine andere Minute vorgelegen habe als dem Schreiber des Originals vom 5. Aber zweifaches Dictat kann unter Umständen auch aus einer einzigen Minute entstehen, und dass solcher Fall damals eingetreten ist, wird durch eine Proposte Borromeo's vom nächstfolgenden Tage (6. August) sehr wahrscheinlich gemacht. Diese hebt an: Hiersera io risposi brevemente a la lettera di VV. SS. Ill^{me} di 27; ma prima che la staffetta partisse, comparve l' altra loro lettera di 30, la quale per esser copiosa et piena di molta sustantia è stata causa ch' io habbia trattenuto lo spaccio sin' hoggi per respondere convenientemente ad ogni cosa. Nach dieser Einleitung des Originals vom 6. werden sechs Themata erörtert, drei neue, welche erst durch die Risposte der Legaten vom 30. Juli angeregt worden waren, und drei, von denen schon in der vom

[1] Obwohl dieser das Unglück hatte, unterwegs vom Pferde zu stürzen und sich schwer zu verletzen, weshalb ihm von Trient Arrivabene entgegengesandt wurde, um die Depeschen in Empfang zu nehmen, gelangten diese laut Vermerk auf dem Original am 9. in die Hände der Legaten; dass das AR. den folgenden Tag als den des Einlaufs angibt, wird später seine Erklärung finden.

5. datirten Registercopie oder der Fassung A die Rede gewesen war, was Anlass dazu gab, aus der Fassung A einen längeren Satz und einige kürzere Stellen in die Proposte vom 6. hinüberzunehmen. Aber in den zwei wichtigsten hüben und drüben erörterten Fragen (Berücksichtigung des kaiserlichen Libells und Bewilligung des Kelches wenigstens an die böhmischen Unterthanen des Kaisers) stellte sich Borromeo am 6., d. h. nach Empfang des Berichtes von 30. Juli auf einen anderen Standpunkt als Tags zuvor, so, dass er im Original vom 6. auch andere Weisungen ertheilte als die in der Fassung A gebotenen. Daraus ergibt sich mit aller Sicherheit, dass nicht allein die Originalproposte vom 5., die am Abend dieses Tages expedirt werden sollte, zurückbehalten wurde, sondern auch die ihr gegebene, nur auf Beantwortung der früheren Berichte berechnete Fassung A verworfen wurde. Allerdings erheischten auch die früheren Berichte einen Bescheid: zu diesem Behufe wurde ein kurzes Schreiben am 6. aufgesetzt, aber vom 5. zurückdatirt, jenes, wie ich im Eingang erwähnte, im Original erhaltene vom 5. August. Vergleicht man dessen Wortlaut B mit der aus den Registern bekannten Fassung A, so wird es begreiflich, dass jener, ohne dass es einer neuen Minute bedurfte, gewonnen wurde, wenn in der schon vorhandenen, die Fassung A bietenden Minute die vier kurzen Sätze bezeichnet wurden, welche in dem neuen Original wiederholt werden sollten.[1] Dass schliesslich nur geringe Theile von A Verwendung gefunden hatten, scheint auf dem Concepte nicht bemerkt worden zu sein: daher wurde A im ganzen Umfange in beide Register eingetragen. Aber auch die vom 6. datirte Proposte wurde zu beiden Malen nach der für sie angefertigten Minute gebucht, obgleich die in ihr enthaltenen Weisungen zum Theil der in den Registern unmittelbar vorausgehenden Proposte vom 5. widersprachen. Endlich wurde auch jenes Postscript auf fliegendem Beiblatte zum Original vom 5. in das ältere GR. und in das jüngere CR. aufgenommen, aber als Nachschrift zu der Proposte vom 6. August.

---

[1] Die Fiction, dass dieses schon am 5. geschrieben worden sei, ist auch in der Proposte vom 6. festgehalten worden, denn die Worte risposi brevemente a la lettera ... di 27, passen nur auf die zum Ersatz geschriebene Proposte und nicht auf die am 5. zur Expedition bereite.

Schon aus den bisher angeführten Beispielen wird ersichtlich, dass die älteren Registratoren bald ganze Alineas ausgelassen, bald andere durch Auslassung von Worten stark zusammengezogen haben. Fälle der Art sind nun nicht allein sehr häufig, sondern lassen sich zum Theil auf gewisse Gewohnheiten einzelner oder auch aller Copisten zurückführen. Kürzungen von Sätzen in der Mitte der Briefe sind verhältnissmässig selten, kommen aber schnell hintereinander vor, wie z. B. in den Proposten vom 11. 12. 26. September 1562, was die Annahme nahelegt, dass der hier verwendete Schreiber sich der ihm zugewiesenen Aufgabe möglichst schnell hat entledigen wollen. Um allgemeine Gewohnheit dagegen handelt es sich wohl, wenn wir so oft die Eingänge zu den Briefen, in denen man die vorausgegangenen Proposte oder die zuletzt eingelaufenen Risposte zu erwähnen und überhaupt an die vorangegangene Correspondenz anzuknüpfen pflegte, im GR. auf ein Minimum zusammengestrichen finden, wodurch dann auch manche Copie ein anderes Incipit als das Original erhielt. So beginnt ein Originalbrief von 1562, VII. 4: Risposi alle ultime lettere, worauf nach mehreren Zeilen fortgefahren wird: onde la presente sarà solo per accompagnar l'alligato breve col quale S. S^{tà} da lor facultà etc.; der Schreiber von NG. 4^{c} überspringt aber mehr als sechszig Worte und lässt den Brief beginnen: Col alligato breve S. S^{tà} etc.[1] Noch viel öfter haben sich die älteren Registratoren erlaubt, am Schlusse der Briefe einen oder auch mehrere Sätze, ja selbst mehrere Alineas zu unterdrücken. Zum Aufkommen solcher Gewohnheit mag zweierlei beigetragen haben. Es war Brauch des Geheimsecretariats, nachdem die Hauptthemata erledigt waren, am Schlusse der Briefe allerlei kleine Angelegenheiten mit wenigen Worten abzuthun: dergleichen wird den Registratoren der Ueberlieferung nicht werth erschienen sein. Waren sie ohnedies angewiesen worden, die salutatio finalis auszulassen oder nur anzudeuten, so werden sie sich um so mehr für berechtigt gehalten haben zu weiter zurückgreifender Kürzung. So erscheinen von 34 vom 23. Mai

[1] Dagegen ist ein kurzes Postscript zu diesem Briefe nur in diesem GR. überliefert. — Aehnliche, mehr oder minder starke Kürzungen im Eingange finden sich in den Briefen von 1562, IX. 9, X. 12. 17, 1563. II. 17. 20 u. s. w.

bis Ende August 1562 reichenden lettere in commune, welche in NG. 4° aufgenommen worden sind, nicht weniger als 7 am Schlusse gekürzt.[1] Wenn also die Auslassungen von Sätzen oder Worten im Eingange oder in der Mitte oder am Schlusse der Briefe im GR. so häufig auftreten, und zwar ohne bei der Revision beanstandet und wettgemacht worden zu sein, so erscheinen freilich die Registrirung und deren Controle in minder günstigem Lichte; aber es wird auch sonnenklar, dass es den Copisten im vorhinein gestattet worden sein muss, was ihnen unwesentlich dünkte zu überspringen.

Dazu kommt, dass zu Lebzeiten Pius IV. auch an den Communebriefen Censur geübt worden ist, und dass, wie aus gewissen Rücksichten einzelne dieser Briefe nicht in das GR. eingetragen worden sind, an anderen Censurstriche vorgenommen worden sind. Von wem bestimmt worden ist, in welchem Ausmasse die Stücke copirt werden sollten, wird sich nicht mehr feststellen lassen. Aber dass die Registratoren in diesen Dingen Weisungen erhielten oder sich erst bei Anderen Raths erholen mussten, scheint mir aus der Behandlung hervorzugehen, welche einem Briefe des Papstes von 1562, VI. 11 im GR. zu theil geworden ist. Pius IV. sprach sich in diesem sehr ungehalten über den der Häresie beschuldigten Patriarchen von Aquileja Grimani[2] aus und bestand, damit der Process zu Ende geführt werde, auf dessen Rückkehr nach Rom. Zum Schlusse heisst es da: Noi non sappiamo, come siano capitati a le mani del patriarcha alcuni voti da la prima congregazione; wegen dieser Indiscretion sollten Seripando und Simonetta zur Aussage verhalten werden. Die ersten drei Worte dieses Passus hatte der Registrator bereits geschrieben, strich sie aber wieder aus, entweder weil er die Weisung, die Stelle auszulassen, nicht gleich beachtet oder auch eben erst empfangen hatte, eine Weisung, die auch bei der Revision respectirt wurde.

Obgleich nun die erste Registrirung mehrere Jahre in Anspruch nahm, wurde sie in gleicher Weise durchgeführt, so, dass auch die Briefe der Morone-Periode, wie sie im GR. III. oder in tom. 55 gebucht worden sind, sowohl von den Originalen

---

[1] Und zwar nur im GR. und nicht im jüngeren CR.

[2] Vgl. Pallavicino XV, 6 Nr. 5 und XVI, 5 Nr. 8.

als von den Copien in den jüngeren Registern CR. und PR. vielfach abweichen. Insoweit es sich dabei um grössere oder mindere Vollständigkeit des Wortlautes handelt, bieten uns die zumeist noch erhaltenen Originale wiederum Gelegenheit zu constatiren, dass man sich bei Anlage des GR. möglichster Knappheit befleissigt, dagegen bei Anlage des CR. oder PR. kaum ein Wort ausgelassen hat. Es wird genügen, für die verschiedenen Arten der Kürzungen in tom. 55 je ein Beispiel aus der Gruppe der Communebriefe und je eines aus der Gruppe der Particularbriefe anzuführen. Sowohl von der Proposte an die Legaten von 1563, VI. 8, als von der an Morone vom 26. desselben Monats sind etwa die drei ersten Zeilen von dem Copisten übersprungen worden. Durchgehends gekürzt sind bei der Eintragung in das GR. der Brief an die Legaten vom 24. März und in stärkerem Grade der an Morone vom 19. Juni. Am häufigsten sind wieder die Auslassungen am Schlusse: so in den lettere i. c. vom 17., 21., 27. Juli und in dem Particularbriefe vom 27. October. Dass die Copie der Proposte an Morone vom 31. Juli in tom. 55 die drei capita in anderer Aufeinanderfolge bietet als das Original und die jüngere Registerabschrift, kann auf die Beschaffenheit der Minute zurückgeführt werden. Ganz sicher haben zwei verschiedene Concepte für ein Schreiben an Morone vom 22. Mai vorgelegen: das eine dem Ingrossisten und dem Schreiber von tom. 57, das andere dem älteren Registrator.

Zur Ueberlieferung der Correspondenz aus der Morone-Periode will ich hier noch eine allgemeine Bemerkung machen. Wo ich in II, S. 48—54 von Chiffern und gewöhnlichen Postscripten auf fliegenden Blättern oder Zetteln sprach, habe ich schon gesagt, dass deren Zugehörigkeit zu den betreffenden Hauptbriefen weder auf den letzteren, noch auf den Beilagen in genügender Weise ersichtlich gemacht wurde. Die Schwierigkeiten, welche uns daraus erwachsen, nehmen nun im Laufe des Jahres 1563 an Zahl sehr zu. Indem nämlich der ganze Verkehr der Curie mit den Legaten, je mehr alles auf den Schluss des Concils hindrängte, lebhafter und hastiger wurde, wurden auch die Nachschriften aller Art, welche der Papst oder Borromeo den Proposten beifügen zu müssen glaubten, immer häufiger. Morone aber, der, um die Geheimnisse besser

zu wahren, die eingelaufenen Papiere nach gewissen Gesichtspunkten ordnen liess, riss die losen Blätter geradezu aus ihrer ursprünglichen Verbindung heraus: die so begonnene Verwirrung steigerte sich in der Folge, als des Cardinals Nachlass an die Curie kam. Die genaue Wiederherstellung der ursprünglichen Ordnung wird nun, auch wenn alle Bruchtheile dieser Correspondenz wieder aufgefunden sind, durch einen Umstand noch erschwert. Natürlich wird der Forscher bei dieser Arbeit vorzüglich auf den Inhalt eines einzureihenden fliegenden Blattes achten: enthält solches z. B. eine bestimmte Weisung, wie eine Differenz mit Luna ausgeglichen werden soll, so wird er nach dem Hauptbriefe suchen, in welchem auf dieselbe Angelegenheit Bezug genommen wird. Da jedoch ein einmal aufgeworfenes Thema durch eine Reihe von Proposten und Risposten fortgesponnen zu werden pflegt, so wird man zuweilen zwei und mehrere ziemlich gleichzeitige Briefe finden, zu denen die betreffende Nachschrift gehören kann. Bei solcher Untersuchung erweisen sich auch die Register nicht immer als zuverlässige Führer, denn einerseits sind die für die Register benutzten Concepte mit ähnlichen Mängeln wie die Originalausfertigungen belastet gewesen, so dass auch ihnen nicht sicher zu entnehmen war, wohin ein Postscript gehörte, und anderseits haben sich die Registratoren in solchen Fällen so gut, wie sie es eben verstanden, zu helfen versucht. Ein in dieser und anderer Hinsicht lehrreicher Fall sei hier um so mehr an- und ausgeführt, als die betreffende Communeproposte von 1563, IV. 28 von mir in II, S. 54 bereits erwähnt, aber, da mir noch nicht alle Abschriften zur Verfügung standen, nicht ganz richtig gedeutet worden ist.

Erhalten haben sich 1. Original des Hauptbriefes N. S^{re} resta sattisfatto (tom. 68, Nr. 24) laut Dorsualnotiz con mezo foglio di cifra, ricevuta 4 di Maggio. — 2. Decifrato (ib. Nr. 25) N. S^{re} desidera. — 3. Original des Duplicates von 1. (ib. Nr. 27) laut Dorsualnotiz dupplicato, ricev. il 5 di Maggio, con due pezzi di cifra. — 4. Zweites zum Duplicat gehöriges und demselben angehängtes Decifrat. — Das letzte Alinea von 1., das wir allein näher ins Auge zu fassen haben, weil die Chiffern nur auf dieses Bezug nehmen, lautet: Perche il cardinale di Ferrara desidera essere minutamente informato dele cose del

concilio, S. S[tà] haverà caro che sotto specie di visita et d'officio mandino un prelato ad incontrarlo più in là che potrà, senza però passar Piemonte, il quale habbi intiera notitia di tutte le cose passate et sia per saper renderne buon conto a quel S[re]. S. S[tà] crede che sarà a proposito Mons. Visconte. et per loro avviso il cardinale di Ferrara faceva conto di trovarsi a Turino a li 8 di Maggio, il che è tutto etc.[1] Ganz nach seiner Art liess der Papst und zwar in Chiffren hinzufügen, dass er wünsche, dass der betreffende Prälat sofort aufbreche und bis zur Abreise des Lothringers bei dem Cardinal von Ferrara verbleibe.[2] Im Duplicate, welches am 29. abzusenden beschlossen wurde,[3] wurde nun das letzte, oben citirte Alinea von 1. (Perche-Maggio) ausgelassen, zum Ersatze wurde ausser der Chiffre 2 als zweite Chiffre 4 hinzugefügt, in welche zuerst aus 1. der Passus S. S[tà] crede — a li 8 di Maggio aufgenommen und dann die Eventualität ins Auge gefasst wurde, dass es den Legaten belieben werde, altri che Monsignore Visconti mit gleichem Auftrage an den Cardinal von Ferrara zu senden.

Die Behandlung dieser Stücke in den Registern ist nun folgende. In tom. 55 f. 171′ ist erst 1. vollständig eingetragen worden, dann 2. und 4. in etwas gekürzt und zu einer Chiffre zusammengezogen; die Kürzung von 4. besteht darin, dass der Passus S. S[tà] crede, den sich der Registrator erinnert haben

[1] Der Cardinal von Lothringen wollte nämlich von Trient aus dem aus Frankreich heimkehrenden Cardinal von Ferrara entgegenreisen; um dieser Begegnung willen wünschte letzterer gut unterrichtet zu sein. Vgl. Pallavicino XXI, 1 Nr. 8 und 2 Nr. 1. Hier wie auch sonst ist Pallavicino deshalb nicht gut unterrichtet, weil er seinen Citaten nach zu urtheilen nicht die Proposten, sondern nur die Risposten benutzt hat.

[2] N. S[re] desidera che mandino subito . . . come a persona forestiera et nuova nella cose conciliari lautet das Decifrat 2. Wenn nun in beiden Registercopien die Stelle anhebt S. S[tà] und auch sonst N. S[re] durch S. S[tà] ersetzt wird, so läuft das einfach darauf hinaus, dass es nur eine Chiffre zur Bezeichnung des Papstes gab, welche so oder so oder auch il papa oder sua beatitudine (so erklärt sich auch die in II. S. 78 citirte Variante) aufgelöst werden konnte. Im Concept für die Chiffre wird S. S[tà] gestanden haben, und das war für die Registratoren massgebend, während bei der Dechiffrirung die Auflösung N. S[re] beliebt wurde.

[3] Ueberbringer desselben war nach dem Briefe der Legaten vom 6. Mai Filippo Musotti.

wird, eben bereits als zum Hauptbrief gehörig copirt zu haben, ausgelassen wird. Des Duplicates geschieht weder hier noch im jüngeren Register Erwähnung. In letzterem hat aus mir unerfindlichem Grunde eine Umstellung von Brief und Nachschriften stattgefunden: tom. 54 f. 218′ bietet zuerst unter der Ueberschrift Poscritto a parte in cifra 28. Aprile die beiden in eine Nachschrift zusammengefassten 2. und 4.[1] und dann erst den Hauptbrief, in welchem der letzte Absatz so zusammengezogen ist, dass (vgl. den S. 73 abgedruckten Text) auf renderne buon conto gleich folgt il che è tutto etc., d. h. hier hat der jüngere Registrator im Hauptbriefe den Passus S. S^tà crede gestrichen, weil er ihn schon zuvor in der Chiffre geboten hatte. Also das eine wie das andere Mal haben die Registratoren nicht gedankenlos gearbeitet; indem aber jeder nach seinem Ermessen die Vorlagen zu verbessern versuchte, sind Copien entstanden, welche unter sich zweien, und welche etwas von dem Originale abweichen, jedoch ohne dass in diesem Falle der Sinn des Briefes und der Nachschriften alterirt wird.

Da uns die Particularproposten an Mantua und an Morone noch im Original vorliegen, können wir ebenfalls genau feststellen, wie sich deren Ueberlieferung im älteren GR. zu der in dem jüngeren PR. verhält, nämlich genau so wie die erstere Ueberlieferung der Communebriefe zu der anderen.[2] Dies Ergebniss ist besonders wichtig für die Beurtheilung der zweifachen Registercopien jener fünf Gruppen der Particularproposte, welche uns nur aus diesen Copien bekannt sind. Was ich schon S. 59 sagte, dass auch hier die älteren und die jüngeren Ab-

[1] Von Varianten verdient nur die eine Beachtung, dass ein im Decifrat 4. stehendes sappia in der Registercopie fehlt: thatsächlich überflüssig und nur durch ein Versehen in 4. hineingerathen, wird es vom Registrator absichtlich ausgelassen worden sein.

[2] Ich führe das an der Proposte an Mantua von 1562, VIII, 15 aus, weil ich, der Gebräuche der älteren Registratoren noch unkundig, mich über die Behandlung dieses Briefes im GR. in II. S. 56 unrichtig geäussert habe. Dass die Minute so vollständig gelautet hat wie das Original, bezeugt die jüngere Registerabschrift in tom. 49, f. 66. Thatsächlich hat also der ältere Registrator sich drei Kürzungen erlaubt. Zweien derselben sind jedoch nur wenige irrelevante Worte zum Opfer gefallen. Sind dagegen am Schlusse etwa 60 Worte ausgelassen worden, so läuft das auf die Gewohnheit hinaus, welche ich S. 69 besprochen habe.

schriften vielfach und stark von einander abweichen, will ich jetzt an zweien dieser Gruppen ausführen.

Zuerst an der Gruppe der an Simonetta gerichteten Briefe: wie diese alle anderen an Zahl übertrifft, so ist auch die Zahl der Differenzen die grösste. Fassen wir z. B. die Postscripte in gewöhnlicher Schrift oder in Geheimschrift ins Auge, so finden wir allein im ersten Semester des Jahres 1562 in tom. 51 die Proposten von II. 20, III. 29, VI. 6 mit Nachschriften versehen, welche das GR. nicht bietet, welches seinerseits nur sehr wenig solche Zusätze vor tom. 51 voraus hat (so 1561, IV. 1 und 1563, V. 15). Das läuft vielleicht nur darauf hinaus, dass, wie ich wiederholt zu bemerken hatte, der Minutenvorrath im Laufe der Jahre Einbusse erlitt und auch Zuwachs erhielt. Desgleichen mag es lediglich die Beschaffenheit der Concepte verschuldet haben, dass einige Postscripte im älteren Register anderen Briefen angehängt worden sind als im PR. tom. 51, oder dass, was in tom. 55 als ein Brief von 1563, VII. 28 geboten wird, in tom. 51 in zwei Briefe zerlegt worden ist, oder dass die Proposte von 1562, XI. 3 hüben und drüben die Alineas in verschiedener Ordnung aufweist, überdies im GR. um ein Alinea reicher ist.

Weit grösser ist die Zahl der Abweichungen, welche keine andere Erklärung zulassen als die, dass die älteren Registratoren stets auf Kürzung der Contexte bedacht waren, ihre Nachfolger aber auf möglichst vollständige Wiedergabe derselben. So sind die Exordien zu den Briefen von 1562, II. 20, III. 21, IV. 18, XI. 3 u. s. w., wie sie im PR. wahrscheinlich wortgetreu copirt worden sind, im GR. stark zusammengezogen worden. Und vollends am Schlusse sind in letzterem auch die Particularbriefe an Simonetta arg verstümmelt worden: von den 23 aus den Monaten Mai bis August 1562 (ich wähle hier denselben Zeitraum wie S. 70) führe ich als im Vergleich zu den im PR. gebotenen Contexten gegen das Ende auffallend gekürzt an die von V. 23. 26, VI. 20, VII. 8. 18. 22, VIII. 19. 26. Wohl handelt es sich bei der Mehrzahl dieser Fälle nur um ein oder auch zwei Capita minder wichtigen Inhalts, wie sie, auch wenn sie in der Mitte der Briefe vorkommen, von den ersten Registratoren übersprungen zu werden pflegen (so fehlt je ein aus dem PR. bekanntes belangloses Alinea in 1562, I. 18, II. 14, III. 29

u. s. w.). Und es kann auch uns Forschern gleichgiltig sein, ob wir aus tom. 51 erfahren oder ob wir aus dem anderen Register nicht erfahren, dass auf den zuletzt eingelaufenen Bericht der Legaten (non contenendo altro che avvisi) nichts zu antworten sei, als dass der Papst für diese fleissige Berichterstattung danken lasse, desgleichen ob wir Kenntniss erhalten oder nicht von dem, was das im GR. übergangene letzte Alinea der Proposte von 1562, IV. 1. in PR. besagt, dass mit der letzten Risposte auch das in ihr angekündigte Buch eingetroffen war.

Die Auslassungen und Kürzungen im alten GR. erscheinen doch in anderem Lichte, wenn sie so weit gehen wie in einer Proposte an Simonetta von 1562, V. 23 (dort zwei Capita, dagegen in tom. 51 sieben und noch ein Postscript) oder in der von X. 11 (dort der Eingang sehr gekürzt und zum Schluss drei Alineas und die Chiffre ausgelassen): da haben die Copisten nicht blos Eile gehabt, ihr Pensum zu absolviren, sondern sie haben als Männer, welche alles mit erlebt und mit durchgemacht haben, nach eigenem Ermessen oder nach ihnen ertheilten Weisungen, also jedenfalls mit Vorbedacht verschwiegen, was nach der einen oder der anderen Seite hin Anstoss erregen konnte. Das wird vollends klar, wenn man auf die Fragen achtet, welche gerade auf der Tagesordnung stehen, und auf die Umstände, unter denen sie erörtert werden. Dass Pius IV. z. B. am 29. October seine letzten Wünsche und Absichten betreffs der Reform dem Cardinal Simonetta durch Borromeo hatte anvertrauen lassen, hat begreiflicher Weise, solange der Papst lebt, geheim gehalten werden sollen: daher ist dieser Brief im GR. stark zusammengestrichen worden und ist erst unter Gregor XIII. im ganzen Umfange registrirt worden. Ebenso hat die Kunde von den zahlreichen vertraulichen Briefen, welche Simonetta zur Zeit, da der Cardinal von Mantua in Ungnade gefallen war, geschrieben wurden, nicht in grössere Kreise dringen sollen. Ich trage hier zu S. 32 nach, dass von den in diese kritische Zeit fallenden Proposten an Simonetta die vom 17., 20., 24. Juni, vom 15. und 29. Juli 1562 in GR. ganz fehlen. Enthält das alte Register trotzdem noch zahlreiche Stücke aus diesen Monaten, so sind an ihnen allerlei Censurstriche vorgenommen worden, so dass

wir längere Stellen aus den Briefen vom 20. Juni, vom 8. und 18. Juli und die den Briefen vom 6. Juni und 1. Juli angehängten Chiffern nur aus tom. 51 kennen lernen. Was im letztgenannten Falle von den zeitgenössischen Registratoren unterdrückt worden ist, braucht man nur in tom. 51, f. 36 nachzulesen, um sich von der Absicht des Verschweigens zu überzeugen. Es wurde z. B., als es galt, den Cardinal von Mantua von dem festen Entschlusse, von seiner hohen Stelle zurückzutreten, abzubringen,[1] an Simonetta die vertrauliche Weisung ertheilt: A questo gentilhuomo che il cardinale di Mantua ha mandato quà a dimandar licentia, S. S^tà^ l'ha in modo negata che non gli ha lasciato attacco alcuno da poterla sperare, parendogli che cosi convenga al servitio publico et ad ogni altro rispetto; et con questa risolutione si espedi hiersera un corriero al prefato cardinale di Mantua; onde non possiamo non tener per fermo che si contenti a la volontà di S. S^tà^ in fermarsi costi; però N. S^re^ desidera che V. S. Illma gli faccia ogni sorta di amorevole dimostratione et faccia qualche cosa più del debito suo per viver non solamente con pace, concordia et unione, ma con confidentia et intrinseco et domestico amore de l'uno verso l'altro: nel che si come io sono certo che V. S. E^ma^ per la dolcezza de la natura sua haverà poca fatica a farlo, si come credo che l'abbi sempre fatto per il passato, cosi mi rendo anche sicuro che da la banda del detto S^re^ non si mancherà d'una sincera corrispondenza: et certo sarà gran consolatione di S. S^tà^ che cosi segua; avvisando nel resto tutto quello che passa, come ha fatto sin adesso. Und was kurz darauf, da noch immer lebhaft über die Residenzfrage gestritten wurde,[2] als letzter Wunsch des Papstes nur Simonetta, und zwar in einer dem Particularbriefe vom 15. Juli 1562 beigefügten Chiffre anvertraut wurde, hütete man sich ebenfalls zu Lebzeiten Pius IV. in weitere Kreise dringen zu lassen, so dass wir erst aus tom. 51, f. 40 folgende Stelle kennen lernen: Quanto a l'articulo de residentia, se il Sor Alessandro ha scritto che N. S^re^ desidera che si dechiari la residentia non esser de iure divino, io l'assicuro che ha mal inteso S. S^tà^,

[1] Vgl. Pallavicino XVII c. 3, c. 5.
[2] Vg. Pallavicino XVII c. 13.

perchè quello che la S^tà sua desidera maggiormente è, che il detto articolo si metta in silentio, ma si questo non si può fare, per la intentione che si è data a i padri di trattarne, S. S^tà sta in quello che V. S. Illma ha veduto ne l'instruttione de l'arcivescovo di Lanciano, rimettendosi a quella, et a quello che si è scritto a li di passati ne le lettere communi del far la bolla qui o no.

Ebenso bezeichnend ist, dass im GR. folgende Chiffre zum Briefe an Simonetta vom 2. December 1562 (Klarschrift in tom. 51, f. 65) übergangen worden ist: Quel che N. S^re mi fa scrivere ne le lettere communi circa il risentirsi quando et con chi bisogna, sua S^tà desidera che sia detto particolarissimamente a la S. V. Illma vedendosi in le sue lettere una gran trepidatione et quasi deiettione d'animo, che non puo se non dispiacere a sua S^tà, la quale per ciò l'esshorta a non si perder d'animo et seguitar animosissimamente, perchè havemo la causa giusta, et pur non ci mancano amici et modo da potersi anche difendere se bisognerà, purche le SS. VV. Ill^me sappiano ben valersi de la loro auttorità con li discoli. S. S^tà vorrebbe pure che si trovasse qualche scusa da mandar in quà il vescovo di Veglia per levarlo de li: et se non hanno altra, potranno ò mandarlo con monsignor Visconte, ò dopo lui con qualche commissione che direte di esservi scordata di dare al predetto monsignor Visconte, perche noi le riterremo poi qui sotto qualche buon colore. al detto monsignor Visconte so che V. S. Illma non mancherà d'ogni amorevolezza, per mandarlo in quà ben istrutto di tutto quel che hoggi occorre, et io ne la supplico con ogni instanza.

Irre ich nicht, so gilt die Rücksichtnahme, durch welche sich die älteren Registratoren haben bestimmen lassen, dies und jenes zu vertuschen, nur dem Papste und den ihm an Ansehen zunächststehenden Würdenträgern der Kirche. Diesen Eindruck macht mir insbesondere die Behandlung der Correspondenz mit Altems seitens jener und seitens der späteren Registratoren, durch welche letztere wir erfahren, was ihre Vorgänger unterdrückt haben. An Geheimhaltung dieser Briefe hat man, wie wir sahen, selbst zu Lebzeiten Pius IV. nicht gedacht. Und es bedarf auch der Annahme solcher Absicht nicht in den vielen Fällen, in welchem wir Briefe an Altems

im GR. im minderen Umfange als im PR. und etwa auch anders lautend überliefert finden; nur ein Fall macht da vielleicht eine Ausnahme. Schon S. 38 hatte ich Anlass zu bemerken, dass der besondere Inhalt dieser Proposten die Entscheidung, was von ihnen zu registriren sei, erschwerte. Andere Differenzen der Ueberlieferung in GR. und in PR. erklären sich bei dieser wie bei den anderen Gruppen durch die Gewohnheiten der Registratoren oder durch die Beschaffenheit ihrer Vorlagen.

Die Rolle, welche da die Minuten spielen, will ich nochmals an einem Beispiele veranschaulichen. Ein Brief von 1562, VII. 1 betrifft wieder die S. 35 erwähnten Verhandlungen des Cardinals Altems mit dem Baron Polweiler. Auf die Dauer konnten dieselben wohl vor den anderen Concilslegaten nicht geheim gehalten werden; überdies mag man in Rom den Mittheilungen des Cardinals nicht vollen Glauben geschenkt und seinen Rathschlägen zu folgen Bedenken gehabt haben. So war Altems schon am 20. Juni geschrieben worden: ch' ella debba communicare con l' Ill^{mi} suoi colleghi tutto quello ch' el barone Polveiler le ha scritto in ziffra del duca di Wirtembergh et de le altre cose di Germania, avvisando quà del giudicio che lor ne fanno et del parer suo. Dann hatte sich Pius IV. entschlossen, als er Ende Juni den Erzbischof von Lanciano mit schriftlichen und mündlichen Instructionen nach Trient zurücksandte, die Legaten auch in die von seinen Nepoten geführten Verhandlungen einweihen zu lassen,[1] weshalb auch letzterem am 1. Juli neue Weisungen ertheilt werden müssen. Deren zweite Hälfte drucke ich hier links nach NG. 4^{c}, f. 290 und rechts nach tom. 49, f. 156 ab:

Et perche ne la instruttione che se gli è data si fa certa mentione de la prattica che V. S. Illma ha col duca di Vitimbergh per mezzo del barone Poluiler, S. S^{tà} dice che per questo V. S. Illma non è astretta

Et perche ne l' instruttione che gli s' è data si fa certa mentione de la pratica che V. S. Illma ha col duca di Virtembergh per mezzo del barone Poluiler, S. S^{tà} dice ch' ella communichi con l' Ill^{mi} colleghi

[1] In der Instruction vom 29. Juni (s. II. S. 121) heisst es: il che egli (Altems) esporrà a li legati.

a communicare a li R^{mi} suoi colleghi piu di quel che li pare, et che però faccia lei quel che giudicherà più a proposito segondo il bisogno del negocio et la voluntà et natura di quei SS^{ri} Todeschi, facendo anche intendere al barone che quando o lui o 'l duca non volessero trattar con altri che con V. S. Illma o con S. S^{tà} sola, non si mancherà di satisfargli et di abbracciar li lor desiderii con ogni paterna charità, in tutto quel che si potrà con dignità et conscientia. Di Roma a di p^{o} Luglio 1562.

quel che le pare et in oltre tenga la pratica secreta nel modo che lei giudica più a proposito et più secondo il bisogno del negotio et la volontà et natura di quei SS^{ri} Germani, facendo anche intendere al barone che quando o lui o l' duca non volessero trattare con altri che con V. S. Illma o con S. S^{tà} sola, ella non mancherà d' ascoltarli volontieri, et di abbracciar li loro desiderii con ogni paterna charità in tutto quel che potrà con degnità et conscientia sua. et rimettendomi nel resto a la prudenza de la S. V. Illma, in sua buona gratia quanto più posso mi raccomando et le bacio humilmente le mani. ecc.

Es leuchtet ein, dass uns im PR. die erste Redaction dieser Proposte geboten wird und im GR. eine zweite mit Aenderungen, welche wahrscheinlich der Papst selbst anbefohlen hat: ist für letztere eine zweite Minute angefertigt worden, so mag sie zwischen der ersten und der zweiten Registrirung in Verlust gerathen sein.[1]

Auf gleicher Linie scheint folgender Fall zu stehen. In NG. 4^{c} f. 304 steht ein Brief Borromeo's an Altems vom 29. Juli 1562, in welchem nur zwei Fragen kurz berührt werden: 1. Altems hatte sich in einem Schreiben vom 20. auf die gleichzeitigen lettere communi berufen, in welchen jedoch non s' è

[1] Als abgeändert betrachte ich nur den Passus S. S^{tà} dice — con dignità et conscientia. Dass im GR. die weiteren Worte et rimettendomi fehlen, entspricht den S. 69 erwähnten Gewohnheiten der älteren Registratoren. — Das umgekehrte Verhältniss, dass nämlich die erste und nicht approbirte Minute für GR. benutzt worden und die Schlussredaction uns nur aus PR. bekannt ist, nehme ich für den zuvor citirten Brief von 1562, VI. 20 an. PR. bietet uns hier nicht allein ein Alinea mehr, sondern auch den wichtigsten Satz des ganzen Briefes in besserer Stilisirung.

poi intesa la determinatione fatta da loro circa la pratica col duca di Virtembergh, et sarà grato a N. S^{re} d'intendere quel che haveranno risoluto — 2. es ist wieder die Rede von den zwei Castellen der Margarethe Madruzzo (s. S. 37). Findet sich nun dieser Brief in tom. 49, f. 159 eingetragen mit allerlei kleinen Varianten und um ein Alinea erweitert, so liegt es nahe, wiederum zwei Minuten anzunehmen, eine erste im GR. überlieferte und eine zweite im PR. erhaltene. Aber die Sache erscheint in anderem Lichte, wenn wir auf den Inhalt des hinzugekommenen Alineas achten und auf einen ganzen Brief von gleichem Tage, welchen PR. vor GR. voraus hat. In jenem wird dem Adressaten der Wunsch des Papstes eröffnet, che la S. V. Illma mostri in tutte le sue attioni ogni segno di cortesia et di rispetto verso il S. cardinal di Mantua per essere lui capo principale di quella legatione et tanto amato et stimato quanto lei sa da S. B^{ne}. et perche so che basta haverle accennata la volontà di S. S^{tà}, se ben non ne era bisogno in questa parte, non mi estenderò con la presente in altro, worauf der übliche Schlussgruss folgt. Offenbar hat aber dieser Passus dem Papste, der, nachdem er wohl oder übel seinen Frieden mit dem Mantuaner gemacht hatte, diesem wieder alle Liebe erweisen wollte, nicht genügt, so dass er, wie wir gleichfalls aus PR. ersehen, Borromeo beauftragte, am gleichen Tage noch einen zweiten Brief an Altems zu richten, in welchem ihm der Wunsch des Papstes, wenn auch zum grossen Theile mit denselben Worten wie in jenem dritten Alinea, so doch noch weiter motivirt und dringender ans Herz gelegt wurde. Neben diesem zweiten Briefe das früher aufgesetzte dritte Alinea bestehen zu lassen, hatte keinen Sinn, und so wird letzteres zweifelsohne mit non valet versehen worden sein, was bei der zweiten Registrirung übersehen worden sein wird. Handelte es sich nur um diesen dritten Absatz des einen Briefes, so hätten die früheren Registratoren, indem sie ihn ausliessen, das Richtige getroffen. Aber sie übergingen auch den zum Ersatz geschriebenen zweiten Brief. Und das, meine ich, ist mit Absicht geschehen: der Conflict zwischen dem Papste und dem Mantuaner hatte einen ungünstigen Eindruck gemacht und hinterlassen, über den die Zeitgenossen am liebsten ganz mit Stillschweigen hinweggegangen sein würden. Deshalb wurde im gleichzeitigen

GR. auch die Correspondenz mit Altems um dieser einen und einzigen Rücksicht willen gekürzt.

Indem ich die Ergebnisse dieser Erörterungen zusammenzufassen versuche, berücksichtige ich wiederum das alte Register ebenso gut wie die jüngeren. Zweifelsohne hat jenes vor diesen die ausdrückliche Beglaubigung als Amtsregister voraus. Aber weder diese noch die ihr vorausgegangene Revision bieten uns, das hat mich die genauere Untersuchung des ganzen Materials gelehrt, so viel Bürgschaft als ich in II, S. 81 behauptet habe. Eine Revision hat stattgefunden, wie gewisse Correcturen im GR. beweisen, aber sie hat an den Grenzen halt gemacht, welche ihr von vornherein durch die den Registratoren ertheilten Weisungen gezogen waren. Die Revisoren hatten z. B. diejenigen Stücke nicht nachzutragen, welche durch das für die Buchung aufgestellte Programm oder auch durch Beschluss von Fall zu Fall ausgeschlossen worden waren. Desgleichen hatten sie die Kürzungen der Texte zu respectiren, welche den Registratoren erlaubt oder eventuell auch vorgeschrieben worden waren. Die Erklärung Galli's (II. S. 1) soll also wohl nur besagen, dass die Registercopien des GR. insoweit mit den Minuten übereinstimmen als es seinem Ermessen und seinen Absichten entsprach. Bei der zweiten Registrirung dagegen ist ganz objectiv und mechanisch vorgegangen worden. Schon daraus dass alle Rücksichtnahme auf Personen entfiel, ergab sich ein Zuwachs an einzutragenden Briefen. Ein zweiter daraus dass, indem der Stock von Minuten einigen Veränderungen ausgesetzt gewesen war, die Zahl der neu aufgefundenen die der abhanden gekommenen weit übertraf. Und indem was so später gerade vorhanden war mechanisch copirt wurde, wurde auch Vollständigkeit der Contexte erzielt. Kurz was uns in den jüngeren Registern überliefert wird, kommt dem ursprünglichen Vorrathe weit näher als die einst in das GR. aufgenommene Correspondenz. Die jüngeren Registratoren sind jedoch durch ihre Arbeitsweise ebenso wenig wie ihre Vorgänger durch die ihrige vor Fehlern in den Details bewahrt worden und sie befanden sich, insofern als die Mehrzahl der Fehler durch die Beschaffenheit der Minuten veranlasst worden ist, in ungünstigerer Lage als die Männer, welche einst an der Herstellung und dem Mundiren der Concepte betheiligt, nach

kurzer Zeit sie nochmals in den Registern zu copiren hatten. Wie sich demnach das gleichzeitige und das nachträglich angelegte Register zu einander verhalten, werden der Forscher und vollends der Editor, wenn sie auf die Register allein angewiesen sind, stets beide zu Rathe ziehen und von Fall zu Fall entscheiden müssen, welcher der beiden Ueberlieferungen der Vorzug zu geben ist.

Mit Vorbedacht habe ich mir die Besprechung einer Handvoll von Briefen aus der zweiten Hälfte des November 1562 bis zum Schlusse vorbehalten, von Briefen nämlich in welchen nicht allein von den laufenden Concilsangelegenheiten die Rede ist, sondern auch von dem am 19. November erfolgten Tode des Grafen Federico Borromeo, einem Ereignisse welches die bisherigen Pläne Pius IV., auch seinen Nepoten zu fürstlicher Stellung zu verhelfen, ein für alle Male vereitelte und zugleich den Wendepunkt in dem Leben des Cardinals Borromeo, des Bruders des Verstorbenen, bildete.[1] Verdienen um der Tragweite dieses Geschehnisses willen die in unserer Correspondenz gebotenen Berichte alle Beachtung, so fordern sie um ihrer Beschaffenheit willen auch genaue Prüfung, denn gerade bei den von der Krankheit des Grafen handelnden Briefen oder Brieftheilen bestehen zwischen den Originalen und den Registercopien so starke Unterschiede, dass sich uns die von mir bisher nur gestreifte Frage aufdrängt, ob uns etwa in dem Register auch nicht zur Expedition gediehene Stücke überliefert worden sind.

Es kommen da vornehmlich zwei Briefsendungen von Rom nach Trient in Betracht und nebenbei die diesbezüglichen Risposte der Legaten. Diesen wurde die Erkrankung des Grafen Friedrich zuerst am 18. November gemeldet in einem Schreiben, welches beginnt: Il spaccio de le SS. VV. Ill^{me} di 10. mandato per staffetta . . . si è havuto di doi giorni prima del' altro di 9. venuto per l' ordinario.[2] Der Papst lässt hier den Legaten, welche am 9. und 10. über alle schwebenden

---

[1] Pallavicino XIX, 4 Nr. 9 hebt beides richtig hervor, während Ranke, da er die früheren Pläne des Papstes nicht gekannt hat, die Wirkung dieses Todesfalles unterschätzt hat.

[2] Original in Mailand Cod. 140 inf. f. 429 (α). — Copien in tom. 55, f. 35' (β), in tom. 54, f. 148' (γ), in tom. CVIII, f. 285 (ε), im AR. tom. 151, f. 116 (η).

Fragen berichtet hatten, seine Zufriedenheit mit ihren Entscheidungen ausdrücken, zugleich sein Bedauern über die Mühen und Verdriesslichkeiten, welche ihnen bereitet worden waren. Daran anknüpfend sagt Borromeo: m' incresce bene che a gli altri lor travagli io n' habbi d' aggiogner uno di non piccola importanza, dando lor nuova che il S^or^ conte mio fratello da una febbre la quale non pareva di molta stima (che lo prese otto di sono e di poi se gli è convertita in continua subintrante) sia hoggi condutto a tale che, se la mano di Dio benedetto non l' aiuta, è forse maggiore la paura che la speranza de casi suoi.

In einem gleichzeitigen Particularbriefe an Mantua[1] berührt Borromeo, nachdem er die Concilsagenden eingehend besprochen hat, die Krankheit mit den Worten: Il povero S^r^ conte sta con effetto malissimo, talche per il suo aiuto havemo gran bisogno de la misericordia di Dio, il quale sia quello che ci consoli, poiche questo è accidente veramente acerbo et duro. Indem dieser Brief in den ersteren eingelegt worden war, hat er in Trient kein Empfangsdatum erhalten; aber als solches wird der 26. November sowohl in tergo der Communeproposte angegeben, als in der dem Cardinal Borromeo sofort ertheilten Antwort.[2]

Während es mit der Ueberlieferung des ersten Briefes in allen Registern sehr gut steht, weist bei dem zweiten die Abschrift im GR. zwei Abweichungen auf. Besteht die erstere darin, dass das Incipit des Originals: Con questa sola io risponderò a 5 lettere di V. S. Illma, 3 di 9. et 2 di 10., le quali tutte ho communicate con N. S^re^ (so auch in δ und ε) umge-

[1] Original ib. f. 432 (α). — Copien in tom. 55, f. 37 (β), tom. 49 (PR.), f. 93′ (δ), tom. CVIII, f. 287′ (ε).

[2] Diese beginnt: Questa lettera di V. Illma et Rev^ma^ S^ria^ che havemo ricevuto hoggi, scritta alle 18 etc. — Das am 18. von Rom expedirte Paquet war also 7—8 Tage unterwegs, d. h. so viel Zeit als die Ordinaripost zu dieser Jahreszeit gebrauchte. Die Angabe Borromeo's in einem Briefe vom 21., dass er die Proposten vom 18. einer Staffette übergeben habe, kann, wie ich später zeigen werde, nicht richtig sein. — Im Postpacken vom 18. befanden sich auch noch Particularbriefe von gleichem Tage an Simonetta und an Hosius, welche aber die Erkrankung des Grafen nicht erwähnen und daher hier nicht in Betracht kommen. — Im nächtsfolgenden Postfelleisen befand sich ein einziger Particularbrief an Mantua, über den ich berichten werde.

staltet erscheint zu: Io non voleva scrivere per hoggi lungamente a la S. V. Illma, ma trovandomi debitor di risposta a 5 lettere sue, 3 di 9. et 2 di 10. etc., so mag der Registrator eine im Eingang anders lautende Minute copirt oder mag sich auch selbst eine Aenderung erlaubt haben: beides ist, wie wir schon wissen, nicht ungewöhnlich. Die andere, auf den ersten Blick recht bedenkliche Differenz erklärt sich ebenso leicht. Vor dem Alinea nämlich aus dem ich zuvor den Passus il povero S^r^ conte citiert habe, wird in β mit der Randglosse in cifra versehen eingeschaltet: Se il vescovo di Veglia si porta tuttavia, come di qua intendemo, poco bene, S. S^tà^ saria di parere che le SS. VV. Ill^me^ cercassero qualche occasione per levarlo di là mandandolo quà a Roma ò altrove sotto spetie di qualche negotio come a quelle parerà meglio; l'Osio si amalò poi per strada et essendo morto S. S^tà^ provederà del suo vescovato di Rieti al S^r^ cardinale Amulio.[1] Dass solche Weisung nicht in einen Particularbrief gehört, lässt sich schon der Anrede an die Herrlichkeiten entnehmen,[2] und dass sie an die gesammten Legaten gerichtet war, geht aus deren Antwort vom 26. November hervor: quanto al vescovo di Veglia non ci sapemo immaginare che preteste potressimo havere di mandarlo di qui per la qualità dell'huomo che non comporta che sopra di lui si faccia disegno. War mir damit schon der Weg gewiesen, dass die in β in Klarschrift übertragene cifra Beilage zum Communebriefe vom 18. gewesen sein muss, so fanden sich cifra und decifrato auch in dem Mailänder Codex f. 440—441, aber gleichfalls an unrichtiger Stelle, nämlich als Anhang zum nächstfolgenden Briefe Borromeo's an Mantua. Es hat also einerseits beim Registriren in Rom und anderseits beim Einbinden der Briefe und Beilagen in Mailand eine Verschiebung Platz gegriffen.

---

[1] Giambattista Osio Bischof von Rieti lobt Pallav. XIX, 4, Nr. 9 als huomo dotto e zelante, während er dem nur XVII, 7, Nr. 13 erwähnten Bischof von Veglia Alberto Duinio O. P. nicht gerecht wird; man muss des letzteren Voten nachlesen, um zu begreifen, dass der Papst solchen Wunsch hegte und denselben, als die Legaten ihn nicht berücksichtigen zu können meinten, dem C. Simonetta nochmals (s. S. 78) ans Herz legte.

[2] Allerdings wird sowohl für den Singular Signoria V. Illma als für den Plural ein und dieselbe Chiffre gebraucht, so dass bei der Entzifferung ein Fehler unterlaufen sein könnte; aber das in der Klarschrift folgende cercassero setzt doch den Plural des Subjects voraus.

Den Tod des Grafen Borromeo erwähnen dann Briefe eines am 22. November einem Couriere übergebenen und am 26. in Trient eingetroffenen Paquetes. Ich zähle zuerst die zu dieser Expedition gehörigen und uns erhaltenen Originale auf. 1. Borromeo an Mantua vom 20. November Havendo scritto.[1] — 2. Borromeo an die Legaten vom 21. November Dopo l'ultime mie di 18.[2] — 3. Derselbe an dieselben vom 22. November Con questi ultimi corrieri.[3]

Die chiffrirte Beilage zu 1., welche alles andere was in diesen Briefen steht an Bedeutung überragt, und welche auch mir zu zwei Bemerkungen Anlass bietet, lautet wie folgt:

N. S^re dice che non si lasci di far tutto quel che si può per guadagnarsi il conte di Luna * et, se ben bisognasse pro-

[1] Original im Mailänder Cod. 140 inf. (α). — Vollständige Copie nur in tom. CVIII f. 290 (ε); unvollständige, worauf ich gleich zurückkomme, und zum 22. November in tom. 55, f. 42 (β). — In diesem Falle ist es geboten das Original genau zu beschreiben. Der Hauptbrief nimmt nur die erste Seite eines Bogens ein, dessen zwei Blätter jetzt f. 434 und 439 bezeichnet sind. F. 439 diente einst als Umschlag und weist daher sowohl die Aussenadresse auf als auch das Indorsat: del card. Borromeo di 20. di Novembre, ricevuta il 27. con cifra interpretata. In diesen Bogen sind auch jetzt die Beilagen eingelegt, nämlich die ursprüngliche, auf welche im Hauptbriefe mit l'incluso foglio (jetzt f. 435—436) verwiesen wird (3 Seiten mit Chiffren ausgefüllt) und die erst in Trient entstandene (f. 437—438), auf welcher nur die Entzifferung geboten wird, überschrieben dal cardinale Borromeo di 20. di Novembre 1562 und oben abgedruckt. Auf f. 439 folgt als neue Lage (f. 440—441) die zuvor erwähnte Beilage zum Communebrief vom 18. — Ich verdanke diese und andere Angaben über die in Mailand befindlichen Stücke der Güte des Herrn Dr. L. Schiaparelli.

[2] Original im Mailänder Codex 140 f. 442—443 (α), als gesonderter Brief expedirt, daher mit Aussenadresse versehen, zu welcher in Trient das Indorsat hinzugefügt wurde: 1562 commune del card. Borromeo di 22 di Nov., ric. il 26, della morte del conte don Cesare. — Copien in tom. 55, f. 39 zum 22. Nov. (β), in tom. 54, f. 149 zum 22. Nov. (γ), in tom. CVIII, f. 293 zum 21. (ε), im AR. tom. 151, f. 134 zum 21. und mit der Glosse per corriere ric. alli 26 (η).

[3] Original ib. f. 448 (α), gleich 2. Brief für sich und mit eigenem Indorsat, aus dem ich hervorhebe di 22. di Nov., ricev. il 26. Dazu Nachschrift Credo che sarà bene auf foglio aggiunto, jetzt f. 449 signirt. — Copien (alle zum 22. und mit dem Postscript) in tom. 55, f. 41 (β), in tom. 54, f. 150 (γ), in tom. CVIII, f. 296 (ε), in tom. 151, f. 136, wiederum mit dem Vermerk per corriere ricev. alli 26 (η).

mettergli qualche gran cosa etiam fin a un cardinalato per qualche suo parente, non si resti di farlo, perchè S. St[a] sarà buon mantenitore di ciò che V. S[ria] Ill[ma] prometterà * si come la intendera meglio per lettere di Mons[re] di Gonzaga al quale mi rimetto. questi sono tempi et occasioni di aiutarsi in tutti i modi che si può, tanto più in quel che si fa senza offesa d'alcuno ne dell'honesto et per conservatione della religione cattolica et di questa santa sede. non resterò di dir a V. S[ria] Ill[ma] che 'l re cattolico con effetto desidera grandemente che si truovi qualche forma che 'l suo ambasciatore possa star in concilio con dignità sua et senza ceder manifestamente a quel di Francia, ma è anco vero che, quando non si possa trovar la detta forma, S. M[ta] dice che più presto che comportar che per causa sua nasca garbuglio et inconveniente, si contenterà di ceder a qualsivoglia minimo del concilio, protestando però che questo non habbia a nocergli per le altre volte neque in petitorio neque in possessorio. però S. St[a] dice che primieramente non si manchi di far ogni sforzo possibile per accommodar la cosa in un delli modi che si dice nella lettera publica et, quando poi non riesca, all'ultimo VV. SS[rie] Ill[me] accettino et admettano la protesta sopradetta et facciano dal canto loro tutto quel che si potrà, accioche S. M[ta] conosca che quel che non si è fatto è stato per non potere.

Noi havemo promesso all'ambasciatore Vargas di non aprire a V. S[ria] Ill[ma] questa ultima intentione data dal re, parendo a lui che se non lo sapranno debbano tanto maggiormente affaticarsi per trovar via all'accordo, ma io non ho voluto che a V. S[ria] Ill[ma] et al cardinale Simoneta sia celata cosa alcuna, essendo certo che con tutto cio si sforzeranno di far tutto quel che sarà possibile per sodisfare al re catholico. la priego adunque a communicare questo articolo col detto cardinale Simonetta et ambidui insieme discorrere quid agendum ...

Dass diese chiffrirte Proposte weder in das GR. tom. 55 noch in das PR. tom. 49 eingetragen worden ist, deute ich nicht allein dahin, dass (s. II, S. 51) die Minute weder den ersten noch den späteren Registratoren vorgelegen hat, sondern dahin, dass sie entweder sofort vernichtet oder doch aus den Akten des Geheimsecretariats ausgeschieden worden ist, um nach Möglichkeit der Gefahr vorzubeugen, dass der Inhalt derselben

Vargas verrathen werde. Unter den mancherlei an der Curie gegen diesen erhobenen Vorwürfen begegnet auch der, dass er sich durch Bestechung Kenntniss von den geheimsten Briefschaften zu verschaffen suche. In diesem Falle hatten Pius IV. und Borromeo Vargas versprochen, selbst Mantua die letzten Absichten des Königs nicht anzuvertrauen, hatten es aber dann doch gethan: das durfte Vargas nicht erfahren. Ich hole hier noch nach, was aller Wahrscheinlichkeit nach die beiden Sterne besagen wollen, welche ich aus der Chiffre und der Klarschrift in obigen Abdruck aufgenommen habe. Mantua sollte diese vertrauliche Weisung Simonetta mittheilen, aber vielleicht doch nicht den ganzen Wortlaut, sondern mit Ausschluss der in die Sterne eingeklammerten Stelle. Noch mehr Personen als die zwei hervorragendsten Legaten in das alles einzuweihen, verbot die Klugheit: so erkläre ich mir den Ausfall des ganzen Stückes in den genannten Registern.

Und doch muss diese oder eine ähnlich lautende Proposte in einer von uns noch nicht wieder aufgefundenen Form überliefert worden sein. Pallavicino XIX, 4 Nr. 12 theilt nämlich zuerst den von ihm genau citirten Brief 3. mit und dann unter Berufung eines Particularbriefes an Mantua vom 21. November dessen Inhalt. Er gebraucht da manche Worte, welche in 1. stehen[1] und er wiederholt einen grossen Theil der in 1. ausgesprochenen Gedanken, wenn auch in anderer Reihenfolge,[2] so dass wir nur zwischen zwei Annahmen zu wählen haben: entweder hat Pallavicino unser 1. in freier Weise benutzt oder ein 1. nahe kommendes Schriftstück, vielleicht einen ersten vom 21. datirten Entwurf. Ich ziehe die letztere vor, weil wir noch andere in diese Tage gehörige und sich zu den Originalbriefen ähnlich verhaltende Concepte kennen lernen werden, und weil ich mir durchaus nicht zu erklären weiss, auf welche Weise sich Pallavicino Kunde von unserem 1. verschafft haben könnte.[3]

---

[1] Z. B. (der König Philipp) 'voleva che'l suo ambasciatore cedesse ad ogni minimo del concilio, ma con protestare che nulla ciò le nocesse nè sopra la questione principale nè sopra la possessione.

[2] Unerwähnt lässt er was zwischen den Sternen steht.

[3] Dass Pallavicino weder die Originale der Mailänder Sammlung noch deren Abschriften in tom. CVIII gekannt hat, steht fest. Wenn das von

Ich gehe zu den Zeitangaben in den drei zuletzt aufgezählten Proposten über. Mit den ersten Worten von 1. Havendo scritto lungamente in commune wird zweifelsohne auf 2. verwiesen, obwohl 1. vom 20. und 2. vom 21. datirt. Setzt ferner die chiffrirte Beilage zu 1. den Brief 3. voraus, so widersprechen dem wiederum die angegebenen Monatstage. Dazu kommt, dass nach den Registercopien zu schliessen auf der Minute von 1. und auf der von 2. der 22. gestanden hat, so dass alle drei Stücke in den römischen Registern zu diesem Tage, d. h. zu dem der Expedition eingetragen worden sind. In der Datirung von 1. könnte vielleicht ein Schreibfehler (20. statt 21.) stecken, wie solcher in den Eingangsworten von 2. offen zu Tage liegt.[1] Um alle Schwierigkeiten zu lösen bedarf es anderer, kühnerer und doch hier zulässiger Erklärung. Indem bereits am Tage nach der Expedition der Briefe vom 18., wofür ich die Beweise nach und nach bieten werde, mehrfacher Anlass geboten wurde wieder nach Trient zu schreiben, sind in Rom schon am 19. und 20. Entwürfe zu den drei hier in Rede stehenden Proposten aufgesetzt worden, Entwürfe, welche, da sich die Absendung bis 22. verzögerte, mancherlei Wandlungen durchgemacht haben, bis die Briefe in Reinschrift fertig gestellt wurden. Bei der Datirung der letzteren liessen sich nun weder sämmtliche der Zeit nach auseinanderfallende Angaben der einzelnen Briefe, noch das Verhältniss derselben zu einander berücksichtigen: daher behalf man sich hier mit annähernder Datirung, während man auf den Minuten den gemeinsamen Expeditionstag eintrug.

Des weiteren bespreche ich die besonders wichtigen Angaben über den in diesen Tagen erfolgten Tod des Nepoten des Papstes. Der Hauptbrief Borromeo's an Mantua (1.) besagt: questo mio povero fratello . . . hiersera a 2 hore di notte rese l'anima al suo creatore, was, da 1. vom 20. November datirt ist, den

---

ihm benutzte Concept aus dem Vaticanischen Archive stammt und noch erhalten ist, muss es sich in Akten verirrt haben, in denen man nicht nach conciliarer Correspondenz forscht.

[1] Dopo l'ultime mie di 18. ho ricevute quelle di VV. SS. Ill^{me} di 20, was doch in einem Briefe vom 21. oder 22. unmöglich ist. Statt 20. muss es hier heissen 12., von welchem Tage der am 19. oder 20. November in Rom eingelaufene Legatenbrief (Original in tom. 60, f. 478 Poiche non havemo) datirt ist.

19. ergibt. Und dieser wird auch in 2. mit aller Bestimmtheit angegeben, indem Borromeo den Legaten schreibt: col spaccio mio ultimo mandato per staffetta (d. i. 18. November) io diedi aviso de lo stato periculoso nel quale si trovava il conte mio fratello; hora con estremo dolor mio non voglio restar di dir loro che il di seguente a due hore di notte piaque al S. Dio di chiamarlo a se.[1]

---

[1] Als weitere gute Zeugnisse für den 19. als Todestag des Grafen führe ich an: 1. Borromeo an Delfino (28. November in N. di Germania 10, 234): la settimana passata a di 19. piaque al S. Dio di chiamar a se il S. conte mio fratello. — 2. Derselbe an den Nuntius in Venedig (21. Nov. in N. di Venezia 2, 57): spirò giovedi (d. i. 19) sera a due hore di notte. — 3. Cusano an K. Maximilian (21. Nov. Wiener Archiv, Romana): Il conte Federico Borromeo il giovedi medesimo verso le due hore di notte passò all' altra vita. — 4. Die Notizen des von dem ceremoniere Giov. Franc. Firmano geführten Diarium (Cod. Urbin. 638): die 19. Novembris (im Codex allerdings an zwei Stellen Augusti, aber mitten unter den Eintragungen aus dem November, also nur Schreibfehler) in sera hora prima noctis obiit comes Federicus Borromaeus nepos S. S^tis^ ex febri pestilentiali; zum 22. Transport der Leiche nach S. Pietro in Montorio; zum 25. Exequien in der Kirche S. Spirito.

Ich führe so viele und zweifelsohne zuverlässige Belege für den 19. November als Todestag an, weil bisher zumeist der 20. angenommen wird, und weil ich selbst in Aktenstücken zur Geschichte des Concils von Trient 403 unter Berufung auf die Depeschen des Grafen Arco für den 20. eingetreten bin. Ich kannte damals jene Zeugnisse noch nicht und ich habe Arco's Berichte nicht recht verstanden. Jetzt finden sich in die Romana des Wiener Archivs drei diesbezügliche Stücke eingereiht, indem Arco (vgl. Aktenstücke 79) zugleich eingesandt hat einen kurzen lateinischen Bericht von Schreiberhand und sowohl an den Kaiser als an K. Maximilian italienische eigenhändige Schreiben. Hier wird es genügen das etwas ausführlichere Schreiben an den Kaiser vom 21. November anzuführen und zu erklären. Die Hauptstelle lautet (nach Copie des Dr. Steinherz): Doppo ch' io scrissi alla M^tà^ V. alli 19. di questo (der 19. fiel damals auf Donnerstag), il conte Federigo Borromeo aggravato dal dispiacer dell' animo et da una febre maligna con fluxo di ventre, ai 20 venendo i 21 verso il giorno che fu venerdi notte, con molto dispiacere di S. S^tà^ passò di questa all' altra vita. Allerdings scheint hier der Tod angesetzt zu werden auf den Abend des 20. Wie konnte aber Arco, der am Samstag den 21. schrieb, den Abend des 20. als Vorabend des Freitags bezeichnen? Wurde ich dadurch irre daran, dass ai 20 venendo i 21 auf die Monatstage zu beziehen sei, so fiel mir auch auf, dass zwischen der 20. und 21. Stunde (nach der oberdeutschen Art 24 Stunden von Mitternacht zu Mitternacht zu zählen) der Angabe der

In dem an alle Legaten gerichteten Briefe 3. wurden auch diese, ohne in alle Details eingeweiht zu werden, im Hinblick auf das Erscheinen Luna's auf dem Concil aufgefordert, ein Mittel ausfindig zu machen, durch welches die Spanier und die Franzosen augenblicklich befriedigt werden konnten: et del sucesso (ihrer Verhandlungen mit den letzteren) potranno avvisar qua subito, perche a questo effetto il corriero è stato pagato per andare et per tornare. In einer Nachschrift wurde dann den Legaten einige Frist gewährt, über ihre Verhandlungen mit den Franzosen Bericht zu erstatten. Und thatsächlich konnten sie erst am 30. November[1] melden, dass sie bei den Franzosen nicht den geringsten Erfolg erzielt hatten. Bevor aber die Legaten auf den von ihnen genau bezeichneten Brief 3. antworten, erfüllen sie die Pflicht, dem Papste und dessen Nipoten ihr Beileid über den eben erlittenen und im zweiten Theile des Briefes 2. gemeldeten Verlust auszudrücken.

Indem dieser Legatenbrief vom 30. November dem auf ihn harrenden römischen Couriere übergeben wurde, traf er in Rom nach wenigen Tagen ein, wahrscheinlich bis zum 4. December, so dass Borromeo in einer weiteren Proposte vom 5.[2] auf alle in der Risposte vom 30. November berührten An-

---

Italiener a due hore di notte entsprechen würde. Einmal auf der richtigen Spur, erhielt ich von Herrn Prof. Galante in Innsbruck, gebürtig aus der Lombardei, folgenden Aufschluss. Auch im lombardischen Dialecte ist hora Femininum, aber i (nicht le) ist die Pluralform des Femininums des Artikels, so dass auch noch heute z. B. die 8. Stunde bezeichnet wird mit ai 8 our oder kürzer ai 8. Somit hat Arco hier nur die Stunde der Zahl nach angegeben, den Tag aber nur indirect und in recht ungeschickter Art: nur da wir den Tag vor Freitag oder den Donnerstag als 19. November kennen, können wir seinen Brief den Zeugnissen für den 19. beizählen. — Uebrigens will ich nicht verhehlen, dass ich bei hervorragenden Linguisten auf Bedenken gegen die mir von Galante an die Hand gegebene Deutung dieser Stelle gestossen bin: Grund genug für mich zu wünschen, dass uns Historikern weiterer Aufschluss über die örtliche und die zeitliche Ausdehnung dieses Sprachgebrauches geboten werde.

[1] Original in tom. 60, f. 499.

[2] Original im Mailänder Codex 140, f. 480 mit zwei Postscripten auf gesonderten Blättern, von denen das eine besagt: Non ho voluto inserir ne la lettera de negocii la risposta de la condoglienza etc., perche havendola a veder N.S[re] non volevo esser causa di rinfrescarli il dispiacere —

gelegenheiten erwiedern konnte. Ich brauche hier nur auf die den Todesfall betreffenden Aeusserungen näher einzugehen. Dass dieser eingetreten war, hatten die Legaten schon am 26. November erfahren, nämlich durch die an diesem Tage vom Courier überbrachten Proposten 1—3, aber erst zu sehr später Stunde und nach der Expedition der von ihnen an gleichem Tage auf die Proposten vom 18. ertheilten Anwort.[1] Aber dass Graf Friedrich in Lebensgefahr schwebte, war den Legaten in den Briefen vom 18. gemeldet worden, so dass es auffällt, dass sie von dieser Nachricht in der uns vorliegenden Risposte vom 26. (Questa lettera etc. s. S. 84, Anm. 2) nicht die geringste Notiz nehmen. Zweifelsohne fehlt uns hier ein oder fehlen uns auch mehrere Stücke der Correspondenz Trient—Rom, indem die Beilagen zu dem Hauptbriefe, in welchen die Legaten insgesammt oder einzeln dem Papste und dem Cardinal Borromeo ihr Beileid ausgesprochen haben, den Adressaten zugestellt worden und verblieben sein werden, so dass sie nicht wie der Hauptbrief im Geheimsecretariat aufbewahrt wurden.[2] Nehme ich somit als sicher an, dass der Einlauf in

folgt Dank für die Beileidsbezeugung vom 30. November. — Vollständige Copie in tom. CVIII, f. 323 (ε), während die Nachschrift Non ho voluto fehlt in den Registercopien tom. 55, f. 51 (β) und tom. 54, f. 155 (γ).

[1] Hier hole ich die Erklärung des S. 86, Anm. 1 angeführten Empfangsdatums nach. Wie wir später sehen werden, beziehen sich diese Daten nicht immer auf den Zeitpunkt des eigentlichen Einlaufs, sondern zuweilen auf den in welchem C. Olivo die einzelnen Stücke eines Paquetes erhielt. Da nun zum Briefe 1. eine Chiffre gehörte, welche erst aufgelöst werden musste, gelangte der etwas später in die Hände von Olivo als 2. und 3., und erhielt nicht wie diese das Indorsat ricev. 26. Nov., sondern das ricev. 27. Nov.

[2] Dass sich die Einbusse nicht weiter erstreckt, dass insbesondere von den Communerisposten nicht mehr als ein eventuelles Condolenzschreiben der gesammten Legaten in Verlust gerathen ist, und dass ausser dem letzten zwischen den risposte i. c. vom 19. November und vom 2. December nur die zwei von mir wiederholt erwähnten vom 26. und 30. November liegen, kann ich mit aller Bestimmtheit behaupten. Allerdings fehlt uns zur Controle der Vollständigkeit der in Rom entstandenen Sammlung der eingelaufenen Originale (tom. 60) das uns betreffs des römischen Expedits in den gleichzeitigen Expeditsregistern gebotene Mittel, denn der römische Einlauf ist erst unter Gregor XIII. im Cod. Borges. I. 184 und noch später in tom. 58 (s. I, S. 71) registrirt worden. Aber ein so gut wie gleichzeitiges Verzeichniss aller risposte i. c. liegt

Rom hier eine wenn auch nur geringfügige Einbusse erlitten hat, so habe ich um des einen Zweckes willen den ich verfolge zu constatiren, dass von den damals an die Legaten insgesammt oder an den Mantuaner allein nach Trient gesandten Proposten nicht ein Stück verloren gegangen ist. Ich brauche deshalb nicht jeden der Borromeobriefe aus der zweiten Hälfte des November 1562, welche uns in der Mailänder Collection als Originale und zum grossen Theile auch in den Registercopien vorliegen, aufzuzählen und zu besprechen, denn wenn Borromeo in diesen Wochen in Commune- oder in Particularbriefen auf ältere Legatenbriefe antwortet oder Anweisungen auf Geldzahlungen ertheilt oder diesen oder jenen Bischof empfiehlt, so kommt das alles hier nicht in Betracht. Ich fasse augenblicklich nur die Proposten ins Auge, welche von den gerade auf der Tagesordnung stehenden wichtigen Angelegenheiten und nebenbei von dem Ableben des Grafen Friedrich handelten, und was sie betrifft lässt sich aus der Vergleichung des Inhaltes aller Proposten mit dem aller Risposten mit Sicherheit folgern, dass es der ersteren aus jener Zeit nicht mehrere gegeben hat als die uns noch in den Originalen vorliegenden, nämlich die zwei am 18. und die drei am 22. nach Trient expedirten Stücke.[1]

Und das halte ich auch gegenüber dem Zeugnisse der römischen Amtsregister aufrecht. Auf diese habe ich bisher nur insofern Rücksicht genommen, dass ich die in ihnen gebotenen Copien der zwei Briefe Borromeo's vom 18. und der

---

uns in den in tom. 32, f. 298—333 erhaltenen, zweifelsohne für Morone angelegten Summarien (s. I, S. 67) vor, und in diesen sind ebenfalls andere als die zuvor genannten Legatenbriefe nicht excerpirt worden.

[1] Communebriefe anderen Inhaltes sind auch damals an jedem Posttage (ausgenommen den 21., da die Expedition eines Couriers bevorstand), also am 18., 25. und 28. November, am 2. December u. s. w. abgesandt worden. Von diesen Tagen datiren auch alle uns bekannten Particularbriefe. In diesen wird der Todesfall nur ein Mal und zwar unter besonderen Umständen erwähnt. Am 28. November beruft sich nämlich Borromeo in einem Schreiben an Altems (tom. 49, f. 163) auf die diesbezügliche ihm con l'ordinario passato, d. i. am 25. gemachte Meldung. Dass Altems als nahen Verwandten des Verstorbenen besondere Mittheilung gemacht wurde, kann um so weniger Wunder nehmen, da sich derselbe zu der Zeit nicht in Trient, sondern in seinem Sprengel befand.

drei vom 22. citirt und ihre Abweichungen von den Originalen vermerkt habe. Dazu habe ich aber nachzutragen, dass sich in ihnen noch zwei weitere an Mantua gerichtete Schreiben über jenen Todesfall befinden. Das erste eingetragen in tom. 55, f. 36′—37 und in tom. 49, f. 93—93′ zum 18. November lautet:

Havendo scritto lungamente in commune et trovandomi nel fastidio che V. S^{ria} Illma puo imaginarsi, non le dirò particolarmente cosa alcuna circa li negotii publici piu di quello ch'ella vederà da l'incluso foglio. questo povero mio fratello è hormai ridutto a tale da la violenza del male, che non solo n'havemo perso ogni speranza, ma sarà facil cosa che al chiuder di questa egli ancora habbi chiusi gli occhi et volatosene al cielo, dove piaccia a N. S^{re} Dio d'haverlo ricevuto in eterna quiete, poiche gli è piaciuto di privarne noi altri con tanto dolor nostro. di tutto sia ringratiata la divina bonta sua et doni a la S^{tà} di N. S^{re}, a V. S^{ria} Illma et a noi tutti quella fortezza et patienza, de la quale in un caso si duro havemo di bisogno. dico ancora a V. S^{ria} Illma, sapendo io la perdita ch'ella ha fatto d'un cordiale et sincero servitore, et l'amore che per bontà sua lei gli portava. cosi le baccio le mani et humilmente me le raccomando.

Von dem zweiten nur in tom. 49, f. 95—95′ unter der Ueberschrift Al medesimo a 22. detto überlieferten Schreiben genügt es hier die erste Hälfte abzudrucken.

Il povero S^{re} conte mio fratello non potendo piu sostenere la violenza del male hiersera a 2 hore di notte rese l'anima al creator suo. onde ci troviamo tutti nel fastidio che lei puo imaginarsi in un caso di tanto cordoglio, et precisamente N. S^{re} n'è rimaso in tanta amaritudine che non credo che cosa del mondo basti a racconsolar nè la S. S^{tà} nè noi altri, se la divina M^{tà} non ci soccorre con l'aiuto suo dandoci et patienza et fortezza eguale al bisogno d'una si dolorosa perdita, ne la quale anco V. S^{ria} Illma ha parte, poiche manca d'un gran cordiale et sincero servitore quale l'era il povero S^{re} conte . . .

Für sich betrachtet könnte das Concept Havendo, denn nur von Concept kann die Rede sein, mit der Meldung, dass in jedem Augenblicke der Tod des Grafen zu erwarten sei, vielleicht schon am 18. November, wie in den Registern angegeben wird, und vor Abgang der zwei von diesem Tage datirten Briefe aufgesetzt worden sein. Aber dass mit diesen

zugleich ein so lautendes Schreiben an Mantua abgegangen und in Trient eingetroffen sei, dafür fehlt jeder Anhaltspunkt und dagegen spricht das gleich zu erwähnende Verhältniss der am 22. expedirten Proposte 1. zu diesem Concepte 1. Ich nehme also Entstehung des letzteren am 19. kurz vor Eintritt des Todes an.[1] An diesem Tage werden die neuesten Nachrichten aus Spanien eingetroffen sein, welche so wichtig waren, dass sie zu sofortiger Berathung und zur Abfassung neuer Weisungen Anlass gaben, neuer Weisungen sowohl in commune als an Mantua allein auf l'incluso foglio, auf welche im Eingange des Conceptes 1. Bezug genommen wird. Doch noch vor Schluss solchen Schreibens war, wie Borromeo befürchtet hatte, der Tod seines Bruders erfolgt. So wird um C. 1 zu ersetzen am 20. zuerst die Todesanzeige C. 2 concipirt worden sein, wobei dem Dictator manches schon in C. 1 gebrauchte Wort wieder in die Feder gerieth. In der Betrübniss jedoch, welche den Papst und den Cardinalnepoten, und in der Bestürzung, welche den ganzen Hof ergriff,[2] verzögerte sich die Erledigung aller Angelegenheiten, so dass es erst am 22. zur Expedition der seit drei Tagen vorbereiteten Briefe 1—3 kam. Seinem ganzen Wortlaute nach war da C. 1 nicht mehr verwendbar, aber indem man zwischen Anfang und Schluss desselben den berichtenden Theil von C. 2 (denn zur Absendung der hier auf-

---

[1] Die Bezeichnung der den Registratoren vorgelegenen Minute mit 18. November läuft wie in so vielen anderen Fällen auf ein Versehen hinaus. — Meiner Annahme, dass am 19. con questi ultimi corrieri, wie es im Eingange der Proposte 3. heisst, in Rom die Briefe eingelaufen sind, welche Luna's Entsendung nach Trient meldeten, steht nicht im Wege was Borromeo am 26. an Crivelli den Nuntius in Spanien schreibt, nämlich dass am Tage nach seines Bruders Tode è finalmente comparso ancora il Rastello con le lettere privilegii et espeditioni (N. di Spagna 39, f. 63; dazu meine Aktenstücke S. 403). Denn die Verhandlungen zwischen K. Philipp und den Borromei über die den letzteren zugedachten Pensionen und Privilegien, über welche der Cardinalnepote da berichtet, wurden seit lange (Aktenstücke S. 214) ganz von den das Concil betreffenden Verhandlungen getrennt: so kann sehr wohl am 19. ein Courier des spanischen Hofes und Tags darauf der des Grafen Brocardo in Rom angekommen sein.

[2] Cusano meldet dem K. Maximilian am 21. (Wiener Archiv): hieri mattina et in tutto il giorno non si puotè penetrare nelle stanze del papa nè del cardinale Borromeo, il quale negotiò un pezzo a solo con S. S^{tà}.

gesetzten Anzeige war es ebenfalls nicht gekommen) einschaltete, erhielt man die Minute zu dem Briefe 1.[1] Gleichzeitig wird die Minute zu dem Briefe 2. das letzte Alinea mit der Meldung des Todes (s. S. 90) erhalten haben.[2]

Weder C. 1 noch C. 2 sind, nachdem sie für neue Concepte verwerthet worden waren, vernichtet worden, noch sind sie mit den üblichen Vermerken non valet oder non transiit versehen worden. Dadurch sind die Registratoren mehr oder minder irre geführt worden. In das GR. ist erst C. 1, als wäre ein so lautender Brief an Mantua expedirt worden, und dann der wirklich abgesandte Brief 1 (jedoch ohne die chiffrirte Beilage) eingetragen worden. Und in das PR. tom. 49 ist Brief 1, vielleicht weil dessen Minute inzwischen verloren gegangen war, nicht aufgenommen, dagegen die für ihn verwendeten, dann aber verworfenen Concepte 1 und 2. Dem gegenüber fällt die Verwirrung der Datirungen kaum ins Gewicht.[3]

---

[1] Dessen Schlusssatz aber (et per hora resto bacciandola humilmente le mani et raccomandandomi in sua buona gratia) ist wieder C. 2 entnommen.

[2] Hier findet sich die Borromeo in den Mund gelegte Aeusserung, welche ich S. 84, Anm. 2 als nicht zutreffend bezeichnet habe: con spaccio mio ultimo mandato per staffetta ... Vielleicht ist solche Beförderung der Proposte vom 18. November beabsichtigt worden, dann aber in der Sorge um den Kranken unterblieben. Ich folgere das nicht allein aus dem späten Eintreffen in Trient, welches nur durch der Staffette zugestossene Unfälle erklärt werden könnte, sondern auch daraus, dass in der Antwort der Legaten von Verspätung und von Anlass zu derselben nicht die Rede ist. Wurden die Proposte vom 18. dem an diesem Tage abgehenden ordinario übergeben, so trafen sie in Trient in 7—8 Tagen ein, also wie die Legaten bezeugen am 26.

[3] Um vollen Einblick in die eigenthümliche Ueberlieferung zu ermöglichen, stelle ich hier zusammen, wie die in Rede stehenden Stücke in den Vaticanischen Registern aufeinander folgen und behandelt worden sind. Im GR. tom. 55 ist nach der lettera i. c. vom 18. November Il spaccio auf f. 36′—37 ohne neues Datum, also gleichfalls zum 18. gehörig, C. 1. eingetragen worden. Und daran schliesst sich ohne alle Scheidung, als wenn es sich um Fortsetzung handelte Io non voleva, d. h. der Brief an Mantua dessen Original (s. S. 84) mit Con questa sola anhebt. Auf f. 38′ und auf f. 39 werden uns weitere Particularbriefe, nämlich an Hosius und an Simonetta geboten. Dann folgen unter der Ueberschrift A li legati 22. November Brief 2. (f. 39′—41, im Original vom 21.), Brief 3. (f. 41—41′, im Original ebenfalls vom 22.)

Das was ich hier vornehmlich feststellen wollte, ist, dass in diese Amtsregister, deren Bestimmung war, der Nachwelt die thatsächlich expedirten Proposte in gewisser Auswahl zu überliefern, vereinzelt auch nicht expedirte Stücke übergegangen sind.[1] Dass Fehlgriffe der Art selbst von den älteren Registratoren gemacht und auch bei der Revision nicht wett gemacht worden sind, wird wieder der Beschaffenheit der Minuten zuzuschreiben sein. War so in unserem Falle der Schein hervorgerufen worden, als seien dem Cardinal von Mantua über den Tod des Grafen Borromeo zwei zum Theil allerdings übereinstimmende, zum Theil aber in der Fassung und in der Datirung zweiende Bericht erstattet worden, und ist er dann doch zerronnen bei eingehender Prüfung des gesammten hierher gehörigen Materials und aller in Betracht kommenden Ueberlieferungsformen, so glaube ich damit auch gezeigt zu haben, dass es uns selbst solchen Irrthümern der Registratoren gegenüber nicht an den Mitteln fehlt sie zu durchschauen und zurückzuweisen.

6. *Mit der Ueberlieferung der Proposte an Hosius steht es, obgleich ein PR. für sie nie angelegt worden ist, sehr günstig: viele sind in Originalen auf uns gekommen, und viele sind im GR. gebucht; überdies sind sehr viele, indem sie von G. Pogiano oder von G. B. Amaltheo concipirt worden waren, als litterarische Denkmäler überliefert worden. Die mit April 1563 beginnenden Dictamina des Letzteren sind aus einem einst in Lucca befind-*

und Brief 1. (f. 42, im Original vom 20.). — Die Reihenfolge der lettere i. c. im tom. 54 ist: f. 148'—149 Il spaccio unter 18. November, f. 149'—150 Brief 2. unter 22. (statt 21. des Originals), f. 150—151 Brief 3. unter dem richtigen 22. — Das PR. tom. 49 bietet von Briefen an Mantua f. 93—93', C. 1. und f. 93'—95 Con questa sola, beide zum 18. November, ferner f. 95—95' C. 2. zum 22. (statt 20).

[1] Dahin rechne ich jetzt auch den in II. S. 41 besprochenen Brief an Mantua von 1562. IV. 4. Es findet sich nämlich weder ein Original in Mailand vor, noch eine Copie in tom. CVIII. Die Minute, welche jedenfalls existirt hat, wird in einer nicht ganz klaren Weise als cassirt bezeichnet worden sein: das haben die jüngeren Registratoren ganz übersehen und haben ihre Vorgänger dahin gedeutet, dass nur der zweite Theil getilgt worden sei.

lichen und aus einem in Mailand noch erhaltenen MS. bekannt. Sie werden uns jedoch hier in der ursprünglichen Fassung geboten, welche im Geheimsecretariat etwas umgearbeitet worden ist, um die Minuten zu erhalten, auf welche die Originale und die Copien im GR. zurückgehen.

Indem die gesammten Particularregister ungeachtet der Vertheilung auf die tom. 49, 51, 57 ihrer ganzen Anlage nach als ein fest gefügtes Ganzes erscheinen, aus welchem kein Theil ohne Entstehung einer in die Augen fallenden Lücke ausgeschieden werden konnte, ist an der vollständigen Erhaltung der ursprünglichen Sammlung nicht zu zweifeln, also auch daran nicht, dass das von uns vermisste PR. für den Legaten Hosius von Anbeginn an ausgeschlossen worden ist. Dafür ist aber kein anderer Grund erfindlich als der, dass, als die litterae in particulari für sich registrirt werden sollten, die Minuten der an Hosius gerichteten Proposten nicht zur Hand waren.[1]

Dass uns so für diese eine Gruppe der Particularproposte die eine sonst gebotene Ueberlieferungsform abgeht, können wir leicht verschmerzen, da es im übrigen mit deren Erhaltung ausnehmend gut steht. Vor allem ist, das macht diesem Legaten, seiner Umgebung und seinen Erben Ehre, sein Einlauf sorgfältig aufbewahrt worden, und wenn auch das Ermländer Bisthumsarchiv zu Anfang des 18. Jahrhunderts stark geplündert und später zerstreut worden ist, so sind gerade die Originale der von Borromeo an Hosius gerichteten Briefe zum grossen Theile erhalten geblieben.[2] In der von Heilsberg nach Gotha gekommenen Theilsammlung finden wir aus der hier zu berücksichtigenden Zeit des Concils nicht weniger als 24 Originalproposte. Vorerst wird es genügen, die blossen Zahlen der aus

[1] Dass, wie Pallavicino richtig bemerkt, Seripando und Hosius come persone più di scuola che di negozio nur was in ihr Fach eingeschlagen sei mitgetheilt worden sei, darf nicht als Erklärung für den Ausschluss der Briefe an Hosius aus dem PR. geltend gemacht werden: hat doch Seripando sein PR. erhalten. — Ob nach Vollendung der tom. 49, 51, 57 nur die Minuten der zwei in tom. 50 eingetragenen Briefe aus dem Jahre 1561 wieder aufgetaucht sind oder auch zu den folgenden Jahren gehörige Minuten, lässt sich nicht entscheiden und ist auch irrelevant.

[2] Steinherz in Nuntiaturberichten II, 1. Einleitung XXIV.

abgeleiteten Quellen bekannten Briefe derselben Kategorie und Zeit anzugeben. In das ursprüngliche GR. sind deren 10 aus dem Jahre 1562 und 22 aus 1563 eingetragen worden und in den späteren Ergänzungsband des GR. oder in tom. 50 noch 2 Briefe aus dem Jahre 1561. Dazu kommen Abschriften von 19 Briefen vom April bis December 1563 in dem Mailänder Cod. R. 100 (s. I, S. 85 und II, S. 95) und Abschriften von noch 2 Briefen mehr in einem einst zu Lucca befindlichen Manuscripte.

Die Besonderheiten der Ueberlieferung in den zwei letztgenannten Handschriften erklären sich aus der Entstehung der in ihnen zusammengestellten Briefe. Ich habe bereits als Verfasser derselben Giovanni Baptista Amaltheo genannt und einiges auch über die Handschriften gesagt, habe aber alles hier weiter auszuführen. Amaltheo war, bald nachdem er nach Rom gekommen war,[1] in die Dienste des Cardinals Borromeo getreten, der ihn neben anderen Litteraten vornehmlich zum Concipiren lateinischer Briefe verwendete, sowohl solcher, welche er im eigenen Namen versandte, als auch gelegentlich solcher, welche vom Papste ausgingen. Seit April 1563 war Amaltheo u. a. auch der specielle Auftrag, die Briefe an Hosius abzufassen, ertheilt worden.[2] Er begleitete Borromeo im Herbst 1565 nach Mailand, kehrte mit ihm, als Pius IV. im Sterben lag und Pius V. zum Nachfolger gewählt wurde, auf einige Monate nach Rom zurück und blieb dann bei ihm bis in das Jahr 1567 in Mailand. Schliesslich trat er, von seinem bisherigen Patron in Gnaden entlassen, in den Dienst Pius V. Dass nach seinem zu Beginn des Jahres 1573 erfolgten Tode einer seiner Neffen eine Auswahl von Briefen veröffentlichen wollte, erzählte ich

---

[1] Ruolo di famiglia di Pio IV. S. 38 und 48; dazu Lagomarsini an vielen Stellen.

[2] Früher besorgte, wie Lagomarsini bemerkt, dieses Geschäft der im Dienste des Cardinals von Augsburg stehende Giulio Pogiano. Wie dessen Stellung der des Amaltheo sehr nahe kommt, so sind auch die Briefe aus seiner Feder einerseits in Amtsregistern überliefert worden und andererseits in mehrfachen vom Verfasser oder von dessen Verehrern angelegten Briefsammlungen. So finden sich Epistolae Pogianae nicht allein in verschiedenen päpstlichen Registern und im Registrum litterarum latinarum des Cardinals von Augsburg (s. Stimmen aus Maria-Laach 17, 432 und die 1892 in Augsburg erschienene Ausgabe von Anton Weber), sondern auch in den zahlreichen von Lagomarsini benutzten Handschriften.

schon.[1] Desgleichen, dass ein Exemplar einer derartigen Sammlung von auserlesenen Amaltheobriefen im Cod. Ambr. R. 100 auf uns gekommen ist, während ein anderes, welches von Mansi für seine Ausgabe der Amaltheobriefe benutzt worden ist, jetzt nicht mehr aufzufinden ist.

In der Mailänder Handschrift ist diese Collection (f. 2—55) ganz von ungefähr mit anderem, aus Jesuitenkreisen stammendem und bis 1595 reichendem Material zusammengebunden worden. Sie erinnert durch die Anlage und die Schrift an die jüngeren Register der Concilscorrespondenz, ist aber grösseren Formats als diese. Die Briefe sind eingetheilt in 5 Bücher, zu denen noch ein Anhang kommt.[2] Die im Namen der Päpste concipirten sind gleichwie in den Registern durch die Anrede im Eingange Dilecte fili kenntlich gemacht worden.[3] Dem Pontificate Pius IV. gehören 104 Stücke an: das erklärt, dass in beiden Handschriften die Collection, obwohl sie über den Tod dieses Papstes hinausreicht und mit 19 Briefen abschliesst, an denen Borromeo gar keinen Antheil hat, doch betitelt worden ist (ich citire hier nach Mansi) Epistolae . . . Amalthei nomine Caroli cardinalis Borromaei in pontificatu Pii IV. Sie ist offen-

[1] Zu der I. S. 85 abgedruckten Stelle trage ich nach, was ich erst später in Mailand gefunden habe. Auf die Nachricht vom Tode Amaltheo's schrieb Borromeo am 4. März (Cod. Ambr. F. inf. 46) an Speziano, dass er aus A.'s Nachlasse alcune belle osservazioni sopra la lingua latina le quali esso mostrava meco ultimamente . . . quando non sieno per stampare von den Erben zu kaufen wünsche. Die darüber gepflogenen Verhandlungen gaben Speziano Anlass zu der Mittheilung vom 27. Mai.

[2] Liber I bietet hier 31 Briefe, die folgenden bieten 22, 21, 23, 18 und der Anhang 18, zusammen also 133. Im Luccheser Codex bot L. I drei Briefe mehr, nämlich Nr. 4 und 32 der Ausgabe (an Hosius) und Nr. 19 (an K. Maximilian); sonst decken sich beide Handschriften. Die Briefe des L. I laufen vom 3. April bis 4. December 1563, die des L. II vom 5. Jänner bis 2. December 1564, die des L. III vom 2. (?) December 1564 bis 9. Juni 1565, die des L. IV vom 14. Juni (?) 1565 bis 24. Juli 1566, die des L. V vom 7. August 1566 bis 5. März 1569 (?). Die Briefe des Anhanges (im Ambr. von gleicher Hand geschrieben) sind bis auf zwei ohne Zeitmerkmale; sie gehören aber alle dem Pontificate Pius V. an und sind gleich dem letzten Briefe des L. V aus Rom datirt.

[3] Im Auftrage Pius IV. sind drei an den Cardinal von Lothringen und ist einer an den Grafen Luna geschrieben worden. Von jenen fällt nur der erste vom 28. August 1563 in die Concilszeit. Darauf, dass er auch in das PR. tom. 57 eingetragen ist, komme ich zurück.

bar identisch mit der Sammlung, von welcher Borromeo redet, und welche er vor der Veröffentlichung zu prüfen wünschte.

Nur das erste Buch mit 21 Briefen an Hosius, welche als vom April bis December 1563 reichend in die Zeit des Concils fallen und sich mit Originalen oder anderen Copien der conciliaren Correspondenz berühren, will ich hier weiter besprechen. Aus diesen acht Monaten liegen 15 Briefe in Originalen vor, von denen 7 im Codex von Lucca standen;[1] ob die übrigen 8 aus Amaltheo's oder aus anderer Hand geflossen sind, lasse ich als irrelevant dahingestellt. Aus derselben Zeit werden uns im älteren GR. 13 Stücke überliefert, d. h. 10, welche sich auch bei BM. finden, und 3, welche dort fehlen, so dass BM. vor GR. 11 Stück voraus hat. Dieser Sachverhalt läuft darauf hinaus, dass einerseits bei der Anlage des GR. und bei der Zusammenstellung von Amaltheo-Dictamina nur eine Auswahl nach besonderen Gesichtspunkten getroffen wurde, und dass andererseits wohl auch der Vorrath von Minuten, aus welchem hüben und drüben eine Auslese veranstaltet wurde, nicht gleichen Umfanges war. Wir müssen uns vergegenwärtigen, wie diese Minuten entstanden und wie sie beschaffen gewesen sind. Als guter Latinist ist Amaltheo beauftragt worden, nach bestimmten Weisungen Briefe zu concipiren, welche als auf den Namen Borromeo's oder auch des Papstes lautend vom Geheimsecretariat expedirt werden sollten. Dieses hatte somit die von Amaltheo gelieferten Dictamina (so will ich fortan diese im ersten Stadium befindlichen Concepte nennen) zu prüfen, eventuell zu kürzen, zu erweitern, überhaupt dem Inhalte nach abzuändern und hatte sie überdies dem Curialstile anzupassen, gestaltete sie also zu Minuten für den Amtsgebrauch (Amtsminuten) um, welche einerseits den Reinschriften zu Grunde gelegt und andererseits mehr oder minder modificirt in den Registern copirt wurden, während die Dictamina dem Verfasser zurückgestellt und in dessen Kreise als litterarische Denkmäler, möglicher Weise noch nachträglich gefeilt und aufgeputzt, gesammelt wurden.

---

[1] Ich ziehe hier diesen als den reichhaltigeren dem Mailänder Codex vor und citire die in ihm gebotenen Stücke nach der Ausgabe von Baluze-Mansi (BM.).

Die Differenzirung geht, was bezeichnend ist, am weitesten bei dem ersten der beiden Sammlungen gemeinsamen Stücke, BM. Nr. 1 vom 3. April = tom. 55, f. 152:[1] es werden dieselben Fragen in gleichem Sinne behandelt, aber in so verschiedener Fassung, dass die Registercopie nur hie und da an das erste Dictamen anklingt. Dagegen lauten schon bei BM. Nr. 5 die beiden Ueberlieferungen fast gleich, abgesehen von dem Schlussgrusse. Gerade bei diesem kann sich ja auch der Registrator eine Aenderung erlaubt haben, wie wir überhaupt nicht aus jeder Differenz zwischen dem GR. und BM. gleich auf eine Differenz zwischen dem Dictamen und der Amtsminute schliessen dürfen. Zu sicherem Ergebnisse gelangen wir nur durch Vergleichung der Texte bei BM. mit den Originalen. Da ist sehr lehrreich, dass der Wortlaut des ersten Theiles von BM. Nr. 25 im Originalbriefe beibehalten, der zweite aber im Secretariate, welches eben das letzte Wort zu sprechen hatte, neu stilisirt worden ist.[2] In allen Fällen lag ihm ob, die Dictamina nach den Regeln des Curialstiles zu corrigiren. Hebt z. B. BM. Nr. 25 an Commotus sum tuis litteris, so beginnt das Original dank der hier gebotenen Emendation Commoti sumus Ill^{mae} dominationis tuae litteris.[3] Genauer

---

[1] Zwischen dem Cod. Ambr. und der Edition BM. brauche ich hier nicht zu unterscheiden. Herr Dr. Schiaparelli hatte die Güte für einige Briefe die Vergleichung durchzuführen, fand da aber wenn auch zahlreiche, so doch meist geringfügige Varianten.

[2] Es lieferte daher zuweilen auch Postscripte, für deren Concipirung Amaltheo nicht noch einmal in Anspruch genommen wurde.

[3] In demselben Briefe wurde Mihi acerbum accidit erweitert zu S^{mo} D. N. et nobis omnibus acerbum accidit. — Herr Dr. Šusta, welcher mich überhaupt durch genaue Vergleichung der Ueberlieferungen dieser Briefe sehr unterstützt hat, hat mich auch auf ein in tom. 42, f. 109 befindliches Concept zu einem Briefe Morone's an Hosius von 1561 II. 26 aufmerksam gemacht, welches ähnliche Correcturen aufweist und damit obige Annahme bestätigt. Während der Dictator dort durchgehends tu geschrieben hat, hat eine zweite Hand daraus D. V. R^{ma} gemacht. — Ich führe noch eine andere Entdeckung meines jungen Mitarbeiters an. Mit der singulären Behandlung der Briefe an Hosius habe ich es auch in Zusammenhang gebracht, dass die Minuten zu denselben im Geheimsecretariat gesondert aufgehoben worden sind. Dem entspricht nun folgender Vorgang. Dr. Šusta fand jüngst, und zwar in einem der Registerbände für Breven Pius V., eine Sammlung der unter dem Vorgänger für die Geheim-

genommen würde es hier wie im Originalbriefe von 1563, X. 29 Illma dominatio vestra heissen müssen, aber die Correctoren sind auf halbem Wege stehen geblieben.[1] Zu dieser Inconsequenz kommt eine zweite analoger Art. Bezeichnete Amaltheo die Monatstage nach altrömischem Kalender, so hatte das Geheimsecretariat sie nach damaligem Brauche fortlaufend zu zählen: das hat sie auch zumeist, aber doch nicht in allen Originalen gethan.[2]

Bei diesem Sachverhalt werden wir, wenn uns ausser der Ueberlieferung der Briefe als litterarische Erzeugnisse noch andere geboten ist, von jener gar keinen Gebrauch für historische Zwecke machen. Wie aber, wenn wir für einzelne Stücke auf die Dictamina allein angewiesen sind? Ist dies der Fall bei BM. Nr. 11; in welchem vom Concil absolut nicht die Rede ist, so konnte dieser Brief gar nicht in das GR. aufgenommen werden. Und gehören BM. Nr. 9 und 10 allerdings zur conciliaren Correspondenz, so sind sie doch so geringen Werthes, dass die Eintragung in das Register kaum zu erwarten war. Dass aber auch das inhaltsreiche BM. Nr. 7 im GR. fehlt, muss auffallen: hier wird erst zu untersuchen sein, ob das Stück

---

correspondenz mit den Nuntien und mit den Concilslegaten bestimmten und verwendeten Chiffern: leider fehlt auch da die cifra Hosiana, die uns bisher noch nicht begegnet ist und uns ein Räthsel bleibt.

[1] Vereinzelt haben auch die Registratoren das tu durch Illma dominatio vestra zu ersetzen verabsäumt. — Als Beispiel, das jedermann verfolgen kann, führe ich noch den einen ebenfalls von Amaltheo dictirten Brief des Papstes an den Cardinal von Lothringen an, überliefert durch BM. N° 27 und in PR. tom. 57, f. 74 und nach dieser Registercopie gedruckt in Ann. eccl. ad 1563, §. 161. Hier war die schlichte Anrede mit tu am Platze und konnte beibehalten werden; aber dass Amaltheo den Papst im Singular hatte reden lassen, verstiess gegen den Curialstil und veranlasste das Secretariat, hier den pluralis maiestatis einzusetzen. — Beachtung verdient auch die Proposte an Hosius von VII, 28. Das zweimal in BM. Nr. 21 begegnende tu ist im Original auch nur durch Illma D. tua (statt vestra) ersetzt worden, während dann das erst im Secretariat entstandene Postscript die ganz correcte Anrede D. Illma V. aufweist.

[2] Gleich den Dictamina BM. Nr. 15 und 25 weisen auch noch die Reinschriften IX kal. iul. und III id. aug. auf. Der erstere Fall ist um so interessanter, als zwei im Eingange des Briefes vorkommende Datirungen im Original richtig in 10. und 14. Juni übertragen worden sind.

auch perfect geworden ist, denn noch leichter als in die Amtsregister konnten nicht zur Expedition gediehene Briefe in eine Dictamina-Sammlung eindringen. Wenn umgekehrt GR. drei Briefe vom IV. 28, X. 29, XII. 11 vor den Handschriften von Mailand und Lucca voraus hat, so ist das gar nicht bedenklich: es sind Dictamina aus anderer Feder als aus der des Amaltheo.

Aus den Briefen Borromeo's an Hosius geht deutlich hervor, dass man in Rom grossen Werth darauf legte, die Ansichten des Cardinallegaten in ausschliesslich kirchlichen und zumal in theologischen Fragen kennen zu lernen. Muss demnach auch uns an Kenntniss der von ihm eingesandten Risposte gelegen sein, so ist das für mich Grund genug, auf den schon I, S. 78 erwähnten tom. 35 (Briefe des Hosius) zurückzukommen. Dieser bereits unter Paul V. in die Concilakten eingereihte Band (s. I, S. 91) wird in den Annales ecclesiae oft als MS. Arch. Vat. 3222 (3229 beruht auf Druckfehler) citirt. Er enthält auf 446 Blättern fast ausschliesslich Briefe des Cardinals von 1551—1573 in nur hier und da gestörter chronologischer Ordnung, flüchtig copirt und namentlich in den Daten voller Schreibfehler, alles in Schrift des letzten Viertels des 16. Jahrhunderts; dazu kommen einige hier eingebundene Originale, wie f. 404 ein Brief von Sirleti an Hosius vom 15. September 1573 und von f. 435 an vier Schreiben von Hosius an Morone in Originalausfertigungen (vermuthlich Duplicate und als solche nicht expedirt), deren erstes vom 25. September 1560 aus diesem MS. in Ann. eccl. 1560, §. 17 veröffentlicht ist. Dass eine derartige Sammlung nur in der Umgebung des Cardinals entstanden sein kann, liegt auf der Hand. Fand ich nun auf f. 1 die Notiz eingetragen: exempla litterarum C. Hosii S. Rescius Neapoli reliquit, und sah ich mich durch sie veranlasst, die von Rescius besorgte und zuerst 1584 in Köln erschienene Edition der Opera Hosii zu Rathe zu ziehen, so überzeugte ich mich bald, dass in tom. 35 eine Vorarbeit zu dieser Ausgabe vorliegt. Das Verhältniss zu ihr festzustellen, habe ich aus mehreren Gründen nicht der Mühe werth erachtet. Zur conciliaren Correspondenz gehörige Stücke, welche ich hier im Auge habe, sind, wie ich schon bemerkte, aus dieser Sammlung so gut wie ausgeschlossen worden. Wer sich aber mit Hosiusbriefen überhaupt beschäftigen will, bedarf der schlechten Copien

des tom. 35 nicht, da laut Praefatio der neuen Ausgabe von Hipler und Zakrzewski (Krakau 1879) in der Krakauer Universitätsbibliothek zumeist noch die Originalminuten vorliegen: dort wird also nach den Risposten des Concillegaten Hosius zu forschen sein.

Excurs VI.

Gelegentlich (s. II, S. 66—70) habe ich schon gezeigt, dass es dem Benutzer der conciliaren Correspondenz willkommen sein muss, von gewissen Briefen nicht allein das Datum der Abfassung kennen zu lernen, sondern auch den Zeitpunkt der Zustellung an den Adressaten, mit welchem die vom Schreiber beabsichtigte Wirkung begonnen hat. Solchem Interesse Rechnung zu tragen will ich hier einerseits zusammenstellen, was uns von directen oder indirecten Angaben über den Einlauf der Briefe geboten wird, und andererseits, was vom damaligen Postverkehr zwischen Rom und Trient bekannt ist; denn letzteres wird uns in die Lage versetzen, nicht allein jene Angaben zu controliren, sondern auch in Ermanglung derselben annähernd zu berechnen, wie lange ein Brief auf der betreffenden Strecke unterwegs gewesen sein wird.

Am besten sind wir über das Eintreffen der fast vollständig in der Urschrift erhaltenen Communeproposten aus Rom in Trient unterrichtet. So oft nämlich derartige Originalbriefe mit Aussenadresse versehen worden sind, sind neben letztere in Trient der Tag der Abfassung und der Tag der Ankunft eingetragen worden, wie z. B. Di Roma a li 6 di marzo 1563, ricevuta il 13.[1] Während dieser Brauch alle drei

[1] Eingelegte Bogen und Blätter, auch wenn sie vollständige und von dem als Umschlag verwendeten Briefe gesonderte Briefe enthielten, pflegten keine Aussenadresse zu erhalten und blieben dann in der Regel auch ohne Dorsualnotizen seitens des Empfängers. — Uebrigens schliesse ich aus der Betrachtung, die ich hier anstellen will, eine Kategorie von Communeproposten von vorhinein aus, nämlich die der Empfehlungsbriefe, welche zahlreiche Geistliche, welche sich von Rom nach Trient begeben wollten, sich von Borromeo ausstellen liessen, aber, da sie keine Eile hatten, auf dem Concil zu erscheinen, oft erst nach Wochen oder nach Monaten den Legaten überreichten, so dass sich aus den Empfangsdaten für unsere Zwecke nichts folgern lässt.

Jahre hindurch beobachtet worden ist, sind die von Borromeo an Mantua als ersten Legaten und die von ihm an dessen Nachfolger Morone gerichteten Schreiben in diesem Punkte verschieden behandelt worden: die ersteren weisen ganz dieselben Vermerke auf wie die litterae i. c., während die an Morone nicht eine Spur davon zeigen. Das lässt mit Sicherheit auf Camillo Olivo als den, welcher die Empfangsdaten eingetragen hat, schliessen; er hatte die ganze Zeit hindurch die eingelaufenen Communeproposten aufzubewahren, war auch von seinem Patrone, dem Cardinal von Mantua, beauftragt, die ihm zugehenden Particularbriefe in Obhut zu nehmen, wurde aber von Morone nicht mehr des gleichen Vertrauens gewürdigt.[1]

Seinem Beispiel folgte Filippo Musotti, welcher, bestellt die proposte i. c. und die Concepte der risposte i. c. den einzelnen Legaten behufs Kenntnissnahme ins Haus zu tragen, die Gelegenheit benutzte, alles, was so in seine Hände kam, in das von mir AR. genannte Register einzutragen, und dabei gleich

[1] Ich weiss noch nicht wer von den in Trient weilenden Familiaren Morone's ihm sozusagen als Registrator gedient hat. Vereinzelt sind wohl auch die an Morone gerichteten Particularschreiben mit Indorsaten versehen, aber nicht mit Acceptsdaten. Insbesondere hat er auf einigen eigenhändig vermerkt, wo und wann er sie beantwortet hat. So findet sich auf den zwei ersten ihm von Rom nachgesandten Briefen Borromeo's vom 25. und Galli's vom 27. März: risposta da Bologna allo 4 d'Aprile. — Da die Particularproposten an die anderen Legaten nur aus den in Rom geführten Registern bekannt und die Risposten der anderen Legaten bis auf geringe Ausnahmen ganz unbekannt sind, können beide Gruppen hier nur ausnahmsweise berücksichtigt werden. Vereinzelt mögen dringende Briefe an Simonetta oder an Altems von Rom aus auf ausserordentlichem Wege expedirt worden sein. Aber zumeist sind sie der Ordinaripost übergeben worden. Von den Risposten gilt das um so mehr, als die gewöhnlichen Legaten nicht in der Lage waren, Staffetten oder Couriere zu bezahlen. Sie hatten das Recht, ihre Particularbriefe in den vom ersten Legaten der Post anvertrauten Paqueten nach Rom zu senden, scheinen aber von demselben nicht immer Gebrauch gemacht zu haben. Hosius insbesondere zog, damit nicht etwa schon in Trient in seine Schreiben Einblick genommen werde, vor, dieselben unter der Adresse eines befreundeten Cardinals in Rom der Post zu übergeben. Die Folge davon war, dass die Briefe des Hosius dem Cardinal Borromeo mit Verspätung von mehreren Tagen zugingen, was Letzteren veranlasste Hosius 1563, V. 15 geradezu aufzufordern, dass er künftig seine Risposten mit den litterae publicae einsenden möge.

in die Ueberschriften der Proposte einzusetzen pflegte ricevuta an dem und dem Tage.[1] Zu diesen zweifachen Angaben kommt eventuell noch eine dritte. Auch in Trient wurde häufig in den Antworten auf Briefe mehr oder minder genau bemerkt, wann letztere eingelaufen waren. So schreiben die Legaten 1563, I. 14: Venne il corriere hiermattina a giorno spedito da V. Illma et Rev^ma^ S. sabbato notte colle lettere di 9. — Und II. 1: Tre mani di lettere di V . . . S. ci trovamo havere ricevuto in tre giorni: l'una da Mons. Visconte e le due dalli due corrieri spediti l'uno appresso l'altro, et venuti tutti colla debita diligenza, havendola quasi Mons. Visconti impatata alli corrieri, perche dove essi hanno messo per la strata tre giorni, egli vene ha messo più di quattro, che per un gentilhuomo par suo et coll'haver avuto innanzi da Mantova in qua il duca di Parma con due mude di posta che gli andava levando i cavalli, è stata diligenza notabile.

Mit dem Einlauf in Rom steht es, was die Daten anbetrifft, minder günstig. Im Geheimsecretariat Pauls IV. war es Brauch gewesen, auf den Briefen zu vermerken, wann sie eingetroffen waren. Aber Galli, welcher unter Pius IV. die Geschäfte leitete, hatte ihn fallen lassen.[2] So sind wir lediglich auf die vereinzelten Angaben in den von Borromeo den Legaten ertheilten Antworten angewiesen, von denen ich ebenfalls gleich hier einige Beispiele anführen will. Er schreibt den Legaten 1562, XI. 18: Il spaccio de le SS. VV. Ill^me^ di 10 mandato per staffetta . . . si è havuto di 2 giorni prima de l'altro di 9 ricevuto per l'ordinario. Und 1563, IX. 16: Ricevei l'altro hieri per l'ordinario le due lettere . . . di 8 et hoggi medesimamente l'altre di 10. — IX. 30: nel chiudere del presente spaccio sono comparse le lettere . . . di 24. — X. 15 an Morone allein: co'l corriere et con l'ordinario che tutti due arri-

[1] Allerdings reicht das AR. nur bis in den März 1563 hinein, so dass man für die Proposten der letzten Monate nur die Acceptsdaten der ersten Art und eventuell die der dritten zur Verfügung hat.

[2] Tragen die Originale der Legatenbriefe überhaupt Registraturvermerke, so lauten sie wie der zu dem in I, S. 128 abgedruckten Schreiben. Da die Acceptsdaten auf den Originalen fehlen, konnten sie auch in den nach vielen, vielen Jahren angelegten Einlaufsregistern nicht angegeben werden.

vorno hieri ho ricevuto quattro lettere . . ., due di 7 et due di 10, und zugleich noch genauer an die Legaten: hier mattina di buona hora comparse il corriere con le lettere . . . di 9 et di 10 . . . et al tardi poi arrivò l'ordinario con le altre di 7. Diese Stellen und andere ähnlichen Inhalts recht zu verwerthen, müssen wir uns mit dem damaligen Postwesen vertraut machen.

Gerade in die Zeit der uns hier beschäftigenden Concilscorrespondenz fällt das Erscheinen des ältesten bisher bekannt gewordenen Postcursbuches, des von Giovanni da l'Herba herausgegebenen Itinerario delle poste per diverse parte del mondo . . . in Roma per Valerio Dorico 1563.[1] Als kürzester

[1] Wie ich ziemlich alles, was ich von der Geschichte des damaligen Postwesens weiss, den trefflichen Arbeiten des Dr. J. Rübsam verdanke, so auch die Kenntniss von Herba und von dem gleich zu erwähnenden Codogna. Seinem Berichte über des ersteren Werk in der Union postale 14, 96 habe ich nur weniges hinzuzufügen. Zweifelsohne ist Herba (mastro de corrieri de la eccelsa republica di Genova in Roma; von seinem Geburtsort Razzo in Ligurien sagt er S. 85: del qual luoco sono usciti molti diligentissimi corrieri quanto ne sia mai stati in Italia da cento anni in qua) als Herausgeber zu bezeichnen; aber doch ist zu beachten, dass es S. 8 heisst: Cherubinus de Stella hoc opus scripsit et in parte composuit de mandato praedicti D. I. de Herba. Ich habe hier von drei Stellen Gebrauch zu machen: von der Aufzählung (S. 9) der Poste da Roma a Bologna per il camino diretto di Siena e Fiorenza, von der (S. 11) der Poste da Roma a Trento etc. und von der kurzen Beschreibung (S. 102—105) der Route Rom—Florenz.

Ueber Ottavio Codogna und dessen Itinerarii hat Rübsam im Histor. Jahrbuch 13, 64 ff. ausführlich und doch noch nicht erschöpfend berichtet. Als dritte ihm bekannte Ausgabe des Nuovo itinerario führt er eine zu Venedig bei G. Zattoni 1646 erschienene an. Vielleicht soll es da heissen 1666. Diese Jahreszahl nämlich trägt ein der Universitätsbibliothek von Padua gehöriges, mir freundlichst geliehenes Exemplar, auf welches alle anderen Angaben R.'s passen. Der Güte des Herrn Geh. Rathes Dr. Fischer verdanke ich, dass ich zugleich ein dem Reichspostmuseum in Berlin gehöriges Werk von Codogna benutzen kann, betitelt: Compendio delle poste . . . In Milano per Giov. Battista Bidelli 1623, welches sich nur zum Theil mit dem von R. beschriebenen deckt. Da es der Zeit nach dem Cursbuche von Herba näher steht, halte ich mich hier an dasselbe. In ihm werden zuerst S. 143 die Poste da Roma a Firenze aufgezählt, dann S. 144 die von Florenz bis Bologna und S. 198 die von Rom über Trient nach Prag.

Ich habe die Angaben beider Autoren nur insoweit, als sie sich auf die Route Rom—Trient beziehen, verglichen, habe aber schon da

Weg von Rom nach Trient wird da der über Viterbo, Siena, Firenze, Bologna, Mantova führende angegeben; Herba zählt die an ihm gelegenen 38 Poststationen auf und verzeichnet in

---

zahlreiche Differenzen gefunden, von denen ich einige besprechen muss, um meine Folgerung zu begründen, dass die mit der Zeit eingetretenen Verbesserungen der Poststrassen doch nur geringen Einfluss auf die Geschwindigkeit des Verkehres haben ausüben können. Zuerst bemerke ich, dass die Zahl der Zwischenstationen schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vermehrt worden ist: indem bei C. je eine neue auf den drei Strecken Rom—Florenz, Florenz—Bologna, Bologna—Trient eingeschoben worden ist, führt er für die ganze Strecke 41 (statt 38 bei H.) an, bezeichnet aber auch 4 derselben als halbe, d. h. ungewöhnlich kurze. Wird so unter anderen auf der ersten Strecke Aquapendente eingeschaltet, so hat das auch geringe Verschiebungen der vorausgehenden oder der nachfolgenden Stationen zur Folge gehabt. Auch der Bequemlichkeit der Reisenden zuliebe sind wohl Stationen verlegt worden. Nach H. hielt die von Rom abgehende Post zuerst an a l'Isola (d. i. I. Farnese) hosteria, nach C. alla Storta, etwa ein Kilometer weiter, wahrscheinlich aus dem von H. 102 angegebenen Grunde: dove sono alquante hosterie da potere alloggiare. Zunächst bis Florenz bewegt sich der Verkehr nach wie vor auf der alten Via Cassia, an welcher nicht allein alle von H. und C. angegebenen, sondern auch noch die heutigen Poststationen liegen. Sowohl für diese wie für die folgenden Strecken gibt uns C. in seinem Stationsverzeichnisse auch die Uebergänge über Flüsse und Grenzen an, welche sich bei H. erst in der Beschreibung der Reise von Rom bis Florenz finden. C. bemerkt z. B. nach Aquapendente: uscirete dal stato di S. chiesa e passarete la Paglia fiume. Dank solchen Angaben können wir constatiren, dass auch die Strasse von Florenz nach Bologna wesentlich dieselbe geblieben ist, obwohl der Uebergang über den Apennin (Pirinei monti in der Ausgabe des N. Itinerario von 1666) am ehesten Anlass zu neuer Trace bieten konnte, und obwohl statt der von H. zwischen Fiorenza und Loiano angegebenen 4 Stationen in C. 5 andere aufgezählt werden. Nur der von H. genannte Rifredo borgo scheint mir von der sonst nachweisbaren Strasse zu weit ab zu liegen. Vielleicht läuft das auf einen Fehler hinaus, wie ein solcher sicher in den weiteren Angaben steckt. Als Stationen zwischen Concordia und Mantua führt H. nämlich an: al Po hosteria, qui si passa per barca und a S. Benedetto borgo et monasterio bello, während es bei C. richtig heisst: a S. Benedetto, passarete Po, worauf gleich Mantua folgt; auch die Entfernung von Concordia bis Mantua (47 Kilom.) gibt H. mit miglia 31 viel zu hoch an. Das Coursbuch vom Jahre 1563 wird also, zumal wenn es sich um fernere Länder handelt, mit Vorsicht zu benutzen sein, und dass ich insbesondere von den hier gebotenen Distanzangaben ganz absehen werde (s. S. 121), wird jedermann gerechtfertigt finden.

visione oder salario 50 scudi auszuzahlen. Des Letzteren Quittungen laufen vom Mai 1561 bis November 1563. In der ersten bestätigt Bordogna allerdings den Empfang von 58 scudi d'oro, indem ihm für eine am 21. April nach Bologna und für eine am 24. nach Mantua expedierte Staffette noch 8 scudi zu zahlen waren. Indem derartige Ausgaben für Staffetten und Couriere fortan von der apostolischen Kammer zu bestreiten waren, finden wir sie in den von Manelli geführten Rechnungen nicht mehr verzeichnet. Aus ihnen habe ich nur noch zwei Notizen anzuführen. Im October 1561 erhielt Bordogna ein Plus von 4 scudi d'oro quali ha speso per mandar un suo fino a Mantua e tornare . . . con nostro (des Legaten) ordine per accomodare la posta di Mantua che le lettere che si mandano di qua fino a Bologna siano presto incaminato, accio arrivano a tempo che il mastro della posta di Bologna li possa mandar a Roma con l'ordinario. Wird hier auf den richtigen Anschluss in Bologna Werth gelegt, so ist es denkbar, dass Bordogna, als im Jahre 1562 die Correspondenz zwischen den Legaten und der Curie lebhafter wurde, grössere Anstrengungen hat machen müssen, um den an ihn gestellten Anforderungen zu entprechen, und dass er deshalb höhere Zahlung beansprucht hat. Thatsächlich haben die Legaten vom April 1562 an Manelli angewiesen, dem Postmeister monatlich 12 scudi quale si da oltro la provisione ordinaria di 50 scudi auszufolgen.[1]

Werden hier drei Arten der Beförderung unterschieden, so lässt sich schon aus der Preisdifferenz die Folgerung ziehen, dass mit der so kostspieligen Verwendung eines Couriers auch die grösste Geschwindigkeit bezweckt und erzielt worden ist. Betreffs der von Trient abgehenden Staffetten erfahren wir nur, dass sie, während die Ordinaripost an feststehenden Tagen abgefertigt wurde, ausserordentlichen Sendungen dienten; aber, da sie nicht theurer als die Ordinari-Postreiter zu stehen kamen, bleibt noch fraglich, ob sie die Strecke nach Bologna auch in kürzerer Zeit als diese zurückzulegen verpflichtet waren. Ehe ich das weiter verfolge, muss ich bemerken, dass der Sprachgebrauch noch so sehr geschwankt hat, dass nicht jede die

[1] In der Folge wird auch dieser Zuschlag als provisione per il mese oltre li 50 in Rechnung gestellt.

Beförderung der Briefe erwähnende Stelle als Beleg verwendet werden kann. So wird corriere bald im weitesten Sinne und bald im engeren gebraucht. Ist z. B. in römischen Briefen von corriere di sabbato die Rede, so ist damit der an diesem Tage von Rom abgehende Ordinari-Postreiter gemeint. Codogna spricht in diesem Falle zumeist von corriere ordinario, jedoch auch von corriere ohne jeden Zusatz. Des weiteren besagt per huomo a posta (oder espresso) nur, dass ausserordentlich Beförderung stattgefunden hat, sei es durch Staffette oder durch Courier. Und dass zwischen Staffette und Courier nicht immer streng geschieden worden ist, ist sicher.[1]

Aus der grossen Mehrzahl der Belegstellen aber ergibt sich mit aller Sicherheit, dass die Couriere die Briefe am allerschnellsten und auch schneller als die Staffetten beförderten, und dass letztere wieder die Ordinariposten überboten und überholten. Ich greife einige Beispiele heraus. Die Legaten an Borromeo 1563, III. 10: sie wollten erst den Courier bis Bologna senden, von wo ihr Brief durch Staffette weiter befördert werden sollte, bestimmen aber schliesslich in Anbetracht der Dringlichkeit, dass ihr Courier bis Rom gehen soll. Borromeo III. 9: er habe früher versprochen die Ernennung eines Le-

[1] Die Legaten sagen in einem Briefe von 1563, XI. 27, dass sie ihn absenden per corriere a posta; auf der Minute aber ist vermerkt worden per staffetta a Bologna. — Citire ich hier und in der Folge Minuten von Communerisposten, so meine ich die jetzt in tom. 36 befindlichen Concepte von der Hand des C. Olivo (s. I, S. 82 und 114); dieser hat, so oft in Trient besondere Expedition beliebt wurde, es auf der Rückseite der Minute bemerkt. — Auch Codogna gebraucht zuweilen staffetta für corriere: berichtet er unter anderem dass eine Staffette von Rom nach Spanien nur halb so viel Zeit als die Ordinaripost benöthigt habe, so gilt letzteres zweifelsohne nur für einen Courier. Er lässt aber auch die Ordinaripost durch Staffetten besorgen. So an folgender Stelle (S. 423) auf die ich mich später noch berufen werde: il sabbato notte parte dall' ufficio di Spagna un' ordinario che fa il seguente viaggio (von Rom auf der zuvor angegebenen Strasse bis Mantua) qui lascia (indem er von Mantua weiter nach Mailand geht) i pieghi per l'Alemagna ... quel generale delle poste di Mantoa le (die nach Deutschland bestimmten Briefe) spedisca in una valigia per staffetta con diligenza alla volta di Trento u. s. w. Ebenso heisst es von der Ordinaripost von Bologna nach Piacenza (S. 448): il martedi parte ordinariamente una staffetta per Modena.

gaten durch Courier zu melden, finde es aber jetzt genügend, sich einer Staffette zu bedienen. Derselbe kündigt VI. 16 weitere Mittheilungen an: espediremo o corriere o staffetta secondo la qualità del bisogno. Er fordert XI. 24 die Legaten auf, zu berichten con qualche straordinaria diligenza, cioè almeno per staffetta. Am VII. 4 beschliesst er Briefe abzusenden per una staffetta che arrivi (einhole) l'ordinario che partì hiersera. Oder die Legaten schreiben X. 16: eben überbrachte ihnen ein Courier Depeschen vom Kaiserhofe, welche sie mit diesem ihrem Briefe per istaffetta almeno fin a Bologna weiter befördern; ihre anderen Briefe werden mit der Ordinaripost nachfolgen.

Die letztere, das besagt schon der Name, soll von ihrem Ausgangspunkte an bestimmten Wochentagen abgehen und soll auch an gewissen Kreuzungspunkten, wie es z. B. auf der hier in Betracht kommenden Strecke Bologna und Mantua sind,[1] an bestimmten Wochentagen eintreffen und nach den verschiedenen Richtungen hin abgefertigt werden. Dass die Abgangsstunden, wie Rübsam im Hist. Jahrbuch 13, 25 bemerkt, auch zu Beginn des 17. Jahrhunderts noch nicht fixirt waren, ist richtig. Aber die Tageszeit stand seit lange fest. Codogna lässt sämmtliche Posten von Rom Abends aufbrechen.[2] Dass es schon zur Zeit des Concils ebenso gehalten wurde, wird in den Proposten wiederholt bemerkt.[3] Aber auch in der Richtung auf Rom war der Curs so geregelt, dass der Ordinario von Trient ebenfalls am Abend aufbrach, so dass zahlreiche

---

[1] Von Bologna aus ging das eine Felleisen nach Mantua weiter und ein zweites nach Venedig. Von Mantua wieder ging die Post weiter einerseits nach Mailand und anderseits über Trient nach Deutschland.

[2] Zu der S. 113, Anm. 1 citirten Stelle kommen noch folgende: S. 430 il sabbato sera parte dalla posta di S. Santità per staffetta l'ordinario di Roma per Bologna (nämlich durch die Marken). S. 431 ogni sabbato notte parte l'ordinario dalla posta di Genova per questa città. Nur bei Erwähnung des an jedem Freitag von Rom nach Florenz abgehenden precaccio (S. 437) ist vom Abend nicht die Rede.

[3] Z. B. Brief des Geheimsecretärs an Mantua von 1562, X. 31 (in Trient bezeichnet mit ricev. il 7 di Novembre): Per esser l'hora tardissima et Mons. Illmo Borromeo mio padrone, stracco dale lunghe fatiche d'hoggi, già ito a dormire, invierò a V. S. Illma sotto questa mia coperta quel che N. S^{re} in questo punto m'ha ordinato che se gli faccia intendere

Risposten von dem Tage des Postabganges datiren. Dass damals wöchentlich zwei Expeditionen stattfanden, nämlich von Rom am Mittwoch und Samstag und von Trient am Montag und Donnerstag, ist ganz sicher.[1] Aber 50 und 100 Jahre später ist nur von einmaliger Postverbindung in der Woche die Rede, nämlich vom Abgang von Rom am Samstag und von dem von Trient am Donnerstag. Einige diesbezügliche Angaben Codogna's verdienen als wohl auch für 1561—1563 giltig hier wiederholt zu werden.[2] Im 17. Jahrhundert pflegte die Samstag Abends von Rom abgehende Ordinaripost am Montag in Florenz, am Mittwoch in Bologna und in der Nacht von Donnerstag auf Freitag in Mantua einzutreffen.[3] Bis Freitag Abend, an welchem die Post von Mailand in Mantua ankam, hat dort wohl auch die am Donnerstag Abend von Trient abgefertigte eintreffen sollen; die Post passirte dann Bologna am Sonntag und Florenz im Sommer am Montag, im Winter aber erst am Dienstag Abend. Diese Daten vertragen sich nicht allein mit dem Ergebnisse, welches wir später gewinnen werden, dass die der Ordinaripost übergebenen Briefe von Rom nach Trient und umgekehrt 6—7 Tage unterwegs gewesen sind, sondern auch mit der uns aus dem Jahre 1561 (s. S. 111) bekannten Bestimmung des gleichzeitigen Eintreffens der römischen und der deutschen Post in Bologna. Damals hat ja die Ordinaripost zwischen Rom und Trient in beiden Richtungen zweimal verkehrt. Ging sie das eine Mal Samstag Abends von Rom ab, so traf sie nach 3—4 Tagen, also spätestens am Mittwoch in Bologna ein, d. h. an demselben Tage, an welchem dort die am Montag von Trient abgefertigte Post anlangte. Ebenso trafen dort am Sonntag die Mittwoch von Rom abgesandte und die am Donnerstag von Trient abgesandte zusammen.

[1] Die Fälle, dass von den betreffenden Tagen keine zur conciliaren Correspondenz gehörigen Stücke vorliegen, sind selten. Und hatte man z. B. in Trient an einem Montage nichts zu berichten, so pflegte das in den Briefen des nächstfolgenden Donnerstags ausdrücklich erwähnt zu werden.

[2] Ich entnehme sie dem Quinto libro co'l quale s'insegnano . . . le più brevi d'inviare le lettere ad ogni parte (S. 423 ff.).

[3] Nach Uebereinkommen vom Jahre 1598 (Rübsam l. c. 44) sollte die Post nach Norden von Mantua im Sommer und im Winter am Freitag abgehen.

Damit erst fällt volles Licht auf das bei Wiedereröffnung des Concils abgeschlossene Uebereinkommen mit dem Postmeister in Trient. In Anbetracht der stetigen Steigerung des Verkehres müsste es doch Wunder nehmen, dass, wenn 1561 zwischen Rom und Deutschland bereits zweimal in der Woche Postverbindung bestanden hätte, die eine in der Folge aufgegeben worden wäre. Thatsächlich ist auch in den Jahren 1561—1563 nur am Sonntag eine Post nach dem Norden, z. B. nach der Residenz des Kaisers abgefertigt worden,[1] und allein für die Linie Rom—Trient ist vorübergehend ein zweiter Curs eingerichtet worden: die zweite Post sollte von Rom am Mittwoch und von Trient am Montag abgehen. Per le cavalcate di due volte la settimana d'ordinario da Trento a Bologna musste mit Bordogna ein besonderes Abkommen getroffen werden, und dementsprechend war auch für die Strecke Bologna—Rom Vorsorge getroffen.[2]

Indem dieselben von Station zu Station wechselnden Postreiter, welche die Ordinaripost befördern, den Staffettendienst versehen, besteht der Unterschied vornehmlich darin, dass die Staffetten zu jeder beliebigen Zeit abgefertigt werden können;[3] aber dieser hat weitere Unterschiede zur Folge. Die Ordinaripost wird bereits von verschiedenen Seiten stark in Anspruch genommen, so dass dem Postillon mehrere Felleisen mit Briefschaften und dazu auch Paquete aufgebürdet werden, worüber der Sicherheit des Verkehres wegen auf jeder Station Buch geführt wird; dazu kommt, dass an den Kreuzungspunkten der Hauptverkehrsstrassen auf das Eintreffen mehrerer Posten ge-

---

[1] Vgl. meine Aktenstücke zur Geschichte des Concils von Trient S. 81.

[2] Da ich die Cameralakten dieser Zeit (jetzt im Staatsarchiv zu Rom), welche über diese Dinge Aufschluss geben müssen, noch nicht eingesehen habe, führe ich zum Beweise vorläufig den Eingang eines Briefes der Legaten 1563, IV. 22 an: Si sono havute nell' hora del desinare queste lettere ... di Morone (aus Innsbruck) ... che si mandino per istaffetta a posta, quando non habbiamo occasione presente. noi che non potemo ordinariamente mandarle prima che domani (Donnerstag) a notte, havemo eletto di spedir con esse una staffetta fin a Bologna ... da Bologna a Roma sappiamo che non si mancherà di spedir subito, havendo quel mastro di posta accordato colla camera apostolica come ha.

[3] Daher wurden (s. Rübsam l. c. 25) Ordinari- und Extraordinaripost unter der Bezeichnung ‚ordentliches Postwesen' zusammengefasst.

wartet werden muss. Indem die Staffette minder belastet und minder aufgehalten wird, legt sie ihre Strecke in geringerer Zeit zurück. Aber gezahlt wurde für dieselbe nicht mehr als für den Ordinaripostillon: so wurde wenigstens 1561 mit dem Postmeister zu Trient ausbedungen.

Briefe noch schneller und zugleich sicherer zu befördern wurden Couriere gewählt, zumeist Männer, die daraus ein Gewerbe machten. Sie legten die ganze Strecke, um die es sich handelte, zurück, nahmen aber von Station zu Station einen Postillon als Wegweiser oder auch als Helfer im Falle einer Gefahr mit sich. Was solchen Courieren oblag, ersehen wir aus folgenden von Codogna 69 mitgetheilten Beispielen: Vada N. di N. corriero a tutta diligenza da questa città a quella di Genova con un piego del principe ... per il Sr N., quale subito arrivato dara in sue mani proprie, pigliandone ricevuta al piè di questo del giorno et hora che lo farà; parte di Milano martedì cinque di Aprile 1622 a 14 hore. Aehnlich lautete allerdings der Befehl zur Absendung einer Staffette, der aber wesentlich ergänzt wurde durch eine offene Ordre an die Postmeister (ib. S. 71 und 81) der einzelnen Stationen, für schleunige Beförderung durch Staffetten zu sorgen, avertendovi a signare ogn'uno di voi all'infrascrito vostro luogo il giorno et hora che lo riceverete.[1] Hier werden in erster Linie die Postmeister verantwortlich gemacht, während der Courier, welcher ebenfalls solchen Pass (lista) erhielt und ausfüllen lassen musste, selbst verantwortlich war und sich im Falle des Versäumnisses Abzug von dem vereinbarten Lohne gefallen lassen musste. Dass man sich einer Staffette oder eines Couriers bedienen wollte, pflegte man in den Briefen zu bemerken. Man flocht auch wohl eine directe Angabe über den Zeitpunkt der Expedition ein. Wie die Legaten, wenn in Trient Sessionen gehalten wurden, schon vor denselben ausführlichen Bericht zu erstatten pflegten, so dass sie nach Schluss der Sitzungen nur wenige Worte über deren Verlauf hinzuzufügen und alles dem schon in Bereitschaft stehenden Courier zu übergeben hatten, so versahen sie auch am 11. November 1563 den im voraus fertiggestellten Hauptbericht (s. I, S. 137) nur mit der nothwendigen

[1] Vgl. solche Stundenpässe in Mitth. des österr. Instituts 12, 494.

Nachschrift, und zwar adesso ch'è vicino alle 3 di notte (8 Uhr Abends), womit auch die Stunde des Abganges des Couriers angedeutet ist. Auch auf eingelaufenen dringenden Schreiben wird zuweilen Tag und Stunde der Ankunft eingetragen. Noch weiter gehende Bemerkungen in der conciliären Correspondenz erklären sich dadurch, dass auch damals schon Stundenpässe eingeführt waren und von dem Empfänger der Briefe eingesehen wurden. Einerseits schreibt z. B. Morone 1563, XI. 25 aus Trient, dass dort a $4^1/_2$ di notte (nach 10 Uhr Abends) eintraf der corriere espedito di costi alli 21 di questo alle 8 hore (also von Rom am 21. 2 Uhr nach Mitternacht), und anderseits meldet Borromeo XII. 4, dass der am 29. November von Trient abgesandte Courier versprochen habe, am 2. December 10 Uhr Vormittags in Rom anzukommen, aber erst am 3. gegen 4 Uhr Nachmittags angelangt sei.

Diese Verspätung hatte ihren besonderen Grund. Der betreffende Courier war nämlich von Rom nach Trient gesandt worden, um den Legaten Geld, dessen sie dringend benöthigten, zu überbringen, war, wie die Legaten am 29. November berichten, an diesem Tage in der Frühe eingetroffen und trat den Rückweg nach Rom noch an demselben Tage an, d. h. er muthete sich zu viel zu. Noch weniger Rast wurde einem anderen Courier vergönnt, welcher laut Brief Borromeo's von 1563, XII. 2 an diesem Tage von Bologna in Rom eingetroffen schon nach zwei Stunden heimgeschickt wurde. In gleicher Weise wurden, als das Concil zu Ende ging, die der spanischen Post dienenden Couriere in Anspruch genommen: ein solcher, welcher dem spanischen Orator beim Papste Requesens am Abende des 3. December wichtige Depeschen des Grafen Luna überbracht hatte, musste, nachdem Requesens in später Stunde im Palast gewesen und wenigstens mit dem Cardinalnepoten conferirt hatte, am andern Morgen um 4 Uhr wieder das Pferd besteigen, um in aller Eile Antwort nach Trient zu bringen. Dass Couriere sehr häufig hin und zurück zu reiten hatten, beweist die von Codogna S. 70 veröffentlichte Ordre per corriero che habbi a ritornare con la medesima diligenza. Das konnten natürlich nur Couriere von Beruf leisten und nicht die Geistlichen oder Laien, welche, wie wir noch sehen werden, sich gelegentlich als Eilboten verwenden liessen.

Gerade was die Art der Beförderung betrifft, ist die Correspondenz Trient—Rom etwas anders als die von Rom abgesandte behandelt worden. Von hier ist eventuell dem Vicelegaten in Bologna, der über alles, was auf der Post vorging, unterrichtet worden zu sein scheint und jedenfalls den Postmeister zu überwachen hatte, noch besondere Weisung ertheilt worden, das eine Mal, dass er den von Rom kommenden Courier ja nicht aufhalten solle, und ein anderes Mal, dass er einen solchen, damit er nicht in Trient die Nachricht von der Erkrankung des Papstes verbreite, in Bologna festhalte und die Briefschaften durch einen anderen Eilboten weiter befördern lasse. Wie in diesen Fällen, so hatte er auch in anderen lediglich die Anordnungen der Curie auszuführen. Dagegen hatte er zumeist zu entscheiden, wie es mit der Beförderung der Legatenbriefe nach Rom gehalten werden sollte. Die Entsendung eines Couriers direct von Trient nach Rom war allerdings im Vertrage mit dem Trienter Postmeister Bordogna in Aussicht genommen worden, aber nur als Ausnahmsfall. Sonst hatte dieser nur für die Beförderung bis Bologna zu sorgen. Und auch die Legaten fassen zunächst diese allein ins Auge. Sie bedienen sich etwa, wenn Tags zuvor die Ordinaripost von Trient abgegangen ist, einer Staffette, welche jene einholen und ihr in Bologna auch die neuen Briefe übergeben soll. Oder sie fertigen Staffette oder Courier bis Bologna ab und überlassen dem Postmeister dort und dem Vicelegaten das Weitere. Jenem waren von der apostolischen Kammer besondere Instructionen ertheilt worden.[1] Der Vicelegat hatte dabei aber auch mitzureden, um so mehr, da er mit der Curie in lebhaftem Verkehr fast täglich Gelegenheit hatte, auch das Trienter Felleisen nach Rom abgehen zu lassen. Dass er von seinen Befugnissen weitgehenden Gebrauch machte, lehrt folgender Fall aus dem November 1563. Die Legaten hatten Commune- und Particularbriefe vom 15. per istaffetta a posta nach Bologna gesandt; von der Dringlichkeit überzeugt, hatte der Vicelegat die ersteren einem Courier übergeben, welcher am 20. Abends in Rom eintraf; dagegen hatte er einen Brief Morone's zurück-

---

[1] Siehe S. 116, Anm. 2. — Akten und Correspondenzen der Vicelegaten von Bologna liegen aus dieser Zeit nicht mehr vor.

gehalten und erst mit der nächsten Ordinaripost weiter gesandt, so dass Borromeo diesen erst am 23. erhielt. So sind wir bei den Proposten nie sicher, ob sie den ganzen Weg von Trient bis Rom in gleicher Weise zurückgelegt haben: sie können bis Bologna schneller als nachher, aber auch langsamer als nachher befördert worden sein.

In den letzten Wochen des Concils ist die Correspondenz nicht allein sehr lebhaft geworden, sondern sie ist auch besonders beschleunigt worden: da davon in den Briefen vielfach die Rede ist, habe ich diesen auch die Mehrzahl der von mir angeführten Belege entnommen. Um nun auch zu zeigen, wie sich der Verkehr in ruhigeren Zeiten gestaltet hat, greife ich den Januar 1563 heraus und berichte, wie die Legaten damals ihre Briefe abgesandt haben. Am 2. benutzten sie die Rückkehr eines von Bologna eingetroffenen Couriers, um ihren Brief von diesem Tage zu befördern. Am 4. übergaben sie dem Ordinari drei Briefe. Einen Brief vom 5. übernahm der Bischof von Viterbo, welcher am 6. nach Rom abreisen wollte. Ein Brief vom 7. wurde auf dem gewöhnlichen Wege expedirt. Für ein Schreiben vom 9. wurde Courier beliebt. Der Ordinaripost vom 11. und der vom 14. wurden je drei Briefe anvertraut. Da die in den Briefen vom 14. berührten Verhandlungen noch nicht zum Abschluss gekommen waren, behielten sich die Legaten vor, am nächsten Morgen weiteren Bericht zu erstatten und per Courier folgen zu lassen. Aber die Fortsetzung des Berichtes wurde erst am Abend des 15. fertig, und um dann noch einen Nachtrag liefern zu können, wurde der Courier bis 16. zurückgehalten. Der Ordinari vom 18. erhielt nur einen Brief von diesem Tage und der vom 21. einen vom 19. und einen vom 21. datirten. Für die gewöhnliche Post am 25. lagen ein Schreiben vom 23. und zwei vom 24. schon in Bereitschaft; dazu kamen vier am 24. geschriebene.[1] Endlich wurden mit der Post vom 28. zwei von diesem Tage datirte Briefe abgesandt. Staffetten werden damals nicht erwähnt.

Die Aufgabe, die ich mir hier gestellt habe, zu lösen, muss ich einerseits von der Berechnung der Distanzen handeln und andererseits die auf die Expedition und den Einlauf bezüglichen

[1] Auf diese Expedition komme ich S. 129 zurück.

Daten näher ins Auge fassen. Ich erwähnte früher, dass Herba die Entfernungen von Station zu Station angibt: nach ihm kommen auf die 17 Stationen von Rom bis Florenz 140 miglia, auf die 7 von Florenz bis Bologna 54, auf die weiteren 14 bis Trient 138, in Summe 332 miglia. Doch auf diese Zahlen ist wenig Verlass. Dass sich auch hier Druckfehler eingeschlichen haben, ist sicher: heisst es doch S. 9, dass Pianoro von Bologna 9 miglia und S. 11, dass es nur 7 miglia entfernt sei. Dass nirgends Bruchtheile verzeichnet sind, weist schon auf nur annähernde Schätzung der Distanzen hin. Für uns ergibt sich diese vollends aus dem Umstande, dass uns Herba nicht sagt, was er unter italienischer Meile verstanden wissen will. Er thut es nicht einmal S. 82, wo er, um die Längenmasse der verschiedenen Länder zu vergleichen, die Ansätze bietet: 1 legha tedescha = 5 miglia italiane, 1 l. francese = 3 miglia italiane. Geht Codogna S. 116 etwas weiter (1 miglio ital. significa mille passi), so ist uns mit dieser etymologischen Erklärung auch nicht viel gedient. Denn so fest es steht, dass man in Italien in allen Jahrhunderten an dem Masse der 1000 Schritte oder Doppelschritte festgehalten hat, so fest steht es auch, dass man mit der Zeit den Schritt durchwegs höher, und zwar in den einzelnen Gebieten in verschiedenem Grade höher angesetzt hat. Finden wir nun, dass Herba für die Strecke Rom—Viterbo (74 Kilometer) 40 und für die von Volargne bis Trient (71 Kilometer, also der vorigen fast gleich) 32 miglia rechnet, so liegt es auf der Hand, dass er, ganz abgesehen von Rechen- und Druckfehlern, nicht mit gleichem Masse misst, sondern die Entfernungen so verzeichnet, wie sie in jedem der betreffenden Territorien nach den dort üblichen Meilen ihm angegeben wurden. Vielleicht erklärt dieser Mangel eines Einheitsmasses die Thatsache, dass Codogna, welcher seinen Vorgänger sicher gekannt hat und in allen Stücken zu überbieten sucht, von der Anführung der Miglien von Station zu Station als nur irreführend ganz absieht. Ich folge seinem Beispiele oder vielmehr ich ersetze die unbrauchbaren Miglien durch die uns geläufigen Kilometer. Allerdings ist die Poststrasse hier und da, wie es schon zwischen 1563 und 1623 (s. S. 109) geschehen war, auch in der Folge verlegt worden, aber diese Veränderungen fallen insgesammt so wenig ins Gewicht, dass die Distanzen von

heute als denen von 1563 annähernd gleich betrachtet werden können.[1] Die Strasse von Rom bis Florenz (Entfernung 285 Kilometer) scheint sich ganz gleich geblieben zu sein. Da mit Florenz die Aenderungen beginnen, nehme ich für die Strecke bis Bologna etwa 100, für die von Bologna bis Mantua etwa 95 und für die letzte Mantua—Trient etwa 140, in Summa 620 Kilometer an.[2]

Herba sagt nirgends, in welcher Zeit ein Courier oder ein gewöhnlicher Postreiter eine bestimmte Strecke zurückzulegen pflegte. Und auch Codogna bietet nur wenige diesbezügliche Angaben. Am ehesten können wir für unsere Zwecke die verwerthen, dass der Weg von Rom nach Mailand (etwa 30 Kilometer länger als der bis Trient) von den Courieren im Sommer in $2^1/_2$ und im Winter in 3 Tagen zurückgelegt werden sollte.[3] Sehe ich mich nach anderweitigen Nachrichten um, so bieten sich solche in den von Redlich[4] veröffentlichten Stundenpässen aus den Jahren 1496—1500: sie ergeben eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 5·75 Kilometer in 1 Stunde, wobei der Zeitverlust auf den Stationen schon mit eingerechnet ist. Handelt es sich in diesen Pässen zweifelsohne um Couriere, so entspricht

---

[1] In höherem Grade weicht das Stationenverzeichniss des 19. Jahrhunderts von dem des 16. ab, weil zahlreiche neue Poststationen entstanden sind und die alten zum Theil verdrängt haben. Um alle oder wenigstens fast alle von Herba angeführten Ortschaften unserer Strecke aufzufinden und die Distanzen zwischen ihnen kennen zu lernen, habe ich mich schliesslich des vom Touring-Club ciclistica veröffentlichten Guida-itinerario dell' Italia bedient. Dank der mir hier gebotenen Angaben habe ich die Trace von 1563 genau verfolgen können, ausgenommen auf der Strecke von Concordia nach Mantua, welche, wie wir sahen, Herba nicht gut gekannt hat.

[2] Auch die Gleichung 620 Kilometer = 332 miglia nach Herba, nach welcher 1 miglio 2 Kilometer nahe kommen würde, schliesst den Gedanken an altrömische Meilen aus.

[3] Angaben wie die auf S. 101, dass die Ordinarireiter den Weg von einer Station zur andern in 3—4 Stunden zurücklegen sollen, lauten doch zu unbestimmt. Wollen wir dessenungeachtet in unserem Falle 38 als Zahl der Poststationen mit 3·5 multipliciren, so erhalten wir 133 Stunden, zu denen aber noch die Stunden des Aufenthaltes auf den Stationen zu addiren sind: so nähern wir uns allerdings der nachweislich gebrauchten Zeit.

[4] Mitth. des österr. Instituts 12, 494.

auch die Leistung genau der der Couriere, welche laut Abkommen vom Jahre 1598 von Mantua nach Trient (140 Kilometer) in 24 Stunden reiten sollten.[1] Was aber die Geschwindigkeit der Beförderung der Briefe auf gewöhnlichem Wege zur Zeit von Herba oder Codogna anbetrifft, so ist mir eine directe und bestimmte Angabe nicht bekannt. Nur aus dem, was Codogna über Ankunft und Abgang der Ordinaripost an den Kreuzungsstellen Bologna und Mantua sagt (s. S. 115), lässt sich die Geschwindigkeit annähernd berechnen auf 4·5 Kilometer in 1 Stunde. Würden darnach Ordinarireiter für die ganze Strecke Rom—Trient (620 Kilometer) 138 Stunden (86 bis Bologna, von da 21 bis Mantua, endlich 31 bis Trient) gebraucht haben, so ist noch kurzer Aufenthalt auf jeder der vielen Stationen[2] und längerer in Bologna und Mantua hinzuzurechnen: so kommen wir auf 150—160 Stunden oder auf die Zeit von 6—7 Tagen, innerhalb welcher, wie wir sehen werden, die Mehrzahl der Sendungen befördert worden ist.

Das Verweilen an den einzelnen Stationen ist, wie ich schon angedeutet habe, namentlich dadurch verursacht worden, dass den Postmeistern bereits allerlei Schreibgeschäft oblag, nicht allein das Ausfüllen von Registern und Postzetteln, sondern in vielen Fällen auch die Anfertigung von Begleitschreiben. Zumal an den Hauptknotenpunkten gab es da viel zu thun. Weiterer Aufenthalt an diesen war geboten, wenn auch nur eine der sich kreuzenden Posten Verspätung hatte, was dann in den Begleitschreiben zu erwähnen war. Ein solches, vom Postmeister in Bologna 1563, II. 25 an den Cardinal von Mantua gerichtet und glücklicher Weise erhalten,[3] führe ich hier als

[1] Historisches Jahrbuch 13, 42. — Nur um etwas länger erscheinen die Beförderungsfristen, welche in dem 1516 zwischen K. Karl I. von Spanien und den Postmeistern Franz und Baptista von Taxis abgeschlossenen Vertrage stipulirt wurden: Couriere sollten nämlich (s. Rübsam, J. B. von Taxis, Freiburg 1889, S. 218) die Strecke von Innsbruck nach Rom im Sommer in 132 und im Winter in 144 Stunden zurücklegen.

[2] Die ersten genauen Angaben über Abgang von jeder Station fand ich in einem 1807 in Florenz veröffentlichten Itinerario italiano. Damals gebrauchte die Briefpost von Rom nach Bologna 49 und von da nach Trient 28 Stunden.

[3] Dr. Steinherz fand es im Gonzaga-Archiv zu Mantua, im Carteggio del cardinale Ercole Gonzaga, busta 1944.

Bestätigung dessen an, was ich bisher dargelegt habe. Es lautet: Mando con questo ordinario il qui aligato piego dell' Illmo Borromeo havuto con uno straordinario a posta per V. S. Illma come vederà; mi sara molto caro intendere con il primo commodo il ricevuto. sino a questo hora 17 (d. i. Donnerstag 11 Uhr Vormittags) non sono capitate le lettere di V. S. Illma che dovevano comparire questa notte . . . per poter espedire a Roma. Es war also der Ordinari, welcher am 22. Februar, Montag Abends von Trient abgehen und in der Nacht von Mittwoch zu Donnerstag in Bologna ankommen sollte, selbst am Donnerstag gegen Mittag noch nicht erschienen. Was die Verspätung, von welcher ein offenbar dieser Post übergebener Legatenbrief vom 22. Februar betroffen wurde, verursacht haben mag, werden wir gleich sehen. Zuvor bemerke ich, dass wir über den Eingangs erwähnten, von Rom abgesandten piego genau unterrichtet sind. Vom 20. Februar datiren nämlich ein Originalbrief Borromeo's an Mantua und ein zweiter an die Legaten[1] und vom 21. zwei Originalbriefe an die Legaten,[2] deren einer anhebt: Hiersera quando io stava su l'espedire le alligate, sopragiunsero le lettere di VV. SS. Ill^me^ di 15 . . . onde mi parve di trattenere lo spaccio sin'a questa mattina. Also zwei am 20. bereits fertige Briefe wurden der an diesem Samstag abgehenden Ordinaripost nicht übergeben, sondern bis zum nächsten Morgen und bis zur Vollendung weiterer Briefe zurückbehalten; schliesslich wurden alle durch einen am 21. abgefertigten straordinario nach Bologna gebracht und von dort mit dem ordinario weiter befördert. Wie alle diese Briefe gleichzeitig in Trient eintrafen, erhielten sie nicht allein alle das gleiche Empfangsdatum, sondern es wurde auch zum Particularbrief an Mantua vom 20. bemerkt di 21 febraro.[3]

Zwei Monate später sandten die Legaten mit Schreiben an Borromeo vom 11. April der Curie einen Brief ein che ha

[1] Dieser, in jenen eingelegt, weist weder Adresse noch Dorsualbemerkungen auf. Auf der Rückseite des Particularbriefes ist in Trient aufgezeichnet worden 21 Febraro, ric. il 27.

[2] Der eine eingelegt wieder ohne Bemerkung; der andere mit ric. il 27 versehen.

[3] So ist er auch im GR. datirt worden, welches dagegen den einen Communebrief vom 21. unter dem 20. eingetragen aufweist.

scritto il mastro delle poste di Bologna cicca la tardità di questi nostri ordinarii. Sie berichten zunächst, dass sie, da seit einer guten Weile grosse Nachlässigkeit eingerissen sei, wiederholt den Trienter Postmeister Bordogna verantwortlich gemacht und auf Abhilfe gedrungen haben; seine Ausrede, dass nicht er, sondern andere die Schuld tragen, werde durch das jetzige Schreiben des Bologneser Postmeisters bestätigt. Ne havemo, fahren sie fort, hoggi ragionato fra noi et havemo concluso che lo scriver nostro di questa materia a gli Ill^{mi} duchi di Ferrara et di Mantua non sia per far la metà dell'effetto che faranno due righe che ne scriva loro V. Illma et Rev^{ma} S^{ria}; nebenbei möge Borromeo dem kaiserlichen Orator in Rom ein Wort sagen zum Zwecke ch' egli ne scriva caldamente a questo mastro di posta qui. Traf also nicht diesen, noch seinen Collegen in Bologna die Hauptschuld, sondern die beiden Fürsten, deren Gebiete die zwischen Trient und Bologna verkehrende Post passiren musste, so drängt sich mir der Gedanke auf, dass die Felleisen in den beiden Residenzen aufgehalten wurden, um in die Briefe Einsicht zu nehmen, und dass vielleicht auch die Estratti, respective Copien in Modena[1] solchem schwarzen Cabinete ihren Ursprung verdanken. Damit mag auch zusammengehangen haben, dass, wie wir zuvor sahen, die am 22. Februar von Trient abgegangene Ordinaripost in Bologna noch am Vormittage des 25. vergeblich erwartet wurde.

Ich sehe fortan von solchen und anderen Verkehrsstörungen, welche doch nur Ausnahmen bildeten, ab, um so genau als möglich zu berechnen, wie viel Zeit damals unter normalen Verhältnissen benöthigt worden ist, um mit der Ordinaripost oder mit Staffette oder mit Courier Briefe von Rom nach Trient oder umgekehrt zu befördern. Diese Aufgabe wäre ja leicht zu lösen, wenn die Ausgangs- und die Endpunkte des hier zu bemessenden Zeitraumes sicher festständen. Dass das nicht immer der Fall ist, mögen folgende Bemerkungen darthun, deren erstere allen uns von den Zeitgenossen gebotenen Daten gelten, und deren weitere einerseits die Daten des Abgangs und andererseits die des Einlaufs betreffen.

---

[1] Vgl. Steinherz, Nuntiaturberichte aus Deutschland II, 1, Einl. XXVII.

Couriers nur geringe Zeit verstrichen sein wird. Denn einerseits wird wiederholt erwähnt, dass die Couriere und auch die Staffetten in Bereitschaft gehalten wurden, um, sobald die Briefschaften fertiggestellt waren, unverzüglich ihren Ritt anzutreten, und andererseits, wenn doch aus irgend einem Grunde ein Aufschub für nöthig erachtet und dem zum Aufbruche bereiten Couriere Contreordre gegeben wurde (wie wir II, S. 67 sahen, wurde im Juli 1563 ein Courier vom 5. früh bis 6. abends zurückgehalten), so pflegte man auch die Verzögerung und den Anlass zu ihr ausdrücklich zu erwähnen.

Dass in den mit der Ordinaripost beförderten Briefen Art und Zeitpunkt der Expedition nur ausnahmsweise hervorgehoben werden, erklärt sich einfach daraus, dass die Abgangszeit ein- für allemal feststand. Im Hinblick auf den bevorstehenden Posttag erledigte man in Rom und in Trient alle spruchreifen Angelegenheiten und datirte die einzelnen Schreiben von dem Tage, an dem sie fertig wurden. Ging also z. B. im Jänner 1562 die gewönliche Post von Rom ab am 3., 7., 10. u. s. w., so blieben vom 4. datirte Proposten bis zum 7. liegen. Und wir können diese uns bekannten Posttage um so sicherer als Expeditionstage betrachten, als auch bei dieser Correspondenz etwaige Abweichungen von der Regel hervorgehoben zu werden pflegen.[1] Hierher gehören die nicht seltenen Fälle, in denen in Postscripten bemerkt wird, dass Briefe bis zu dem und dem Tage zurückgehalten worden sind. Es lagen unter anderen Briefe Borromeo's am 11. Juni und am 19. November 1561 für den an diesen Tagen abgehenden corriere di mercoledi bereit, blieben aber aus den Nachschriften zu entnehmenden Gründen bis

[1] Werden wir also, wenn wir für einen von Rom nach Trient auf gewöhnlichem Wege gesandten Brief zwei verschiedene Monatstage angegeben finden, uns für denjenigen entscheiden, welcher auf einen Mittwoch oder einen Samstag fällt, so versagt unter Umständen auch dieses Mittel, Zweifel zu beheben. Ein Brief an Mantua z. B. laut Original vom 20. Mai 1562 ist in tom. 49 zum 23. überliefert worden, und ein Brief an Morone laut Original und GR. vom 19. Mai 1563 ist in tom. 57 zum 22. Mai eingetragen worden. In beiden Fällen fügt es sich, dass der 20. Mai 1562 und der 19. Mai 1563 Mittwoche sind, die beiden anderen in den Registern verzeichneten Maitage Samstage, also alle vier Tage Posttage: da glaube ich mich doch an die in den Originalen angegebenen Daten halten zu sollen.

14. Juni und bis 22. November, d. h. bis zu den nächstfolgenden Samstagen liegen, was den Legaten mit ritenuta sin a 14 (22.) kundgethan wurde. Wird aber einer anderen Proposte von 1563, I. 6 hinzugefügt ritenuta fin al 8., so ist diese wohl thatsächlich bis zum 10. als dem nächsten Posttage zurückbehalten worden.[1] Hier will ich des singularen Vorganges gedenken, dass die Legaten, um der gewöhnlichen Post bis zu deren regelmässigen Abgangszeit nicht fertig gewordene Briefe mitgeben zu können, die Abfertigung der Post um einen halben Tag verzögerten: sie rechneten offenbar darauf, dass das Felleisen noch rechtzeitig in Bologna eintreffen werde.[2]

Ich gehe zu den Einlaufsdaten über. Dass uns diese für fast sämmtliche Communeproposten der Mantua-Periode in zweifacher oder auch dreifacher Weise geboten werden (s. S. 105—107), ist in Anbetracht, dass andere Kategorien von Briefen solcher

[1] Auch falls inzwischen ein Courier nach Trient abgefertigt worden wäre, würde man demselben schwerlich den keineswegs dringenden Brief vom 6. mitgegeben haben. Es wird nämlich in mehr als einem durch Eilboten beförderten Briefe gesagt, dass andere Briefe mit dem Ordinari nachfolgen werden.

[2] In einem der S. 120 erwähnten vier Legatenbriefe vom 25. Jänner 1563 (Montag und Posttag) wurde am nächsten Morgen nachgetragen: Queste lettere non si puotero hiersera sottoscrivere da tutti noi; per ciò lo spaccio ordinario si è trattenuto fin a questa mattina che siamo alle 16. alli 26. di Gennaro (Dienstag, $7^1/_2$ Uhr). Da in Bologna längerer Aufenthalt war, galt es nur, dass das Trienter Felleisen dort vor Mittwoch Abend oder der darauf folgenden Nacht, in welcher der Ordinari von Bologna nach Rom abgehen sollte, eintraf.

Ist nun etwa die Ordinaripost auch einmal früher, als die Regel war, abgelassen worden? Zu dieser Frage gibt der eine der zwei Zettel Anlass, welche jetzt bei dem von mir in II. S. 66 besprochenen Originalbriefe liegen. Dieser Zettel besagt: Io non mando il voto del S[r] ambasciator Vargas, perche S. S[ria] ha voluto farlo tanto lungo che non si è potuto havere questa sera; me l'ha promesso per domani, et io non ho voluto trattener per questo il corriero, ma lo manderò con l'ordinario di domani a sera. Wäre dies am 5. (Montag) geschrieben, so würde der Abgang der gewöhnlichen Post für Dienstag Abend statt für Mittwoch in Aussicht genommen worden sein. Aber beide Zettel können auch zu der Proposte vom 6. gehören und, da die Briefe vom 5. und vom 6. gleichzeitig expedirt und gleichzeitig (am 9.) in Trient eingetroffen sind, falsch eingelegt worden sein. Weisen wir ihnen den richtigen Platz (zum 6.) an, so ist auch was von dem Ordinari gesagt wird in Ordnung.

Angaben darben, ein Gewinn für uns. Aber derselbe wird auch wieder in Frage gestellt, nämlich in den nicht seltenen Fällen, in welchen die zwei oder drei Aussagen über die Einlaufszeit nicht in Einklang zu bringen sind. Beispiele dafür anzuführen greife ich zuerst nochmals auf die S. 65 und 126 besprochenen Briefe vom 25. April 1562 zurück. Die erstere Sendung soll laut den Indorsaten am 2. Mai in Trient eingetroffen sein. Dagegen lautet der Vermerk im AR. ricevuta venerdi il primo Maggio, und denselben Wochen- und Monatstag geben die Legaten in ihrer Antwort vom 4. Mai an. Noch mehr gehen die Angaben über Ankunft der zweiten Sendung per staffetta auseinander. Auf dem Original des Borromeo-Briefes vom 28. ist von C. Olivo eingetragen worden ric. il 5 di Maggio; Musotti bemerkt im AR. ric. mercordi alli 6 di Maggio; die Legaten berichten am 4. Mai, dass sie gestern, also am 3. die zweite Sendung erhielten.[1] Ebenso lehrreich ist folgender Fall. War man im Mai 1562 darüber einig, dass in der auf den 4. Juni anberaumten vierten Sitzung nichts als ein decretum prorogationis sessionis werde beschliessen können, so stritt man noch lebhaft darüber, ob in dem Decret die Continuation ausgesprochen oder überhaupt nur erwähnt werden solle. Ueber die Stellung der Parteien zu dieser Frage hatten die Legaten zuletzt am V. 26 Bericht erstattet, welchen sie, um noch vor der Sitzung bestimmte Weisungen erhalten zu können, in diligenza per huomo a posta abgesandt hatten. Sofort nach dessen Eintreffen in Rom am 30. Abends ertheilte Pius IV. eine eigenhändige, sehr decidirte Antwort.[2] Mit ihr und kurzem Begleitschreiben Borromeo's wurde der am 30. angekommene Courier am Sonntag den 31. bei Tagesanbruch nach Trient zurückgeschickt. Ueber Nacht war doch besserer Rath gekommen. In einem neuen Briefe vom 31. stellte es der Papst dem Ermessen der Legaten anheim, ob sie in das Prorogationsdecret la parola espressa di continuatione aufnehmen

[1] Im ersten Falle entscheide ich mich für den 1. Mai, da die Ordinaripost in dieser Jahreszeit die Strecke in 6 Tagen zurücklegen konnte. Im zweiten Falle ziehe ich ebenfalls die Aussage der Legaten den anderen Angaben vor, weil eine am 28. von Rom mit Staffette abgegangene Sendung recht wohl in 5 Tagen in Trient eintreffen konnte.

[2] Benutzt von Pallavicino XVI, c. 12 Nr. 2.

wollten oder nicht, und um diese neueste Entschliessung des Papstes den Legaten noch rechtzeitig zu überbringen, wurde am 31. Mittags ein zweiter Courier nach Trient abgeordnet. Der erste Courier lieferte, so erfahren wir aus dem am 4. Juni nach Schluss der Sitzung abgesandten Berichte der Legaten, seine Briefe am 2. Juni 6 Uhr Abends ab und der zweite die seinigen an dem darauf folgenden Morgen. Mit Absicht habe ich diese unzweifelhaft richtigen Angaben den vielfach zweienden Vermerken auf den Originalen und in den Trienter Registern vorausgeschickt. Heisst es nämlich auf der Proposte Borromeo's vom 30. Mai richtig ricevuta il 2 Giugno, so ist auf dem gleichzeitig abgegangenen und eingetroffenen ersten Papstbriefe fälschlich der 3. als Empfangstag genannt worden. Und wenn zu letzterem im AR. bemerkt worden ist ricevuta martedi XI. di Giugno alle XXII. hore per corriere espresso, so sind allerdings die Frist und die Stunden gut angegeben, aber durch Lese- oder Schreibfehler ist aus dem 2. des Monats der 11. geworden. Anderseits hat Musotti im AR. zu den beiden Briefen vom 31. richtig hinzugefügt ricevute mercordi mattina per corriere espresso alli 3. di Giugno, während auf den Originalen selbst der 4. angegeben worden ist.

In den Fällen, in denen uns zweierlei Empfangsdaten, nämlich auf den Originalen und im AR. vorliegen und sich nicht decken, gibt zumeist Musotti als Schreiber des AR. einen jüngeren Zeitpunkt als den auf dem Original vermerkten an. Und diese vorherrschende Differenz hängt zweifelsohne mit der üblichen Circulation der Proposte in Trient zusammen. Hier wurden die eingelaufenen Postpaquete vom Cardinal von Mantua oder auf dessen Geheiss von Camillo Olivo geöffnet. Ob nun die vom Letzteren auf den Originalen eingetragenen Vermerke gleich bei der Eröffnung entstanden sind oder erst nachdem die Briefe die Runde bei den Legaten gemacht hatten, bleibt fraglich. Aber sicher ist, dass Filippo Musotti die Proposten erst nach deren Heimkehr in die Registratur copirt und dabei sein Acceptsdatum beigefügt hat: in Folge davon hat er dieses in nicht wenigen Fällen um einen und in einzelnen Fällen auch um mehrere Tage später als C. Olivo angesetzt. Dass da überhaupt die geschäftliche Behandlung der Schriftstücke in Trient vielfach hineinspielt, bezeugen auch die zwie-

fachen Daten auf manchem zu derselben Sendung gehörigen Stücke von der Hand desselben Olivo. Im Mai 1563 überbrachte ein Courier den Legaten ein Schreiben des Papstes und ein Schreiben Borromeo's, beide vom 11. datirt: steht nun auf jenem ricevuta il 16 und auf diesem r. il 15, so scheint jenes Olivo erst einen Tag später zur Verfügung gestellt worden zu sein. Aehnlich verhält es sich mit der Proposte von 1563, III, 28, welche aus einem Briefe in gewöhnlicher Schrift und einer chiffrirten Beilage bestand, zu denen die in Trient angefertigte Klarschrift kam: laut Indorsat auf dem Hauptbriefe traf die Sendung am 4. Mai ein; aber da das Entziffern Zeit erforderte, wurde die Klarschrift mit ricevuta il 5 Maggio versehen.[1]

Da wir über den Einlauf der Legatenbriefe in Rom höchstens etwas aus den Antworten Borromeo's erfahren, fehlt uns jedes Mittel, des Cardinals oder seiner Concipienten Aussagen zu controliren. Obwohl ich nun noch nicht in einem Falle deren Unrichtigkeit geradezu nachzuweisen vermochte, verlasse ich mich nicht unbedingt auf sie. Ich finde nämlich, dass die Angaben über die Expedition der Briefe von Rom nach Trient, auf die ich deshalb hier zurückkomme, nicht immer genau sind.

---

[1] Da Beilagen nur ausnahmsweise (s. S. 105) eigene Einlaufsdaten erhalten haben, lässt sich ihr Eintreffen in Trient um so schwerer ermitteln, als es auch mit der Expedition derselben nicht gleichmässig gehalten worden ist. Dass eine Beilage angekündigt, dann aber erst nachgesandt wurde, sahen wir schon S. 129. Wie sich dieser Fall wiederholt hat, so auch der umgekehrte. Am 19. November 1561 z. B. schrieb Borromeo den Legaten über seinem Briefe in Copie beigeschlossene Briefe; sein Brief erhielt dann das Postscript: ritenuta fin a li 22, et li transunti sono stati mandati prima. Handelt es sich also um zwei Sendungen, die wahrscheinlich den Ordinariposten am 19. und am 22. übergeben wurden, so hätten sie auch zwei verschiedene Einlaufsdaten erhalten sollen. Doch das ist nicht geschehen, und überdies zweien wiederum die Angaben von C. Olivo und von F. Musotti in so bedenklicher Weise, dass ich weder von der einen noch von der anderen Gebrauch machen möchte. Jener vermerkt nämlich auf dem Hauptbriefe ricevuta 25 Novembre, an welchem Tage höchstens die am 19. expedirten Beilagen in Trient eingetroffen sein können. Bietet dagegen Musotti im AR. für den Brief und die Beilagen ric. 3 Dicembre, so kommt diese Angabe gewiss der Wirklichkeit näher, lässt aber zugleich auf Verspätung der einen oder der anderen Art schliessen.

Borromeo meldet z. B. in einer Proposte von 1562, V. 14, dass er zugleich mit dieser ein Schreiben des Papstes vom 13. per staffetta expressa absende,[1] gibt aber, als er am 20. wieder auf diese Sendung zu sprechen kommt, statt des 14. den 13. als Tag der Expedition an. Einen zweiten analogen Fall lege ich ausführlich dar, um zugleich auf andere hier unterlaufene Ungenauigkeiten aufmerksam zu machen. Vom 20. November 1563 liegen im Original vor 1. wichtiges Schreiben des Papstes an die Legaten, 2. Brief Borromeo's an dieselben, welcher, nur von Personalangelegenheiten handelnd, gar keine Eile hatte; weiter vom folgenden Tage datirt 3. Communebrief Borromeo's (Hieri N. S^{re}), 4. derselbe an Morone allein (Il buon successo), 5. desgleichen (Havendo io scritto). Dass alle fünf Stücke durch denselben Courier am 25. in Trient abgeliefert worden sind, wird von den Legaten ausdrücklich berichtet; überdies weisen drei der Originale dieses Empfangsdatum auf. Ueber die Expedition von Rom geben uns nun vornehmlich die Eingangsworte von 3. Aufschluss: Hieri N. S^{re} haveva scritto l'alligata (d. i. 1.) a le SS. VV. Ill^{me}, et io stava su l'espedir lo spaccio ordinario (der 20. war Samstag, also Posttag), quando comparvero le lor lettere di 13., 14. et 15. mandate dal vicelegato di Bologna per corriere, nebenbei auch die Erzählung des Vorganges in 5.[2] Dass also das am 20. behufs Expedition

---

[1] Dass beide Stücke am 19. eintrafen, besagt nicht allein der Vermerk auf beiden, sondern berichten auch die Legaten am 21.

[2] Borromeo meldet nämlich Morone: havendo io scritto hieri a la S. V. Illma quel ch'ella vederà per la qui alligata, si hebbero per il corriero ... le lor buone nuove ... onde essendosi ritenuto lo spaccio per rispondere hoggi a quel di più che occorreva, io non resterò d'aggiugner etc. Der hier angezogene Particularbrief vom 20. scheint zu fehlen, liegt aber in 4. vor, welcher Brief bereits am 20. geschrieben war, aber erst im Momente der Expedition am 21. von diesem Tage datirt wurde. Auf diese Ungenauigkeit galt es mir hier aufmerksam zu machen, und für sie bringe ich deshalb auch die Beweise bei. Offenbar war die Minute vom 20. datirt, unter welchem Tage der Brief auch im GR. eingetragen erscheint. Die Abfassung an diesem Tage ergibt sich auch aus Folgendem. Borromeo bemerkt: io non scrivo per hoggi cosa alcuna in commune, si perche scrissi l'altr' hieri per staffetta tutto quel che occorreva, et si ancora perche S. S^{tà} propria con la lettera che V. S. Illma vederà, ha detto quel poco ch'io havessi potuto dir per hora. Wäre dies am 21. niedergeschrieben, so müsste ein Schreiben des Cardinals

durch den Ordinari bereit gehaltene Briefpaquet zurückgehalten und dann am 21. einem Courier übergeben wurde, hätte doch wohl dem Cardinal und seinen Organen in Erinnerung bleiben können. Aber dem war nicht so: die nächstfolgende Proposte vom 24. hebt mit den Worten an: Col corriere di sabbato passato (d. i. 20) io risposi a tutte le lettere de le SS. VV. Ill^me^ di 15. Nahm man es so wenig genau mit den Aussagen über den Abgang der Briefe, so ist doch auch denen über den Einlauf nicht ganz zu trauen.

Mit der Aufzählung so vieler Beispiele, welche, so mannigfaltiger Art sie sind, doch alle darauf hinauslaufen, uns die Unzuverlässigkeit der uns hier beschäftigenden Zeitangaben zu vergegenwärtigen, habe ich nicht allein die Verpflichtung des Forschers zu genauer Prüfung derselben darthun wollen, sondern auch seine Berechtigung, alle von ihm unrichtig oder auch nur bedenklich befundenen aus seiner Schlussrechnung einfach auszuschalten und sich in dieser lediglich an die ganz unanfechtbaren Angaben zu halten. Um nun aus den Expeditions- und den Einlaufsdaten zunächst die Geschwindigkeit des Verkehres durch die gewöhnliche Post zu berechnen, welche in den hier in Betracht kommenden 32 Monaten mehr als 250 Male hin und her gegangen ist, so lässt sich mit aller Zuversicht sagen, dass die Ordinaripost damals für die Strecke Rom—Trient in der Regel sieben Tage gebraucht hat: das ist dasselbe Ergebniss, zu dem wir S. 123 auf anderem Wege gelangt sind.[1]

an die Legaten vom 19. existiren, von dem aber nicht die geringste Spur zu finden ist. Rechnen wir dagegen vom 20. zurück, so beruft sich Borromeo auf einen Communebrief vom 18., welcher thatsächlich, und zwar durch Staffette expedirt worden ist und auch genügende Ergänzung fand in dem Papstbriefe vom 20. (oben 1), so dass der Cardinalnepote nichts mehr hinzuzufügen brauchte.

[1] Dabei wird gelten, was Codogna aus dem folgenden Jahrhunderte berichtet, dass diese Route im Sommer in 6 Tagen zurückgelegt werden konnte, im Winter aber 8 erforderte. Die Trienter Ricevuta-Daten lassen, da mit vollen Tagen gerechnet wird, ein geringes Plus oder Minus nicht erkennen. War z. B. der Ordinari von Rom 1562, VII. 8, d. h. Mittwoch Abend aufgebrochen und in Trient nach 6 Tagen und 6 Stunden eingetroffen, also am folgenden Mittwoch vor Sonnenaufgang, so wurde der Einlauf zum 15. vermerkt, so dass sich auch in diesem Falle ein Zeitabstand von 7 Tagen ergibt.

Dem entspricht es, dass Borromeo 1563, XI. 30 schreibt, die Legatenbriefe vom 22. (Posttag), welche er am 29. erwartet habe, seien ihm eben erst zugegangen. Erhielt er die Trienter Risposten ein anderes Mal erst am 11. Tage nach dem Abgang der Ordinaripost von Trient, so gab das ihm Anlass zu sofortiger Nachforschung und zur Constatirung, dass die betreffenden Briefe aus Versehen in Bologna liegen geblieben waren.[1]

Wie verhält sich nun zu dieser Beförderung die durch Staffette? Nach einer schon S. 107 citirten Proposte von 1562, XI. 18 hatten von Trient mit Staffette abgesandte Briefe vom XI. 10 drei Tage weniger gebraucht als die am 9. der Ordinaripost übergebenen.[2] Aber da muss die letztere, wie es im Winter oft geschah, irgendwie aufgehalten worden sein. In der Regel sind mit der Expedition per Staffette nur ein bis zwei Tage erspart worden. Laut den Ricevuta-Vermerken sind die Proposten von 1562, V. 14 und von 1563, III, 10 nach fünf Tagen, zu denen aber noch so und so viele Stunden hinzugekommen sein mögen, in Trient abgeliefert worden. Sechs Tage unterwegs waren Briefe Borromeo's von 1563, II. 10 und X. 27 und ein Legatenbrief von 1563, VII. 15; noch etwas länger eine Proposte von 1563, XI. 18, die, wie die Legaten ausdrücklich bemerken, ihnen erst in der Frühe des 25. zugestellt wurde. Es kam eben (s. S. 119) bei dieser Beförderungsart in Betracht, was der Vicelegat von Bologna anordnete. In dem zuletzt citirten Legatenbriefe heisst es: mandamo per staffetta a posta fin a Bologna con pregare il vicelegato che lo mandi di lungo senza indugio; da dieser, wie wir aus Borromeo's

---

[1] Ich gedenke hier nochmals (s. S. 106, Anm. 1) der Particularbriefe, über deren Einlauf wir am ehesten durch die Antworten der Adressaten etwas erfahren. Es schreibt z. B. Borromeo 1562, XII, 2 (Mittwoch und Posttag) an Simonetta: con l'ordinario passato (Samstag XI. 28) io non risposi a la lettera di 19 (Montag, an dem die Post von Trient abgegangen war), perche è capitata di tre giorni più tardi de l'ordinario (erst am 29. statt am 26.) et havendo di poi l'altra di 23 (wiederum Abgang der Post von Trient) etc. Aber dass die hier gemeinte, von Trient am 19. expedirte Sendung bis nach Rom 10 Tage gebraucht habe, ist insofern nicht sicher, als sich Simonetta vielleicht gleich Hosius eines Mittelmannes in Rom bedient hat, welcher mit der Ablieferung des ersten Briefes an Borromeo gezögert haben mag.

[2] Die Einlaufsdaten finden sich nicht angegeben.

Antwort erfahren, ebenfalls eine Staffette abfertigte, traf die Risposte erst am 21. in Rom ein. Mit ihren Schreiben von XI. 15 und 27 hatten es die Legaten ebenso gehalten, aber, da sie von Bologna aus mit Courier weiter befördert wurden, ging das erstere Borromeo schon am 20. und das zweite am 2. December 4 Uhr Nachmittags zu.

In den Fällen der Verwendung von Courieren für die ganze Strecke werden uns zumeist die Tage des Abganges und der Ankunft gut angegeben. Aber nicht so die Stunden, die wir doch ebenfalls kennen lernen möchten, um uns nicht mit nur annähernder Rechnung begnügen zu müssen. Und auch darüber werden wir in der Regel nicht aufgeklärt, ob ein und derselbe Courier die ganze Strecke zurückzulegen hatte, oder ob in Bologna ein Wechsel des Couriers stattfand, was nicht ohne Zeitverlust geschehen konnte. Sehen wir nothgedrungen von alle dem ab, so ergibt sich, dass die Couriersendungen drei bis vier Tage unterwegs waren, zu denen wir aber noch eine grössere oder mindere Zahl von Stunden hinzuschlagen können. Vier Tage und einige Stunden sind jedoch als das Maximum zu bezeichnen in Anbetracht der Ergebnisse, welche wir aus den durch genauere Angaben ausgezeichneten Fällen gewinnen. Allein aus dem Jahre 1563 kann ich folgende in kürzerer Zeit beförderte Briefe anführen: Risposte von XI. 21 in 3 Tagen und 20 Stunden, Proposte von XI. 27 trotz Courierwechsel in Bologna in 3 Tagen 8 Stunden, Risposten von III. 3, III. 10 (directer Eilbote) und X. 25 in weniger als 3 Tagen, endlich Proposte von VIII. 6 (s. II, S. 67) in 2 Tagen 18 Stunden.[1]

Couriere nannte man damals auch Weltliche und Geistliche, wenn sie zwischen Rom und Trient hin- und herreisend ihnen anvertraute Briefschaften möglichst schnell abzuliefern versprachen. Obwohl sie es mit den Courieren von Beruf nicht aufzunehmen vermochten, lohnt es sich doch, zu verfolgen, wieviel Zeit sie für die Reise benöthigt haben. F. Musotti war, als er sich im Juli 1563 zum zweiten Male nach Rom begab, $6^1/_2$ Tage unterwegs und Pendasio im Mai 1562 6 Tage.

[1] Eine noch grössere Leistung auf der gleichen Strecke lernen wir kennen aus Nuntiaturberichten, Abth. I, 8, 201: ein Schreiben des Cardinals Farnese vom 17. Juni 1545 ging am 17., 4 Uhr Nachmittags von Rom ab und traf am 19., 6 Uhr in Trient ein.

Der päpstliche Kämmerer Strasoldo, welcher Hosius den Cardinalshut nach Wien überbrachte, lieferte Borromeo's Brief von 1561, III. 23 (s. I, S. 121) am 28. in Trient ab. Die gleiche Zeit von 5 Tagen brauchte Antinori (s. Pallavicino XXII, c. 5.) als Ueberbringer der Proposten von 1563, VIII. 17. Sie alle überbot Visconti laut der S. 107 angeführten, schon von Pallavicino hervorgehobenen Stelle, indem er trotz Hindernissen in 4 Tagen von Rom nach Trient ritt. Erwähnung verdient auch der Ueberbringer der Legatenbriefe von 1563, XI, 11 (s. I, S. 137), Giovanno Battista Vittorio, Familiare des Cardinals von Lothringen, welcher, um Rom kennen zu lernen und sich an der Curie vorzustellen, sich zu Courierdienst erbot. Morone meinte zwar: non serà forse il più valente corriere del mondo, mochte aber die vom Lothringer befürwortete Bitte nicht abschlagen. Und Vittorio erledigte sich seines Auftrages ganz gut. Als er, es mag am 15. oder 16. gewesen sein, Viterbo erreichte, hörte er, dass sich der Papst nach Civitavecchia begeben habe. Sofort schlug er den Weg dahin ein und lieferte seine Depeschen an den Papst selbst ab, welcher in Anbetracht der Wichtigkeit dieser Berichte Tags darauf nach Rom zurückkehrte, wo Borromeo am 18. in dieselben Einsicht nehmen konnte.

Steht das Trienter allgemeine Register unter allen hier in Betracht kommenden Briefsammlungen darin einzig da, dass es, zugleich für Einlauf und Auslauf bestimmt, die Communeproposten nach den Empfangsdaten und die Communerisposten nach den Abfassungsdaten, dazu noch mancherlei Aktenstücke nach gleichen Gesichtspunkten in eine chronologische Reihenfolge zusammengeflochten hat, so macht es durch diese Verbindung und Anordnung auch besonderen Eindruck auf den Benutzer, einen Eindruck, welcher nur wenig durch den Gedanken an die hier fehlende Particularcorrespondenz beeinträchtigt wird. Wir fühlen uns, wenn wir in diesem Register lesen, nach Trient zur Zeit des Concils versetzt und glauben als zum Umstande gehörig alles zu vernehmen, was an die gesammten Legaten herantritt oder von ihnen ausgeht, und zwar alles in der Zeitfolge, wie es sich im Concil abspielt. Das an einem Beispiele auszuführen, komme ich auf die bereits (s. S. 130) berührten Geschehnisse vor der vierten Sitzung vom 4. Juni

1562 zurück.[1] Aus den Akten, wie sie Theiner veröffentlicht hat, erräth man noch nicht einmal, was damals alle in Trient in Aufregung versetzt hat, und wie erst kurz vor der Generalcongregation vom 3. Juni der Ausweg gefunden wurde, jede Art von Lösung zu vertagen. Und wenn Paleotto[2] recht gut schildert, wie sich in Trient die Schwierigkeiten mehrten und steigerten bis zum Eintreffen des ersten Schreibens des Papstes vom 30. Mai, dann aber durch dessen zweite Weisung vom 31. wenigstens momentan behoben wurden, so unterlässt er es doch, die Daten anzugeben, und hält auch in der Erzählung die Zeitfolge nicht genau inne, so dass der Causalzusammenhang verschleiert wird. Die Correspondenz allein bringt in alles Licht, und zwar schon die der Legaten insgesammt, wie wir sie im AR. eingetragen finden:[3] sie erst liefert uns den Schlüssel zum Verständnisse dessen, was am 3. in der Congregation und am 4. in der feierlichen Sitzung gesprochen und beschlossen worden ist.[4]

---

[1] Wie im Hinblick auf die bevorstehende Sitzung die Frage der Continuität in den Vordergrund trat, so fasse ich hier nur ins Auge, wie man über diese hinwegzukommen suchte.

[2] Mendham 131 fg.

[3] Ich zähle die einzelnen Stücke, nachdem ich den Inhalt der wichtigeren schon früher angegeben habe, hier kurz auf und füge in Klammer hinzu, was zur Erklärung dient. — Zu Mai 26. Bericht der Legaten (eingetroffen in Rom am Abend des 30.); (sine die) Eingabe der kaiserlichen Oratoren an die Legaten und Antwort der Letzteren (s. meine Aktenstücke 320—323); 29. Proposte vom 23. (eben mit der Ordinaripost in Trient angelangt); Juni 1. Bericht der Legaten an Papst und Borromeo; 2. (abends eingetroffen) Schreiben des Papstes und Borromeo's vom 30. Mai; am gleichen Tage (von der Ordinaripost abgeliefert) Proposte vom 27.; 3. (früh, noch vor der Eröffnung der Generalcongregation eingetroffen) Schreiben des Papstes und Borromeo's vom 31. Mai; 4. (abends) Bericht der Legaten über die heutige Sitzung; (sine die, sicher vor dem 7. gebucht) die zwischen den französischen Oratoren und den Legaten in diesen Tagen gewechselten Schriftstücke (Le Plat 5, 184—185) und die Instruction des Kaisers an seine Oratoren, aus Prag vom 22. Mai (Aktenstücke 314, den Legaten in ihrem ganzen Wortlaute erst am 2. mitgetheilt) u. s. w.

[4] Hier trage ich nach, dass die Relation des Filippo Musotti (Döllinger 2, 14) dem Berichte Paleotto's weit vorzuziehen ist: so gut nämlich Letzterer dank seiner Stellung im allgemeinen unterrichtet war, so hat er doch schwerlich die Correspondenz so genau gekannt als Musotti, der

Das ist einer von den vielen Fällen, in denen sich ebenso wie den Zeitgenossen auch uns, den nach Jahrhunderten lebenden und die Vorgänge mit anderen Augen verfolgenden Historikern, die Frage aufdrängt, wer denn bei den steten und für den Verlauf des Concils so wichtigen Wechselbeziehungen zwischen Trient und Rom den Ausschlag gegeben hat. Die Franzosen von damals haben dies Verhältniss mit einem Witzworte zu kennzeichnen versucht, welches die Italiener sofort mit einem vornehmlich auf die Spanier gemünzten Schlagworte beantwortet haben, und welches Pallavicino hundert Jahre später mit allgemeinen Erwägungen entkräften zu können meinte. Dergleichen Urtheile in Bausch und Bogen genügen heutzutage nicht mehr. Die richtige Antwort auf diese immer wieder auftauchende Frage wird in dem Masse ermöglicht werden, als die Concilakten in ganzem Umfange, also auch die zwischen Trient und Rom geführte Correspondenz, bekannt werden werden.

Was nun der letzteren Veröffentlichung anbetrifft, welche vorzubereiten mir übertragen worden ist, so mache ich den Vorschlag, sie nach dem Vorbilde des Trienter AR. einzurichten, d. i. anders, als bisher Briefsammlungen edirt zu werden pflegten. Ich will, obgleich es dabei auf den besonderen Inhalt nicht ankommt, mich, um meine Ansicht zu entwickeln, an die

---

sie in Circulation zu setzen hatte und aus freien Stücken von Tag zu Tag copirte, und der überdies gerade in diesen Tagen zu allerlei Verhandlungen zwischen den Legaten benutzt wurde.

Dass dann später Pallavicino XVI, c. 12 eine im Ganzen sehr gelungene Darstellung der damaligen Vorgänge geliefert hat, verdankt er einerseits dem, dass auch er die Correspondenz, wenn auch noch nicht in vollem Umfange ausbeuten konnte, und anderseits dem, dass er den Bericht Musotti's ebenfalls kannte und sich zumeist an ihn gehalten hat. Doch wird auch Pallavicino nach Publication der Correspondenz in einzelnen Punkten noch zu ergänzen und zu berichten sein.

Einige Worte füge ich noch über die aus dem AR. ausgeschlossene Particularcorrespondenz hinzu. So hoch ich im allgemeinen ihren Werth anschlage, so habe ich doch aus den aus diesen Tagen stammenden Proposten an die einzelnen Legaten keine besondere Belehrung geschöpft. Am ehesten könnte man weitere Aufschlüsse über die Behandlung der Frage der Continuation von den Briefen an Simonetta erwarten; aber in den drei in den Registern überlieferten Schreiben Borromeo's an ihn vom 26. (zwei Stück) und 30. Mai wird diese Frage gar nicht berührt.

gleichfalls der conciliaren Correspondenz gewidmete grosse Publication von Le Plat halten. Im allgemeinen hat dieser die einzelnen Briefe und Aktenstücke ohne Rücksicht auf die Schreiber und deren Aufenthalt an verschiedenen Orten in der durch die Abfassungsdaten bestimmten Reihenfolge geboten, und er ist davon nur abgewichen um der etwaigen Ueberlieferung willen, wenn ihm nämlich für mehrere Stücke von verschiedenen Daten eine gemeinsame Quelle zu Gebote stand. Lagen ihm z. B. das Schreiben des Erzbischofs von Salzburg an die Legaten vom 26. April 1562 und das des Königs von Frankreich an die Legaten vom 12. April nur in den Aufzeichnungen über die Congregation vom 26. Mai, in welcher beide Schreiben in Trient überreicht wurden, vor, so hat er sie unter letzterem Datum[1] eingereiht. Aber nicht so hat er das Schreiben des Königs von Frankreich an die französischen Prälaten in Trient vom Anfang April behandelt: er hat es unter den aus diesem Monate datirenden Briefen veröffentlicht und nicht zum 18. Mai, an welchem es der eben in der Concilsstadt eingetroffene Orator Lansac den Adressaten übergeben haben mag, und von welchem an es bewirkt hat, dass die französischen Prälaten unter sich und mit den Oratoren ihres Königs zusammenhielten. Was also Le Plat nur von ungefähr und ausnahmsweise beobachtet hat, möchte ich zur Regel machen: ich möchte die Einheit des Ortes, in diesem Falle Trients festhalten und in die der Zeit nach gebildete Reihe der dort entstandenen Briefe und Aktenstücke die eingelaufenen nach ihren Empfangsdaten einschalten. Und diese Anordnung möchte ich nicht auf die im Vordergrunde stehende Correspondenz zwischen Trient und Rom oder auf die Risposten und Proposten beschränken, sondern auch ausdehnen auf den Briefwechsel zwischen den Concilsvätern einerseits und den Fürsten, Nuntien und anderen auswärts lebenden Personen andererseits, ja auch auf die auf directem oder indirectem Wege in Trient eingelaufenen Avvisi.

Der Vortheil, welchen eine so gestaltete Briefsammlung den Benutzern bietet, leuchtet wohl ein. Aber wird sich, was ich da anrege, auch durchführen lassen, ohne unsichere und eventuell sogar willkürliche Ansätze von Einlaufsdaten mit in

[1] Le Plat 5, 171—182.

den Kauf nehmen zu müssen? Um solche Bedenken zu zerstreuen, habe ich in diesem Excurse alle in Betracht kommenden Momente, bis auf eines, welches ich gleich erwähnen werde, aufgezählt und erörtert und will hier die Ergebnisse nochmals zusammenfassen. Von neun Zehnteln der an die gesammten oder an die zwei ersten Legaten (Mantua und Morone) gerichteten Proposten, welche zweifelsohne in Trient die grösste Wirkung ausgeübt haben, werden sich die Ricevuta-Daten genau und sicher feststellen lassen. Dagegen wird sich von dem letzten Zehntel dieser Kategorien und von den Particularbriefen an die anderen Legaten der jeweilige Zeitpunkt der Ankunft in Trient nur annähernd berechnen lassen. Das gilt nicht einmal von allen Particularbriefen: ein solcher an Simonetta vom 23. Mai 1562 z. B. ist zweifelsohne mit der Communeproposte von gleichem Tage befördert und dann mit dieser am 29.[1] eingetroffen. Eventuell werden uns auch in den Diarien, wie bei Seripando, und in den Protokollen der Sitzungen noch Anhaltspunkte für Berechnung der Einlaufsdaten einzelner Particularbriefe geboten.[2] Steht es aber in anderen Fällen nicht so günstig, so kann es sich doch, wie der Verkehr geregelt war, nur um Unterschiede von einem oder zwei Tage handeln. Ergibt sich dann noch, dass es nur eine geringe Zahl von zumeist minderwerthigen Proposten ist, bei denen wir uns mit Ansätzen von approximativer Richtigkeit begnügen und einen Vorbehalt machen müssen, so wird deren minder sichere Einreihung weder dem festen Gefüge der ganzen Correspondenz, noch dessen Anschaulichkeit Abbruch thun. Kurz eine Edition, wie ich sie vorschlage, wird sich ganz gut herstellen lassen und wird die von mir beabsichtigte Wirkung erzielen. Ich stelle somit meinen Vorschlag der Discussion der Fachgenossen anheim und insbesondere der Erwägung derer, welche mit mir den Plan der Edition festzustellen haben werden.

---

[1] Siehe S. 138, Anm. 3.

[2] Dass die Protokolle auch zur Controle der Ricevuta-Daten der litterae publicae dienen können, sei wenigstens nachträglich bemerkt. Doch bin ich diesem Zusammenhange noch nicht nachgegangen, weil ich die sehr schwierige Aufgabe der Edition von bis in alle Details zuverlässigen Acta concilii als bisher noch nicht gelöst betrachte.

gati

da d

Sicri

adiza

uui

di s

pod

Ess

et

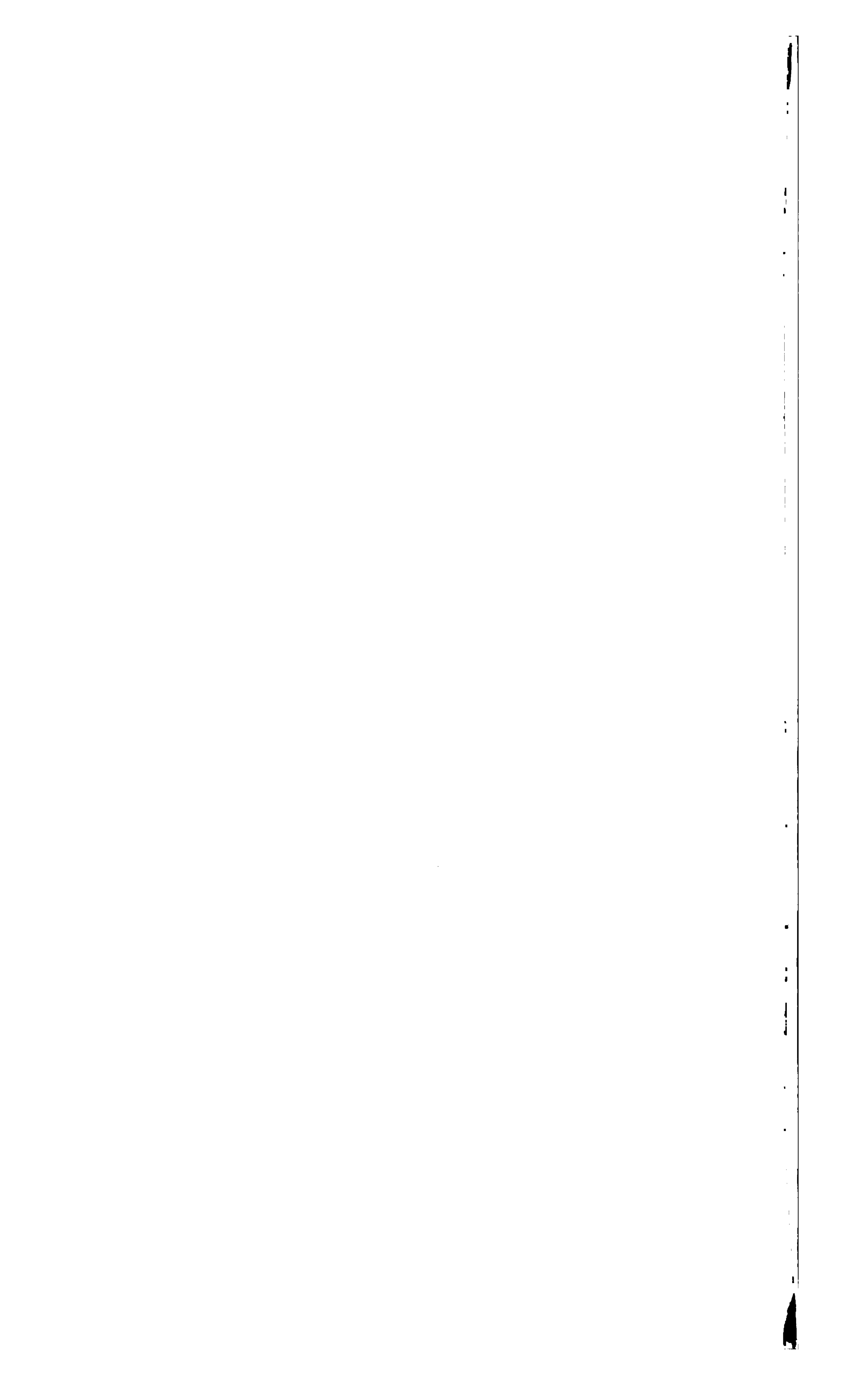
i

on

en

gati del Conc.° a 2 di Gen.^ro 1563.

da dir altro à le SS. VV. Ill.^me se non
Sicri, et N. S.^re l'ha visto, et ascoltato
darà ben espedito quanto prima. Il
avviso.
la sua Sta comincia per gra del Sr Dio
podagra, ma però non può per ancora
lezza: Il che farà che domattina non
et processione solenne che si fà in san
à Dio de la vittoria che'l Re Chr.^mo
otti; per la qual vittoria sua B.^ne
entia plenaria nel modo che le V.re
... [illegible]



V.

Epilegomena zu der Ausgabe des Maṅkhakośa.

Von

Theodor Zachariae,

Professor an der Universität in Halle a. S.

Die Handschriften.

Ueber die Handschriften, die der Ausgabe des Maṅkhakośa und der Maṅkhaṭīkā zu Grunde gelegt sind, habe ich in der Vorrede zur Ausgabe ausführlich gesprochen.[1] Bei einem Werke, das in Kaschmir entstanden ist, war es selbstverständlich, dass in erster Linie die Handschriften berücksichtigt wurden, die in der echt kaschmirischen Śāradāschrift geschrieben sind (A und S); nur wo diese Handschriften versagten, hatten die anderen (B und C) einzutreten. Ueber die Eigenthümlichkeiten der Śāradāschrift ist schon öfters gehandelt worden:[2] ich habe es daher nicht nöthig, mich über die Vorzüge und Mängel dieser Schrift, dem Devanāgarī gegenüber, eingehend zu verbreiten. Nur mit speciellem Bezug auf den Maṅkhakośa und meine Herstellung des Textes gestatte ich mir die folgenden Bemerkungen.

Es ist bekannt, dass gewisse Buchstaben und Ligaturen, die im Devanāgarī sehr leicht der Verwechselung ausgesetzt sind, in der Śāradāschrift klar und deutlich von einander geschieden werden. So hat Pischel in seinen Bemerkungen zur

---

[1] Nur die mit S bezeichnete Handschrift hat mir bei der Abfassung dieser Epilegomena vorgelegen.

[2] Roth, Der Atharvaveda in Kaschmir S. 13. Bühler, Detailed Report p. 29 ff.; Indische Paläographie §. 25. Burkhard, Die Kaśmīrer Śakuntalā-Handschrift S. 3 ff.

Sahṛdayalīlā[1] des Ruyyaka S. 102f. darauf aufmerksam gemacht, dass die Ligaturen ष्य und ष्प im Śāradāalphabet nicht verwechselt werden können, und dass daher पुष्यराग, nicht पुष्पराग, die einzig richtige Form des Wortes ist, das mit der Bedeutung मणिविशेष (Topas) überliefert und in der Litteratur gebraucht wird. Jetzt tritt auch der Maṅkhakośa beweisend ein. Im Commentar zu 607 wird unter dem Worte पुष्य bemerkt: पुष्यरागेपि मणिविशेषे पुष्यशब्दं केचिदूचुः. Dieses पुष्य, die Kurzform von पुष्यराग, ist neuerdings in der Litteratur zum Vorschein gekommen. Denn es unterliegt keinem Zweifel, dass im Alaṃkārasārasaṃgraha des Udbhaṭa IV, 20 die handschriftliche Lesart पुष्प nach dem Vorschlage des Herausgebers, Colonel Jacob, in पुष्य geändert werden muss (Journal of the Royal Asiatic Society 1897, p. 840). Darnach wird auch im Rāmāyaṇa II, 94, 6 (citiert von Böhtlingk u. d. W. पुष्प) पुष्य zu schreiben sein.

Den Buchstaben und Buchstabengruppen, die in der Śāradāschrift streng geschieden werden, stehen aber andere gegenüber, die sehr leicht verwechselt werden können. Selbst wenn gewisse Zeichen innerhalb ein und derselben Handschrift genau auseinandergehalten werden, so müssen wir doch immer mit der Möglichkeit rechnen, dass der Schreiber dieser Handschrift seine Vorlage nicht richtig copiert hat. Leicht zu verwechseln sind z. B. die Zeichen für उ, त;[2] für च, म, श, स; für ख, व, रव; für कु, क्त; für सु, स्स, u. s. w. Daher wimmeln die Devanāgarī-Handschriften von Fehlern aller Art (siehe die Varianten in der Ausgabe des Maṅkhakośa S. 98ff. und Weber's Ausgabe des Lokaprakāśa Ind. Studien 18, 289ff.). Bei der Herausgabe des Maṅkhakośa hätte ich leichteres Spiel gehabt, wenn ich mich in zweifelhaften Fällen an die Lesarten gehalten hätte, die mir in anderen, verwandten Wörterbüchern vorlagen. Aber es musste mir gerade darauf ankommen, das, was dem Maṅkha-

---

[1] In der Ausgabe der Sahṛdayalīlā, die in der Kāvyamālā (I, 5) erschienen ist, steht S. 159, 1 fälschlich पुष्पराग; desgleichen in der Mahāvyutpatti 235, 28 (die richtige Lesart steht unter dem Text) und im Harṣacarita ed. Bomb. 1892, p. 66, 15. Richtig ist पौष्यक Vaijayantī 44, 81. — Wie ich erst nach Abschluss dieser Epilegomena sehe, hat auch Louis Finot über die Formen पुष्पराग und पुष्यराग gehandelt (Les Lapidaires Indiens, Paris 1896, p. XLV, n. 4).

[2] Vgl. Maṅkha 794 v. l.; Stein zu Rājatar. I, 55.

kośa eigenthümlich ist, klar hervortreten zu lassen. Am schwierigsten war es, die Form von solchen Wörtern festzustellen, die ganz neu sind oder doch nur selten vorkommen. So weiss ich nicht, ob die v. 778 von mir in den Text gesetzte Form अभिसर richtig ist (vgl. auch 215 mit Commentar und 881); nach anderen Autoritäten lautet das Wort अभिमर.[1] Ebenso ist es mir zweifelhaft, ob ich immer richtig zwischen मल्लकी und सल्लकी geschieden habe (siehe 471. 489. 560. 910), sowie zwischen क्ष्विड und श्विड (204. 206). Das noch zu besprechende Wort खसित 172 wird so, mit स, in allen meinen Handschriften überliefert. Im Lokaprakāśa, wo das Wort gleichfalls vorkommt, schwanken die Handschriften allerdings zwischen खसित und खमित. Wenn aber Weber, Ind. Studien 18, 342f. 378f. der Form खमित vor खसित den Vorzug gibt, so thut er das wohl nur mit Rücksicht auf seine Etymologie *kha-mita* ‚nach Null abgemessen‘. Auf den Gedanken, dass das fragliche Wort mit ख ‚Null‘ zusammenhängen könne, war ich schon gekommen, bevor Weber's Aufsatz erschien. Die Form खसित scheint mir jedoch unter allen Umständen sicher zu stehen. Richtig ist auch, nach meinen Handschriften, die Wortform खुङ्गिक im Commentar zu 378 S. 49, 6f.; in der Ausgabe des

[1] Siehe meine Beiträge zur ind. Lexikographie S. 46. Für Maṅkha 215 und 881 scheint अभिसर sicher zu stehen; das Wort wird hier offenbar in einer ganz bestimmten technischen Bedeutung gebraucht. Vgl. अभिसर Harṣac. 218, 10, von Śaṃkara mit चोर erklärt (ob चार zu lesen?). Sonst bedeutet अभिसर auch Gefährte (सहाय), so AK. II, 8, 71, wo die Ausgaben übrigens zwischen अभिसर und अभिचर schwanken; vgl. z. B. साभिसर Harṣac. 166, 7. Neben अभिसर erscheint mit der Bedeutung ‚Gefährte‘ auch अभिसार, so in der Vaijayantī 105, 32 und im Dharaṇikośa bei Goldstücker Dict. p. 293, a, 38; vgl. साभिसार Harṣac. 30, 8. Sollte अभिसर auch für Maṅkha 778 — wonach das Wort ‚Kampf‘ und ‚Furcht vor dem eigenen Heere‘ bedeuten soll — richtig sein, so will ich nicht unterlassen, auf das Vorkommen und den Gebrauch des Wortes im Daśarūpa IV, 26 bei der Definition des *vyabhicārabhāva* आवेग hinzuweisen. Der Commentar zu der Stelle erklärt अभिसर mit राजविद्रवादि, einem Ausdruck, der im Sāhityadarpaṇa §. 171 bei der Definition des आवेग wiederkehrt und in der englischen Uebersetzung dieses Werkes mit ‚invasion, etc. of a *hostile* king‘ wiedergegeben wird. Aber विद्रव bedeutet hier — nach den Lexikographen — ‚Flucht‘ (पलायन) oder — nach Böhtlingk — ‚Entsetzen, Bestürzung‘; vgl. Pet. Wörterbuch unter विद्रव, 2.

Kuṭṭanīmatam 64 steht खुल्मिक. Nach Böhtlingk's kürzerem Wörterbuch VII, 336 soll das Wort ‚Stiefel' bedeuten.

Die Lesart स्राह 159 für सुह bei anderen Lexikographen, z. B. bei Śāśvata 479, möchte ich jetzt nicht mehr aufrecht erhalten, ebensowenig घार 108 für चर (oder चार Trik. 3, 3, 66), zumal da die gute Śāradā-Handschrift S deutlich चर bietet.

Besonders schwierig war es, die Form des unbekannten Wortes करकुक 476 (A pr. m. कह्मक) festzustellen. Die Devanāgarīhandschriften haben auch करत्तक, was freilich bei der grossen Aehnlichkeit der Zeichen für कु und त्त in der Śāradāschrift nicht viel besagen will. Ich habe mich für करकुक entschieden wegen der dreisilbigen Form करकुक् der Handschrift S im Commentar zu 669; eine Form करत्तक् schien mir nicht denkbar. Freilich könnte करकुक् für करकुकः (oder करत्तकः, wie B liest) verschrieben sein.

Ueber die orthographischen Eigenthümlichkeiten meiner Handschriften spreche ich weiter unten S. 8ff.

Neuere Hülfsmittel zur Herstellung des Textes und Commentares sind mir seit der Zeit, wo der Druck der Ausgabe begann (1896), nicht bekannt geworden. Nur ist die Ausgabe des Yudhiṣṭhiravijaya mit dem Commentar, worin Ratnakaṇṭha den Maṅkha citiert, jetzt fertiggestellt (Kāvyamālā II, 60; Bombay 1897). Aber Ratnakaṇṭha citiert den Maṅkha hier viel seltener als im Commentar zur Stutikusumāñjali, wie ich bereits in der Vorrede zum Maṅkhakośa S. 4 bemerkt habe, und die Citate sind sammt und sonders ohne jede Bedeutung.[1] Uebrigens stammen die Stellen, die Ratnakaṇṭha zu Yudhiṣṭhiravijaya I, 41. 64. 76 aus dem Viśva anführt, vielmehr aus dem Maṅkhakośa.

Auch die früher von mir gehegte Hoffnung, dass eine Londoner Handschrift des Viśvakośa reichhaltigere Auszüge aus Maṅkha in sich bergen könne als die Berliner[2] Handschrift

[1] Ohne Bedeutung sind auch die Citate aus Maṅkha, die sich in den von Stein mitgetheilten Glossen zur Rājataraṃgiṇī finden; vgl. z. B. zu Rājat. V, 326. VI, 14.

[2] Siehe Vorrede zum Maṅkha S. 3. Das Berliner Manuscript ist mit dem des Lokaprakāśa zusammengebunden; jedenfalls haben beide Manuscripte

or. oct. 99, erwies sich bei näherer Untersuchung leider als trügerisch. Auf die Londoner Handschrift wurde ich durch Eggeling's Catalogue of the Sanskrit MSS. in the Library of the India Office No. 1102 aufmerksam. Hier wird von der Handschrift des Viśvakośa I. O. 322 gesagt, sie enthalte ... ‚several interpolations, probably all of them quotations from other works', so aus Halāyudha, Śāśvata, Jayanta. Daraufhin liess ich mir die Handschrift aus London kommen und verglich sie mit dem lithographierten Texte des Viśvakośa (Benares 1873). Wenn nun auch die Ergebnisse der Collation in keinem Verhältniss zu der aufgewendeten Mühe stehen, so mögen doch die folgenden Bemerkungen über die Interpolationen in der Handschrift, als Ergänzung zu Eggeling's kurzem Berichte, hier einen Platz finden.

Die Interpolationen werden theils mit Nennung der Quelle, aus der sie stammen, theils anonym gegeben. Die aus Jayanta hinter Viśva 241 angeführte Stelle

जांबूलमालिका कन्यावरयोर्मुखचंद्रिका ।

mit dem Zusatze: मुखचंद्रिका नाम परस्परावलोकनम् ist wohl dieselbe, die Böhtlingk unter जम्बूलमालिका aus dem Udvāhatattva citiert. Nach der Vaijayantī 87, 109 ist जम्बूलमालिका ein Synonym von उद्वाह Heirat; vgl. Hem. Śeṣāḥ 107.

Je zwei Interpolationen sind dem Śāśvata und dem Halāyudha entnommen. Die Citate aus Śāśvata bieten kein Interesse; die aus Halāyudha lauten in der Handschrift[1]

शिरःसिन्दूरसरणि यक्षकमिति कथ्यते

hinter Viśva 151, b; und

मागमा[2] कर्कटी प्रोक्ता सेगवस्तत्सुते[3] स्मृतः ।

---

denselben Ursprung. Weber hat neuerdings, Ind. Stud. 18, 290, n., über das Manuscript des Lokaprakāśa bemerkt, es sei vor etwa 70 Jahren von dem Buchhändler Treuttel in London gekauft worden.

[1] Das erste Citat aus Halāyudha gibt auch die Berliner Handschrift, aber anonym; v. l.: सरणी रक्षकमिति.

[2] Lies: माघमा.

[3] सेगवत्सतत्सुते MS. Wahrscheinlich gehören nur die Worte माघमा दीर्घजङ्घा स्यात् dem Halāyudha an. Nīlakaṇṭha zu Mahābhārata 6, 119, 66 citiert ohne Angabe einer Autorität:

माघमा कर्कटी प्रोक्ता तदपत्यं तु सेगवाः ।

मागमा[1] दीर्घजङ्घा स्त्रा [तु]

hinter Viśva 427, a. Was für ein Halāyudha von dem Interpolator gemeint ist, ist mir nicht bekannt. In der Abhidhānaratnamālā des Halāyudha kommen die citierten Stellen nicht vor.

Endlich wird Maṅkha einmal beim Namen genannt, und zwar hinter Viśva 1236, wo die Erklärung von वृका (Maṅkha 555f.) interpoliert ist;[2] gleich darauf, hinter Viśva 1239, folgt ein kurzes Citat aus Maṅkha 557 unter der allgemeinen Bezeichnung अन्यकोश. Alle anderen Interpolationen werden anonym gegeben und stammen fast ausschliesslich[3] aus dem Maṅkhakośa. Die einzelnen Stellen waren vermuthlich ursprünglich an den Rand eines Exemplares des Viśvakośa geschrieben und wurden schliesslich von irgend einem Abschreiber dem eigentlichen Viśva-Texte einverleibt. Es hat aber den Anschein, als ob der Interpolator versucht hätte, die Citate aus Maṅkha für den echten Viśva auszugeben. Dies erhellt daraus, dass er nicht immer wörtlich citiert, sondern die Citate öfters zurechtstutzt. So pflegt er die Citate, die im Maṅkha keinen vollständigen Vers oder Halbvers bilden, mit allerhand Flickwörtern *(pādapūraṇa)* zu vollständigen Versen oder Halbversen zu erweitern. So z. B. in den folgenden Interpolationen:[4]

समूहे सर्षपे पुंसि कदम्बकम् [उदीरितम्] (80);

काकोडुम्बरिकायां ना फल्गु [शब्दः प्रकीर्तितः] (118);

शय्यायां [स्याद्] आस्तरणं [तथा च] वर्णकम्बले (249);

निःश्रेण्यभिनिवेशे तु स्त्रीवमूर्ध्वगती तथा

[उक्ता] धिरोहिणी [शब्दः पुराणैः शास्त्रकारकैः] (256);

---

[1] Lies: माघमा.

[2] Diese Interpolation, mit Nennung des Maṅkha, auch in der Berliner Handschrift.

[3] Abgesehen z. B. von den Versen über die Bedeutungen der einsilbigen Wörter, die aus irgend einem Ekākṣarakośa excerpiert sind.

[4] Das dem Maṅkha nicht Zugehörige ist in eckige Klammern gesetzt. Mit den Zahlen wird auf die entsprechenden Stellen im Maṅkhakośa verwiesen. Augenfällige Fehler der Handschrift sind stillschweigend von mir verbessert worden.

लाङ्गलाया[1] [तथा तज्ज्ञैः] भ्रारद्वी [परिकीर्तिता] (401 f.);
[कीर्तिता वै] वासतेयी रात्री तत्साधुनि त्रिषु (668).

Gesetzt den Fall, es wären in der Handschrift nur diese soeben citierten Interpolationen enthalten, so könnte man allerdings auf den Gedanken kommen, sie für älter als Maṅkha zu erklären: die Stellen könnten aus einem alten Lexikon stammen, das in früherer Zeit dem Maṅkha, in späterer dem Interpolator als Quelle gedient hat. Maṅkha hätte die Worterklärungen des überflüssigen Beiwerkes (उद्दीरित, प्रकीर्तित u. s. w.) entkleidet, während sie der Interpolator unverändert herübernahm. Dass aber der Interpolator den Maṅkha wirklich benutzt hat, ergibt sich — abgesehen davon, dass Maṅkha einmal beim Namen genannt wird — daraus, dass sich der Interpolator sehr grobe Fehler hat zu Schulden kommen lassen, Fehler, die nur erklärt werden können, wenn man den Maṅkhakośa vergleicht. Man betrachte folgende Interpolationen:

पुण्डरीकः प्रस्तरे प्रोक्तो मुक्तेपुतिलकेषु च ।

Man vergleiche Maṅkha 44, wo प्रस्तर् nicht als Bedeutung von पुण्डरीक, sondern von पुलक aufgeführt wird.[2] Ausserdem ist मुक्त falsch; man lese अतिमुक्त. Oder:

प्रीतभेदे द्वयोर्बाला स्यन्दिनी निम्नगा तथा ।

Die Bedeutung प्रीतभेद् (wofür भूतभेद् zu lesen ist) gehört nicht zu dem *anekārthaśabda* स्यन्दिनी, sondern zu पूतना; siehe Maṅkha 485. Oder:

वैतर्यं तूलवृक्षे तु मदनस्यापि कट्फले ।

Wie वैडर्य (so ist zu lesen) zu der Bedeutung तूलवृक्ष ‚Maulbeerbaum' kommt, ergibt sich aus Maṅkha 656; hier ist तूलवृक्ष

---

[1] So die Handschrift; es sollte लाङ्गलाम् (siehe Maṅkha 402) heissen. Die Interpolation steht hinter Viśva 903. Hier lehrt Maheśvara, dass भ्रारद्वी die Bedeutung जलपिप्पली hat. Nun ist aber जलपिप्पली im Viśvakośa ein Synonym von लाङ्गली im Maṅkhakośa. Die Interpolation ist also gänzlich überflüssig.

[2] Sollten sich die älteren Lexikographen in ähnlicher Weise bei der Benutzung ihrer Quellen versehen haben wie der Interpolator bei der Benutzung des Maṅkha, so wäre es erklärlich, dass wir so viele der überlieferten Wortbedeutungen nicht zu belegen vermögen.

eine Bedeutung von [illegible], das im Maṅkhakośa unmittelbar auf den Artikel [illegible] folgt.

Trotz der Versehen, deren sich der Interpolator schuldig gemacht hat, und obwohl die Ueberlieferung der Excerpte, wie man aus den angeführten Proben sehen kann, nicht sonderlich ist, so könnten die Excerpte dennoch für die Herstellung des Maṅkhakośa von dem grössten Nutzen sein: hat doch der Interpolator gerade die Wörter und Bedeutungen excerpiert, die dem Maṅkha eigenthümlich sind, und die daher mittelst der Vergleichung anderer Anekārthakośa nicht immer sichergestellt werden können. Leider aber stimmt die Londoner Handschrift mit der Berliner in Bezug auf die Zahl und Beschaffenheit der Excerpte fast ganz überein. Für das commentarlose letzte Drittel des Maṅkhakośa, das ich nach zwei Handschriften habe herstellen müssen, stehen nur wenige Excerpte zu Gebote. Augenscheinlich war das Manuscript des Maṅkha, das dem Interpolator vorlag, nicht vollständig. Die Excerpte werden selten im *rāntavarga*; der *lāntavarga* enthält nur noch die Erklärung von [illegible] nach Maṅkha 817 f. hinter Viśva 1787; von da ab fehlen die Excerpte gänzlich. Dass die Londoner Handschrift gegen Ende überhaupt bedeutend gekürzt ist und also nicht einmal den Text des Viśvakośa vollständig enthält, hat Eggeling bereits angegeben.

Orthographische Eigenthümlichkeiten der Handschriften.

Alle Śāradāhandschriften und mehr oder weniger auch die von ihnen abhängigen Devanāgarīhandschriften haben ihre orthographischen Eigenthümlichkeiten. Worin diese bestehen, ist am besten und kürzesten von Stein in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Rājataraṃgiṇī XV f. auseinandergesetzt worden. Ich habe hier nur anzugeben, wie weit ich in meiner Ausgabe des Maṅkhakośa den Handschriften gefolgt und worin ich von ihnen abgewichen bin.

Zunächst sei bemerkt, dass meine Handschriften in der Durchführung gewisser orthographischer Eigenthümlichkeiten und in der Schreibung einzelner Wörter nicht consequent sind. Das gilt besonders von der Anwendung des Jihvāmūlīya und

Upadhmānīya und der Assimilierung des Visarga vor Zischlauten. Ich habe daher, dem Beispiele Stein's folgend, vor den k-, p- und Zischlauten durchweg den Visarga gesetzt. Ferner habe ich Schreibungen wie कुर्पर, वप्र und Consonantenverdoppelungen wie z. B. in चित्त्र nicht adoptiert. Dagegen sind einige Wörter, in Uebereinstimmung mit den Handschriften, mit व statt des gewöhnlichen ब geschrieben worden, so z. B. वत 982, वल्ही 384, वाष्प 538 u. s. w. Die von mir aufgenommene handschriftliche Schreibung जम्भीर 727 (sonst जम्बीर) kann fehlerhaft genannt werden, da die Handschriften sonst Wortformen wie स्तम्भ und स्तम्ब oder स्तम्बि und स्तम्ब्र beständig zu verwechseln pflegen. Doch wird die Form जम्भीर von den Lexikographen anerkannt, vgl. z. B. Vaijayantī 47, 70 und Wackernagel, Altindische Grammatik I, §. 109, S. 129.

In den folgenden Wörtern, die ich in alphabetischer Anordnung aufführe, habe ich — öfters im Gegensatz zu Stein's Verfahren in seiner Ausgabe der Rājataraṃgiṇī — eigenthümliche Schreibweisen adoptiert,[1] wenn diese auf guter handschriftlicher Ueberlieferung beruhen oder an mehr als einer Stelle vorkommen. Mehrere von diesen Schreibungen werden übrigens in den Kośa, insbesondere in den sogenannten Dvirūpakośa, ausdrücklich anerkannt, was ich im Allgemeinen vorweg bemerken will, da ich es nicht in jedem einzelnen Falle besonders erwähnen kann.

अग्र्यजन्मन् (sonst अग्र॰) 519. Vgl. Harṣacarita 101, 4.

अभींशु 892, अभींषु 907. Die Schreibung mit Anusvāra ist sehr auffällig. Sie findet sich auch in der Kaśmīrer Śakuntalā-Handschrift; vgl. Burkhards Abhandlung in den Sitzungsberichten 1884, Separatabdruck S. 22 Anm. Man könnte vedisch शिंशुमार neben klassisch शिशुमार vergleichen (Kuhn, Beitr. zur Paligr. S. 33f.); doch beachte Windisch, Māra und Buddha S. 188 Anm.

अस्रु (sonst अश्रु) 463. 538. 700.

आक्षीर 760. Dieselbe Schreibung mit ā Harṣacarita 236, 9.

काञ्जिक (sonst काञ्जिक) 640. 727 und im Commentar zu 676 (darnach auch bei Mahendra zu Hem. Anek. 2, 409!). Die-

[1] Während des Druckes des Maṅkhakośa hatte ich hierbei öfters mit dem Widerspruche des Correctors in Bombay zu kämpfen.

selbe Schreibung im Lokaprakāśa: Ind. Stud. 18, 325. Vgl. die Schreibung चखित Maṅkha 264 v. l.

चार्षक (sonst चर्षक oder चूषक) 56. 891. So auch Rājat. 5, 170 ed. Stein. Vgl. चार्षुक Maṅkha 509 v. l.

कुल्मास (sonst कल्माष) 67; die Handschrift S schwankt zwischen कुल्मास und कुँल्माश. Die Form कुल्मास wird im Śabdabhedaprakāśa gestattet, im Uṇādigaṇasūtra des Hemacandra 584 (neben कुल्माष 563) gelehrt und in Hemacandras Liṅgānuśāsana 1, 15 (in der Ausgabe von Franke und in der Bombayer Ausgabe von 1896) gebraucht.

चष्पक 847 und im Commentar zu 678 (aber चम्पक Maṅkha 92 nach den Handschriften), eine den Śāradāhandschriften eigenthümliche Schreibung, siehe Pischel bei Solf, Die Kaśmīr-Recension der Pañcāśikā (Halle 1886) S. 29; auch in Devanāgarīhandschriften in der Form चखक vorkommend. Sie ist auch von Stein adoptiert worden, vgl. z. B. Rājatar. 7, 1117 und die Unterschriften der einzelnen Taraṃga in seiner Ausgabe der Rājataraṃgiṇī. Hemacandra Uṇādisūtra 296 lehrt चष्प neben चम्प.

जरड (sonst जरठ) im Commentar zu 520. 654; Rājat. 2, 170 ed. Stein.

शैवालिक (sonst शैवालुक) 84; kein Fehler der hier durchaus übereinstimmenden Handschriften, wie sich aus dem Commentar z. d. St. ergibt, sowie aus der Daśapādī (Uṇādivṛtti) III, 1: जीवेरालिके चुलिक bei Bühler, Detailed Report p. CXXXIII.

तुटि (sonst त्रुटि) 157; so auch gedruckt im Śrīkaṇṭhacarita 16, 12, im Liṅgānuśāsana des Śākaṭāyana, und sonst.

दुगूल (sonst दुकूल) 831; die echt kaschmirische Schreibung, siehe Stutikusumāñjali VIII, 12. 48 mit den Bemerkungen des Rājānaka Ratnakaṇṭha zur ersteren Stelle und Peterson zu Subhāṣitāvali 2182. Sonst ist mir दुगूल noch vorgekommen im Harṣacarita 21, 13 (दुगूलशब्दो दुकूलसमानार्थः: Comm.). 41, 17. 94, 14, im Liṅgānuśāsana des Harṣavardhana 52, in der Rājat. 1, 57. 84 ed. Stein, bei Alaka zu Haravijaya 18, 4. Vgl. Prakrit दुगुल्ल Hem. Prakr. I, 119. Uebrigens erinnert दुगूल neben दुकूल an das Nebeneinander von लगुड und लकुट; Wackernagel, Altind. Gr. I, S. 117. Zuletzt hierüber Johansson, Idg. Forschungen VIII, 164ff.

दृशद् (sonst दृषद्) 387. 810.

धतूर (sonst धत्तूर) 93. 259. 338. 496. 838. 874.

धूम्राट 114; aber धूम्याट 121.

पत्तोर्ण 158. 179. 229. 256. Ich habe über diese Schreibung bereits in meinen Epilegomena zum Anekārthasaṃgraha S. 3 gesprochen.

मार्ताण्ड Sonne (sonst मार्तण्ड) 511. Diese Schreibung, die auch von Stein in seiner Ausgabe der Rājataraṃgiṇī (überall?) adoptiert worden ist, ist weder fehlerhaft noch archaistisch (siehe Böhtlingk unter मार्ताण्ड), sie erklärt sich vielmehr aus der Ableitung des Wortes von मृताण्ड, siehe Kṣīrasvāmin zu AK. Digvarga 29. Eine andere, künstliche Etymologie, nach der die Schreibung मार्ताण्ड ebenfalls gerechtfertigt erscheint, trägt Rāyamukuṭa z. d. St. vor (Amarakośa ed. Borooah S. 117f.).

विश्वक्सेन (sonst विष्वक्सेन) 523.

विषद् (sonst विशद्) 143. 397. 654. Harṣacarita 198, 13.

वेश (sonst वेष) 541; Comm. zu 115 S. 13, 21. Beachte auch Maṅkha 889.

बुक्क 96, sonderbare, aber gut beglaubigte Schreibung für वुक्क.

शिड्ग (sonst gewöhnlich षिड्ग) 119.

सुशिर (sonst सुषिर) 341. 739.

Eine Eigenthümlichkeit der kaschmirischen Handschriften ist noch besonders zu besprechen. Im Kāśmīrī herrscht, wie Bühler, Report p. 83 (cf. 26) bemerkt hat, eine grosse Verwirrung zwischen *e* und *i* und *o* und *u*. Diese Verwirrung hat sich auch auf die Aussprache des Sanskrit übertragen. Kein Wunder daher, dass die Abschreiber der Handschriften die genannten Vocale oft zu verwechseln pflegen.[1] In den alten Śāradāhandschriften sind diese Verwechselungen allerdings seltener; dagegen sind sie in den jüngeren (Devanāgarī-) Handschriften sehr häufig, ja man kann beinahe sagen, dass so ziemlich alle Vocale und Diphthongen miteinander vertauscht werden.

So schwanken meine Handschriften beständig zwischen मीलन und मेलन, siehe die Varianten zu 656. 669. 720 und zu

---

[1] नेवि Harṣavardhana Liṅg. 7 ist wohl nur fehlerhafte Schreibung für नीवि?

Commentar S. 80, 5. 92, 18. 94, 15. Dass die Schreibung मीखल alt ist und vielleicht schon im codex archetypus des Maṅkha gestanden hat, ergibt sich aus द्रुममीखले bei Mh. zu Hem. Anek. 3, 504, das ohne Zweifel aus Maṅkha 638 stammt: hier bieten allerdings alle meine Handschriften ॰मेखल.

पालेवत eine best. Frucht, wohl eine Dattelart, wird bei Böhtlingk auch पारेवत und पालीवत geschrieben. Ich habe, nach meinen Handschriften, Maṅkha 140 und im Commentar S. 85, 9 (wenn die Stelle richtig von mir aufgefasst worden ist) पालेवत geschrieben; so auch Stein, Rājat. 6, 356.

Die handschriftliche Lesart सीवनी ‚Nähnadel‘ habe ich S. 62, 3 in den Text gesetzt; Böhtlingk gibt, nach Hemacandra, सेवनी. Doch liegen सीवन und सेवन nebeneinander, wie दीवन und देवन; Wackernagel, Altind. Gr. I, §. 81, S. 91.

Für आसेदुः S. 24, 18 (vgl. Mh. zu Hem. Anek. 2, 120) bieten die Handschriften आसीदुः. Ich habe die ungrammatische Form corrigiert, obwohl sich allerdings Perfectformen von सद् mit ī statt e anderwärts finden, so z. B. bei Aśvaghoṣa; siehe Böhtlingk, Berichte der sächs. Ges. d. Wiss. 1894, S. 179. Vgl. auch Wackernagel I, S. 35.

ī steht in den Handschriften auch für *o* oder *au*; vgl. क्रीडीकरण für क्रोडीकरण S. 8, 1 v. l.; siehe auch die Varianten zu 14, 6 und 16, 14.

o (au) und *u* werden verwechselt: S. 79, 2 schreibe man साधोर्यथा (vgl. Mh. zu Hem. An. 2, 333); 92, 28 सोध्वर्युः (vgl. Mh. 3, 473). Ich bedaure sehr, die richtigen Lesarten nicht in den Text gesetzt zu haben. Vgl. auch 91, 3 v. l. Für पुरुषेय ist in dem wörtlich aus S mitgetheilten Citate 94, 2 पौरुषेय einzusetzen.

Endlich schreiben die Handschriften zuweilen *ū*, wo ī berechtigt ist. So बारकूट für बारकीट 789 v. l., सूरिभार्या für सीरिभार्या 662 v. l., सूव्येत् für सीव्येत् S. 62, 2 v. l., सूराष्ट्र für सीराष्ट्र 18, 28 v. l. Ich habe überall, mit einer einzigen Ausnahme, die durch den Sinn oder die Grammatik geforderten Formen in den Text gesetzt. Die Ausnahme ist कुसूद 398, wofür man कुसीद erwartet. Aus zwei Gründen habe ich, allerdings nicht ohne Bedenken, die Form कुसूद vorzuziehen gewagt. Erstens weil die beiden Śāradāhandschriften A und S कुसूद schreiben; S hat कुसूद dreimal, einmal im Text und zweimal

im Commentar[1] zu 398. Zweitens wegen der Form कुसूल ‚ein gespenstisches Wesen', die neben कुसितायी und कुसिदायी liegt, vgl. Wackernagel I, §. 20 (wo कुसूद ‚Wucher' aus dem Maṅkhakośa bereits angeführt worden ist). S. 117. 222. Nach Franke, Bezz. Beitr. 23, 172 läge in कुसूद für कुसीद progressive Assimilation vor.

Die Herstellung des Textes.

In der Vorrede zur Ausgabe S. 4 habe ich bemerkt, dass der Text des Maṅkhakośa nur soweit zuverlässig ist, als er von einem Commentare begleitet wird (v. 1—683). In diesem Abschnitt wird es nicht viele Stellen geben, die man beanstanden könnte. Nur bin ich zuweilen zu conservativ gewesen, d. h. ich habe mich in einigen Fällen zu genau an die Handschriften gehalten. 154 wird प्रश्न statt प्राश्न zu lesen sein, 250 नीलिका, 256 अधिरोहणी, 379 वृक्षसर्षपौ;[2] 324, a wäre nach Śāśv. 689 zu corrigieren. Es ist eine Thatsache, dass manchmal alle Handschriften, oder gerade die besten von meinen Handschriften, entschieden falsche Lesarten bieten. So haben 671 die beiden Śāradāhandschriften कार्ये statt des allein richtigen काये (vgl. देहे 718). Auch 475 habe ich die Lesart कैतवे der Śāradāhandschriften nicht in den Text aufnehmen können, da der Commentar zu व्यञ्जन 474f. die Bedeutung कैतव nicht kennt.

Anders steht es mit dem letzten Drittel des Maṅkhakośa (683 bis zum Schluss). Für diesen Theil konnte ich nur zwei Handschriften des Textes benutzen, A und C. Von diesen ist C jüngeren Ursprungs; die sonst sehr gute Handschrift A ist gegen Ende nicht mehr so zuverlässig wie auf den ersten 50 oder 60 Blättern; am Rande gegebene Verbesserungen oder

---

[1] Es fragt sich allerdings, ob कुसूदेन S. 52, 4 richtig ist; es wird कौ-सुखेन zu lesen sein (vgl. die Lesart der Handschrift B). Was die zweite Bedeutung von कुसूद betrifft, die von Maṅkha, und zwar soviel ich weiss nur von ihm allein, überliefert wird, so mache ich aufmerksam auf Pali *kusīta* ‚slothful, inert, indolent' und *kosajja* (Zeitschr. für vergl. Sprachforschung 32, 299 n.), sowie auf den Gebrauch von कौसीद्य Harṣac. 94, 7, Śrīkaṇṭhac. XIX, 24. XX, 25, von den Commentatoren mit आलस्य und अविजिगीषुता erklärt.

[2] Doch erlaubt Vyāḍi bei Rāyamukuṭa zu AK. I, 1, 13 वृष neben वृक्ष.

Ergänzungen sind oft kaum oder gar nicht zu entziffern. Ein vortreffliches Hülfsmittel zur Herstellung des Textes waren die zahlreichen Citate des Mahendra im Commentar zum Anekārthasaṃgraha. Aber Mahendra citiert nur Wortbedeutungen, die dem Maṅkha eigenthümlich sind; die nur bei Maṅkha vorkommenden Wörter (*anekārtha* oder *nānārtha)* nebst ihren Bedeutungen hat er nicht excerpiert.

Unter diesen Umständen ist es mir nicht möglich gewesen, einen zuverlässigen Text des letzten Drittels des Maṅkhakośa herzustellen. Einige offenbar verdorbene Stellen hätten allerdings mittels Conjectur verbessert werden können. Indessen muss man sich die Thatsache gegenwärtig halten, dass Maṅkha einige ganz eigenthümliche, gut beglaubigte, Lesarten hat, dass er die Wörter zuweilen ganz anders erklärt als Śāśvata oder Amarasiṃha, als Maheśvara oder Hemacandra (siehe bereits die Epilegomena zur Ausgabe des Anekārthasaṃgraha S. 7). So erklärt Maṅkha 185 हठ mit पार्श्विक, während Andere पृश्नी (अम्बुपर्णी, वारिपर्णी) lesen;[1] 440 liest Maṅkha मूर्तिनिरस्तारे gegen AK. III, 3, 110 मूर्ते निरस्तारे; 504 erhält विच्छिन्न die Bedeutung समाप्ति, bei Anderen: समालब्ध;[2] 557 haben alle Handschriften रय statt des zu erwartenden रद ‚Zahn' (Śāśv. 614; vgl. दन्त bei anderen Lexikographen); पयस्य erklärt Maṅkha 645 mit सर्वसम, Andere mit चत्वर;[3] पिठर[4] ist nach Maṅkha 760 s. v. a. पुस्त,[5] nicht मुस्त (मुस्तक), wie bei Anderen, z. B. bei Hemacandra, zu lesen steht; nach dem Consensus der Handschriften und nach dem Zeugniss des Mahendra zu Hem. An. 3, 643 und 2, 560 liest Maṅkha 828 मेचक, nicht मेदक, und 905 वस्त, nicht विस्त.[6] In Uebereinstimmung mit dem Medinikośa (कुन्तल-चषके) erklärt Maṅkha 846 कुन्तल mit मधुपात्र, nicht mit वाङ्कुश

---

[1] Einleitung zu Śāśvata S. XXX. Doch vgl. Vaijayantī 219, 136 und meine Bemerkungen Gött. Gel. Anzeigen 1894, 832.

[2] Siehe Bezzenberger's Beiträge XIII, 107.

[3] Vgl. meine Beiträge zur ind. Lexikographie S. 22.

[4] Wegen der Wortform vgl. Hem. Uṇādisūtra 417.

[5] Die Handschriften des Maṅkha haben allerdings मुस्त, nicht पुस्त (doch siehe 760 v. l.), aber Mahendra zu Hem. An. 3, 571 bemerkt ausdrücklich, dass Maṅkha पुस्त gelesen habe. An der Richtigkeit dieser Angabe ist auch nicht zu zweifeln, falls die Glosse लेप्यकर्मन् zu पुस्तक bei Mahendra wirklich aus der Maṅkhaṭīkā stammt.

[6] Siehe meine Beiträge zur ind. Lexikographie S. 18f.

oder हल ‚Pflug', wie Maheśvara und Hemacandra (vgl. Gött. Gel. Anzeigen 1885, S. 395f.). Mahendra 3, 633 bezeugt, dass ein Beispiel für कुन्तल ‚Becher' in der Maṅkhaṭīkā gestanden hat. Maṅkha selbst hat in seinem eigenen Kāvya Śrīkaṇṭhacarita das Wort in der von ihm gelehrten Bedeutung gebraucht XIV, 2. 11. 15. 20. 25. 30. 38. 41. 44. 53. XXII, 25.

Es ist demnach nicht rathsam, den in den Handschriften vorliegenden Text des Maṅkha nach den Lesarten anderer Wörterbücher umzugestalten. Zumal in dem commentarlosen Theile (683 bis zum Schluss) schien mir die grösste Vorsicht geboten zu sein.

Einzelne Stellen, die mir unklar geblieben sind, habe ich bereits in der Vorrede zur Ausgabe S. 4 namhaft gemacht. Hier gestatte ich mir noch die folgenden kritischen Bemerkungen.

684. गवि ist zweifelhaft. Es wird wohl mit Ratnakaṇṭha zu Stutik. I, 4 चपि zu lesen sein.

709. Für पीलौ wird गीर्यौ eingesetzt werden müssen; ल und die Consonantengruppe र्य sind in der Śāradāschrift leicht zu verwechseln.

730f. Der Artikel कुमार scheint mir nicht in Ordnung zu sein.

813. Wie in der Vorrede S. 4 bemerkt worden ist, beruht खेला auf Conjectur. In der Anmerkung zu 813 ist A für S einzusetzen. Für विलासाचे 813 wird mit C विलासाढ्ये zu lesen sein; vgl. खेला: सविलासा: Śaṃkara zu Harṣacarita S. 202, 3 v. u.

814. भेका ist sicher falsch; es müsste mindestens भेकी heissen. Aber wenn auch Nīlakaṇṭha (nach Böhtlingk unter शिलीमुख) शिली mit भेकी erklärt: nach AK. I, 10, 24 sind शिली und भेकी nicht synonym. Es ist daher nicht anzunehmen, dass Maṅkha शिली und भेकी gleichgesetzt hat. Vielmehr ist wahrscheinlich mit der Handschrift C शूक ‚Stachel' für भेका zu lesen. Die Bedeutung शूक wird Maṅkha für das Compositum शिलीमुख, das ‚Pfeil' und ‚Biene' bedeutet, aufgestellt haben; vgl. die Vyākhyāsudhā zu AK. III, 3, 18, wo das Wort erklärt wird: शिली शल्यं मुखे यस्य. Mahendra 4, 46 löst शिलीमुख allerdings in folgender Weise auf: शिलीव अलजन्तुरिव

मुखमध्य स्त्रियीमुख:. Uebrigens ist Maṅkha 814 auch dann noch nicht in Ordnung, wenn man मूक für भेका einsetzt. Mir hat die Heilung der Stelle nicht gelingen wollen.

Die Quellen des Maṅkhakośa.

Der homonymische Kośa des Maṅkha, verfasst in Kaschmir in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, ist ein Auszug aus älteren Wörterbüchern, die in grosser Anzahl früher vorhanden gewesen sein müssen, und die vermuthlich viel inhaltsreicher und ausführlicher waren als die späteren Wörterbücher, die wir noch besitzen. Maṅkha selbst nennt als seine Quellen in v. 3 der Einleitung beim Namen den Bhāguri, Kātya, Halāyudha, Hugga, Amarasiṃha, Śāśvata und den Nighaṇṭu des Dhanvantari. Wie verhält sich der Maṅkhakośa zu diesen Quellen? Hat Maṅkha die genannten Autoren wirklich alle benutzt? Haben ihm noch andere vorgelegen? Welches war seine Hauptquelle? Besteht ein näherer Zusammenhang zwischen dem Maṅkhakośa und den beiden grossen Anekārthakośa, die fast gleichzeitig mit ihm entstanden sind, dem Viśvaprakāśa (datiert 1111) und dem Anekārthasaṃgraha (verfasst ums Jahr 1143)?

Ich will versuchen, diese Fragen zu beantworten, soweit es bis jetzt möglich ist. Noch sind ältere Kośa, die in Indien vorhanden sein sollen, nicht gedruckt worden; von den jüngeren liegen nur wenige in brauchbaren Ausgaben vor. Was Maṅkha dem Bhāguri, Kātya und Dhanvantari verdankt, kann ich nicht feststellen, da die Werke des Bhāguri und Kātya vermuthlich verloren gegangen sind, und da mir der Nighaṇṭu des Dhanvantari nicht zugänglich ist. Ein Citat aus Bhāguri findet sich in der Maṅkhaṭīkā zu 674. Das Citat aus Kātya zu 16 ist wahrscheinlich interpoliert. Nähere Beziehungen zwischen Maṅkha und Halāyudha sind mir nicht aufgefallen.[1] Dass aber Maṅkha den Amara und Śāśvata stark benutzt hat, liegt auf der Hand. Dies wird auch im

---

[1] Doch erscheint z. B. der Anekārtha जात्य zugleich bei Halāyudha V, 50 und bei Maṅkha 632 (vgl. Vaij. 228, 14), während er im Viśvakośa etc. fehlt.

Commentar wiederholt anerkannt; vgl. zu 52. 151. 270. 295. 611. 628. 649. Insbesondere muss Śāśvata als eine Hauptautorität des Maṅkha angesehen werden. Dem Śāśvatakośa entlehnt Maṅkha Bedeutungen, die er nicht zu belegen vermag,[1] wie er im Commentar zu den Wörtern आतिथ्य, काय, मधुक, मातृ,[2] वार्त्ता und सह्य ausdrücklich bemerkt.[3]

Der Lexikograph Hugga, den Maṅkha in der Einleitung v. 3 als seine Quelle nennt und noch einmal im Commentar zu 674 als Autorität citiert, ist fast unbekannt. Aufrecht führt den Namen, der ein Synonym von Cāṇakya[4] sein soll, in seinem Catalogus Catalogorum gar nicht auf. Doch nennt auch Mahendrasūri in der Einleitung zur Anekārthakairavākarakaumudī den Hugga unter seinen Autoritäten, und wenn ich mit einer vor zehn Jahren ausgesprochenen Vermuthung Recht behalte, so wird Hugga noch weit öfter citiert. Ich habe in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1889, S. 997 behauptet, dass für den Lexikographen Durga, den Kṣīrasvāmin in

---

[1] Es wird bis auf Weiteres stillschweigend angenommen, dass Maṅkha selbst der Verfasser des Commentares ist. Den Beweis dafür will ich weiter unten zu führen versuchen.

[2] Siehe Commentar S. 38, 23 गवि शाश्वतोक्त्या. So die Handschrift S; in B ist allerdings ein Beispiel für मातृ ‚Kuh' interpoliert (siehe die v. l.), — dasselbe Beispiel, das Mahendra zu Hem. An. 2, 183, S. 30, 29 anführt.

[3] Wenn Maṅkha sagen will, dass er ein Beispiel für eine Bedeutung nicht wisse, so bedient er sich des Ausdrucks उदाहरणमन्वेष्यम् (गवेषणीयम्, अनुसर्तव्यम्) oder kürzer अन्वेष्यम् mit der Bedeutung im Lokativ z. B. 21, 1 मलेन्वेष्यम्. Vgl. den Commentar zu den Wörtern वीचि, स्पष्ट (richtig सृष्ट), खेट, काण्ड, उदूढ, गुण, परायण, विवस्वत् (doch siehe 40, 1 v. l.), वृत्तान्त, रजत, परेत, भावित, विनीत, अभिनीत, उपस्थित, वीथी, संविद्, शारद, आधि, विज्ञ, अवधि, उपाधि, निषध, अनुबन्ध, सून, वाम, उद्यान, विदर्भ, ललाम, द्रव्य, काय, सह्य. Siehe bereits meine Beiträge zur ind. Lexikographie S. 70f. Zuweilen, wenn ein Wort in einer gewissen Bedeutung sehr gewöhnlich (प्रसिद्ध) ist, gibt Maṅkha kein Beispiel; bei Pflanzennamen u. dgl. wird in der Regel nur auf die Śāstra, in denen die betreffenden Ausdrücke erklärt werden, verwiesen. In gleicher Weise habe ich in meiner Ausgabe des Commentares Beispiele für gewöhnliche Wortbedeutungen öfters ausgelassen; vgl. die Vorrede S. 5, wo der Grund hierfür angegeben worden ist.

[4] Pischel zu Hemacandra, Prakritgrammatik I, 186.

seinem Commentar zum Amarakośa oft erwähnt,[1] wenn nicht überall,[2] so doch an vielen Stellen Hugga eingesetzt werden muss, und habe meine Behauptung dadurch zu beweisen gesucht, dass ich die von vornherein sehr nahe liegende Verwechselung der Namen Hugga und Durga an einigen Beispielen aufgezeigt habe.[3] Ich will von meinen Ausführungen a. a. O. hier nichts wiederholen. Wie leicht aber der bekannte Name Durga an die Stelle von Hugga treten kann, sieht man am besten in den Notices of Sanskrit MSS. VIII, 40 und X, 225. An beiden Stellen wird der Anfang des Maṅkhakośa nach der von mir benutzten Handschrift C mitgetheilt. Die zweite Wiedergabe (X, 225) ist correcter als die erste; hier wird wenigstens der Name des Maṅkha fast richtig als मङ्खः: gegeben, während vol. VIII, p. 40 सङ्क्षेपतः: zu lesen steht. Doch in dem Namen des Autors, der zu den Quellen des Maṅkha gehört, herrscht Uebereinstimmung. Wir lesen vol. VIII, 40 und X, 225 Durga statt der handschriftlichen Lesart Hugga.

Nun gewinnen die zahlreichen Citate, die Kṣīrasvāmin am Schluss der einzelnen Abschnitte des Nānārthavarga des Amarakośa theils anonym, theils unter Berufung auf Durga (इति दुर्गः; दुर्गश्चाह) anführt, ein erhebliches Interesse für uns. Es lässt sich nämlich zeigen, dass ein Zusammenhang zwischen diesen Citaten und dem Maṅkhakośa besteht. Ich benutze die Citate, die auch unter dem Namen क्षेपकाः: oder प्रक्षिप्तश्लोकाः: gehen, in einer nach der modernen Handschrift I. O. 2776 gefertigten Abschrift. Uebrigens werden sie auch in den Bombayer Ausgaben des Amarakośa, aber unvollständig und nicht immer korrekt, mitgetheilt; so in der von 1877 S. 291ff. theils im Text, theils im Commentar. Es ist zu bedauern, dass der

[1] Aufrecht, Catalogus Catalogorum I, 255. Vgl. auch Franke, Die indischen Genuslehren S. 14f.

[2] Beachte दुर्गमङ्खौ Mahendra zu Hem. An. 4, 31.

[3] Damit man nicht glaube, für Hugga bei Maṅkha müsse Durga eingesetzt werden, bemerke ich ausdrücklich, dass die vortreffliche Śāradāhandschrift S im Commentar zu Maṅkha 674 ganz deutlich हुग्गेन liest. — Dass für den Lexikographen Ugra, der nach Aufrecht Cat. Cat. I, 61 in den Scholien zu Hem. Abhidh. 1168 (lies 1126?) citiert wird, vielleicht Hugga zu lesen ist, habe ich GGA. 1889, 997 vermuthet. Die Verwechselung von Ugra und Durga hat Aufrecht vor Kurzem aufgezeigt (ZDMG. 1898, 762f.).

Commentar des Kṣīrasvāmin noch immer nicht vollständig herausgegeben ist, und dass ich mich bei meinen Angaben auf die genannte vielfach fehlerhafte Handschrift verlassen muss.

Durchmustern wir die Citate bei Kṣīrasvāmin — die wahrscheinlich alle von ‚Durga' herrühren[1] —, so finden wir, dass die darin erklärten Wörter (Anekārtha) fast alle bei Maṅkha wiederkehren; dass die Erklärungen zum Theil wörtlich oder fast wörtlich übereinstimmen; dass die Anekārtha, die ‚Durga' und Maṅkha gemein haben, gerade zu denen gehören, die dem Maṅkhakośa eigenthümlich sind und in anderen Anekārthakośa nicht vorkommen, wie wir später sehen werden. Vorläufig bezeichne ich die dem Maṅkha eigenthümlichen Wörter mit einem Sternchen. — Die Wörter, die in den Nachträgen bei Kṣīrasvāmin zum Nānārthavarga des Amarakośa erklärt werden, sind die folgenden:

कण्टक, पाक, नायक, पर्यङ्क, *क्षुल्लक, पेटक, *दैशिक, *खेटक, आ-लिक, *किञ्जल्क, गुल्म, उत्कलिका, वार्धक, गणिका, दारक, अनेडमूक, टङ्क, उष्ट्रिका, *खजक (sic), निदाघ, *अग्रज, दोषज्ञ, ज्ञ, *पोटा, घृष्टि, घट, कृपीट, गण्ड, मुण्ड, खण्ड, शिखण्ड, पिण्ड, वरणा, वेणी, क्षत, भक्ति, बर्हिजित्, आप्त, नप्तृ, यन्त्र, संस्था, कौपीन, वेदना,[2] शा-सन, निदान, धनिन् बुध्न, लाञ्छन (?), कादम्ब, नितम्ब, दर्वी, बिम्ब, करभ, क्षम, व्याम (? ध्याम), भीम, *स्तोम, जिह्म,[3] *पैव, कुब्जा, भव्य, क्रिया, आशय, चन्द्रोदय, आम्नाय, व्यवाय, *हृच्छय, आसार, धारा, कर्पर, बन्धुर, गिरि, कुल, एककुण्डल, हेला, दल, *तूलि (तूल MS.), तुमुल, *शष्कुली, प्राध्व, नाश, जीवितेश, निस्त्रिंश, अंशु, पाश, लष, घोष, कपिशीर्ष,[4] अनुतर्ष, दोष, दष, गण्डूषा.

---

[1] Ausgenommen vielleicht die drei Halbverse, die im Commentar zu den *phānta* gegeben werden (auch in der Bombayer Ausgabe des Amarakośa S. 316), mit dem von jüngerer Hand herrührenden Zusatze: यद्विश्वकोषात्॥

[2] Der Halbvers, in dem कौपीन und वेदना erklärt werden, wird von Kṣīrasvāmin anonym citiert, die drei folgenden Halbverse mit den Erklärungen von शासन, निदान etc. werden aus Durga angeführt. Vgl. Amara ed. Bomb. 1877, S. 315, im Commentar zu AK. III, 3, 128.

[3] Der Halbvers, in dem *स्तोम und जिह्म erklärt werden, steht auch in einigen Ausgaben des Amarakośa im Text; doch vgl. Amara ed. Bomb. 1877, S. 318 (zu AK. III, 3, 141).

[4] कपिशीर्षं भित्तिशृङ्गे; ebenso Maṅkha 915; vgl. Halāy. 5, 2 प्राकाराग्रेपि कपिशीर्षम्. Eine zweite Bedeutung des Wortes (शमी) über-

Von diesen 92 Wörtern kommen 81 im Mañkhakośa vor. Auffällig mag es erscheinen, dass Mañkha Wörter wie कृत und चञ्चु, die auch bei Śāśvata stehen, nicht in seinen Kośa aufgenommen hat. Wir müssen uns aber daran erinnern, dass Mañkha nur einen Auszug aus älteren Kośa geben will. Auch bei Hemacandra vermisst man Wörter, deren Fehlen man sich nur schwer erklären kann. Ausserdem können hier Zufälligkeiten — Lücken in den Handschriften z. B. — eine Rolle spielen.

Die Hauptsache ist, dass die Worterklärungen in den Pariśiṣṭa bei Kṣīrasvāmin und im Mañkhakośa sehr oft übereinstimmen und zugleich von den Erklärungen anderer Lexikographen abweichen. Wörtlich gleich sind — von unbedeutenden Differenzen abgesehen — die Erklärungen von *ईश्रिक, *खेटक, दारक, टङ्क, *पोटा, छपीट, गण्ड, शिखण्ड, पिण्ड, पण्य, नितम्ब, *पैव, आम्नाय, व्यवाय, *तूलि, गण्डूषा. Auch sonst finden sich genug Uebereinstimmungen. Davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man die in der Bombayer Ausgabe des Amarakośa mitgetheilten Pariśiṣṭa mit den entsprechenden Stellen im Mañkhakośa vergleicht.

Zu den Quellen des Mañkha könnte auch Rabhasa gehören, da beide Lexikographen den Anekārtha वराटिक gemein haben, wie aus einem Citate bei den Commentatoren zu AK. II, 6, 116 hervorgeht. Mañkha 934 und Rabhasa stimmen auch darin überein, dass sie das Wort mit व, nicht mit ब, schreiben.

Dass Mañkha den Viśvakośa gekannt und benutzt hat, ist unwahrscheinlich. Die Handschrift B des Commentares citiert allerdings den Viśva ziemlich oft; aber diese Citate sind sämmtlich interpoliert, die Handschrift S hat sie nicht.

Nähere Beziehungen zwischen dem Mañkhakośa und dem Anekārthasaṃgraha lassen sich nicht feststellen. Da aber Mañkha vermuthlich etwas älter als Hemacandra ist, so läge es nahe anzunehmen, dass dieser jenen benutzt hat. Doch

---

liefert, soviel ich weiss, nur Mañkha. Eine Nebenform von कपिशीर्ष ist क्रमशीर्ष, eine Form, die im Trik. überliefert (Gött. Gel. Anz. 1888, 854 f.), und deren Richtigkeit durch das Wortspiel Haravijaya 43, 269 gesichert wird. Aus dem Commentar zu Harav. 43, 269 erfahren wir, dass die Form कपिशीर्षक auf das alte Lehrbuch des Kauṭilya zurückgeht. Vgl. noch *kapisīsa* im Pali, und कविसीसग Aupapātikasūtra 1.

lässt sich nichts beweisen, obwohl es z. B. auffällig ist, dass beide Lexikographen die Anekārtha भर्तृ und दोषज्ञ gemein haben. Erst Mahendra, ein Schüler des Hemacandra, citiert den Maṅkha sehr oft (Epilegomena zum Anekārthasaṃgraha S. 6ff.). Ganze Stücke der Ṭīkā zu Maṅkha 683ff., die für immer verloren zu sein scheint, sind in diesen Citaten erhalten geblieben. Uebrigens neige ich mich jetzt immer mehr der Ansicht zu, dass Hemacandra für sein homonymisches Wörterbuch, von dem Wilson[1] einst sagte, es sei ‚borrowed from the Viśva', den Viśvakośa nicht excerpiert hat. Die zahlreichen Uebereinstimmungen zwischen beiden Wörterbüchern werden aus der Benutzung derselben älteren Quelle erklärt werden müssen. Mit Recht hat Franke, Hem. Liṅgānuśāsana S. XV diese Möglichkeit offen gelassen.

Mit dem Medinikośa hat der ohne Zweifel ältere Maṅkha einige Wörter gemein, wie मधुपर्णी, रूढ, सैनिक, die im Viśva u. s. w., wie es scheint, nicht vorkommen.[2] Man wird daraus nicht schliessen dürfen, dass Medinikara den Maṅkha benutzt hat, sondern auch in diesem Falle eine gemeinsame ältere Quelle voraussetzen müssen. Das Citat aus der Medini in der Maṅkhaṭīkā S. 1, 4 ist ohne Zweifel interpoliert, ebenso das aus Ajaya auf S. 10, 9.

Das Resultat der bisherigen Untersuchung ist dieses: Maṅkha hat nach seinem eigenen Geständniss den Amara, Śāśvata und Hugga excerpiert. Besondere Beziehungen bestehen zwischen Maṅkha und den Pariśiṣṭa bei Kṣīrasvāmin, die wahrscheinlich aus Hugga stammen. Sollte Hugga zu den Hauptquellen des Maṅkha gehören?

Dass Maṅkha eine ganz besondere Quelle, die weder Amara noch Śāśvata war, vorzugsweise excerpiert hat, wird sich vielleicht ergeben, wenn wir die dem Maṅkha eigenthümlichen Anekārtha und zu einem kleinen Theile auch die ihm eigenen Bedeutungen Revue passieren lassen. Da Maṅkha die Wörter nur कान्तादिक्रमादक्षरसंख्यया, d. h. nach den Endconsonanten und der Silbenzahl, nicht auch nach den Anfangs-

[1] Vgl. Śāśvata, Einleitung S. X, Anm. 3.

[2] मधुपर्णी als Anekārtha auch Vaijayantī 271, 14f.

buchstaben geordnet hat, so wäre es möglich, dass die Wörter bei ihm noch ungefähr in derselben Reihenfolge stehen, wie er sie seinen Quellen entnommen hat.

Neue Wörter im Maṅkhakośa.

Unter neuen Wörtern verstehe ich solche Anekārtha, die in den bekanntesten Anekārthakośa nicht enthalten sind, d. h. im Nānārthavarga des Amarakośa (mit der Ergänzung Trikāṇḍaśeṣa III, 3), im Śāśvata, in der Abhidhānaratnamālā V, im Viśvaprakāśa, Anekārthasaṃgraha, Medinikośa. Zur Feststellung dieser Wörter gebrauche ich den Nānārthasaṃgraha von Borooah, Calcutta 1884, — ein bequemes Nachschlagebuch, das nur leider nicht ganz zuverlässig ist. Der Avyayavarga Maṅkha 975 ff. wird von der folgenden Untersuchung ausgeschlossen. Die eigenthümliche und entschieden fern stehende Vaijayantī ist nur in den Anmerkungen berücksichtigt. Ausdrücklich sei noch bemerkt, dass ich bei der Aufstellung der folgenden Liste mit Absicht sehr rigoros verfahren bin. Alle Wörter des Maṅkha, die nicht bei Amara und Śāśvata und nicht gleichzeitig im Viśva, bei Hemacandra und in der Medini vorkommen, wären eigentlich als neue Wörter anzusehen. — Die neuen Wörter sind:

Im *kāntavarga* die dreisilbigen Wörter ऐशिक 21, गन्धक 43, पुण्ड्रक 44, बुक्कक 57, खेटक 58, किञ्जल्क[1] 59, विटङ्क 60, कुम्भक 64, कैशिक 66, यावक 67, पौष्पक वातिक[2] भावुक 68—69,

---

[1] Doch vgl. Vaijayantī 259, 62, wonach das Wort, ausser केसर, auch ख (sky, Oppert) bedeuten soll.

[2] Bei anderen Lexikographen वातिग (doch vgl. Vaij. 150, 49). Ueber वातिक habe ich in meinen Beiträgen zur ind. Lexikographie S. 73 f. ausführlich gehandelt. Bāṇa gebraucht das Wort im Harṣacarita 108, 5. 152, 7, vgl. Śaṃkara zu 223, 4 ff., und Kādambarī 287, 12 (महावातिक). Sonst dürfte das Wort in der zweiten von Maṅkha gelehrten Bedeutung मान्त्रिक nicht leicht anzutreffen sein. Es scheint aber, dass es öfters mit gleichklingenden Wörtern, wie वादिक (Harṣacarita ed. Calc. 1876, S. 69, 4), वाणिक, वार्त्तिक verwechselt worden ist. Das zweite Beispiel, das Maṅkha im Commentar zu 69, S. 8, 16 anführt, habe ich bereits in meinen Beiträgen zur ind. Lexikographie S. 100 aus dem Harṣacarita nachgewiesen, zu einer Zeit, wo ich dieses Werk noch gar nicht kannte. Im Sāhityadarpaṇa nämlich (§. 682 Comm.; vgl. Alaṃkārasarvasva S. 47)

उल्लूक[1] 70, पद्दिक मद्दुक उल्लुक सलाक पद्दक[2] पाद्दिक चालक चक्रक 72—76, सिंहिका साचिक 78, श्यामिका 79. Viersilbige: वद्मक सौराष्ट्रिक पक्षातक 80—81, शीतविका 82, प्रसेवक 86. Ein fünfsilbiges Wort: प्रतिपादक[3] 93.

Im *khāntavarga*: उखा 97; मकरमुख[4] 102f.

Im *gāntavarga*: सङ्ग 104, भर्ग 116, वर्ग 116, समङ्गा 126, उपयोग 130.

Im *cāntavarga*: गुच् 135, उच्च 139, चोच 140.

Im *chāntavarga*: तुच्छ[5] 142.

Im *jāntavarga*: अग्रज क्रिमिज 151.

Im *ṭāntavarga*; zweisilbige: घण्टा 157, [खष्ट 159, wofür सृष्ट zu lesen], पोटा पुट 164, घट्ट 165, वृष्ट 168, मृष्ट शिष्ट 171f.; dreisilbige: अवृष्टि 177, कपाट उच्छिष्ट 179. Ein viersilbiges Wort: तुलाकोटि[6] 182.

---

wird die Stelle mit dem Bemerken angeführt, sie stamme aus der Beschreibung des Landes Śrīkaṇṭha. Eine solche Beschreibung aber findet sich, wie mir bekannt war, im Harṣacarita. Wie übrigens der Verfasser der englischen Uebersetzung des Sāhityadarpaṇa dazu kommt, वातिक mit Cātaka wiederzugeben, ist mir unklar (wegen des vorhergehenden अम्बरविवर?). Jedenfalls entferne man aus den beiden Petersburger Sanskritwörterbüchern unter वातिक die Bedeutung ‚Vogel Cātaka'.

[1] Oder उल्लुक; siehe Maṅkha 644. Mit dem Anfang des Beispieles, das Maṅkha im Commentar S. 8, 21 citiert, vgl. Śrīkaṇṭhacarita XXIV, 32 फेनोल्लुकप्रकरकरम्बितम्.

[2] Zu der von Maṅkha gelehrten Bedeutung ‚Mittelstein in einer Perlenschnur' vgl. Harṣacarita 68, 10. 283, 4.

[3] ‚Fuss oder Pfosten eines Bettes'. Im Comm. zu 93 wird man ein Beispiel vermissen. Der Originalcommentar zu 93 ist aber, wie ich weiter unten zeigen werde, nicht erhalten. Sicher hat Maṅkha die doppelsinnige Stelle Harṣacarita 7, 2 citiert, wo die ed. Calc. 2, 5 प्रतिपादुक liest (प्रपिपादक Peterson, Einleitung zur Ausgabe der Kādambarī, S. 68). Auch Harṣac. 252, 4, wo प्रतिपादक wiederkehrt, hat die ed. Calc. 192, 15 °पादुक. Vgl. noch प्रतिपादुका Kādambarī 17, 11; °पादुक Śiś. 20, 39 (die beiden letzten Stellen nach Böhtlingk).

[4] Das Wort findet sich in den von Maṅkha gelehrten Bedeutungen Harṣacarita 17, 15. 25, 13. 80, 13. 157, 15 und in einem Citat bei Maṅkha, Comm. S. 86, 18.

[5] Doch vgl. Vaijayantī 233, 2 (wo aber nur zwei Bedeutungen).

[6] Auch bei Hemacandra; hier aber interpoliert, vgl. die Epilegomena zum Anekārthasaṃgraha S. 10.

Im *ḍāntavarga*: सपिण्ड पोगण्ड[1] 202. Mitten zwischen den zweisilbigen *ḍānta* steht das neue Wort विपाठ 191. Wie es dahin verschlagen worden ist, vermag ich nicht anzugeben. Die Handschrift C lässt es ganz aus.

Im *ḍhāntavarga*: वीढ गाढ जढ 204, उद्गाढ 205, [illegible] (zweifelhaft) 207.

Im *ṇāntavarga*; das zweisilbige घुण 223, die dreisilbigen धोरणी 226, तर्पण[2] पारण 234f., रोहण 246, चारण 247, सारणा 248, die viersilbigen आस्तरण 249, विलक्षण 250, विहरण 251, समुद्धरण[3] आवरण प्रकरण[4] 252f., die fünfsilbigen अधिरोहण अपवारण उदाहरण 256f.

Im *tāntavarga* die zweisilbigen खात 259, मत्त 293, समित्[5] 298, यातृ 300, धूत 301, क्रान्त 302; die dreisilbigen ककुद्मत् दैवत मारजित् 337f., पुष्पवत्[6] 340, विवृति संवृत संवृति एकान्त [illegible] 342—344, आहत त्रुटित गलित 346f., वसुमत् विपश्चित् 348, निवीत पतित 350f.; die viersilbigen उपस्थित[7] 357, रविसुत निपातित देवखात प्रजावती 366—368, प्रबोधित 369, das viersilbige परि-भाषित 372.

Im *thāntavarga*: वयस्था 382.

Im *dāntavarga*: भिद् वन्दी 384, ह्रद 389, छेद नाद 392, कुविन्द 402, अपवाद[8] 407.

Im *dhāntavarga*: निधि 412, प्रबोध 424, प्रबुद्ध 428, आ-बाध 431, विरुद्ध 432.

Im *nāntavarga*: die zweisilbigen पृश्नि यज्वन् शुष्मन् 437f., अटिन् 439, सीरिन् 450, तान 451; die dreisilbigen विषाणिन्[9] 462,

---

[1] Bei anderen Lexikographen: अपोगण्ड.

[2] Doch siehe auch Vaijayantī 251, 31.

[3] D. h. उद्धरण (dies Wort auch bei Anderen) und समुद्धरण; siehe den Commentar S. 32, 14.

[4] Auch bei Hem., aber interpoliert: siehe Epilegomena z. Anekārthas. 11.

[5] समित् war, fight, battle Vaij. 121, 411 steht im Vocabulary p. 838 irrthümlich unter समिध्.

[6] पुष्पवन्तौ Sonne und Mond. Nach Aufrecht ZDMG. 25, 456 lautet das Thema पुष्पवन्त (vgl. die Commentatoren zu AK. I, 4, 10); in den Anekārthakośa lautet es meist पुष्पदन्त und steht unter den viersilbigen Wörtern. Maṅkha folgt dem Amarakośa a. a. O.

[7] Bei Anderen: उदास्थित; vgl. meine Beiträge zur ind. Lexikographie S. 70, n. 5.

[8] Maṅkha scheidet अववाद 404 von अपवाद 407.

[9] Doch vgl. Vaijayantī 263, 153.

प्रभिन्न 479, प्राचीन प्रच्छन्न 483f., खर्ज्जिनी 485, उद्यन 487; die viersilbigen आवर्जन संमार्जन 521, क्रतुध्वंसिन् 523, व्यालग्राहिन् प्रदीपन 526; die fünfsilbigen अपमार्जन 528, मेघवाहन[1] 530, पवनाशन प्रतियातन 531, das sechssilbige हट्टविलासिनी 532.

Im *pāntavarga*: अप[2] काम्य 532f., धूप 538, हेमपुष्पी 545, उपक्षेप 546.

Im *bāntavarga*: कुटुम्ब 552.

Im *bhāntavarga*: प्रभु[3] 558, आलम्भ[4] विदर्भ[5] विप्रलम्भ 564—565.

Im *māntavarga*: die zweisilbigen भ्रमि 578, श्रम 582, कूर्म 584, ग्राम क्षोम[6] 585; die dreisilbigen आगम[7] संगम 590, अवम अचिम 593; die viersilbigen परिश्रम 595, उपशम 596.

Im *yāntavarga*: die zweisilbigen काव्य 600, वैद्य 614, चर्या 618, आप्य 622, सभ्य[8] 630; die dreisilbigen स्थानीय 651f., राष्ट्रिय 653, संचय 655, वैडूर्य अन्वय 656, हृच्छय 658, निलय निचय उच्चय 659, प्रचय 660; die viersilbigen भूरिमाय 660, समवाय सुरालय हरिप्रिया 661f., आतिथेय 663, वासतेय परिचय 668f.

Im *rāntavarga*: das einsilbige द्रु 672, die zweisilbigen गौरि उरु 672f., मेरु 676, अरा (zweifelhaft) 699, अभ्र 703, वस्त्र 720, die dreisilbigen संचार उद्धार इन्द्रद्रु 720f., अभीरु 739, सुमर 745, भास्वर (zweifelhaft) 749, कठोर संहार नासीर[9] 764—765, die viersilbigen कालसूत्र विद्याधर ग्रन्थिधर 766—767, उप-

---

[1] Siehe jedoch Vaijayantī 269, 107.

[2] Bei Anderen: अव.

[3] Siehe jedoch Vaijayantī 228, 19.

[4] Maṅkha unterscheidet आलम्भ und आरम्भ; siehe meine Beiträge zur ind. Lexikographie S. 20. Vgl. auch Vaijayantī 239, 19.

[5] Für die seltene Bedeutung अभ्यन्तर citiert Maṅkha im Commentar zu 565: Haravijaya 7, 62. Der Nachweis ist schon von Böhtlingk im kürzeren Sanskritwörterbuch VII, 374 gegeben, von mir aber leider übersehen worden.

[6] Vgl. oben S. 19, Anm. 3.

[7] Siehe jedoch Vaijayantī 270, 116.

[8] Siehe jedoch Vaijayantī 229, 36.

[9] Wegen der seltenen Bedeutung ‚Kampfer' vgl. Harṣacarita 229, 15 und die Ausleger zu dieser Stelle. Sonst wird नासीर Kampfer vorzugsweise von kaschmirischen Autoren gebraucht; so von Maṅkha selbst Śrīkaṇṭhac. 15, 5. 18, 35; vgl. auch Anyoktimuktālatā 43 (wo in der Anmerkung auf Stutik. 33, 6 verwiesen wird).

चिपा इक्षुधर[1] चतुरस्र 768—769, अभिचार 778, अपचार 781, उपस्कर उपस्कार दीर्घसूत्र दीर्घनिद्रा 786f.

Im *lāntavarga*: die zweisilbigen तूलि[2] खेल (Conjectur) 812f., शष्कुली[3] 829, नाडल 835, प्रमल[4] 845, मराल[5] 846, das viersilbige पुष्पफल 848.

Im *vāntavarga*: विप्लव (zweifelhaft) 874.

Im *śāntavarga*: दिश् 880, वागीश वचश 894f., विमर्श नगेश 897, व्यपदेश 898.

Im *ṣāntavarga*: खेष 904, मनीषा 907, विशेष 911, काल-मेषी 917.

Im *sāntavarga*: वसि 931, वरासि[6] 934, आशंसा (vielleicht interpoliert) 935, प्रशंसा 936, उपवास 944, परिहास 945.

Im *hāntavarga*: संवाह 957, आनाह 961, सर्वसह[7] 962.

Im *kṣāntavarga*: सुभिक्ष मलिकाक्ष विरूपाक्ष 974.

Aus der vorstehenden Zusammenstellung ergibt sich die interessante Thatsache, dass die neuen Wörter in der Regel gruppenweise zusammen stehen, und zwar gewöhnlich am Anfang oder am Schluss der einzelnen Capitel (*varga*). Am auffälligsten treten uns solche Gruppen von neuen Wörtern entgegen am Anfang der zweisilbigen *nānta* und *pānta*, der dreisilbigen *rānta*, der viersilbigen *kānta*, *ṇānta*, *yānta* und *rānta*, und am Schluss der dreisilbigen *kānta*, *ṇānta*, *tānta*, *bhānta*, *yānta* und *rānta*, der viersilbigen *tānta* und *rānta*, der fünfsilbigen *ṇānta* und *nānta*. Dies kann unmöglich auf Zufall beruhen. Es scheint in der That, als wenn die Wörter bei Maṅkha noch so ziemlich in derselben Reihenfolge stünden, in der er sie aus seinen Quellen excerpiert hat, und als wenn die

---

[1] Andere Lexikographen: इक्षुधार.

[2] Doch vgl. तूली Vaijayantī 221, 34. तूली mit der von Maṅkha gelehrten Bedeutung शलाका findet sich Haravijaya 19, 65.

[3] Doch siehe Vaijayantī 249, 51.

[4] Doch siehe Vaijayantī 252, 68.

[5] Nach Jagaddhara zu Mālatīmādhava ed. Bomb. 1876, S. 108 soll मराल auch im Viśvakośa vorkommen; vgl. meine Bemerkungen in Kuhn's Zeitschrift 27, 572 f. Siehe auch Hemacandra Uṇ. 475, S. 85, 1, und Anyoktimuktālatā 37, wo मराल mit कुटिल erklärt wird.

[6] Doch vgl. oben S. 20.

[7] Auch bei Hemacandra; hier aber interpoliert: s. die Epilegomena zur Ausgabe des Anekārthasaṃgraha S. 11 f.

neuen Wörter sämmtlich aus einer besonderen, uns unbekannten Quelle geflossen wären. Sollte Hugga (= Durga bei Kṣīrasvāmin?) diese Quelle gewesen sein?

Nun kommt es allerdings vor, dass die neuen Wörter eine isolierte Stellung im Maṅkhakośa einnehmen, oder dass eine fortlaufende Reihe von neuen Wörtern durch bekannte, d. h. auch von Anderen erklärte Wörter durchbrochen wird. Doch lassen sich wenigstens einige dieser Fälle leicht erledigen. Es wird genügen, wenn ich an einigen Beispielen zeige, wie das zu geschehen hat.

Der isolierte, dem Maṅkha eigenthümliche Anekārtha चुञ्च 223 wird aus Śāśvata stammen. Dies ist um so wahrscheinlicher, als die Wörter in der nächsten Umgebung von चुञ्च augenscheinlich dem Śāśvata entnommen sind. Śāśvata 686, a lautet in meiner Ausgabe

व्युत्पन्ने प्रहते चुञ्चः.[1]

Es ist nicht unmöglich, dass Śāśvata so geschrieben hat,[2] und Maṅkha, der चुञ्च mit प्रहत und दृष्ट erklärt, wird die von mir recipierte Lesart vor sich gehabt haben. Aber vielleicht hat Śāśvata geschrieben व्युत्पन्ने प्रहतः चुञ्चे, da andere Lexikographen प्रहत als den Anekārtha angesehen haben, wie Yādavaprakāśa Vaij. 255, 35 प्रहतौ चुञ्चव्युत्पन्नौ, und Spätere.

Aehnlich verhält es sich wohl mit dem isolierten Worte मत्त 293. Es stammt nebst seiner Erklärung wahrscheinlich aus Śāśvata 227 (vgl. Einleitung zu Śāśvata S. XXIX). In der That kann man zweifeln, ob Śāśvata a. a. O. मत्त oder मदकल hat erklären wollen. Andere Lexikographen, wie Maheśvara, haben der Śāśvatastelle den Anekārtha मदकल entnommen. Was den vorliegenden Fall schwieriger macht als den vorigen, ist der Umstand, dass auch Maṅkha das Wort मदकल ebenfalls erklärt (Vers 850), und zwar ganz ähnlich wie मत्त.

Ich will hier die Möglichkeit nicht unerwähnt lassen, dass der isolierte Anekārtha चर्या Maṅkha 618 aus Śāśv. 616, a (vgl. Vaij. 214, 9) entstanden ist. Oder muss Śāśvata nach Maṅkha corrigiert werden? Vgl. Einleitung zu Śāśvata S. XXXI.

---

[1] Nach Halāyudha und Anderen sind diese drei Wörter (in derselben Reihenfolge) Synonyma.

[2] Einleitung zum Śāśvata S. XXXII.

Das isolierte Wort उपक्षित 357 ist nur eine Variante von उदाक्षित bei Śāśvata und Anderen.[1]

Ehe ich weiter gehe, muss ich zunächst darauf hinweisen, dass Mankha सरस्वत् zweimal,[2] und noch dazu ganz in derselben Weise, erklärt: सरस्वतौ नदार्णवौ 303 und 337. Das erste Mal folgt Mankha offenbar dem Amarakośa, denn der ganze Vers 303, wo सरस्वत् zum ersten Male vorkommt, ist wörtlich = Amara III, 3, 57. An der zweiten Stelle (Mankha 337) steht सरस्वत् zwischen den ‚neuen Wörtern‘ हैयत und मारवित्. Was liegt näher als die Vermuthung, dass Mankha das zweite Wort सरस्वत् derselben Quelle verdankt, der er हैयत und मारवित् entnommen hat, mag diese Quelle nun Durga oder Hugga oder irgend ein anderer alter Lexikograph gewesen sein. Nun an diese unbekannte Quelle des Mankha müssen wir auch immer denken, wenn wir sehen, dass eine Reihe von ‚neuen Wörtern‘ durch solche unterbrochen wird, die auch im Viśva u. s. w. vorkommen. In der langen Reihe von dreisilbigen *kānta* 57—79, die fast alle neu sind, stören uns die auch anderwärts erklärten Wörter गायक 57, पेटक und जालिक 58, दारक und उड्डि-का 59. Aber diese Wörter befinden sich gerade unter denen, die, wie wir oben S. 19 gesehen haben, in den Pariśiṣṭa bei Kṣīrasvāmin erklärt werden (Amara ed. Bomb. p. 291). Dieselbe Quelle, die dem Kṣīrasvāmin vorlag, wird auch dem Mankha vorgelegen haben. Man beachte übrigens, dass जालिक und उड्डिका bei Hemacandra (Anek.) fehlen.

Jetzt fallen auch die drei bekannten Wörter त्रिखण्ड 202, आनाय 658 und निस्त्रिंश 897, obwohl sie mitten zwischen ‚neuen Wörtern‘ stehen, nicht mehr auf, da sie ja in den Pariśiṣṭa bei Kṣīrasvāmin vorkommen. Ebensowenig stört uns das bekannte Wort चन्द्रोदय 669 am Schluss der viersilbigen *yānta* hinter dem ‚neuen Worte‘ परिचय, da wir von Kṣīrasvāmin erfahren, dass ‚Durga‘ चन्द्रोदय erklärt hat.

[1] Siehe meine Beiträge zur ind. Lexikographie S. 70, Anm. 5.

[2] Wenn Mankha sonst Wörter zwei oder drei Mal aufführt, so handelt es sich immer um Wörter mit wechselnder Schreibung: vgl. व्याड व्याल 201. 793, इडा इरा इला 201. 717. 811, गन्धर्व गन्धर्व 551. 877, कोश कोष 888. 906, अभीशु अभीषु 892. 907. Auffällig ist noch, dass चय› 625 bereits erklärt, im Commentar zu 659 abermals erwähnt wird.

Bei der Untersuchung, die uns hier beschäftigt, haben wir die Bedeutungen, die Maṅkha den einzelnen Anekārtha beilegt, bisher gar nicht berücksichtigt.[1] Ziehen wir auch die Bedeutungen in Rechnung, so können wir noch viel weiter kommen. Gerade in seinen Angaben über die Wortbedeutungen unterscheidet sich Maṅkha oft sehr wesentlich von denen anderer Lexikographen; sei es, dass er weniger oder mehr Bedeutungen gibt als Andere, sei es, dass er für die Bedeutungen, die sich in anderen Anekārthakośa finden, ganz neue Bedeutungen substituiert.[2] Maṅkha hat eine stattliche Anzahl von Bedeutungen in seinem Kośa überliefert — und zum grössten Theil im Commentar auch belegt[3] —, die in den bekannteren Anekārthakośa, ja auch in den grossen Ekārthakośa und schliesslich auch in den neueren Sanskritwörterbüchern, so bei Böhtlingk und Apte, nicht verzeichnet stehen. Dies ist schon, vor etwa 700 Jahren, dem Mahendrasūri aufgefallen: hat er doch in seiner Anekārthakairavākarakaumudī an vielen Stellen Gelegenheit genommen, die Angaben seines Lehrers Hemacandra nach dem Maṅkhakośa zu vervollständigen. Borooah sagt in der Vorrede zu seinem Nānārthasaṃgraha S. 10, nachdem er die Vorzüge des Viśva, Anekārthasaṃgraha und Medinikośa hervorgehoben hat: ‚there are very few new facts to be gathered from other Kośas'. Hätte er den Maṅkhakośa (und, kann man hinzufügen, die Vaijayantī) gekannt, so

[1] Doch vgl. die Anmerkungen auf den vorhergehenden Seiten.

[2] Siehe oben S. 14.

[3] Damit man nicht Beispiele an den Stellen vermisse, wo man solche zu erwarten berechtigt ist, mache ich auch hier darauf aufmerksam, dass die beiden einzigen Handschriften, die den Commentar überliefern, vielfach lückenhaft sind. Ich verweise auf die Anmerkungen in der Ausgabe S. 108 ff. und nenne hier noch die folgenden Wörter, die in den Handschriften und daher auch in meiner Ausgabe, sicher oder wahrscheinlich nur durch die Schuld der Abschreiber, von gar keinem oder nur von einem unvollständigen Commentar begleitet sind: अत्यारूढ, अधिष्ठान, अन्न, अपाङ्ग, अरिष्ट, अर्घ्य, अपवाद, आकलन, आस्था, उच्च, ऊढ, कक्ष, कूर्च (zur Ergänzung des Comm. vgl. Mh. 2, 56), क्षम, गोप, धिष्ण्य, निचय, निर्याण, नेमि, पाक्य, पौरुषेय, प्रतियत्न, प्रवृत्ति, प्रसेवक, रीति, रोहित, वृषाकपायी, शल्क (vgl. Mh. 2, 373), शिखा, शिष्ट, श्वेत, सित, सेवन, स्नान.

würde Borooah diese Worte nicht geschrieben haben. Maṅkha liefert nicht nur rund 250 ‚neue Wörter‘, sondern auch eine ganze Anzahl von neuen, in der Compilation von Borooah fehlenden Bedeutungen.

Indessen habe ich nicht die Absicht, mich über die neuen Bedeutungen bei Maṅkha ebenso ausführlich zu verbreiten wie über die ihm eigenthümlichen Anekārtha. Ich muss die Ausnutzung des Maṅkha für die Sanskritlexikographie oder für die Interpretation solcher Werke, die wie der Maṅkhakośa selbst in Kaschmir entstanden sind (z. B. der Rājataraṃgiṇī), Anderen überlassen. Nur mit speciellem Bezug auf die bisherige Untersuchung über die Quellen des Maṅkha gestatte ich mir noch die folgenden Bemerkungen.

Wenn wir auch zugeben wollen, dass Maṅkha die Wortbedeutungen aus verschiedenen Quellen zusammengetragen haben kann, oder dass er zu dem, was er bei Anderen vorfand, eigene Zuthaten[1] gemacht hat, so ist es doch sehr wahrscheinlich, dass er die Artikel (die Anekārtha nebst ihren Bedeutungen), die von denen anderer Lexikographen mehr oder weniger stark abweichen, derselben Hauptquelle verdankt, aus der er die ‚neuen Wörter‘ excerpiert hat. Jedenfalls ist es auffällig, dass wir die Wörter mit neuen Bedeutungen sehr oft in der Nachbarschaft der ‚neuen Wörter‘ antreffen. Hierfür einige Beispiele.

Ich sagte (oben S. 26), dass die neuen Wörter am Anfang oder am Schluss der Capitel zu stehen pflegen. Dazu scheint nicht zu stimmen, dass शलाका 21 an der Spitze der dreisilbigen *kānta*, vor dem neuen Worte ईषिक, steht. Aber die Bedeutungen, die Maṅkha dem Worte शलाका gibt, sind zum Theil eigenthümlich, was Mahendra zu Anek. 3, 93 zu registrieren nicht vergessen hat. Das Gleiche gilt von तूलिका, das unmittelbar auf ईषिक folgt (siehe Mh. 3, 47), und mehr oder minder auch von वर्तिक u. s. w., 22ff. Wenn nicht Alles täuscht, beginnen die Excerpte aus Amara und Śāśvata bei Maṅkha

[1] Hierher gehört vielleicht सूद ‚Gegend mit salzhaltigem Boden‘; siehe 393 mit Commentar. Man beachte auch die im Maṅkhakośa hervortretende specielle Berücksichtigung des Harṣacarita; vgl. den Excurs am Schluss dieser Abhandlung.

erst mit अम्बुकी 24, b. Die vorhergehenden Artikel wird er einer anderen Quelle entnommen haben.

Weiterhin stört uns das zwischen den beiden neuen Wörtern कैशिक und यावक stehende Wort पत्रक 67. Dieses wird allerdings auch von Anderen — übrigens nicht von Hemacandra — erklärt: aber kein Lexikograph kennt die seltene Bedeutung ‚Safflor‘, die Maṅkha überliefert, und die er selbst im Commentar zu 562 gebraucht; vgl. Śaṃkara zu Harṣacarita 157, 12 und Alaka zu Haravijaya XIX, 3.

Am Schluss der dreisilbigen *kānta* steht nicht eines der oben als neu bezeichneten Wörter, sondern das bekannte Wort गण्डक 80. Dieses zeichnet sich aber durch die Bedeutung ‚Kopfkissen‘ aus; siehe Mh. 3, 32. Maṅkha selbst gebraucht गण्डक Kopfkissen bei der Erklärung von उपधान 523 (Hemacandra Anek. 4, 164 गण्डूक; die neueste Ausgabe, Bombay 1896, hat गण्डक; so auch Jonarāja zu Śrīkaṇṭhacarita XV, 49, Alaka zu Haravijaya II, 15. X, 4). Vgl. auch गण्डु, गेण्डुक und कन्दुक bei Böhtlingk.

An der Spitze der zweisilbigen *cānta* steht कूर्च 135 f., ein Wort, das allerdings von Śāśvata, in der Vaijayantī und sonst erklärt wird, dem aber Maṅkha eine Reihe von neuen, eigenthümlichen Bedeutungen[1] beilegt. Ich will hier nur die Bedeutungen केशभञ्जनभाजन[2] und कुविन्दभाण्ड[3] hervorheben. Der Commentar zu dem Artikel कूर्च ist leider nur in einer einzigen Handschrift erhalten und noch dazu verstümmelt.[4] Doch hat Mahendra zu Anek. 2, 56 den Commentar zum grössten Theil excerpiert.

Am Schluss der dreisilbigen *ṇānta* finden wir कषणा, ०णा 248. Man beachte jedoch, dass andere Lexikographen wohl

---

[1] Doch vgl. Hem. Uṇādigaṇavivṛti 113. Es ist mir nicht zweifelhaft, dass diesem Werke kaschmirische Quellen zu Grunde liegen (siehe meine Bemerkungen GGA. 1898, 467. 469).

[2] Prof. Franke macht mich auf Pali *koccha* ‚Kamm‘ aufmerksam. Vgl. z. B. Cullavagga V, 2, 3.

[3] Beispiel bei Mahendra (zu Anek. 2, 56): Paddhati 1055, c. कूर्च ‚ein Geräth des Webers‘ auch bei Śabarasvāmin zu Harṣavardhana Liṅg. 28.

[4] So kommt es, dass ich die Stelle, die Maṅkha für कूर्च ‚Betrug‘ citiert, erst jetzt nachweisen kann. Sie steht Harṣacarita 44, 7 ed. Bomb. = ed. Calc. 28, 10.

die Substantiva बर्बर und बर्बरा erklären, dass aber Mankha allein[1] das Adjectiv बर्बर mit der Bedeutung हीन überliefert; vgl. dazu Mh. 3, 183.

Mitten zwischen neuen Wörtern stehen परेत 337 und निर्मुक्त 347. Aber beide Wörter erhalten andere Bedeutungen als in den verwandten Anekārthakośa. Mankha erklärt परेत nicht mit ‚gespenstisches Wesen', wie Śāśvata und Andere, sondern mit दूरग. Diese Bedeutung kann er im Commentar nicht belegen. Wegen निर्मुक्त siehe Mh. 3, 261.

Endlich ist es gewiss kein Zufall, wenn वृद्धि bei Mankha 408 am Anfang der *dhānta* steht. Kein anderer Lexikograph hat das Wort mit vier Bedeutungen ausgestattet. Uebrigens erklärt Hemacandra वृद्धि und das bei Mankha folgende Wort, व्याधि, überhaupt nicht.

Unbekannte oder seltene Wörter im Text,

die bei der Erklärung der Anekārtha gelegentlich verwendet werden, sowie solche, die wegen ihrer Bedeutung bemerkenswerth sind, und die vorkommenden Eigennamen sind in einem besonderen Index S. 151—154 zusammengestellt worden. Ich habe ein ähnliches Verzeichniss am Schluss meiner Ausgabe des Śāśvata gegeben und bedaure nur, dass ich für den Anekārthasaṃgraha einen solchen Index nicht habe anfertigen können. Ohne Zweifel haben die in den Anekārthakośa zur Erklärung der Anekārtha gebrauchten Wörter dasselbe Recht, von der Sanskritlexikographie berücksichtigt zu werden, wie die in den Commentaren zu Sanskritwerken vorkommenden Glossen, denen man schon längst einen Platz in unseren Sanskritwörterbüchern eingeräumt hat. Ueber die drei Wörter खसित 172, सेग्रित 319 und करटुक 476 habe ich noch besonders zu sprechen.

खसित ist neuerdings im Lokaprakāśa zum Vorschein gekommen, vgl. Weber Ind. Stud. 18, 289ff., und wird dort auch खमित geschrieben (siehe oben S. 3). Während aber Weber die Bedeutung des Wortes nicht genau hat feststellen können, ist im Mankhakośa glücklicher Weise kein Zweifel darüber

[1] Doch vgl. Hem. Uṇādigaṇavivṛti 196.

möglich, was खसित bedeutet. Das Wort ist bei Maṅkha eine Bedeutung des allerdings vieldeutigen शिष्ट; aus dem Commentar zu 172 ergibt sich jedoch, dass खसित s. v. a. ‚übrig‘ oder als Neutrum ‚Rest‘ bedeutet. Vielleicht liegt diese Bedeutung auch im Lokaprakāśa deutlich vor, nämlich wenn man Ind. Stud. 18, 342 in der dīnārahuṇḍikā Zeile 5 mit Weber शिष्ट für शिष्य liest und das danebenstehende खमित (खसित) als Glosse zu शिष्ट betrachtet.

Sonderbar ist das gut überlieferte लेशित 319 als Bedeutung von आयस्त. Es stammt offenbar aus Śāśvata 492, wo aber, wie auch in anderen Anekārthakośa, क्लेशित gelesen wird. Wie लेशित zu der Bedeutung kommt, die es im Commentar zu 319 erhält, ist mir unklar. Sonderbar ist auch die Erklärung des neben लेशित stehenden उत्क्षिप्त mit निपुण. Die am besten beglaubigte, auch anderwärts vorkommende Lesart im Text von 319 ist übrigens क्षिप्त, nicht उत्क्षिप्त. Ich habe den Text nach dem Commentar corrigiert.

Neu ist कारकुक 476 (= वितान) vgl. कारकुक् im Commentar zu 669 (= चन्द्रोदय). Von der Form des Wortes, von der Möglichkeit, dass कारतक für कारकुक gelesen werden muss, habe ich oben S. 4 gesprochen. Die Bedeutung des Wortes ist etwa ‚ein auf dem Dache eines Hauses befindliches Zimmer, eine offene Halle, ein Pavillon‘. Dies ergibt sich besonders daraus, dass dasselbe kaschmirische Wort तालव oder तालाव,[1] womit कारकुक 476 in der Handschrift S glossiert wird (siehe die v. l. zu S. 63, 26), auch zur Erklärung des Ausdruckes वेश्मन उपर्यधारः dient; siehe den Commentar zu 537 und Mahendra zu Anek. 2, 290 S. 46, 1. Nahe steht der Bedeutung nach der Ausdruck चन्द्रशाला oder चन्द्रशालिका, der z. B. von Śaṃkara zu Harṣacarita 172, 1 mit धवलगृहस्योपरि प्रासादिका erklärt wird; vgl. das Citat aus Rabhasa bei den Commentatoren zu AK. II, 2, 15.

Lässt sich कारकुक anderwärts nachweisen? Es liegt nahe, कारकुक mit dem Worte कादक (कादर Vaij. 168, 246) zu verbinden, das nach einigen Lexikographen ein Synonym von वितान und चन्द्रोदय sein soll. Indessen glaube ich nicht, dass कादक und कारकुक etwas miteinander zu thun haben. Dagegen ist es

---

[1] Vgl. kaschmirisch *tálou* ‚Dach‘ bei Leech, Journal As. Soc. Beng. 1844, S. 555.

wahrscheinlich, dass वरुक bei den kaschmirischen Commentatoren vorkommt. Es ist mir aufgefallen, dass Śaṃkara im Commentar zum Harṣacarita 159, 1 वितान(क) mit वरक, zu 71, 3 und 229, 4 mit रल्लक erklärt. Nun haben aber वरक und रल्लक schlechterdings nicht die Bedeutung वितान. Die Vermuthung liegt nahe, dass वरक und रल्लक fehlerhaft sind für वरुक (वरल्लक?). Wir müssen das Erscheinen der schon lange angekündigten kritischen Ausgabe des Harṣacarita und seines Commentares abwarten.

Der Commentar zum Maṅkhakośa.

Von der Maṅkhaṭīkā hatte ich in der Einleitung zum Śāśvata (1882) S. XII behauptet, dass sie ‚sehr modern' sei. Bald darauf wurde ich mit dem Commentar des Mahendrasūri zum Anekārthasaṃgraha bekannt und fand darin den Maṅkhakośa in einer Weise citiert,[1] dass ich annehmen musste, das von Mahendra benutzte Exemplar des Kośa sei bereits von einem kurzen Commentar begleitet gewesen. Daher zog ich in meinen Beiträgen zur indischen Lexikographie (1883) S. 71 jenes Urtheil über das Alter des Commentares zurück und nahm an, er sei nicht viel jünger als Maṅkha, ja er rühre vielleicht von Maṅkha selbst her. Freilich enthält die einzige mir damals zugängliche Handschrift (B) des Commentares Citate aus Autoren, die später als Maṅkha lebten. Diese Citate erklärte ich für spätere Zusätze. Wie Recht ich hatte, ergab sich mir sofort, als die Handschrift S — die wichtigste meiner Handschriften — in meine Hände gelangte. Bei der Vergleichung der Theile des Commentares, die gemeinsam in B und S überliefert werden,[2] zeigte es sich, dass die Citate aus späten Autoren, die Maṅkha noch nicht gekannt haben kann, in S sämmtlich fehlen.

Wenn es sich nun darum handelt, den Beweis zu führen, dass der Commentar nicht jünger ist als Maṅkha selbst, so

[1] Siehe bereits Bühler, Detailed Report, S. 76.

[2] In S erscheinen einige Verse des Textes ohne jeden Commentar. Ausserdem sind mehrere Blätter der Handschrift verloren gegangen. Die genaueren Angaben hierüber findet man in der Ausgabe Preface S. 3, Various Readings S. 108 ff.

müssen zunächst die nur in B erhaltenen Stücke kurz durchgesprochen werden. Es kommen besonders fünf Stücke in Betracht: der Commentar zu 10—37, zu 85, b—93, zu 115, b—146, zu 274—275 und zu 526, b—534.

Das erste Stück ist leidlich überliefert. Es ist auch nicht zu läugnen, dass Vieles darin enthalten ist, was im Originalcommentar gestanden haben wird. Man beachte z. B., dass Mahendra unter dem Worte शलाका 3, 93, wo er zwei Bedeutungen aus Maṅkha nachträgt, dieselben Beispiele dafür anführt, die wir in der Handschrift B finden (siehe den Comm. zu Vers 20f.). Indessen kann es keinem Zweifel unterliegen, dass wir den Commentar nicht in seiner ursprünglichen Gestalt vor uns haben. Auf der einen Seite fehlen Beispiele selbst für die gewöhnlichsten Wortbedeutungen. In dem Originalcommentar sind sicherlich alle Bedeutungen belegt worden; wenn der Commentator keine Belege wusste, so wird er es ehrlich gestanden haben, wie er das sonst zu thun pflegt (s. oben S. 17, Anm. 3). Auf der anderen Seite finden wir Zusätze, die dem Charakter des Commentares — der sich fast ausschliesslich damit beschäftigt, die Bedeutungen mit Beispielen zu belegen — durchaus widersprechen und daher als Interpolationen anzusehen sind. Das gilt gleich von dem Anfang des Commentares Zeile 3ff.; das Citat aus dem Medinikośa ist ganz sicher interpoliert.[1]

Das zweite Stück (85, b—93) erweist sich auf den ersten Blick als späte Zuthat. Der Originalcommentar ist wahrscheinlich ganz verloren gegangen; die Handschrift S lässt den Text (von 85, b—94, a) und den Commentar dazu überhaupt aus und deutet die Lücke mit einigen kleinen Strichen an. Das Citat aus Ajaya unter वाताटिक 89 stammt vermuthlich aus dem Commentar des Rāyamukuṭa zu AK. III, 3, 17. Unter प्रतिपादक 93 vermissen wir schmerzlich den Verweis auf Harṣacarita, Einleitung v. 20, wo das Wort die von Maṅkha ge-

[1] Derartige handgreifliche Interpolationen hätte ich in meine Ausgabe des Commentares nicht aufnehmen, sondern in die Anmerkungen verweisen sollen. Indessen war mir eine reinliche Scheidung zwischen dem Echten und Unechten nur in den Partien des Commentares möglich, die gleichzeitig in B und S erhalten sind.

lehrten Bedeutungen hat. Dieser Verweis hat ohne Zweifel im Originalcommentar gestanden (vgl. oben S. 23, Anm. 3).

In dem dritten und fünften Stück (Comm. zu 115ff. 526ff.) ist, soviel ich sehe, nichts enthalten, was nicht von Maṅkha selbst herrühren könnte. Die Ueberlieferung der Stücke ist freilich nicht sonderlich; auch fehlt es nicht an Lücken (s. die Varianten in der Ausgabe S. 109. 114).

Das vierte Stück, den Commentar zu den Wörtern रीति, श्वेत und सित umfassend, wird dadurch als eine späte Interpolation charakterisiert, dass S zwar den Text gibt worin die drei genannten Wörter erklärt werden, den Commentar dazu aber ganz weglässt, ohne die Lücke irgendwie anzudeuten. Es ist daher nicht auffällig, wenn im Commentar zu रीति 274 Svāmin (Kṣīrasvāmin) — den der Commentator sonst nicht kennt — citiert, ja wenn sogar ein Vers aus der Stutikusumāñjali, einem Werke des 14. Jahrhunderts,[1] angeführt wird. Uebrigens wird man in der Annahme nicht fehlgehen, dass die in der Handschrift B enthaltenen Glossen zu रीति derselben Feder entstammen, die den Commentar zur Stutikusumāñjali geschrieben hat: der Feder des Rājānaka Ratnakaṇṭha. Man beachte unter Anderem, dass Ratnakaṇṭha zu Stutik. 1, 3 die Erklärung von रीति aus Maṅkha 274 citiert.

Wir wenden uns zu dem Theile des Commentares, der gleichzeitig in B und S überliefert ist. Dieser Theil ist von mir nach S herausgegeben worden; die Zusätze, die sich nur in B finden, sind, allerdings nicht vollständig,[2] in die Noten verwiesen worden. Auf zwei Interpolationen, auf zwei Citate aus dem Naiṣadhacarita (s. Note zu S. 47, 7. 49, 19) will ich besonders aufmerksam machen. Wären diese Citate auch in S enthalten, so wäre es um meine Behauptung, dass Maṅkha selbst seinen Kośa commentiert hat, übel bestellt. Maṅkha gehört der ersten Hälfte, Śrīharṣa der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts an.[3] Da das Naiṣadhacarita erst zwischen

[1] Vgl. das Schlusswort in der Ausgabe der Stutikusumāñjali (Bombay 1891), S. 3.

[2] Die Citate aus dem Viśva und aus Rāyamukuṭa habe ich in der Regel ausgelassen; s. die Vorrede zur Ausgabe S. 6.

[3] Siehe Subhāṣitāvali, Introduction, p. 137.

1496 und 1519 in Kaschmir eingeführt worden sein soll,[1] so stammen die beiden interpolierten Citate gewiss aus später Zeit. Vielleicht sind sie, wie der Commentar zu ऱीति, aus der Feder des Ratnakaṇṭha geflossen.

Es entsteht jetzt die Frage: sind in den echten, gleichzeitig in B und S überlieferten Theilen des Commentares Citate aus Autoren enthalten, die nachweislich später als Maṅkha lebten? Leicht ist die Untersuchung nicht zu führen, da der Commentator die Autoren und Werke, aus denen er citiert, fast niemals beim Namen nennt. Es versteht sich von selbst, dass ich mich bei den folgenden Ausführungen auf die Citate, die ich habe nachweisen können, beschränken muss.

Der Commentator citiert Stellen aus Abhinanda, Ānandavardhana, Kālidāsa, Dāmodaragupta, Padmagupta (Parimala), Bāṇa, Bhallaṭa, Bhavabhūti, Bhāravi, Mayūra, Māgha, Murāri, Ratnākara, Rājaśekhara[2] u. s. f. Das sind Autoren, die älter sind als Maṅkha. Es steht daher der Annahme nichts im Wege, dass Maṅkha die ṭīkā zu seinem Kośa selbst geschrieben hat. Auch wenn ein Vers des Paṭu, der ein Zeitgenosse des Maṅkha war,[3] im Comm. zu 340 citiert wird, so ist das nicht auffällig. Das Vorkommen von Citaten aus dem Śrīkaṇṭhacarita des Maṅkha im Commentar (z. B. zu 504) beweist nur, dass dieses Kāvya älter als die Maṅkhaṭīkā ist. Citate aus dem Śrīkaṇṭhacarita finden sich, wie Colonel Jacob gezeigt hat,[4] auch in dem Alaṃkārasarvasva des Ruyyaka, den Maṅkha selbst als seinen Guru bezeichnet.[5] — Schwierigkeiten bereiten, soweit ich sehe, einzig und allein die übrigens seltenen Citate aus Amṛtadatta, Kalhaṇa und Jayadeva, die in der Maṅkhaṭīkā vorkommen und einer genaueren Besprechung unterzogen werden müssen.

Amṛtadatta. — Der Commentator citiert unter dem Worte अणि 289 den Anfang des Verses Subhāṣitāvali 43. Dieser Vers wird von Vallabhadeva dem Amṛtadatta, einem

---

[1] Notices of Sanskrit MSS., vol. XI., Report p. 8.
[2] Siehe das Verzeichniss der citierten Autoren und Werke am Schluss dieser Abhandlung.
[3] Bühler, Detailed Report, p. 51.
[4] Journal of the Royal Asiatic Society 1897, p. 283.
[5] Siehe Śrīkaṇṭhacarita XXV, 30. 135.

kaschmirischen Dichter des 14. Jahrhunderts, zugeschrieben (Peterson, Subhāṣitāvali, Introd. p. 4). Derselbe Vers wird aber auch schon von Ruyyaka (erste Hälfte des 12. Jahrhunderts) citiert, worauf zuerst Colonel Jacob aufmerksam gemacht hat (Academy vom 12. Mai 1894, p. 397 = Journal of the R. As. Soc. 1894, p. 649). ,Will some friend kindly crack this chronological nut for us?' fragt Jacob am Schluss seiner Ausführungen. Nun ich denke, des Räthsels Lösung ist nicht schwer zu finden.[1] Der Vers भक्ति॰ Su. 43 ist ein berühmter, alter Vers — sicher älter als das 14. Jahrhundert. Er wird oft citiert, theils anonym, theils unter dem Namen des Amṛtadatta; so z. B. noch im Kāvyaprakāśa 237, 5, in der Subhāṣitamuktāvali des Jalhaṇa (Bhandarkar, Sixth Report, Bombay 1897, p. XXII), und in der Padyāvalī des Rūpagosvāmin (Stein, Catalogue, p. 356). Entweder also hat sich Vallabhadeva geirrt, wenn er den Vers dem Amṛtadatta zuschreibt, oder — was wahrscheinlicher ist — wir müssen verschiedene Dichter des Namens Amṛtadatta annehmen. Ein Amṛtadatta wird auch im Saduktikarṇāmṛta citiert (ZDMG. 36, 510). Diese Anthologie wurde aber im Jahre 1205 vollendet (Epigraphia Indica II, 332).

Der Verfasser der Maṅkhaṭīkā citiert den Amṛtadatta noch ein zweites Mal, nämlich unter गुण 211 und मार्गण 241, wenn Peterson mit Recht den Vers Su. 2455 in der Einleitung zur Subhāṣitāvali S. 3 dem Amṛtadatta zuschreibt. Ich glaube aber nicht, dass der Vers von Amṛtadatta gedichtet ist. Peterson hat die Verse Su. 2453—2458 sämmtlich[2] unter Amṛtadatta gestellt, da der letzte von ihnen, Su. 2458, die Unterschrift एते अमृतदत्तस्य trägt. Nur von den drei Versen Su. 2456—2458 kann ich vorläufig zugeben, dass sie dem Dichter Amṛtadatta des 14. Jahrhunderts gehören.[3] Die drei vorhergehenden

---

[1] Siehe jetzt auch Colonel Jacob selbst im Journal of the R. As. Soc. 1898, p. 307.

[2] Nur Su. 2453 hat er mit einem Fragezeichen versehen, offenbar weil dieser Vers in der Paddhati dem Sarasvatīkuṭumba zugetheilt wird.

[3] Su. 2457 (übersetzt von Bühler, Die indischen Inschriften und das Alter der indischen Kunstpoesie S. 35; vgl. Journal of the R. As. Soc. 1898, p. 387) findet sich auch am Schluss einer Handschrift des ersten Puruṣa des Mānavagṛhyasūtra; siehe Knauers Ausgabe dieses Werkes S. IX f.

Verse sind nach meiner Ueberzeugung viel älter. Sie kommen zu oft vor, als dass sie so jung sein könnten. Gewöhnlich stehen sie beisammen (mit Einschluss von Su. 2452), fast genau in derselben Reihenfolge wie in der Subhāṣitāvali. So z. B. in der Jainica recensio der Siṃhāsanadvātriṃśikā (Weber, Ind. Stud. XV, 287f., vgl. 221 Anm.), im Bhojaprabandha (ed. Bomb. 1896, p. 73), im Prabandhacintāmaṇi (vollendet 1305—1306 n. Chr.) S. 15.

Kalhaṇa (Rājataraṃgiṇī). — Der Commentator citiert die Rājataraṃgiṇī, soweit ich gesehen habe, sehr selten und niemals beim Namen; nur die Handschrift B bezieht sich einmal auf die Rājataraṃgiṇī (vgl. Rāj. VI, 335ff.?), aber die Stelle ist, wie so viele andere, sicher interpoliert (s. die kritische Note zu 18, 12 auf S. 110 der Ausgabe). Der Commentator citiert die Rājataraṃgiṇī auch da nicht, wo man ein Citat daraus vielleicht erwarten könnte. So gibt er für सूद ‚Gegend mit salzhaltigem Boden‘ nicht etwa Rāj. I, 157 oder 167 als Beleg, sondern eine Stelle aus einem anderen, mir unbekannten Werke.

Die beiden einzigen Citate, die mir aufgefallen sind, finden sich im Commentar zu 185 und zu 101. Die erste Stelle fällt nicht ins Gewicht. Es ist der Vers Rāj. IV, 637 (Stein), worin König Jayāpīḍa getadelt wird, während IV, 635 einen Lobspruch auf denselben König enthält. Kalhaṇa führt diese Verse an, um zu zeigen, wie die Dichter, die den Jayāpīḍa früher gelobt hatten, später dieses Lob in Tadel verwandelten (स्तुतिविपर्यास Rāj. IV, 634). Kalhaṇa hat diese Verse nicht selbst gedichtet,[1] sondern irgend einem Gedichte entnommen, oder die Verse cursierten zu seiner Zeit in Kaschmir. Man vergleiche das Versfragment über den König Vigraharāja[2] im Commentar zu Maṅkha 153. Colonel Jacob hat daran Anstoss genommen, dass Ruyyaka im Alaṃkārasarvasva S. 93 einen Vers aus der Rājataraṃgiṇī citiert (IV, 441 = Ind. Spr. 760; vgl. Journal of the R. As. Soc. 1897, p. 283. 307).

---

[1] Anderer Ansicht ist Lassen, Ind. Alterthumskunde III, 1013 f.

[2] Der König Avantivarman wird erwähnt in einem Fragment im Commentar zu Maṅkha 604.

Aber auch dieser Vers dürfte älter als Kalhaṇa sein.[1] Wenn wir die Rājataraṃgiṇī aufschlagen, so finden wir, dass der Vers von König Jayāpīḍa recitiert wird. Es handelt sich also entweder um einen berühmten, alten Śloka, der von Kalhaṇa ganz willkürlich dem Jayāpīḍa in den Mund gelegt wird, oder der Śloka lief zur Zeit des Ruyyaka und Kalhaṇa — mit Recht oder mit Unrecht — unter dem Namen des Jayāpīḍa um. Als Jayāpīḍa im Gefängniss sass, dichtete er Verse, die noch zur Zeit des Kalhaṇa (वचांसि Rāj. IV, 550) im Gedächtniss der Gelehrten fortlebten. Der Vers Su. 661 wird dem Jayāpīḍa ausdrücklich zugeschrieben; siehe Subhāṣitāvali, Introd., S. 40 f.

Das zweite Citat भाले वह्निशिखाङ्कितं दधत् im Commentar zu 101 ist der Anfang des zweiten Verses *(āśīrvacanam)* der Rājataraṃgiṇī. Da Kalhaṇa seine Chronik von Kaschmir im Jahre 1148 zu schreiben begann, so müsste die Maṅkhaṭīkā demnach etwas später, sagen wir im Jahre 1150, abgefasst worden sein. Es ist aber nicht sicher, dass die Worte भाले etc. in der Maṅkhaṭīkā zu 101 wirklich aus der Rājataraṃgiṇī stammen. Bühler hat bemerkt, dass Rāj. I, 1 vielleicht eine Nachahmung von Harṣacarita I, 1 ist (Detailed Report, p. LXVI). Wie, wenn Kalhaṇa die Worte भाले etc., Rāj. I, 2, irgendwoher entlehnt hätte? Man könnte sogar vermuthen, dass der ganze Vers Rāj. I, 2 gestohlenes Gut ist. In der späteren Zeit ist die Entlehnung von Einleitungsversen ganz sicher vorgekommen. Peterson (Subhāṣitāvali, Notes, p. 1) sagt von den beiden ersten Versen der Subhāṣitāvali, sie seien 'presumably Vallabhadeva's own maṅgalācaraṇam'. Das ist sehr vorsichtig ausgedrückt, denn der erste der beiden Verse wird bereits von Mahendra (um 1200) citiert; siehe die Epilegomena zu meiner Ausgabe des Anekārthasaṃgraha, S. 21 n. und den Commentar zu Maṅkha 401. 405. Der Vers steht auch, wie ich hinzufügen möchte, an der Spitze einer Handschrift von Bhīmasenas Dhātupāṭha in der Bibliothek der Royal Asiatic Society in London. Auch hier ist der Vers ohne Zweifel entlehnt: aber woher, ist mir nicht bekannt.

---

[1] Aelter als Kalhaṇa ist z. B. auch der Vers चयमवसर°, den ich in den Epilegomena zum Anekārthasaṃgraha S. 17 besprochen habe.

Dass der erste Vers[1] des Harṣacarita in der Calcuttaer Ausgabe von 1876 interpoliert ist, hat man längst erkannt (Peterson zu Subhāṣitāvali v. 8; Einl. zur Kādambarī, Bombay 1883, S. 67, n. 10). Aber noch Niemand hat meines Wissens bemerkt, dass dieser Vers der Einleitungsvers des Kāvyādarśa ist (vgl. auch Śārṅgadharapaddhati 180). Schliesslich mache ich auf die Einleitungsverse zum Dharaṇikośa aufmerksam, die nach Borooah, Nānārthasaṃgraha, Preface p. 37 gestohlenes Gut enthalten.

Jayadeva (Gītagovinda). — Der Commentator citiert unter dem Worte राधा 416 den vierten Pāda von Gītagovinda I, 1 = Paddhati 69

राधामाधवयोर्जयन्ति यमुनाकूले रहः केलयः ॥

Jayadeva ist einer der Hofdichter des Königs Lakṣmaṇasena von Bengalen. Dieser König bestieg den Thron im Jahre 1119 nach Kielhorn, Epigraphia Indica I, 306, oder ums Jahr 1169 nach Bhandarkar, Sixth Report (1897), p. LVIII. LXXXV ff. Darnach wird Jayadeva der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehören. Dass der Kaschmirer Maṅkha ein Werk des Bengalen Jayadeva, der, im günstigsten Falle, ein jüngerer Zeitgenosse von ihm war, gekannt haben sollte, ist nicht anzunehmen. Wenn die oben citierten Worte wirklich im Originalcommentar gestanden haben, und wenn sie wirklich aus dem Gītagovinda stammen, so kann die Maṅkhaṭīkā nicht von Maṅkha selbst geschrieben worden sein.

---

[1] Der erste Vers (नमस्तुङ्ग॰) des Harṣacarita in der Bombayer Ausgabe von 1892 kommt als Einleitungsvers auf Inschriften vor. Cowell und Thomas in ihrer Uebersetzung des Harṣacarita S. 1 haben bereits auf die Inschrift Ind. Ant. XIII, p. 92 verwiesen: ich verweise noch auf die Inschriften des Harihara II. in der Prācīnalekhamālā I, p. 218 und Epigraphia Indica III, 120, auf die des Kṛṣṇarāya Epigr. Indica I, 363, auf die des Acyutarāya III, 151 (cfr. p. 232) und auf die des Sadāśivarāya IV, 12. Der Vers findet sich gewiss auch auf anderen Inschriften, die aus derselben Zeit oder Gegend stammen wie die genannten. Hultzsch, Epigraphia Indica I, p. 366, n. 35 macht einen Vorschlag zur Verbesserung des Verses. Dem gegenüber muss betont werden, dass die Fassung des Verses auf den Inschriften mit dem von Śaṃkara commentierten Texte des ersten Einleitungsverses des Harṣacarita genau übereinstimmt.

Zunächst ist aber zu bemerken, dass der Commentar zu राधा nur in B erhalten ist; S gibt wohl den Text, worin राधा erklärt wird (416, a), aber nicht den Commentar. Indessen will ich hierauf kein Gewicht legen, sondern annehmen, dass der Commentar echt ist: ein Interpolator hätte nämlich schwerlich eine Belegstelle für die dritte, dem Mańkhakośa eigenthümliche, Bedeutung von राधा = कर्ममाता aus dem Kirātārjunīya (3, 21) anzuführen gewusst. Die Hauptsache ist, dass wir gar nicht wissen, ob die im Commentar zu 416 für die erste Bedeutung von राधा citierte Verszeile wirklich aus dem Gītagovinda des Jayadeva stammt. Die Zeile kann eine von jenen berühmten alten Versausgängen sein, zu denen die jüngeren Dichter drei neue Zeilen hinzuzudichten liebten (समस्यापूरणम्). Beispiele von Versen, die denselben Ausgang haben, habe ich in der Gurupūjākaumudī S. 38 ff. gegeben.[1] Was den vorliegenden Fall betrifft, so ist vielleicht nicht die ganze Zeile Gītagovinda I, 1, d, wohl aber der Anfang राधामाधवयोर्जयन्ति als ‚Thema‘ anzusehen. Man vergleiche nur die Verse des Lakṣmaṇasena, die Pischel in seiner Abhandlung über die Hofdichter dieses Königs (Göttingen 1893), S. 11 f. aus der Padyāvalī des Rūpagosvāmin ausgehoben hat. Der erste von diesen Versen schliesst mit den Worten

राधामाधवयोर्जयन्ति वलितस्मेरालसा दृष्टयः ॥

Der Schluss des zweiten Verses lautet ganz ebenso (nur मधुर° statt वलित°).

Das Ergebniss unserer Untersuchung über die Citate in der Mańkhaṭīkā ist dieses: der Verfasser des Kośa hat den Commentar dazu selbst geschrieben, und zwar noch vor 1150, oder auch etwas früher. Dazu stimmt, dass Hemacandra für seinen Anekārthasaṃgraha (verfasst etwa 1143) den Mańkha noch nicht benutzt hat,[2] dass dagegen Mahendra (Ende des

---

[1] Ich will noch auf das ‚Thema‘ छिद्रेष्वनर्था बहुलीभवन्ति (siehe Pañcatantra V. ed. Bühler, zweite Auflage, S. 48, 6) aufmerksam machen. Dieses bildet den Ausgang der drei Verse Ind. Spr. 1383. 2006. 5165; vgl. Subhāṣitāvali 2351. Siehe jetzt auch Colonel Jacob im Journal of the R. As. Soc. 1898, p. 298. 304.

[2] Doch siehe oben S. 20 f. Dass Einzelnes in späterer Zeit aus dem Mańkhakośa in den Anekārthasaṃgraha hineingekommen ist, habe ich in

12. Jahrhunderts) den Maṅkha nebst der ṭīkā dazu sehr oft citiert. Denn wenn er die ṭīkā auch nirgends ausdrücklich nennt, so ist doch klar, dass er sie vor sich gehabt haben muss. So stammt die Bemerkung zu Anek. 2, 364, dass Maṅkha सत्, eine Bedeutung von भव्य, mit विद्यमान erklärt, aus dem Comm. zu Maṅkha 612. Ferner hat Mahendra der Maṅkhaṭīkā eine Menge von Beispielen entlehnt, insbesondere natürlich Beispiele für die Wortbedeutungen, die er, da sie bei Hemacandra fehlen, aus dem Maṅkhakośa nachträgt.[1] Allerdings darf die auffällige Thatsache nicht verschwiegen werden, dass die Beispiele bei Mahendra für die dem Maṅkha entlehnten Wortbedeutungen mit den Beispielen in der Maṅkhaṭīkā zuweilen nicht übereinstimmen. Man vergleiche die Beispiele in den Nachträgen bei Mahendra unter den Wörtern कलित क्षम गत ब्रह्मन् मधु रति वीत mit den Beispielen im Comm. zu Maṅkha 328. 583. 281. 442. 409. 285. 279. Sonderbar ist, dass Mahendra unter ख्यात 2, 284 sogar Bedeutungen aus Maṅkha nachträgt, die im Maṅkha gar nicht stehen (vgl. Maṅkha 453f.). Wenn aber Mahendra 3, 275 unter भावित vier Bedeutungen aus Maṅkha anführt und diese Bedeutungen sämmtlich mit Beispielen belegt, während in der Maṅkhaṭīkā nur eine einzige Bedeutung belegt wird,[2] so wird angenommen werden müssen, dass der Originalcommentar zu Maṅkha 345 nicht vollständig überliefert ist.

Noch muss ich dem Einwurfe begegnen, dass der Commentar zum Maṅkha zwar so alt sein könne wie Maṅkha selbst, dass er aber vielleicht von einem Zeitgenossen — etwa einem Schüler — des Maṅkha verfasst sei. Unter der Voraussetzung, dass der Anfang des Commentares in der einzigen Handschrift, die ihn erhalten hat (B), abgesehen von kleineren Lücken, vollständig überliefert ist, lässt sich hierauf erwidern: hätte ein

---

den Epilegomena zu meiner Ausgabe des Anekārthasaṃgraha S. 6 ff. gezeigt.

[1] In den Beispielen, die er entlehnt, hat Mahendra öfters Lesarten, die denen in den Handschriften der Maṅkhaṭīkā vorzuziehen sind. So wird in dem ersten Beispiel unter आतञ्चन zu Maṅkha 506 mit Mahendra 4, 161 गण्डलेखाः statt चन्द्रलेखाः zu lesen sein.

[2] Mit Bezug auf die anderen Bedeutungen heisst es: अन्यथान्वेष्यम्. Vgl. über diesen Ausdruck oben S. 17, Anm. 3.

Schüler des Mañkha den Kośa seines Lehrers commentiert, so würde er gewiss die Einleitungsverse erklärt haben, genau so wie Mahendra die Einleitungsverse zu dem Anekārthasaṃgraha seines Lehrers Hemacandra erklärt hat. Der Umstand, dass ein Commentar zu den Einleitungsversen des Mañkhakośa fehlt, erhebt es fast zur Gewissheit, dass die Mañkhaṭīkā von dem Verfasser des Kośa herrührt.

Wenn Mañkha seinen Kośa selbst commentiert hat, so ist es um so mehr zu bedauern, dass das letzte Drittel des Commentares, wie es scheint, unwiederbringlich verloren gegangen ist, und dass die ersten beiden Drittel nicht so überliefert sind, wie man es wünschen möchte. Auf die zahlreichen Lücken im Commentar habe ich in der Vorrede und in den Anmerkungen zur Ausgabe sowie in den vorliegenden Epilegomena zur Genüge aufmerksam gemacht. Die Benutzer des Commentares möchte ich aber noch auf den öfters wiederkehrenden Ausdruck स्पष्टम् (klar, leicht, einfach) besonders hinweisen. Ich glaube, dass dieser Ausdruck — wenn nicht immer, so doch gewöhnlich — für den ausgefallenen Commentar eingesetzt worden ist, dass er also nichts weiter bedeutet als ‚Commentar fehlt‘. Die Handschrift B wendet den Ausdruck mit Vorliebe bei den interpolierten, aus dem Viśva oder anderswoher entlehnten Verszeilen an; so z. B. steht स्पष्टम् hinter der Zeile, die zwischen 669 und 670 interpoliert ist (siehe die Ausgabe S. 103). Ferner fehlt der Commentar zu ऊढ 204 und चपचपस 358 in S gänzlich; B sagt: स्पष्टम्.[1] Es ist klar, dass dieser Zusatz von einem Interpolator, der den Commentar vermisste, herrührt. Verdächtig ist daher das स्पष्टम्, das — auch in S — hinter पतित 351 steht. Der Originalcommentar wird ausgefallen sein. Ich glaube nicht, das Mañkha den Ausdruck स्पष्टम् jemals verwendet hat. Er hat gewiss, wo er nur immer konnte, Belegstellen für die Wortbedeutungen gegeben. Konnte er es nicht, so wird er seine Unwissenheit mit der Phrase अन्वेष्यम् eingestanden haben (vgl. oben S. 17, Anm.).

---

[1] Im Commentar zu 358 hätte ich स्पष्टम्, weil nur in B erhalten, nicht aufnehmen sollen.

Unbekannte oder seltene Wörter im Commentar

sind in einem besonderen Index S. 154—159 zusammengestellt worden. Zu einigen von diesen Wörtern möchte ich hier die folgenden Nachweise, die mir meistens erst nach Abschluss der Ausgabe bekannt geworden sind, nachtragen.

किचुक (किवुक) im Comm. zu 641 findet sich auch Hemac. Liṅgānuśāsana 3, 14; hier mit जलोद्भवो द्रव्यविशेषः erklärt.

Mit कुनालक Matte im Comm. zu 160 vgl. कुणाल ,eine bestimmte Art Matte' Hem. Uṇ. 476, Comm. Śaṃkara zu Harṣacarita 53, 3 gebraucht कुनाल zur Erklärung von चाट (कट ed. Calc. p. 33, 7), 258, 4 zur Erklärung von कट (so ist statt कूट im Commentar zu lesen).

गोधारिक Kuhhirt (im Comm. zu 536) kommt auch im Lokaprakāśa vor; vgl. Ind. Stud. 18, 313. 351 (गोधार).

परिपालक (so lese man mit B statt परिमालक) in einem Verse, der zu 189 citiert wird, kehrt ebenfalls im Lokaprakāśa wieder: भगवत्परिपालक Ind. Stud. 18, S. 307, Nr. 64 und S. 314, Nr. 197. Es scheint der Name eines bestimmten Beamten zu sein; Weber a. a. O., S. 308, übersetzt fragend: ,Wächter der Hauskapelle'. Man beachte noch den Commentar zu Harṣacarita 236, 2, wo Śaṃkara das Wort वाहीक (Wächter?) unter Anderem mit परिपालक erklärt; vgl. Böhtlingks Kürzeres Wörterbuch VI, 304 unter वाहीक.

बाहुलेय Stier (oder eine bestimmte Art Stier?) in einem Citat unter den Wörtern मुण्ड und खण्ड 195, vgl. Mh. 2, 112. 125. Das Wort wird mit dieser Bedeutung auch Vaij. 268, 70 überliefert. Im Gebrauch findet es sich auf der Mandasor-Inschrift des Yaśodharman, Ind. Ant. XV, 222 ff. Der Herausgeber der Inschrift, Fleet, bemerkt S. 227, n. 44, dass er die Erklärung von बाहुलेय mit ,Stier' dem Paṇḍit Durgāprasād verdanke; vgl. Prācīnalekhamālā I (Bombay 1892), S. 115, n. 4.

Die Zahl der kaschmirischen Wörter, die im Commentar vorkommen, ist sehr gering. Sie sind im Index mit dem Zusatz ,*bhāṣā*' gekennzeichnet. *khaiḍā* ,Ruder' im Comm. zu 209 ist nach einer brieflichen Mittheilung Bühler's das heutige *khūr*; vgl. *khyoor*, *khoor* bei Leech, Journal of the As. Soc. Beng. 1844, S. 408. 560. Ueber *tālava (tālāva)* habe ich oben S. 33 gesprochen.

Verzeichniss der citierten Autoren und Werke.

In der nachstehenden Liste sind auch solche Stellen mit aufgeführt, die mir erst nach Abschluss der Ausgabe bekannt geworden[1] und dort noch nicht nachgewiesen worden sind. Der Commentar wird nach Seiten und Zeilen citiert. Nur in B Citiertes ist eingeklammert. Auf Vollständigkeit kann das Verzeichniss keinen Anspruch erheben, so wenig wie das in den Epilegomena zur Ausgabe des Anekārthasaṃgraha S. 21 ff., und zwar aus denselben Gründen, die ich a. a. O. geltend gemacht habe. Dass Maṅkha die Autoren und Werke, die er citiert, fast niemals beim Namen nennt, möge hier nochmals ausdrücklich betont werden.

---

[1] Mit dem in B unter dem Worte रम्भा (S. 24, 10 v. l.) citierten Verse vgl. Subhāṣitāvali 2304. (2366. 2391.)

Kamalākara. Vgl. die Anmerkung zu 54, 3 und Subhāṣ. 3516. Die Stelle wird in S nicht gegeben. Da sie aber von Mahendra 2, 234 citiert wird, so ist anzunehmen, dass sie in der ursprünglichen Maṅkhaṭīkā gestanden hat.
[Karmavipaka?] Nur in B; siehe zu 25, 8.
Kalhaṇa (Rājataraṃgiṇī)? Vgl. oben S. 39 ff.
[Kātya] 2, 3; nur in B. Die Nāmamālā des Kātya wird 3, 17 genannt; vgl. meine Beiträge zur ind. Lex. S. 76, n. 2.
Kāmandaki: Nītisāra.
Kālidāsa: Raghuvaṃśa, Kumārasaṃbhava I—VIII, Meghadūta; Śākuntala, Vikramorvaśīya.
Kāśikāvṛtti. Die Einleitungsverse zur Kāśikāvṛtti werden citiert 19, 9. 32, 23. 37, 15.
Kumāradāsa 30, 7; vgl. Ind. Spr. 562 und die Einleitung zur Subhāṣ. S. 24.
Kauṭilya 16, 14 (nur in B). 87, 12. Vgl. die Anmerkungen zu 11, 10. 29, 7. 91, 28; über den Autor meine Beiträge zur ind. Lex. S. 42 ff.
[Kṣīrasvāmin.] Vgl. Svāmin.
Kṣemendra: Kalāvilāsa siehe 3, 4; Darpadalana siehe 90, 21.
Gaṇadeva 35, 14; vgl. Paddhati 818.
Govindarāja 59, 9; vgl. Subhāṣ. 803.
Candaka (Candraka) 85, 5; vgl. Subhāṣ. 44, Anm.
Caraka 23, 23; vgl. die Anm. z. d. St.
Cāṇakya 80, 24.
Chāndogya Upaniṣad 88, 25.
Jayadeva (Gītagovinda)? Vgl. oben S. 41 ff.
Jayavardhana 95, 5; vgl. Subhāṣ. 912.
Jayāditya 33, 8; vgl. Subhāṣ. 280.
Jitamanyu 47, 2; vgl. Subhāṣ. 2493.
Jīvaka 42, 2; vgl. Subhāṣ. 54.
Tutātita 40, 23. 44, 15; vgl. Subhāṣ. 2544, Anm.
Daṇḍin: Kāvyādarśa.
Dāmodaragupta: Kuṭṭanīmata. Siehe 37, 8. 49, 6. 60, 1. 88, 7.
Dhanapāla 53, 20; vgl. ZDMG. 36, 534 f.
Dharmakīrti 25, 15. 48, 15. 51, 1. 58, 3; vgl. Subhāṣ. 1472. 1617.
Narasiṃha 62, 24; vgl. Subhāṣ. 2057.
[Nārada] 4, 13; nur in B.

Nārāyaṇa: Veṇīsaṃhāra.
[Naiṣadhacarita] 47, 7 v. l., 49, 19 v. l. Vgl. oben S. 36.
Pañcastavī 18, 8.
Paṭupaṇḍita (Zeitgenosse des Maṅkha) 44, 19; vgl. den Commentar zu Śrīkaṇṭhacarita 25, 132.
Padmagupta oder Parimala: Navasāhasāṅkacarita. Siehe 16, 26. 27, 2. 31, 10. 54, 13. 70, 23. 84, 9. Die Stelle, die Mahendra 2, 428 aus dem Navasāhasāṅkacarita [I, 22] citiert, hat er ohne Zweifel der Maṅkhaṭīkā zu 718 entnommen.
Pāṇini (der Dichter) 10, 14. 25, 23; vgl. Anmerkung zu Ind. Spr. 1311.
Puṣpadanta: Mahimnaḥ Stavaḥ.
Prabhākara? Vgl. Prābhākarokti 90, 12 f.
Bāṇa: Kādambarī (7, 10 u. s. w.; von den Einleitungsversen abgesehen scheint die Kādambarī nicht allzu oft citiert zu werden) und Harṣacarita. Ueber die Citate aus dem Harṣacarita siehe den Excurs.
Bilhaṇa: Vikramāṅkadevacarita. Siehe 22, 14. 77, 7; auch 7, 7?
Bījaka 57, 18, vgl. Subhāṣ. 1677.
Bhagavadgītā.
Bharata: Nāṭyaśāstra. Siehe 63, 23. 77, 6. 81, 4. Das erste dieser Citate ist nach Nāṭyaśāstra 29, 52 zu corrigieren.
Bhartṛsārasvata 75, 9, vgl. Subhāṣ. 1999 und meine Bemerkungen Gött. Gel. Anzeigen 1895, S. 544.
Bhartṛhari.
Bhallaṭa, kaschmirischer Dichter unter Śaṃkaravarman,[1] von Maṅkha auffällig oft citiert. Siehe 3, 20 (vgl. Subhāṣ. 2490 = Bhallaṭaśataka 5). 7, 1. 12, 7. 16, 18. 21, 11 (vgl. Subhāṣ. 995 = Bhallaṭa 66). 24, 8. 15. 25, 1. 27, 25. 29, 3. 34, 10. 24. 35, 10. 25. 37, 13. 38, 12. 41, 13. 43, 20. 46, 19. 48, 12. 51, 24. 53, 7. 55, 17. 57, 27. 60, 8. 76, 20. 83, 21. 90, 13. 95, 5.
Bhavabhūti: Mālatīmādhava, Mahāvīracarita, Uttararāmacarita.
Bhāguri (nur in B erhalten; S ist lückenhaft) 95, 13.
Bhārata 43, 10.

---

[1] Vgl. Rājataraṃgiṇī V, 204; Viśvaguṇādarśa 762 v. l. (Journal Asiatique, juin 1848, p. 528).

Bhāravi: Kirātārjunīya.

[Bhāṣyakāra] 1, 6. Nur in B.

Maṅkha: Śrīkaṇṭhacarita. Siehe 68, 10. Nachträglich finde ich noch folgende Stellen: 10, 26 (= Śrīk. III, 62, d). 17, 24 (vgl. Śrīk. VI, 72, b). 70, 3 (Śrīk. XII, 48). 81, 13 (= Śrīk. III, 20). Unter dem Worte विग्राव citiert Maṅkha die von mir in der Ausgabe ausgelassene Stelle द्विग्रा-द्विग्राव: ग्रतग्रावसमायु: aus Śrīkaṇṭhacarita I, 42.

Manu.

Mammaṭa: Kāvyaprakāśa.

Mayūra: Sūryaśataka. Nachträglich bemerke ich, dass die S. 16, 26 citierten Worte काश्यां कर: पातित: den Schluss einer Strophe bilden, die dem Mayūra zugeschrieben wird; siehe Subhāṣitāvali 2515, d.

Māgha: Śiśupālavadha.

Mātaṅgadivākara 40, 23. 44, 15; vgl. Subhāṣ. 2544.

Mātrarāja. Siehe Anaṅgaharṣa.

Murāri: Anargharāghava. Siehe 51, 13. 61, 8.

Mṛcchakaṭikā (?) 44, 26.

[Medinī] 1, 4; nur in B und sicher interpoliert.

[Yaduvarṇana], Theil eines Werkes? Nur in B. Siehe die Anmerkung zu 89, 24 auf S. 115 der Ausgabe.

Yaśovarman, Verfasser des Verses आक्रन्द° S. 52, 8 nach Aufrecht, ZDMG. 36, 521 und Bhandarkar, Sixth Report p. XLI.

Yogarasāyana. Die S. 90, 8 citierte Verszeile विषये° ist der erste Theil einer Strophe, die nach Paddhati 4190 aus dem Yogarasāyana stammt und neuerdings auch von Weber, Ind. Stud. 18, 374 aus dem Lokaprakāśa mitgetheilt worden ist. Die Lesarten bei Weber stimmen zu den Lesarten in der Maṅkhaṭīkā.

Yogasūtra.

Ratvilāsa 37, 3; Titel eines Werkes?

Ratnākara: Haravijaya. Siehe 1, 13. 27, 20. 72, 8. 73, 6. 75, 21. 94, 23. Nachzutragen 29, 12 (= H. V. II, 59, b). 59, 20 (= H. V. V, 10, d). 77, 14 (= H. V. VII, 62, b). Vgl. auch die Anmerkung zu S. 67, 1 auf S. 114 der Ausgabe. Unter dem Worte कच्छपी 542, S. 73, 26 tadelt Maṅkha

den Ratnākara, weil er कूर्मी mit der Bedeutung ‚eine Art Laute‘ gebraucht hat (H. V. I, 9). Derselbe ‚*bhrama*‘ findet sich übrigens auch Haravijaya XXVI, 87. — Die Vakroktipañcāśikā des Ratnākara wird citiert S. 85, 22.

Rājaśekhara: Bālarāmāyaṇa, Pracaṇḍapāṇḍava, Viddhaśālabhañjikā.

[Rāyamukuṭa], Rāyamukuṭī ṭīkā; nur in B.

Rudraṭa: Kāvyālaṃkāra.

Vararuci 53, 7, vgl. Subhāṣitāvali 1103.

Vācaspati, Verfasser des Verses Subhāṣ. 3264, dessen vierte Zeile Maṅkha S. 33, 19 citiert, nach Kavikaṇṭhābharaṇa 135, 15. Im Saduktikarṇāmṛta (ZDMG. 36, 528) lautet der Name des Verfassers Śūlapāṇi. Die Angabe Petersons (zu Su. 3264), dass der Vers auch dem Vidyāpati zugeschrieben werde, beruht wohl auf einer Verwechselung.

Vāmana. Die Zeile गाथा: पठेच (so zu lesen) 48, 25 wird von Sādhāraṇa zu Hāla 2 dem Vāmana zugeschrieben. Die Stelle न साधणो° S. 66, 12 steht im Comm. zu Vāmana Kāvy. II, 1, 23. Eine Anspielung auf den Kāvyālaṃkāra des Vāmana findet sich in einem Citat bei Maṅkha S. 66, 19.

Vijjākā 59, 10, vgl. Subhāṣitāvali 1141.

Vidyādhipati 51, 9, vgl. Subhāṣ. 965.

[Viśva], Viśvaprakāśakośa. Nur in B citiert.

[Vaidyaśāstra], nur in B; siehe 77, 10 v. l. auf S. 114 der Ausgabe.

Śabarasvāmin? Siehe Harṣavardhana.

Śambhu. Das Beispiel कुन्दे S. 51, 14 (wo man mit B विहरते lese) stammt aus der Anyoktimuktālatā des Śambhu (v. 53, a).

Śāṅkhāyana Gṛhyasūtra. Siehe S. 25, 12.

Śāśvata.

Śūlapāṇi. Siehe unter Vācaspati.

[Śrīharṣa]; nur in B. Siehe Naiṣadhacarita.

Sāṃkhyakārikā.

Sāmbapañcāśikā 13, 23. 33, 26. 50, 25. 79, 18.

[Siddhāntaśiromaṇi]; nur in B. Siehe 29, 21 v. l.

Subandhu: Vāsavadattā. Siehe 14, 12(?). 19, 4 (vgl. Subhāṣ. 2631). 26, 21. Die S. 93, 7 auf die Vāsavadattā zurück-

geführte Stelle wird Maṅkha dem Harṣacarita, wo sie gleichlautend wiederkehrt, entnommen haben. Siehe unten den Excurs über die Citate aus dem Harṣacarita.

Sūdaśāstra. Die Verszeile खण्डस्य S. 24, 5 stammt nach den Commentatoren zu Amarakośa II, 9, 44 aus dem Sūdaśāstra.

[Stutikusumāñjali]. Nur in B. Siehe 35, 20 und oben S. 36.

[Svāmin], Kṣīrasvāmin. Nur in B. Siehe 35, 19; 37, 21 v. l.

Harṣadeva: Nāgānanda.

Harṣavardhana. Unter चक्रिन् citiert Maṅkha (siehe 59, 6 v. l.) die erste Zeile der Einleitung zum Liṅgānuśāsana des Harṣavardhana. Franke, Die ind. Genuslehren S. 83, ist geneigt, die Abfassung der Einleitungsverse dem Commentator Śabarasvāmin zuzuschreiben.

Hugga, Lexikograph, S. 95, 11. Siehe oben S. 17ff.

Excurs: Citate aus dem Harṣacarita.

Das Harṣacarita wird in der Maṅkhaṭīkā sehr häufig citiert. Diese zahlreichen Citate beweisen, dass das Werk des Bāṇa in Kaschmir[1] zur Zeit des Maṅkha ein wohlbekanntes und vielgelesenes Buch war.[2] In den späteren Jahrhunderten mag es, zumal ausserhalb Kaschmirs, in Vergessenheit gerathen sein. Aber wenn Cowell und Thomas die Vorrede zu ihrer verdienstlichen Uebersetzung des Harṣacarita (1897) mit den Worten beginnen: ‚The book . . . appears to have been almost forgotten in India. One writer on rhetoric mentions it by name in his Sāhityadarpaṇa as an example of the kind of prose composition called Ākhyāyikā, and a verse passage is quoted from

---

[1] Die beiden einzigen Commentare zum Harṣacarita, von denen wir Kunde haben, sind in Kaschmir abgefasst: das Harṣacaritavārttika des Rucaka oder Ruyyaka (siehe Pischel G. G. A. 1885, 767) und der Harṣacaritasaṃketa des Śaṃkara (Bhāū Dājī, Literary Remains p. 189). Nur der letztere ist erhalten. Die Zeit des Śaṃkara ist nicht bekannt; doch dürfte er bedeutend jünger als Maṅkha sein. (Peterson in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Kādambarī S. 66 erwähnt einen Commentar zum Harṣacarita 'by one Sāmakara').

[2] Siehe auch oben S. 30, Anm. 1.

it in the older treatise on rhetoric, the Kāvyaprakāśa,' so muss darauf hingewiesen werden, dass im Sāhityadarpaṇa §. 682 Comm. eine Stelle[1] aus der Beschreibung des Landes Śrīkaṇṭha, d. h. aus dem Harṣacarita (S. 104 ff.) angeführt wird (siehe bereits meine Beiträge zur ind. Lexikographie S. 100). Ferner wird das Harṣacarita erwähnt von Kṣīrasvāmin, von Vāgbhaṭa im Kāvyānuśāsana S. 16, von Namisādhu zu Rudraṭālaṃkāra XVI, 26 (vgl. Pischel, ZDMG. 39, 315), und citiert von Ānandavardhana und Ruyyaka (Colonel Jacob, Journal of the R. As. Soc. 1897, 290. 308), von Mahendra im Commentar zum Anekārthasaṃgraha, z. B. zu 4, 179 unter dem Worte निर्भर्त्सन, und in den Anthologien.

Da, wie ich glaube, die Citate, die Maṅkha gibt, für die Kritik und die Interpretation des Harṣacarita verwendet werden können, so gebe ich sie hier so vollständig als möglich: Maṅkhaṭīkā S. 2, 10. 7, 2. 8, 15. 9, 26. 11, 21. 12, 6. 20. 13, 3. 14, 11 (?). 17, 26. 19, 5. 29. 22, 26. 23, 18. 26, 16. 27, 21. 31, 2. 34, 9. 35, 6. 16. 38, 27. 39, 4. 23. 44, 6. 46, 9. 47, 3. 52, 2. 21. 53, 3. 54, 20. 55, 21. 25. 57, 2. 61, 9. 62, 6. 64, 24. 66, 17. 71, 5. 24 (zweimal). 72, 13. 73, 14. 74, 7. 19. 75, 11. 79, 21. 86, 27. 90, 11. 93, 11. Zu 90, 21 habe ich auf Harṣac. 21, 7 verwiesen, weil die erste Hälfte des Citates bei Maṅkha

नाकनायकनिकायकामिनी

im Harṣacarita a. a. O. vorkommt.

Damit ist die Zahl der Stellen, die Maṅkha aus dem Harṣacarita citiert, noch nicht erschöpft. Nachträglich finde ich noch folgende Citate: Das zweite Beispiel unter कूर्च S. 16, 9 stammt, wie ich bereits oben S. 31, Anm. 4 bemerkt habe, aus Harṣac. 44, 7, und das letzte Beispiel unter वारक S. 29, 14 चाषपटली समस्तकरणपरिवृत: ist vielleicht mit Harṣac. 227, 14 ग्रामाचपठलिका: सवलवर्णिपरिवार: identisch. Das Citat für खव

[1] Harṣac. 108, 4 ff.; Viśvanātha hat die Stelle wohl dem Alaṃkārasarvasva (S. 47) entnommen. Im Sāhityadarpaṇa ist übrigens वसुरविवरम् für अम्बरविवरम् zu lesen, und in der englischen Uebersetzung ist etwa 'mine' für 'ethereal void' einzusetzen. Zu dem Ausdruck वसुरविवर vgl. Maṅkhaṭīkā S. 8, 16; ferner Harṣacarita 47, 17. 113, 18. 143, 9. 223, 4 und die Ausleger zu diesen Stellen; Kādambarī 227, 2; Kuṭṭanīmata 179; Alaka zu Haravijaya XX, 28.

Sonne S. 13, 5 (vgl. die Lesart von S) kann aus Harṣac. 52, 4 stammen. Für die Stelle कुलिशशिखरखरनखरप्रचयप्रचण्डचपेट-पाटित°, die Maṅkha unter प्रचय S. 93, 7 anführt, habe ich Vāsavadattā 266, 4 als Quelle angegeben. Da aber Maṅkha die Vāsavadattā sehr selten, das Harṣacarita dagegen sehr häufig citiert, so hätte ich auf Harṣac. 203, 5, wo dieselben Worte wiederkehren, verweisen sollen.

Endlich ist noch auf die Stellen aufmerksam zu machen, die Mahendra aus dem Harṣacarita unter den bei Maṅkha 684 ff. vorkommenden Wörtern citiert. Vermuthlich hat Mahendra diese Stellen sämmtlich dem verloren gegangenen, zu seiner Zeit noch vorhandenen letzten Drittel der Maṅkhaṭīkā entnommen. Vgl. z. B. in meiner Ausgabe der Anekārthakairavākarakaumudī die Stellen unter चन्द्र und मूल 2, 406. 495. Die von Mahendra für पल्लव ‚Zipfel eines Gewandes‘ 3, 698 aus Maṅkha citierte Stelle ist = Harṣac. 25, 10. Der Beleg für das Adjectiv प्रतिसर bei Mahendra 4, 266, S. 180, 14 प्रीत्या प्रतिसरास्मि ते, nach dem ich lange vergeblich gesucht habe, dürfte aus Harṣac. 39, 17 stammen. Hier heisst es: प्रीत्या प्रतिसरा विधेयास्मि ते. Ist विधेया ursprünglich nur eine Glosse zu प्रतिसरा, die in den Text eingedrungen ist? Vgl. ed. Calc. 1876, S. 24, 23 प्रीत्या प्रतिसरामि ते. Śaṃkara kennt विधेया (so ist statt विधयो im Comm. zu lesen) allerdings; er erklärt प्रतिसरा mit अनुकूला und विधेया mit वश्या.

Nachträgliche Verbesserungen.

Einige Verbesserungen zu der Ausgabe des Maṅkhakośa sind bereits auf S. 160 der Ausgabe gegeben worden. Die Verbesserungen zu Commentar S. 23 ff. finden sich, durch ein Versehen in der Druckerei, irrthümlich auch auf S. 116 abgedruckt. Nachzutragen habe ich noch die folgenden Verbesserungen zum Commentar:

S. 10, 26 trenne स लेखवर्गस्य (vgl. Śrīkaṇṭhac. 3, 62).
S. 23, 7 ist mit B परिपालक° zu lesen.
S. 43, 8 trenne तुष्टाव कीर्तिं तव.
S. 48, 25 lies पठेश्च (vgl. Comm. zu Hāla 2).
S. 51, 14 lies mit B विहरते (vgl. Anyoktimuktālatā 53).

S. 63, 23 corrigiere चित्कारः करणैव nach Nāṭyaśāstra 29, 52; vgl. Alaka zu Haravijaya 5, 55. 26, 86.

S. 81, 13 trenne स संगमो (vgl. Śrīkaṇṭhacarita 3, 20).

Im Index S. 130 stelle तार 690 vor तारक 46. Für चित्कारकरण S. 158 ist चित्कार, für स्वर्नगिरि S. 159 ist स्वर्णगिरि einzusetzen. एकाष्ठीला S. 123 und वृषाकपायी S. 145 stehen an falscher Stelle.

Inhaltsverzeichniss.

VI.

Ueber das Verhältniss der melanesischen Sprachen zu den polynesischen und untereinander.

Von

P. W. Schmidt S. V. D.

I. Einleitung.

Dass die malayischen, melanesischen und polynesischen Sprachen eine grosse Sprachfamilie bilden, ist heutzutage eine wissenschaftlich gesicherte Thatsache, in deren Anerkennung allseitige Uebereinstimmung herrscht. Verschieden sind indess noch die Ansichten darüber, wie das Verhältniss der einzelnen Sprachenkreise zu einander aufzufassen sei, und besonders, welches die ältere Gruppe sei, von der ausgehend die anderen sich bildeten. Die vorliegende Abhandlung hat nicht die Absicht, in den ganzen Umfang der diesbezüglichen Controversen einzugehen; sie beabsichtigt nur, das Verhältniss der melanesischen Sprachen zu den polynesischen näher zu untersuchen, um im Anschluss daran auch die Stellung einzelner melanesischer Sprachen genauer zu bestimmen.

Was nun das Verhältniss der melanesischen zu den polynesischen Sprachen angeht, so sind es, von älteren und veralteten Theorien abgesehen, in der Jetztzeit vorzüglich zwei Ansichten, die ihre Anhänger gefunden haben. Ich glaube mich begnügen zu dürfen, dieselben so vorzuführen, wie sie von ihren beiden Hauptvertretern formuliert worden sind.

Fr. Müller (Grundriss der Sprachwissenschaft[1] II, 2, p. 2, 67, 159, ausführlicher IV, p. 19 ff., dann ‚Globus' Bd. LXXII, Nr. 9 ‚Die Papuasprachen'), zunächst von ethnologischen und

[1] Grundriss der Sprachwissenschaft = M. GS.

anthropologischen Gesichtspunkten ausgehend, hält die Melanesier für eine Mischrasse aus Malayo-Polynesiern und Papuas. Ihre Sprache sei allerdings dem Wesen nach mit den malayischen und polynesischen verwandt, ‚im Wortschatze finden sich aber manche Abweichungen, und es bleibt, wenn man die melanesischen Sprachen mit den malayo-polynesischen in dieser Hinsicht vergleicht, immer ein Residuum übrig, das nicht als malayo-polynesisch anerkannt werden kann. Und dieses Residuum habe ich stets auf einen vom malayo-polynesischen verschiedenen Sprachstamm bezogen, in welchem ich, nach den physischen Constitutionen jener Rasse, welche die mit dem Residuum behaftete Sprache redet, nur den Papuasprachstamm erblicken konnte‘. Das ist der eine Punkt der Müller'schen Theorie. — Der andere Punkt bestimmt nun erst eigentlich das Verhältniss der melanesischen zu den malayischen und polynesischen Sprachen. ‚Es bildet also der malayo-polynesische Sprachstamm eine Stufenleiter fortschreitender Sprachentwicklung, auf deren unterster Stufe die polynesischen Partikelsprachen (Sprachen, in denen sämmtliche grammatische Verhältnisse durch lose Partikeln ihren Ausdruck finden) stehen, deren höchste Entwicklung die auf umfassender Anwendung der Suffix- und Präfixbildung beruhenden malayischen Sprachen darstellen, welcher theilweise historisch zu verfolgende Process in den melanesischen Sprachen ... seinen vermittelnden Ausdruck findet.‘[1]

Eine beiden Theilen dieser Theorie entgegengesetzte Ansicht vertritt R. H. Codrington, der dieselbe in seinen ‚The Melanesian Languages‘[2] (Oxford, 1885), p. 10ff. in ausführlicher Weise darlegt, ohne indess Müller zu nennen. Er ist durchaus dagegen, dass die melanesischen Sprachen irgendwie als Mischsprachen aufgefasst würden. Zwar gibt er die allgemeine Möglichkeit dessen zu, dass ‚it may be that the languages here treated of ... are not the original languages of the race that now speaks them‘ (C. ML p. 14). Aber in den jetzigen melanesischen Sprachen sei keine Spur der eventuellen früheren Sprachen zu erkennen. ‚The examination of vocabularies does

[1] M. GS II, 2, p. 2, vgl. auch p. 160.

[2] The Melanesian Languages = C. ML.

not seem to disclose any such ancient stratum of words, nor does the comparison of grammars show any greater difference than may well be consistent with a community of origin' (l. c. p. 30). Es gebe zwar einige Sprachen darunter, die von den anderen etwas weiter abstehen und eigenthümliche Züge aufweisen (so besonders Nengone, Ambrym, St. Cruz, Savo), aber ,it cannot be said of these that they are the remains of the old Melanesian speech, now in many islands thrown off to make room for a foreign language to take its place. More archaic they may well be, belonging to an earlier movement of population, carried forwards by an earlier wave of speech passing onwards among the islands, but having somewhere a common origin with those which have since and successively passed among them' (l. c. p. 17); das ist Codrington's Ansicht bezüglich des ersten Theiles der Müller'schen Theorie. — Bezüglich der Stellung des Melanesischen zu den beiden anderen Sprachkreisen hält er auch im Allgemeinen daran fest, was er (l. c. p. 28) bezüglich eines speciellen Punktes sagt: ,It is impossible surly to doubt, that the Melanesians have the ancient idiomatic use.'

Es obliegt mir, die beiden Theorien in ihren einzelnen Theilen zu prüfen, und habe ich zunächst die Stellung der melanesischen zu den Papuasprachen näher zu untersuchen.

II. Die melanesischen und die Papuasprachen.

Es ist eigenthümlich, dass es ein und dieselbe Ursache ist, die bei beiden Autoren den ersten Theil ihrer Theorie als weniger fundamentiert erscheinen lässt. Was Müller dazu veranlasste, die melanesische Sprache als eine Mischsprache gerade mit papuanischen Elementen zu bezeichnen, waren nicht eigentlich directe sprachliche Gründe, sondern, wie er selbst sagt (s. oben S. 2), ,die physischen Constitutionen jener Rasse'. Nur fand er auch im Wortschatz ein ,Residuum', das er aus den malayo-polynesischen Sprachen nicht erklären zu können glaubte. Einen directen, durch Vergleichung gelieferten Nachweis aber, dass dieses ,Residuum' papuanischen Einflüssen zuzuschreiben sei, hatte Müller damals nicht geliefert, einfach aus dem Grunde

nicht, weil bis dahin echte Papuasprachen der wissenschaftlichen Welt nicht bekannt waren und also das zweite Glied der Vergleichung fehlte. Die eine Sprache, die Müller selbst als echte Papuasprache bezeichnet hatte, die Sprache der Mafor (M. GS I, p. 30), wurde von H. Kern in seiner Arbeit über das Mafor (5. internationaler Oriental.-Congress, Leiden) als zu den malayo-polynesischen Sprachen gehörig nachgewiesen. Als nun aber von 1891 angefangen durch die Arbeiten Sydney H. Ray's das schon längere Zeit vorhandene Material über die echten Papuasprachen der Torresstrasse gesammelt und geordnet und dann der wissenschaftliche Nachweis geliefert worden war, dass hier ein von allen umgebenden Sprachen radical verschiedener Sprachstamm vorliege, da schien Müller einen kleinen Triumph zu feiern, und in seinem oben angeführten Aufsatz über die Papuasprachen (s. S. 1) drückt er sich auch in diesem Sinne aus. Indess ist durch den blossen Nachweis der Existenz von eigentlichen Papuasprachen doch sein Satz, dass die melanesischen Sprachen aus der Mischung mit diesen hervorgegangen seien, noch nicht bewiesen. Der Nachweis dafür hätte jetzt erst in der Vergleichung beider mit einander geliefert werden müssen. Ich weiss nicht, dass Müller ihn irgendwo zu führen unternommen hätte.

Freilich zwar, wenn das, was die melanesischen Sprachen aus den papuanischen entnommen hätten, blos auf den Wortschatz sich bezog, so wäre eine solche Vergleichung wohl unnütz gewesen. Denn es hat sich herausgestellt, dass die einzelnen Papuasprachen selbst unter sich in ihren Wortstämmen nicht zusammenhängen, sondern durch radicale, selbst bis auf die Pronominalstämme sich erstreckende Verschiedenheit in Gruppen gespaltet sind, von denen jede nur ein paar Dörfer oder Inseln umfasst. Der Art, so konnte man der Forderung einer Vergleichung erwidern, seien auch die ausgestorbenen Papuasprachen gewesen, eine Vergleichung mit den jetzt noch bestehenden sei also gegenstandslos.

Indess hat Müller doch auch einmal die Sprachform der melanesischen Sprachen durch die Papua beeinflusst sein lassen, so wenigstens bezüglich der Sprache von Nengone. Von dieser sagt er (M. GS IV, p. 19), dass sie zwar, gleich den melanesischen Sprachen, mit denen sie in vieler Beziehung übereinstimmt, viel Malayisches zeigt, ‚aber auch Abweichungen

und Eigenthümlichkeiten, wie sie keine der ersteren an sich trägt. In diesen Abweichungen und Eigenthümlichkeiten glauben wir jenes Residuum erkennen zu müssen, welches entschieden nicht malayisch ist und nur dem Papuastamme zugeschrieben werden kann. Die wichtigsten dieser Punkte sind: 1. die lautliche Abweichung der Pronominalstämme von denselben Redetheilen der melanesischen Sprachen; 2. der Mangel eines Trials am Pronomen, welcher das eigentliche Charakteristikon der melanesischen Sprachen bildet; 3. das gänzliche Fehlen der Pronominalsuffixe bis auf das Element der ersten Person Singular, welches den melanesischen Sprachen entlehnt ist; 4. die den Zahlenausdrücken zu Grunde liegende quinar-vigesimale Zählmethode und die gänzliche Abweichung von den melanesischen Sprachen in Betreff der Zahlen „vier" und „fünf".' Das sind nun alles Punkte formaler Art, die Müller hier aus der papuanischen Sprache ableitet. Es ist das etwas auffallend, weil er nicht nur früher (GS II, 2 erschien 1882, Bd. IV 1888), sondern auch in seinem schon citierten Aufsatz über die Papuasprachen, der 1897 erschien, nur die Abweichungen im Wortschatze auf die papuanischen Sprachen zurückführte.

Indess da hier bestimmte Punkte namhaft gemacht sind, sind wir in die Möglichkeit versetzt, dieselben nachprüfen zu können. Der 1. Punkt betrifft die Pronomina. Dielbe lauten (M. GS IV, p. 24, C. ML, p. 479):

	Sing.		Plural.	Dual.
1. Pers.	*inu, nu*	incl.	*eǧe, eiǧe*	*eϑewe*
		excl.	*ehniǧe*	*ehne*
2. „	*nubo, bo*		*buhniǧe*	*hmeňo*
3. „	*nubone, bone*		*buiǧe*	*bušeňone* [1]

Hier ist nun 1. Sing. durchaus gleich allgemein melanesischen Formen (s. C. ML, p. 112ff.). In der 2. Sing. (= *nubo bo)* fasse ich beide Silben als eigentlich demonstrative Elemente, in deren letzter das eigentliche Pronomen *o* (so bei Espiritu Santo, Ulawa, Wano, entstanden aus *ho, go, ko*) untergegangen ist. Ich glaube das auch deshalb annehmen zu können, weil 3. Sing.

[1] Ich wende die Transscriptionsmethode von Müller an, nur ersetze ich *dž* durch *ǧ*.

= *nubone, bone* ist, es aber doch wohl nicht ursprünglich sein kann, dass das Pronomen der 3. Sing. sich von dem der 2. Sing nur durch den Zusatz *ne* unterschieden habe. In 3. Sing. sind *nubo-, bo-* wieder dieselben demonstrativen Elemente, und das eigentliche Pronomen ist *ne* (vgl. Sesake: *nae, na,* Oba: *ňe,* Maewo: *ni,* Lakon: *ne,* Vanua Lava: *ni, ne*). In 1. Plur. incl. ist, wie im ganzen Plural, wie schon Codrington (l. c. p. 479) bemerkt, die Endsilbe *ǧe* dasselbe, was bei den Pluralformen des Pronomens in Rotuma: *sa, s,* bei Tana: *ha,* bei Neu-Lauenburg und Neu-Pommern: *(a)t.* Das jetzt noch erübrigende *e, ei* ist zurückgeblieben von ursprünglichem *et,* resp. *eϑe,* zu dem Api: *ita* und Fiji: *eda* zu vergleichen ist, besonders aber Rotuma: Dual: *ita-ra,* Plural: *isa* = *ita-sa.* Bei 1. Plur. excl.: *ehniǧe* glaube ich *ehni* mit Espiritu Santo: *ikanam* vergleichen zu sollen, wo das sonst übliche *m* dieser Form auch in *n* übergegangen ist, dann auch mit Nifilole: *iño.* In 2. Plur. *buhniǧe* ist *bu* wie im Singular *bo* demonstratives Element, das noch übrig bleibende $\begin{pmatrix} a \\ i \\ o \end{pmatrix}$*hni* mag dann mit Espiritu Santo: *ikaniu, niu,* vielleicht auch mit Fiji: *(kemuni), ni* verglichen werden. 3. Plur. *buiǧe,* bleibt nach Wegstreichung von *bu* und *ǧe* nur noch *i* übrig, das mit Maewo: *iri,* Gana: *ir,* als vielleicht noch besser mit Nifilole: *idii* zusammengestellt werden kann. 1. Dual incl. *edewe* ist regelrecht gebildet aus dem Plural (= *eϑe,* siehe oben 1. Plur.) und dem Zahlwort für ‚zwei' = *rewe.* 1. Dual excl. = *ehne,* man würde *ehnewe* erwarten. 2. und 3. Dual vermag ich nicht zu erklären, zu bemerken ist indess, dass auch hier die 3. Person am Schlusse *ne* hat, wie auch im Singular. Im Grossen und Ganzen aber lassen, wie ich glaube gezeigt zu haben, die Pronominalformen sich wohl auf die allgemein melanesischen Formen zurückführen. — Als zweite Abweichung des Nengone zählt Müller das Fehlen des Trials am Pronomen auf, der das eigentliche Charakteristikon der melanesischen Sprachen sei. Von einigen anderen melanesischen Sprachen abgesehen, fehlt der Trial aber auch in Rotuma, und bei Fiji fängt er an, ausser Gebrauch zu gerathen (C. ML, p. 112); wäre nicht gerade die letztere Thatsache ein Fingerzeig, wie auch hier das Fehlen des Trials erklärt werden könnte? Siehe übrigens zu diesem Punkte auch

noch weiter unten S. 31. — Die dritte Abweichung soll in dem gänzlichen Fehlen der Pronominalsuffixe liegen. Wenn nun dadurch allerdings auch das Nengone sich von den anderen melanesischen Sprachen unterscheidet, so nähert es sich doch hierin auch nicht den bis jetzt bekannten Papuasprachen. Denn diese haben doch auch ihre Possessive, die sie in eigenartiger, von den malayo-polynesischen verschiedener Art so bilden, dass sie an die zum Theil verkürzten Pronomina bestimmte Partikeln anhängen und also durch Suffixe die Possessive herstellen,[1] während Nengone durch Vorsetzung der allgemein melanesischen Genitivpartikel *ni* vor das Pronomen die Possessivbildung vollzieht. — Den letzten Punkt entnimmt Müller den Zahlwörtern. Dass zunächst das Bestehen oder Nichtbestehen eines bestimmten Zahlsystems nicht etwas ausschliesslich einer Sprache Eigenthümliches zu sein braucht, sollte eigentlich nicht noch erst gesagt werden müssen. Das Bestehen oder Nichtbestehen ist nicht im Geiste einer bestimmten Sprache gelegen, sondern hängt von der Stufe der allgemeinen geistigen Entwicklung ab, auf dem ein Volk sich befindet. Da nun aber eine ganze Reihe echt melanesischer Sprachen thatsächlich schon den polynesischen und meisten malayischen Sprachen darin nachstehen, dass sie nicht reines Decimalsystem, wie diese, sondern noch das quinar-decimale System anwenden, so ist es auch nicht so sehr zu verwundern, jetzt auch eine Gruppe anzutreffen — das Vigesimalsystem herrscht nämlich auch noch auf Neu-Caledonien, auf Lifu, Uea und Aneytum —, die noch an dem noch tiefer stehenden Vigesimalsystem festhält. Dann sollen auch die Zahlformen für ‚vier‘ und ‚fünf‘ ganz von den anderen melanesischen abweichen. ‚Vier‘ ist in Nengone = *eče.* Die allgemein melanesische Form für ‚vier‘ ist im Melanesischen: *pati*, *pat*, woraus aber auch einerseits *hati* (so Pama), *ha'i* (so Ulawa, Saa), andererseits *vits, vitš* (so Yengen auf Neu-Caledonien), *več, vads, ves, wits* (so Malikolo) sich ableitet. Nengone zeigt, seinen Lautgesetzen entsprechend, beide Veränderungen an seiner Form: *v* im Anfang ist ausgefallen, denn ‚there is no *v*‘ (C. ML, p. 478), und *t* am Ende in *č* ver-

[1] Siehe Sydney H. Ray, A comparative Vocabulary of the dialects of British New-Guinea (= R. CV), London 1895, p. 40

wandelt (*j [= č]*, as in English, is at least sometimes a change from t' l. c.).[1] Wenn nun endlich bei ‚fünf' für die allgemein melanesische Form *lima* u. ä. die Form *se-dońgo* (= ‚eine beendigt') angetroffen wird, so ist das bei der inhaltlichen Bedeutung dieser letzteren Form doch nicht so auffällig, nachdem einmal das Vigesimalsystem in der concreten Form des Abzählens an Händen und Füssen noch vorhanden ist. Selbst bei dem polynesischen Bellona (Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen [= ZAO] II, p. 61) kommt ja neben der Form für 10 = *ańahuńu*[2] noch eine andere, *katoa* = ‚alle', ‚beendigt', vor. Uebrigens würde aber auch gerade dann, wenn diese beiden Formen für ‚vier' und ‚fünf' von den allgemeinen melanesischen abwichen, am allerwenigsten gerade auf papuanischen Einfluss dafür reflectiert werden können, da es ein ziemlich durchgehendes Charakteristikon der Papuasprache ist, nur für ‚eins' und ‚zwei' besondere Zahlformen entwickelt zu haben, ‚drei', ‚vier' (und ‚fünf') aber durch Zusammensetzungen zu bilden. — Zum Schlusse weise ich auch darauf hin, dass Nengone nichts besitzt, was der durch Suffigierung bewirkten ‚Declination' der Nomina nur irgendwie ähnlich sähe, wie sie die diesbezüglich näher bekannten papuanischen Sprachen — Miriam und Saibai in der Torresstrasse und die Kaisprachen an der Ostküste — so deutlich zeigen, und besonders auch nicht den diese Sprachen so charakterisierenden Casus agentis. Dazu kommt endlich dann noch, dass auch die Conjugation im Wesentlichen mit denselben Mitteln, denselben Prä- und Suffixen sich vollzieht wie auch in den übrigen melanesischen Sprachen.

---

[1] Da Müller durch seine Zusammenstellung der Zahlformen für Lifu und Uea (M. GS IV, p. 28) mit denen von Nengone auch deren Zahlformen für ‚vier' als von den allgemein melanesischen abweichend darstellen zu wollen scheint, so seien auch diese hier kurz behandelt. ‚Vier' ist bei Lifu = *eke(te)*. Betreffs des Ausfalles von *v* im Anfange gilt hier dasselbe wie bei Nengone; das ursprüngliche *t* am Ende ist aber hier zu *k* geworden, vgl. Lifu: *koni(te)* = ‚drei' mit Nengone: *tini*. Bei Uea ist ‚vier' = *ϑack*; auch hier ist End-*t* in *k* übergegangen, vgl. Uea: *kuun* = ‚drei' mit Nengone: *tini*; die Umwandlung von Anfangs-*v* in *ϑ* finden wir aber auch bezeugt bei dem echt melanesischen Tangoa auf Espiritu Santo, wo ‚vier' = *ϑati* ist (D. Macdonald, South-Sea Languages II, p. 5).

[2] = Maori: *ńahuru*, Marquesas: *onohu'u* etc.

Das ‚Residuum', das Müller bei Nengone vorzufinden glaubte, stellt sich demnach bei genauerer Untersuchung doch zum grossen Theil als gut melanesische Elemente heraus; zum anderen Theil, soweit es Abweichungen darstellt, erklären sich dieselben aus anderweitigen Erwägungen doch schon befriedigend, jedenfalls aber bedeuten diese Abweichungen von den übrigen melanesischen Sprachen nicht, wie es doch für Müller's Theorie erforderlich wäre, in gleichem Masse Annäherungen an die Papuasprachen. Ich darf also wohl den Versuch Müller's, das Nengone als Mischung einer Sprache malayo-polynesischen Stammes mit einer solchen papuanischer Herkunft zu erweisen, als nicht gelungen bezeichnen. Es scheint mir, dass die Verknüpfung seines ethnologischen Systems mit seiner Sprachenclassification, so förderlich sie auch in manchen Punkten gewesen sein mag, doch hier bei dieser Frage den sonst so exacten und scharfblickenden Gelehrten irregeleitet hat und ihn an Ansichten festhalten liess, für welche die sprachlichen Thatsachen — und die sind doch bei der Beurtheilung von Sprachen ausschlaggebend — nicht die hinreichende Rechtfertigung bieten. Bei der Entscheidung der Frage, ob die Melanesier mit Papuas gemischt seien, wird die Ethnologie von der Sprachwissenschaft nicht viel Unterstützung erwarten können, sondern ihre Sache allein führen müssen.

Was nun Codrington anbetrifft, so leidet auch er darunter, dass zu der Zeit, wo er seine ‚Melanesian Languages' herausgab — 1885 —, die Existenz eigentlicher Papuasprachen noch nicht mit genügender Klarheit dargethan war. In Folge dessen macht sich, wo er auf dieselben zu sprechen kommt, ein gewisses Schwanken bemerkbar. p. 31 und 32 ist er geneigt, die Sprachen der Torresstrasse, von denen er damals schon durch Mac Farlane einige Specimina erhalten hatte, den australischen Sprachen zuzurechnen; p. 35 am Schlusse einer Note lässt er indess doch die Möglichkeit offen, dass sie eine selbständige Gruppe bildeten. So vortrefflich und überzeugend er nun auch nachweist, dass die grosse homogene Masse der melanesischen Sprachen nichts in sich enthält, was dem alleinigen Zusammenhang mit den malayischen und polynesischen Sprachen widerstreitet, so haben doch, eben weil er die eigentlichen Papuasprachen nicht genügend kennt, seine wieder-

holten Versicherungen, dass die wenigen Sprachen innerhalb des Gebietes der melanesischen Sprachen, die von der Hauptmasse in einigen Punkten abweichen, nicht auf papuanische Beeinflussung hinweisen, doch nicht ganz die wünschenswerthe überzeugende Kraft. Sie wäre vorhanden gewesen, wenn Codrington die Vergleichung dieser Sprachen mit den Papuasprachen selbst durchgeführt hätte, wozu er ja von der einen Seite her als der beste der jetzt lebenden Kenner der melanesischen Sprachen ganz besonders befähigt gewesen wäre. Er würde dann bald dargethan haben, dass überall dort, wo diese Sprachen wirklich von den übrigen melanesischen Sprachen abweichen, sie doch durchaus nicht den papuanischen sich nähern und somit kein Grund vorliegen kann, diese Abweichungen auf papuanischen Einfluss zurückzuführen. Für Nengone habe ich oben diesen vergleichenden Nachweis zu führen unternommen; für Ambrym[1] und St. Cruz[2] würde er sich noch bedeutend leichter gestalten, so dass ich hier Abstand davon nehmen zu können glaube. Dagegen scheint mir die Sprache der kleinen Salomonsinsel Savo (C. ML, p. 559) doch Züge darzubieten, die eine Mischung mit papuanischen Elementen als möglich, wenn nicht als wahrscheinlich erscheinen lassen. Schon Sydney H. Ray (Journal of the Anthropological Institut XXIV, p. 27) hatte die Possessivformen von Savo mit denjenigen der Papuasprache Motumotu in folgender Weise zusammengestellt:

Savo:	*I*	*ai, agni*	*thou*	*no*	*he*	*lo*
	my	*ai-va*	*thy*	*no-va*	*his*	*lo-va*
	mine	*agnia*	*thine*	*noa*	*his*	*loa*
Motumotu:	*I*	*ara*	*thou*	*ao*	*he*	*areo*
	my	*ara-ve*	*thy*	*a-ve*	*his*	*are-ve.*

Ray gibt nicht an, worin er hier die Uebereinstimmung setzt. Ich sehe sie nicht in der Uebereinstimmung der Pronominalformen, die mir im Gegentheil ziemlich problematisch vorkommt, noch auch in dem Zusammenstimmen des Possessivsuffixes Savo: *va* und Motumotu: *ve*, das könnte auch auf Zu-

[1] C. ML, p. 449.
[2] C. ML, p. 486 ff.

fall beruhen, sondern darin, dass Savo die Possessivbildung durch Suffigierung vollzieht, ganz abweichend von allen melanesischen Sprachen, in vollkommener Uebereinstimmung dagegen mit allen papuanischen. Weitere Punkte, in welchen Savo sich von den melanesischen Sprachen entfernt, zugleich aber papuanischen sich nähert, sind die folgenden: 1. das Adjectiv geht dem Nomen voran (ebenso im Miriam und Saibai, nicht im Kai); 2. das Object geht dem Verbum voran (ebenso Miriam, Saibai, Kai); 3. Präpositionen fehlen ganz, sie werden durch Postpositionen ersetzt (ebenso Miriam, Saibai, Kai). Codrington sagt selbst, dass seine Skizze vom Savo nur unvollkommen sei. In der That fehlen gänzlich Beispiele, wie die verschiedenen Casus des Nomens ausgedrückt werden, auch beim Verbum möchte man reichlicheres Material wünschen. Unter solchen Umständen möchte ein definitives Urtheil über Savo noch etwas zu früh sein; hoffentlich wird umfangreicheres Material bald eine Entscheidung ermöglichen. Es sei noch darauf hingewiesen, dass auch der Wortschatz ziemlich bedeutende Abweichungen zeigt.[1]

Lässt man also Savo vorläufig beiseite, so müsste Müller's Theorie von der Entstehung der melanesischen Sprachen durch Mischung mit den papuanischen einfach abgelehnt werden. Soweit sein behauptetes ‚Residuum‘ in grammatischen Formen und Bildungen bestehen soll, kann papuanischer Einfluss zur Erklärung desselben nicht herangezogen werden. Soll es aber vorzüglich im Wortschatze gelegen sein, so ist die Behauptung, dass eine nennenswerthe Menge unlöslichen Wortmaterials zurückbleibe, das nicht aus malayischen und polynesischen Stämmen erklärt werden könne, doch zum Wenigsten noch entschieden verfrüht. Bis jetzt ist eine eingehende, aus wirklicher Kenntniss aller hier in Frage kommenden Sprachfamilien hervorgegangene Vergleichung des melanesischen Wortschatzes mit dem der malayischen und polynesischen Sprachen doch noch nicht vorgenommen worden. Und ehe man zu einer Vergleichung schritte, müsste ja auch der Wortschatz der verschiedenen

[1] Auch die Salomonsinsel Vella Lavella (bei O. Schellong, Die Jabimsprache, Leipzig 1890, p. 105 ff.) gibt, was den Wortschatz anbelangt — Angaben über die Grammatik sind leider nicht vorhanden — zu dem Verdacht Anlass, dass hier keine rein melanesische Sprache vorliegt.

malayischen Sprachen wohl noch genauer bekannt sein; insbesondere scheint mir da eine Berücksichtigung der verschiedenen dajakischen Dialekte am Platze, da das Dajakische ja durch den Besitz des Dual und Trial am Pronomen noch so auffällig vor allen anderen malayischen Sprachen den melanesischen sich nähert. So lange nun aber eine solche umfassende Vergleichung nicht vorgenommen worden ist, besteht keine wissenschaftliche Berechtigung, von einem unlöslichen Residuum im Wortschatz der melanesischen Sprachen zu sprechen.

Ist nun dargethan, dass die melanesischen Sprachen im Wesentlichen nichts der grossen oceanischen Sprachfamilie Fremdes mit sich führen und somit eine gleichberechtigte Gruppe derselben neben den malayischen und polynesischen Sprachen bilden, so käme jetzt der zweite Punkt der Theorien Müller's und Codrington's und auch dieser Abhandlung zur Erörterung, nämlich, in welchem Verhältniss die melanesischen speciell zu den polynesischen Sprachen stehen. Müller ist, wie ich oben dargelegt, der Ansicht, dass die polynesischen Sprachen die unterste Stufe der ganzen Entwicklung bilden, in den melanesischen Sprachen beginne sich dieselbe zu heben, um dann in den malayischen, besonders den tagalischen Sprachen ihren Höhepunkt zu erreichen. Codrington dagegen meint zwar auch, dass die melanesischen Sprachen wie örtlich, so auch der inneren Beziehung nach zwischen den beiden anderen Sprachgruppen stehen, aber in der Weise, dass sie den Ausgangspunkt bilden, von dem nach rechts wie nach links die anderen Sprachen sich abzweigten. Er will nicht gerade behaupten, dass diese Abzweigung dort vor sich gegangen sei, wo jetzt die Melanesier ihre Wohnsitze haben, nur das hält er aufrecht, dass in entscheidenden Punkten die Melanesier das Ursprüngliche bewahrt, während die beiden anderen Sprachgruppen sich jede nach ihrer Eigenart schon weiter entwickelt hätten. Als einen dieser entscheidenden Punkte führt Codrington zunächst an: die Behandlung der Possessivbezeichnung in den drei Sprachgruppen. Auch ich erkenne, um es schon gleich hier zu sagen, die Beweiskraft dieses Argumentes an. Indess hängt die Anerkennung desselben doch vollständig davon ab, ob man zugibt, dass in allen drei Sprachgruppen im Wesentlichen dieselben Possessivsuffixe sich finden. Codrington nimmt

das ohneweiters an, obwohl zum wenigsten ein kurzer Beweisgang dafür doch wohl am Platze gewesen wäre. Müller dagegen leugnet es direct, dass im Polynesischen diejenigen Possessivsuffixe vorhanden seien, die in den malayischen und melanesischen Sprachen allerdings sich darböten. Das nöthigt mich nun zu einer etwas längeren Digression über diese Possessivsuffixe; ich denke dieselbe um so eher rechtfertigen zu können, als ich hoffe, dabei auch zur Lösung einiger sonstiger Schwierigkeiten in den Pronominalverhältnissen der drei Sprachengruppen etwas beitragen zu können.

III. Die Possessivsuffixe in den polynesischen, malayischen und melanesischen Sprachen.[1]

In den malayischen und melanesischen Sprachen existieren als Possessivsuffixe zunächst nur für den Singular die folgenden Formen (allgemein genommen): 1. Sing. *ku*, 2. Sing. *mu*, 3. Sing. *na*. Von diesen spricht Müller als von solchen, ‚von denen in den polynesischen Sprachen keine Spuren sich finden‘ (M. GS II, 2, p. 77). Von den polynesischen Possessivbildungen sagt er dann: ‚Durch Verschmelzung der Genitivpartikeln *a*, *o* mit den Pronominalausdrücken entstehen die Possessivpronomina, welche dann durch Verschmelzung mit dem bestimmten Artikel zur Bildung des Singularausdruckes in den einzelnen Dialekten den Anschein mehr weniger einheitlicher Bildungen gewinnen‘ (l. c. II, 2, p. 27). In dieser Aufstellung nun, dass die Possessive im Polynesischen einfach ‚durch Verschmelzung der Genitivpartikeln *a*, *o* mit den Pronominalausdrücken‘ entstünden, liegt ein bedeutender Irrthum, wie die folgenden Ausführungen darthun werden.

---

[1] Die treffliche Arbeit H. Kern's ‚De Fidjitaal vergeleken met hare verwanten en Indonesië en Polynesië‘ (in ‚Verh. der k. Akademie van Wetenschapen [Amsterdam], zestiende deel‘), die in mehreren Punkten mit diesem Theile meiner Abhandlung zusammentrifft, kam mir erst zu Gesicht, als ich denselben beendigt hatte. Ich habe mich gefreut, in vielen Punkten meine Aufstellungen durch die eines so angesehenen Gelehrten gestützt zu sehen. Indess habe ich in meiner Arbeit im Text nichts mehr verändert, sondern nur in den Noten beigefügt, was ich noch benützen konnte.

Das Pronomen der 1. Sing. lautet in den einzelnen polynesischen Sprachen: Tonga: *au, u*; Samoa: *a'u,*[1] *u*; Tahiti: *ovau, vau, au*; Hawaii: *wau, au*; Marquesas J.: *au*; Maori: *ahau, hau, aù-au, awau*. Es unterliegt keinem Zweifel, dass hier *au* auf älteres *aku* zurückgeht, von dem her Battak: *ahu*, Malagassi: *aho* Uebergangsformen bilden, und das auch in Samoa: *a'u* noch deutlich hervortritt. Die Bildungen *ahau, hau, wau, vau* erklären sich aus der verdoppelten Form *au-au*, die zunächst zu *awau, ahau*, dann zu *wau, vau, hau* wurde. Es ist nun hervorzuheben, dass das ursprüngliche *k* der Pronominalform (= *aku*) nur noch bei Samoa hervortritt, während alle anderen es schon vollständig eingebüsst haben. — Anders aber liegt die Sache bei dem Possessivsuffix der 1. Sing. Dieses hat noch überall, wo die Sprache überhaupt noch ein originales *k* kennt, es beibehalten, so Maori: *(ta)ku*, Tonga: *(e)ku*, Rarotonga: *(ta)ku*, Manga und Mangareva: *(ta)ku*; Sprachen, die wie Samoa, Tahiti, Hawaii ein eigentliches *k* nicht mehr kennen, haben dafür ', also: *(la)'u, (ta)'u, (ka)'u*. Das beweist deutlich, dass die Possessivsuffixe der polynesischen Sprachen nicht von den jetzigen Pronominalformen abgeleitet sein können, dass vielmehr für die Bildung derselben eine Zeit anzusetzen ist, wo alle diese Sprachen auch im Pronomen das *k* noch besassen. Nimmt man aber noch hinzu, dass auch die melanesischen Sprachen, obwohl bei keiner einzigen mehr in der Pronominalform das *k* vorkommt, doch als Suffix durchgängig *ku*, resp. *gu, k, g* aufweisen, so bleibt wohl nichts Anderes übrig, als die Bildung dieses Suffixes in jene Zeit anzusetzen, wo es drei getrennte Sprachabzweigungen noch nicht gab, sondern die sämmtlichen polynesischen und melanesischen Sprachen noch mit den malayischen eine Gruppe bildeten, da ja die malayischen Sprachen auch jetzt noch zum grössten Theile das ursprüngliche *k* in der Pronominalform bewahrt haben.

---

[1] H. Kern, l. c. p. 20 bemerkt zwar zu dieser Form: ,Het Sam. *aù* (= *a'u*) van Prof. F. Müller in diens Grundriss der Sprachwissenschaft II, 2, p. 24 is foutief', doch führt auch E. Tregear, The Maori-Polynesian comparative Dictionary, Wellington 1891, p. 2, diese Form für Samoa auf; ich habe deshalb geglaubt, sie noch stehen lassen zu sollen, obwohl meiner Theorie es nur günstig sein könnte, wenn sie zu streichen wäre.

Das Pronomen der 2. Sing. lautet in den polynesischen Sprachen durchgängig *koe* (bei Tonga auch *ke* [?]), resp., wo *k* nicht vorkommt, *'oe*, *'e*. Hier glaube ich nun *e*, das auch schon in Javan.: *kowē* sich zeigt, als Vocativpartikel fassen zu sollen, die ja in einigen polynesischen Sprachen sowohl vor-, als nachgesetzt wird,[1] und deren Verwendung bei der zweiten, der angeredeten, angerufenen Person besonders begreiflich ist. Das dann jetzt noch verbleibende *ko* kann, wenn man die malayischen Formen *kau*, *kao*, *kou* berücksichtigt, nur als aus diesen entstanden aufgefasst werden. — Wenden wir uns jetzt den Possessiven zu, so gibt Müller (M. GS II, 2, p. 27) hier für Samoa zwei Formen an; die eine, *la'oe*, *lo'oe*, nennt er die ‚volle Form', die zweite, *lāu*, *lōu*, die ‚contrahierte Form'. In dieser Auffassung liegt nun ein bedeutender Irrthum. In der ‚vollen Form' *la'oe*, *lo'oe* ist *la* und *lo* natürlich entstanden aus der Verbindung des Artikels *la*, resp. *le* mit den Genitivpartikeln *a* und *o*; das noch übrigbleibende *'oe* ist nichts Anderes als die Pronominalform. In der ‚contrahierten Form' *lāu*, *lōu* aber finden wir zunächst wiederum *la* und *lo*, aber hier mit einen Dehnungsstrich versehen; woher soll derselbe kommen? Weil etwas mit *la* und *lo* contrahiert worden ist? Es wäre zum Contrahieren nichts Anderes da als das *o* des nach Müller's Annahme folgenden Pronomens *'oe*; es wäre also *lā* und *lō* entstanden aus *lao* und *loo*. Aber wie rechtfertigt sich nun das *u* in den beiden ‚contrahierten' Formen *lāu*, *lōu*? Es bliebe nichts Anderes übrig, als es aus dem von der Pronominalform *'oe* noch restierenden *e* entstehen zu lassen. Da aber Umwandlung von *e* in *u* im Samoanischen und überhaupt wohl im Polynesischen nicht denkbar ist, so fällt die ganze Auffassung in sich zusammen. Es wäre allenfalls noch zu denken, dass *u* aus dem *'oe* der Pronominalform entstanden wäre, wobei allerdings dann der Dehnungsstrich in *lāu* und *lōu* unerklärt bliebe. Indess Contraction von *oe* zu *u*, so geläufig auch im Griechischen, ist in den polynesischen Sprachen ebenfalls nicht denkbar.

Um die beiden Formen vollends zu erklären, muss ich auf das Possessiv der 1. Sing. bei Samoa zurückgreifen. Auch

---

[1] Siehe Tregear, l. c. p. 37.

hier gibt Müller (l. c.) zwei Formen an, eine ‚volle': *laa'u, loa'u,* und eine ‚contrahierte': *la'u, lo'u.* Auch hier kann aber von einer Contraction nicht die Rede sein. Nimmt man in beiden Formen wieder *la* und *lo* hinweg, so bleibt von der ‚vollen' Form noch *a'u,* von der ‚contrahierten' *'u.* Wer sieht nicht, dass wir hier ganz einfach im ersten Falle das eigentliche samoanische Pronomen der 1. Sing., im zweiten Falle aber das Suffix der 1. Sing. = *ku* bei Tonga etc. vor uns haben? So stellen sich nun die beiden Reihen ganz anders dar. In der sogenannten ‚vollen' Form haben wir eine Bildung, welche das Possessiv durch Vorsetzung der (im Singular mit dem Artikel verbundenen) Genitivpartikel vor das volle Personalpronomen formt, also ganz und gar dem Genitivausdruck beim Nomen gleichkommt; die sogenannte ‚contrahierte' Form dagegen hat mit Contraction nichts zu thun, sondern fügt, um das Possessiv zu bilden, *(l)a (l)o* an die Suffixform, als welche wir für die 1. Person schon *ku, 'u* erkannt haben. Nimmt man ebenso bei der ‚contrahierten' Form der 2. Sing. *la* und *lo* hinweg, so bleibt *u* übrig, welches eben das Suffix der 2. Sing. ist. Wie nun dieses *u* entstanden, darüber werde ich weiter unten (S. 23) handeln. Betrachten wir, nachdem jetzt eine doppelte Form der Possessivbildung im Samoanischen festgestellt ist, die anderen polynesischen Sprachen,[1] so ergibt sich Folgendes: Im Maori ist für 1. Sing. die zweite Bildungsweise vorhanden, da *taku* und *toku* ganz genau samoanischem *la'u* und *lo'u* entsprechen, dasselbe ist der Fall bei 2. Sing. = *tau* und *tou*; dagegen ist bei Tahiti zwar in 1. Sing. die zweite Bildungsweise — *ta'u, to'u* —, in der 2. Sing. aber die erste — *ta'oe, to'oe* — angewandt worden;[2] wogegen Hawaii wieder in beiden Personen die zweite anwendet — *ka'u, ko'u* und *kau, kou* —. Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass bei Samoa die beiden Bildungsweisen in beiden Personen auftreten,

[1] Ich bezeichne von hier ab die Bildungsweise, welche die Possessive durch Anfügung der Genitivpartikel an die volle Pronominalform bildet, als die ‚erste', die andere als die ‚zweite', ohne natürlich damit eine Aussage über das höhere oder geringere Alter der einen oder der anderen machen zu wollen.

[2] Doch führt Tregear (l. c. p. 537) für Tahiti auch eine Form *tou* an, von der er sagt: ‚not much used in Tahiti itself, but in sub-dialects'.

während die anderen Sprachen theils ausschliesslich die zweite Bildungsweise, theils für eine Person die erste, für die andere die zweite anwenden. In ähnlicher Weise findet sich eine Verschiedenheit der Bildungsweise auch bei der ‚Declination' der Pronomina. Die Casuspräfixe werden im allgemeinen der vollen Form der Pronomina vorgesetzt, dagegen wird die Genitivpartikel immer nur der Suffixform präfigiert, nur Tahiti fügt auch an sie die volle Pronominalform an (s. M. GS II, 2, p. 25ff.).

In der 3. Sing. lautet das Pronomen der melanesischen Sprachen durchgehends *ia*, nur Tonga hat daneben auch noch *ne*. Als Possessivform kommen hier nicht zwei Reihen vor, sondern überall nur die Verbindung der Präfixe *la, lo; ta, to; ka, ko* mit der Form *na*. Von dieser sagt nun Müller (l. c. p. 27), indem er seiner Theorie, dass die Possessive vom (jetzigen) Pronomen abgeleitet werden, genugzuthun sich bemüht, ganz einfachhin ‚wobei *na* das sonst vorkommende (Pronomen) *ia* vertritt'. Das ist nun freilich ein etwas leichtes Auskunftsmittel, ein *ia* durch ein *na* einfachhin ‚vertreten' zu lassen. Hier bietet sich nämlich für Müller's Theorie die ernsteste Schwierigkeit dar, da es auf den ersten Augenschein klar ist, dass hier das Possessivsuffix = *na* nicht vom Pronomen = *ia* abgeleitet sein kann. Anderswo hilft sich Müller in etwas anderer Weise (l. c. p. 77). Er führt eine Uebersicht der Possessivsuffixe der malayischen Sprachen an, in der als Suffix für die 3. Sing. *na, nja* figuriert, und sagt dann von diesen beiden Formen wiederum einfachhin ‚identisch mit dem Pronomen dieser Person'. Hier soll natürlich die Form des Suffixes = *nja* die Brücke schlagen auch zu einer Pronominalform *nja*. Indess ist zunächst hervorzuheben, dass eine Form des Suffixes *nja* in den polynesischen und melanesischen Sprachen gar nicht, in den malayischen Sprachen nur im eigentlichen Malayischen und Javanischen vorkommt, wozu vielleicht auch noch Malagassi: *ni* zu rechnen wäre. Der übergrossen Zahl der Sprachen gegenüber, die das Suffix nur als = *na* kennen, kann aber *nja* nicht als ursprünglichere Form gelten. Noch mehr aber ist es zurückzuweisen, dass es ein Pronomen = *nia* gäbe, mit dem dann das Suffix *nia* ‚identisch' sein könnte. Eine solche Pronominalform der 3. Sing. kommt offensichtlich nicht

vor in den malayischen und polynesischen Sprachen. Nur betreffs der melanesischen Sprachen könnte es auf den ersten Blick scheinen, als besässen manche von ihnen diese Form. Ich weise da indess auf folgende Thatsachen hin:[1] 1. Die Grundform des Pronomens der 3. Sing. ist auch hier *ia*, wenn vor dieselbe *n* tritt, so ist es sozusagen durchgehends das nasalierte *n* = *ṅ*, das Suffix der 3. Sing. hat aber niemals *ṅ* (das eine, noch dazu mit Fragezeichen versehene Beispiel bei R. CV, p. 39 kann nicht in Betracht kommen); 2. in der grossen Mehrzahl der Fälle tritt auch dieses *ṅ* (in einigen Fällen auch blosses *n*) nicht unmittelbar vor *ia*, sondern durch ein *e* oder *a* von demselben getrennt, also Ugi: *ṅaia*, Ulawa: *iṅeia*; 3. überall aber, wo *n*, *ṅ* unmittelbar an *ia* herantritt, fällt dann das *a* des letzteren aus, so dass nur mehr *ni* übrig bleibt. Aus diesen drei Thatsachen glaube ich mit Recht folgern zu können, dass die melanesischen Sprachen die Verbindung *nia* geradezu perhorrescieren und dieselbe auf alle mögliche Weise zu umgehen suchen. Wenn also in keiner der drei zusammengehörenden Sprachgruppen ein Pronomen der 3. Sing. = *nia* vorkommt, so ist es, selbst wenn auch die Suffixform ursprünglich *nia*, *nja* lautete, doch nicht möglich, von einer Identität zwischen Suffix und Pronomen zu sprechen. Da indess auch als Suffixform *nia*, *nja* nicht ursprünglich sein kann, so habe ich als Ergebniss der ganzen Untersuchung hinzustellen, dass wir in den drei Sprachgruppen ein Suffix der 3. Sing. = *na* vor uns haben, das nicht vom Pronomen der 3. Sing. abgeleitet werden kann.

Mit positiver Sicherheit nun die Entstehung dieses Suffixes anzugeben, dazu fühle ich mich auch nicht im Stande. Ich möchte aber die Annahme machen, dass hier, bei dem Suffix der 3. Person — entgegen den Suffixen der beiden anderen Personen — überhaupt nicht auf eine Verbindung mit dem Pronomen zu reflectieren sei, sondern dass es mit den demonstrativen Elementen *na*, *ne*, *ni* in Verbindung zu bringen wäre, die sich ja bei allen drei Sprachgruppen finden. In

[1] Ich stütze mich hier auf C. ML; auf R. CV, p. 38; auf ZAO I p. 359, II p. 58, III p. 99; auf M. GS II, 2, p. 59, 72ff.; Journal of the Anthropological Inst. XIX, p. 503; auf G. Turner, Samoa, London 1884, p. 371.

den melanesischen Sprachen ist der bestimmte Artikel durchgehends = *na*, *n* (C. ML, p. 107); die polynesischen Demonstrativpronomina für ‚jener', Maori, Tahiti, Marquesas, Paumotu, Mangareva: *tena*, Hawaii: *kena*, Samoa: *lena*, Tonga: *hena* (Tregear l. c. p. 504; M. GS, p. 29) bestehen aus dem bestimmten Artikel *te*, *ke*, *le*, *he* und dem demonstrativen Elemente *na*. Da, wie gleich unten (S. 24ff. u. 26) gezeigt werden soll, die Bildung der drei Singularsuffixe in ziemlich frühe Zeit anzusetzen ist, so würde die Herleitung des Suffixes von diesem demonstrativen Element sich um so eher empfehlen, da ja der noch promiscue Gebrauch von Pronomen der 3. Sing. und Demonstrativen, der bei dieser Herleitung vorausgesetzt werden müsste, im Allgemeinen auf höheres Alterthum schliessen lässt.

Wir kommen jetzt zu den Pluralsuffixen. In den malayischen Sprachen sind dafür theilweise eigens entwickelte Formen vorhanden (s. M. GS II, 2, p. 122), auf die ich indess hier nicht eingehen will. Innerhalb der melanesischen Gruppe sind in den meisten (?) Sprachen eigene Suffixformen für den Plural nicht vorhanden, in den anderen zeigt sich ein Ansatz dazu, indem die verkürzten Formen der Pluralpronomina herangezogen werden. Bei den polynesischen Sprachen kann auch im Allgemeinen von eigenen Pluralsuffixen nicht gesprochen werden. Für Samoa führt indess Müller (l. c. II, 2, p. 27) wiederum für die 2. Plur. seine zwei schon berührten Formen an, die ‚volle' = *la'outou*, *lo'outou*, die ‚contrahierte' = *lāutou*, *lōutou*. Nehmen wir zunächst die erstere vor, so ist bald klar, dass wir hier wiederum die Possessivbildung nach der oben (S. 16) so genannten ersten Weise vor uns haben: *(l)a*, *(l)o* an die volle Pronominalform gefügt. Die Pronominalform der 2. Plur. lautet eben für Samoa: *'outou* = Tahiti = Hawaii: *'oukou* = Maori: *koutou*.

Nun stösst uns aber für diese Pronominalform selbst eine Schwierigkeit auf. In *koutou*, *outou* ist *tou* = *toru*, *tolu* der Zahlform für ‚drei'. Der polynesische Plural ist ja eigentlich nichts Anderes als ein Trial. Dieser Trial wird in den melanesischen Sprachen gebildet durch Anfügung des Zahlwortes für ‚drei' an die eigentliche Pluralform, so dass das so entstandene Ganze dann so viel bedeutet als: Vielheit (und zwar) drei. Auch für den polynesischen Plural-Trial, der sich nur

aus dem melanesischen Trial herausentwickelt hat (S. 30 ff.), muss nun die Regel als massgebend gefordert werden, dass er gebildet werde durch Anhängung der Zahlform für ‚drei‘ an die Pluralform des Pronomens. In der 1. Person des Plural-Trial ist auch diesbezüglich keine Schwierigkeit vorhanden: in 1. plur. incl. = *tatou* ist *ta* entstanden aus der reinen Pluralform *kita*, und ebenso in 1. plur. excl. = *matou* ist *ma* aus einer Form *kama* entstanden (das Nähere über dieses letztere siehe S. 67). Anders dagegen steht die Sache bei der 2. Plur.: *koutou*, *'outou*, denn das alte Pronomen der 2. Plur. lautet nicht *kou*, sondern *kamu*. Müller, der überhaupt nicht der Ansicht zu sein scheint, dass auch im Polynesischen Trial (und Dual) von alten Pluralformen abgeleitet werden müssen, führt (l. c. II, 2, p. 23) ein Schema auf, welches er mit den Worten einleitet: ‚Die Formen mögen in der polynesischen Grundsprache so gelautet haben‘, und dann figuriert als Form der 2. Person des Trial-Plural: *ko-toru*. Indess lauten die jetzigen Formen *koutou*, *'outou*, die also doch auf ursprüngliches *kou-toru* schliessen lassen müssten. Müller wenigstens hätte so schliessen müssen, da alle Formen, die er anführt, das *u* haben. Tregear allerdings führt (l. c. p. 177) von Rarotonga, Marquesas und Mangareva auch die Form *kotou* an. Noch sind zur ausreichenden Beurtheilung des Trial-Plurals auch die Dualformen der polynesischen Sprachen in Betracht zu ziehen. Auch sie sind ganz in entsprechender Weise wie der Trial-Plural durch Anfügung des Zahlwortes für ‚zwei‘ an die alte Pluralform des Pronomens gebildet. Zieht man aber von diesen Dualformen das Zahlwort für ‚zwei‘ = *lua*, *rua*, *ua* ab, so bleibt in allen bei Müller (l. c.) angegebenen Formen nicht *kou*, sondern blos *ko* übrig; Tregear freilich (l. c. p. 174) führt auch hier wieder abweichend für Samoa *'ou lua* an, dasselbe dann auch noch Turner, Samoa, p. 372 für Tonga, Manahiki und Fakaafo. Man müsste also wohl sagen, dass sowohl im Trial-Plural, als im Dual die Form *kou*, als auch die Form *ko* vorkomme, wenn auch im Trial-Plural *kou* und im Dual *ko* vorherrschend sein möchte. Indess wie nun die Form *kou* sowohl wie *ko* mit *kamu* zusammenzubringen?

Die Verbindung ist sogleich hergestellt, wenn ein Ausfall des *m* in *kamu* angenommen werden kann. Dieser Ausfall wird nun in der That an vielen Stellen der malayo-melano-

polynesischen Sprachfamilie bezeugt. Er bereitet sich schon vor im Tagala, wo neben *kamo* noch *kayo* sich findet; er wird dann ausdrücklich bezeugt von dem melanesischen Florida, von dem Codrington (l. c. p. 526) schreibt: ‚In the Plural *gami* and *gamu* are shortened to *gai* and *gau*.‘[1] Ganz den gleichen Vorgang müssen wir auch anderwärts constatieren, wo zudem noch das Anfangs-*k* weggefallen ist; so Annatom: *(ai)jau(a)* (M. GS II, 2, p. 73), Rotuma *au(-sa)* (C. ML, p. 404). Desgleichen auch bei R. CV, p. 38, wo 1. Plur. excl. *kami*, *ami* durchgängig zu *kai*, *ai* geworden ist, und dann auch 2. Plur. *omi* bei Nala zu *oi* und *umi* bei Kabadi zu *ui(-da)* geworden ist. Vgl. auch Alfurisch: 1. Plur. excl. *kami* und *kai*; auch dajakisch 1. Plur. excl.: *iköy* ist hierhin zu ziehen, wie auch Fiji: *kei(mami)*, woraus dann auch Pampanga *ke* (neben *kami* und *kai*) sich erklärt.[2] Aus *kau*, *gau* entstand dann auf ganz gewöhnlichem Wege *ko*, *go*, das in der That auch in den melanesischen Sprachen schon bei Ġao (C. ML, p. 556): *go pa lu*, *go-tolu*, bei Tasiko (C. ML, p. 470): *ko*, *koru*, *koru*, *koro*, bei S. Cruz (l. c. p. 488) *ġo*, *ko* finden.[3] — Ist nun so die Form *ko* im polynesischen Dual und Trial-Plural erklärt, so bereitet auch die Erklärung der Form *kou* jetzt nicht viel Schwierigkeiten mehr. Man kann sie auffassen entweder als aus einer Pronominalform = *komu* entstanden, wie sie in den melanesischen Sprachen nicht selten ist, oder aber auch als Nebenform zu *kau*, die sich erhielt, während *kau* sich zu *ko* fortentwickelte. Die Thatsache, dass sowohl *ko* als *kou* sowohl im Dual als im Trial-Plural vorkommen, kennzeichnet sie deutlich als Formen, die ursprünglich wohl unterschiedslos

---

[1] Florida = Anudha (s. C. ML, p. 522) *ai tolu*, *au tolu* (bei M. GS II, 2, p. 72).

[2] Es scheint, dass auch H. Kern in seinem angeführten Werke diesen Ausfall des *m* annimmt, denn er lässt aus einem vorauszusetzenden samoanischen *kemun-lua*, resp. *komun-lua* ein *ko(m)ullua* entstehen, aus dem *'oulua* hervorgeht (l. c. p. 22). Das geschieht indess so beiläufig, dass ich nicht weiss, ob H. Kern die Bedeutsamkeit und Fruchtbarkeit seiner Entdeckung ganz erfasst hat.

[3] H. Kern, l. c. p. 21 weist auch darauf hin, dass Fiji neben *kemu(ni)* schon ein *ko(ni)* kennt, und dass auch im Kawi neben *komu* schon *ko* bisweilen vorkommt, das dann in der neueren Sprache zur Regel geworden sei.

nebeneinander bestanden. Für den Dual aber (= *kou-lua*), wo gleich in dem Zahlwort *lua, rua* ein anderes (betontes) *u* folgte, das durch die zum Ausfall neigende, in einigen Sprachen wirklich ausgefallene Liquida nur unvollkommen von dem *u* das *kou* getrennt gewesen wäre, wurde allmälig die Form *ko* häufiger. Im Trial-Plural dagegen (= *kou-toru, kou-tou*), wo bei folgendem *toru, tolu, tou* jener Grund nicht bestand, konnte auch deshalb *kou* sich eher festsetzen, weil es mit *tou* einen Gleichklang bildete. In bewusster Ausgestaltung dieses Princips kam Tonga, wo statt *ko, kou mo, mou* sich findet, dann schliesslich dahin, dass *mo (= ko)* allein schon, ohne das Zahlwort *ua* den Dual darstellen konnte und entsprechend dann *mou* (= *kou*) allein schon den Trial-Plural, ja es griff das selbst auf die Formen der 1. Plur. incl. und excl. über, wo dann incl.: *ta*, excl.: *ma* allein schon den Dual und incl.: *tau*, excl.: *mau* den Trial-Plural bilden konnten.[1]

Nachdem ich so dargethan, dass auch die 2. Plural (und Dual) im Polynesischen von der alten Pluralform *kamu* abzuleiten ist, kann ich jetzt zur Erklärung der zweiten ‚contrahierten' Form, die Müller anführt (s. oben S. 19), übergehen. Sie lautet *lāutou, lōutou.* Hier könnte es nun allerdings absolut genommen als möglich bezeichnet werden, dass diese Formen aus den ‚vollen' *la'outou, lo'outou* contrahiert worden wären, vorausgesetzt, dass auch das ' ohne Weiteres vernachlässigt werden könnte; denn *la* + *o* könnte wohl auch im Polynesischen zu *lā (?)* und *lo* + *o* zu *lō* werden. Indess da wir gesehen, dass im Singular in der 1. und 2. Person die beiden

---

[1] H. Kern (l. c. p. 22) fasst allerdings Tonga: *tau* anders auf; er meint, es sei ‚reeds uit een ouder *ta tou taou* verschrempeld'. Ich verkenne nicht, dass ein Zusammenschrumpfen von *toru* über *tou* zu blossem *u* möglich ist, es finden sich ja in Sprachen der Salomonsinseln (s. unten S. 42) gerade auch bei den Pronomina entsprechende Beispiele. Indess scheint mir diese Erklärung doch deshalb nicht haltbar zu sein, weil, wie ich gezeigt, auch im Dual Formen mit *u* vorkommen. Allerdings sind das Formen der 2. Person; aber wenn *tau* (und *mau*) aus *tatou* (und *matou*) entstanden sein sollen, so muss auch *mou* auf *motou* zurückgeführt werden. Nun wird es aber nicht angehen, das *u* im Dual auf das Zahlwort *lua, rua, ua* zurückzuführen; denn dann wären an demselben Pronomen die doch an sich deutlich von einander unterschiedene Dual- und Trialbezeichnung beide in das unterschiedslose *u* zusammengeflossen.

Suffixbildungen durchaus nicht als ‚volle' und ‚contrahierte' betrachtet werden können, so wird die Analogie auch diese beiden Pluralformen nur in derselben Weise aufzufassen gestatten: *lao'utou, lo'outou* ist, wie gezeigt, ein Possessiv der ersten Bildungsweise, dann ist *lāutou, lōutou* ein solches der zweiten, d. h. ein Possessiv gebildet durch Antritt von *(l)a*, *(l)o* an die Suffixform. Als diese Suffixform würde sich dann hier *u* herausstellen.

Aber war nicht vorhin schon (S. 16) *u* auch als Suffix der 2. Sing. aufgestellt worden? Allerdings, und es ist jetzt an der Zeit, auf die Entstehung desselben einzugehen. In den malayischen Sprachen tritt als Suffix der 2. Sing. durchgehends *mu, mo, m* auf, nur Malagassi hat *nao*, Mankassar *nu, ta, ko, ki* (M. GS II, 2, p. 122). In den melanesischen Sprachen finden wir auf den Bankinseln: *ṅ, ṁ, ṁa*, auf den Torresinseln: *ṁa*, S. Cruz: *mu*, Fiji: *mu*, Rotuma: *u*, den Neu-Hebriden: *ṅa, ṁa, ma, m, mu*, auf den Salomonsinseln durchgängig *mu*, nur Waṅo: *ṁu* und Ġao: *u* neben *mu*, Neu-Lauenburg: *ma, m*, Neu-Pommern: *mu, m, n*, Jaluit, Pelew, Mortlock, Kusaie: *m*, in der Torresstrasse meistens *mu*, seltener *m* (s. die oben S. 18 angeführten Quellen). So leicht sich nun das polynesische (Singular-) Suffix *u*, wie auch Rotuma und Ġao: *u* aus der alten, jetzt noch in den malayischen Sprachen verwendeten Form des Pronomens der 2. Sing. = *kau* ableiten liesse, so sehr sträuben sich alle die angeführten malayischen und melanesischen Formen des Suffixes dagegen. Codrington sieht denn auch keinen anderen Ausweg als den, die Formen *mu, ma, m* etc., geradeso wie auch schon die Suffixe der 1. Sing. = *ku, gu* und der 3. Sing. = *na* als etwas den malayo-melanesischen Sprachen ursprünglich Fremdes und aus irgend einer hinterindischen Sprache Entlehntes zu bezeichnen, und es ist ihm da ‚a point of very great interest', dass ‚the Pronouns of Khamti, one of the Tai languages in the Asiatic continent, *kau*, I, *mau*, thou, *man*, he' lauten; freilich lässt er dann auch das polynesische *u* aus ursprünglichem *mu* entstehen. Abgesehen davon, dass eine Verbindung des malayo-melano-polynesischen Stammes in älterer Zeit mit den doch zu den tibeto-burmanischen Sprachen in Beziehung stehenden und mit diesen von Norden hergekommenen Thaisprachen sehr unwahrscheinlich ist, eher noch eine solche mit den

Mon-Anamsprachen angenommen werden könnte (s. dazu K. Himly in Sitzungsber. der k. bair. Akad. der Wissensch., phil.-hist. Cl. 1889, II, p. 277), ist es doch wohl eine bedenkliche Annahme, so wichtige und innerliche Formen, wie es die Suffixe doch sind, aus einer fremden Sprache entstammt sein zu lassen. — Müller (l. c. II, 2, p. 77, 122) lässt die malayische und melanesische Singularform des Suffixes = *mu* aus der Pluralform des Pronomens = *kamu* entstehen. Diese Annahme, so crude dahingestellt, dass ein Singularsuffix aus einem Pluralpronomen sich gebildet haben sollte, scheint mir ebenfalls ganz unzulässig zu sein. Dass aber Müller sie nur in dieser ‚einfachen' Weise macht, scheint doch wohl daraus hervorzugehen, dass er (l. c. p. 122) das Suffix *mu* schon ein früher aus dem Singularpronomen *añkau* gebildetes *ko* verdrängen lässt.

Ich glaube nun, dass die folgende Annahme, so gewagt sie auch auf den ersten Blick scheinen möchte, nicht eine Durchschneidung, sondern eine wirkliche Lösung des Knotens bietet. Als Pronominalform der 2. Sing. wird jetzt in der Grundform *kau* angenommen und als Pluralform dazu *kamu*. Das Richtige ist, wie ich meine: In der Grundform gab es gar keine Bildung, die ausdrücklich den Singular und ausdrücklich den Plural bezeichnet hätte, sondern es bestand nur eine forma communis, und diese lautete *kamu*. Daraus ist durch Ausfall des *m* erst später *kau* entstanden. Dass dieser Ausfall thatsächlich vorkam, ist ja oben (S. 20ff.) selbst für die Form mit eigentlicher Pluralbedeutung nachgewiesen worden. Hier lag aber noch mehr Veranlassung vor, denselben zu vollziehen. Da das Pronomen der 2. Person naturgemäss viel häufiger in der Anrede für nur eine Person zur Verwendung kam, so lag es um so mehr nahe, die längere Form *kamu* zu der kürzeren und bequemeren *kau* umzugestalten. Als aber dann einmal beide Formen vorhanden, benützte man sie als ein willkommenes Mittel, um den Unterschied zwischen Singular und Plural, dessen äussere Fixierung doch allmälig wünschenswerth erschien, durch sie ständig zum Ausdruck zu bringen. Der ältere Zustand, wo *kamu* allein für Singular und Plural gebraucht wurde, findet sich allerdings jetzt nur mehr selten, immerhin aber lassen sich doch noch einige Beispiele dafür anführen. So ist auf der Karolineninsel

Kusaie[1] 2. Sing.: *kom*, 2. Plur.: *komwos* (= *komu-os*, hier ist *os* nachträgliches Pluralzeichen, wie *s* bei Rotuma, *t* bei Gao etc. s. oben S. 6; vgl. 3. Sing.: *el*, 3. Plur.: *elos*); ferner ist in den auch sonst viel Alterthümliches bietenden (s. S. 81 u. 84) sogenannten melano-papuanischen Sprachen (R. CV, p. 39) bei Murua 2. Sing.: *(ya)kom*, 2. Plur.: *(ya)kami*, dann ebendortselbst Nada 2. Sing.: *tom* (bestehend aus der Demonstrativpartikel *to* [s. S. 81] + *m*), 2. Plur.: *tomis*, letztere ganz gleich dem Pluralsuffix *tomis* bei Rotuma (C. ML, p. 404), wo das Pronomen *omis* lautet und *s*, *sa* den Plural nachträglich andeutet.[2] Ebenfalls glaube ich hierhin beziehen zu sollen, wenn in den alterthümlichen Sprachen von St. Cruz 2. Sing. und Plur. gleich sind, bei Deni (C. ML, p. 488) 2. Sing.: *mu*, *pu*, 2. Plur.: *mu*, *pu*, bei Nifilole (l. c. p. 495) 2. Sing.: *imu*, 2. Plur.: *imi* (aus *imu-i*).

Jetzt ist es leicht, die Entstehung von *mu* zu bestimmen: *mu* als Singularsuffix bildete sich von *kamu* zu einer Zeit, als dieses noch das einzige Pronomen der 2. Person war, sowohl Singular als Plural bedeutend. Was dann weiter das polynesische Singularsuffix *u* angeht, so könnte man dasselbe an sich betrachtet ganz ruhig von einer Pronominalform der 2. Sing. = *kau* ableiten, oder auch von einer aus der noch indifferenten Form *kamu* abgeleiteten und gleichfalls noch indifferenten Form *kau*. Wenn man indess erwägt, dass die Suffixe der 1. und 3. Sing. offensichtlich ganz mit den entsprechenden Formen der malayischen und polynesischen Sprachen übereinstimmen und also in der gleichen Zeitperiode gebildet sein müssen, so erscheint es als ausgeschlossen, dass diejenige Gruppe der damals noch einen Sprachfamilie, welche später zu den jetzigen polynesischen Sprachen sich entwickelte, erst noch eine Zeitlang des mitten innestehenden Suffixes der 2. Sing. entbehrt hätte. Es bleibt also nichts Anderes übrig, als das jetzige polynesische *u* erst später aus der ursprünglich

[1] Journ. of the Anthr. Instr. XIX, p. 503.

[2] Ich weise auch noch hin auf P. Favre, Grammaire de la langue Malaise, Vienne 1876, p. 87. ‚Ce pronom *(kāmu)* est cependant aussi quelquefois pris au singulier ... c'est pourquoi, quand on veut marquer le pluriel plus exactement, on ajoute à ce pronom le mot *ōrang*, ou quelque autre mot qui marque le pluriel.'

auch hier vorhandenen Form *mu* entstanden zu denken. Der Ausfall eines silbenbeginnenden *m* mag zwar nicht allzu häufig sein, lässt sich aber doch im Polynesischen mit einigen Beispielen belegen: Maori: *maewa* und *aewa* ‚wandern‘; Tonga: *teimaha* ‚schwer‘ = Tahiti: *teiaha*; Marquesas: *karamea* ‚rothe Erde‘ = Tahiti: *araea* und Mangareva: *kakaraea*; Hawaii: *maikola* und *aikola* ‚werthlos‘; Hawaii: *uala* ‚Süsskartoffeln‘ = Marquesas: *kumara*, Maori: *mote* ‚saugen‘ = Paumotu: *ote* (bei Tregear l. c. p. XVff.). Müller's Satz (l. c. II, 2, p. 7): ‚*m* bleibt überall unverändert‘, muss also in etwa wenigstens eingeschränkt werden. Während nun die Bildung von *mu* aus *kamu* eben wegen der vorauszusetzenden Indifferenz des letzteren in Bezug auf den Numerus in ziemlich frühe Zeit hinaufzusetzen ist, kann natürlich der Uebergang von *mu* zu *u* ruhig erst in die spätere Zeit, selbst erst nach der Trennung des Polynesischen von den anderen beiden Gruppen verlegt werden. Indess würde *u* auch bei Rotuma und bei Ġao neben *mu* (s. oben S. 23) doch schon einen bedeutungsvollen Ansatz dazu auch innerhalb der melanesischen Sprachen bilden. — Was dann endlich das Pluralsuffix *u* angeht, so ist es natürlich auch auf ein früheres Suffix *mu* zurückzuführen, das aber dann ruhig von dem Pluralpronomen *kamu* abgeleitet werden könnte, dessen Bildung also erst in spätere Zeit anzusetzen wäre. Die melanesischen Sprachen, die auch ein Pluralsuffix gebildet haben, suchen es allerdings im Allgemeinen lautlich von dem Singularsuffix zu scheiden, indem sie zu dem Singular *mu* für den Plural Formen wie *mui*, *miu*, *mi* bilden, doch hat Ambrym sowohl für Singular als Plural die gleiche Form *m*, Rotuma Plural: *mu* neben Singular: *u*, Pelew 3. Plural: *mu* neben Singular: *m*.

Damit bin ich mit der Untersuchung der polynesischen (und malayischen und melanesischen) Possessiva zu Ende. Ich erlaube mir, die für mich hier besonders in Betracht kommenden Punkte, welche ich durch dieselbe sichergestellt zu haben glaube, noch einmal kurz zusammenzustellen:

1. Wenn auch in den polynesischen Sprachen eine Art der Possessivbildung vorkommt, die einfach die Genitivpartikeln an die volle Pronominalform anfügt, so gibt es doch dortselbst auch eigentliche Possessivsuffixe.

2. Diese Suffixe sind dieselben wie die der malayischen und melanesischen Sprachen; wenn einige Schwierigkeiten sich zu bieten schienen bei dem Suffixe der 2. Person, so werden dieselben gelöst durch die richtige Erklärung der Entstehung der entsprechenden malayo-melanesischen Formen.

3. Diese Suffixe lassen sich sämmtlich auf Stämme der gemeinsamen Ursprache zurückführen, die der 1. und 2. Person auf die Formen der entsprechenden Pronomina, die der 3. auf einen Demonstrativstamm; es ist also nicht nothwendig, die bedenkliche Annahme zu machen, dass so wichtige Formen aus einer fremden Sprache herübergeholt worden seien.

IV. Die Stellung der melanesischen Sprachen zu den polynesischen.

Nachdem jetzt festgestellt ist, dass die Suffixe in den melanesischen, malayischen und polynesischen Sprachen dieselben sind, kann ich den Beweis, den Codrington aus der Art der Verwendung derselben für die grössere Ursprünglichkeit der melanesischen Sprachen herleitet, darlegen. In den malayischen Sprachen wird das Possessivverhältniss durch Suffixe ausgedrückt, die an alle Nomina unmittelbar angefügt werden. In den polynesischen Sprachen aber werden die Suffixe nicht unmittelbar an das Nomen gehängt, sondern an bestimmte Partikeln und so dann erst mittelbar dem Substantiv zugefügt. In den melanesischen Sprachen nun ist auch wieder die unmittelbare Anfügung der Suffixe im Gebrauch, aber nicht an alle Substantive, sondern nur an eine bestimmte Classe derselben, im Allgemeinen gesprochen an diejenigen, die einen Körpertheil, Verwandtschaft, Theil eines Ganzen u. ä. bezeichnen; bei allen anderen Substantiven wird die mittelbare Suffigierung nach Art der polynesischen Sprachen geübt.[1] Wenn

[1] Allerdings scheinen auf den ersten Blick diese nicht suffigierten melanesischen Possessivformen mit den polynesischen nicht übereinzustimmen. Sind auch die Suffixe selbst gleich, so sind die Partikeln, an welche sie gefügt sind, doch verschieden: im Polynesischen werden sie, wie schon oben (S. 15) gezeigt, an die Genitivpartikeln *a*, *o* gefügt, die melanesischen Partikeln sind dagegen, schematisch genommen, *no*, *mo*,

nun so die melanesischen Sprachen sowohl die malayische Art und Weise, das Possessivverhältniss auszudrücken, als auch die polynesische in sich enthalten, so kann ich Codrington nur beistimmen, wenn er (l. c. p. 28) sagt: ‚It is impossible surely to doubt that the Melanesians have the ancient idiomatic use.' Das Ursprüngliche war die (nach bestimmter Regel sich vollziehende) Anwendung beider Weisen, die malayischen Sprachen haben die eine Weise der unmittelbaren Suffigierung allmälig unterschiedslos auf alle Substantive angewendet, während auf der anderen Seite die Polynesier die andere Weise der mittelbaren Suffigierung auf alle Substantive ausdehnten. So lässt sich die ganze Sachlage sehr gut begreifen. Die Annahme dagegen, dass die Malayen das Ursprüngliche besässen und die Melanesier die unmittelbare Suffigierung zuerst auf gewisse Substantive beschränkt hätten, worauf dann die Polynesier sie ganz fahren liessen, berücksichtigt nicht, wie unverständlich es wäre, dass die wilden melanesischen Stämme die ja doch bequemere Methode, die Suffixe einfach an alle Nomina zu hängen, durch eine so zugleich sinnreichere und compliciertere hätten ersetzen können. Die gegentheilige Ansicht wiederum — auch die Ansicht Müller's (l. c. II, 2, p. 2) —, dass die Polynesier das Ursprüngliche darböten und die Melanesier zunächst in beschränktem Umfang die unmittelbare Suffigierung eingeführt hätten, die dann bei den Malayen zum vollen Durchbruch gekommen, erklärt nicht, wie dann bei den Melanesiern die Einführung gleich

ga, *ma* (C. ML, p 130). Von diesen bezeichnet *no* eine Zugehörigkeit im Allgemeinen, *ga* eine engere Zugehörigkeit besonders auch von Speisen. Aehnliche, resp. ganz gleiche Formen wie diese beiden letzteren besitzt aber nun doch auch das Polynesische, es sind das die beiden Partikeln *no* und *na*, die gerade wie *o* und *a* schon beim Nomen zur Bezeichnung des Genitivs dienen und, mit dem Possessivsuffix zusammengefügt, auch Possessive bilden. Von *no*, *o* sagt nun Müller (II, 2, p. 19), dass sie ‚eine Zusammengehörigkeit im Allgemeinen' bezeichnen, von *na*, *a*, dass sie ‚zur Bezeichnung eines vollständigen, gleichsam unveräusserlichen Besitzes dienen'. Tregear (l. c. p. 268) führt nun auch noch an: ‚Mangareva, *no*, a signe of the genitive case, except in names of food or of women, if spoken of by their husbands', und p. 261: ‚Mangareva, *na*, a sign of the genitive case, used only in speaking of food, or of a wife by her husband'. Das wären also ziemlich genaue Entsprechungen der melanesischen Partikeln *no* und *ga*, die auf den Salomonsinseln ja auch die einzigen Possessivpartikeln sind.

so planmässig und nach sinnvollen Regeln vor sich gehen konnte. Codrington führt (p. 28 und 143) eine treffliche Bemerkung an, die es im Gegentheil recht anschaulich macht, wie aus der melanesischen Weise die polynesische entstehen konnte. ‚It is very instructive to observe that one of the first effects on a Melanesian language of intercourse with foreigners is a relaxation of this rule of theirs; they come down to the Polynesian level; the use the possessive *noqu*, *nok* (= *no-qu*, *no-k* = ‚mein‘), or whatever it may be, with all common Nouns alike, to make their language more easy to strangers because less idiomatic. . . . A man, who would always say *natuk* (= *natu-k* = mein Sohn) in speaking at home, recognises a phrase more like „boy belonging to me“ as better suited to those who do not know his idioms.‘

Bei Weitem nicht dieselbe Beweiskraft wie das Vorhergehende scheint mir dagegen der andere Punkt zu besitzen, den Codrington (p. 29 und 177ff.) ebenfalls als Beweis für die grössere Ursprünglichkeit der melanesischen Sprachen verwendet, das Vorkommen der Suffixe *i* mit beliebigem[1] vorangehenden Consonanten und *aki*, *agi*, *aka*, *aga*, *ak*, *ag* u. ä.[2] gleichfalls mit beliebigem vorangehenden Consonanten, die ein intransitives Verb zu einem transitiven machen. Codrington unterschätzt wohl die Häufigkeit dieser Partikeln auch in den malayischen und polynesischen Sprachen. Von der malayischen (im engeren Sinne) Sprache meint er, dass sie dieselben nicht besitze (p. 181); wenn er indess deren Suffix *i* ein causatives nennt, so misst Müller (II, 2, p. 135) ihm doch vorzüglich transitivierende Kraft bei, ebenso auch Favre, Gramm. de la langue Malaise, p. 114. Die gleiche Partikel findet sich aber auch im Javanischen, im Battak und Mankassarischen. Wenn dann Codrington (l. c.) auch das malayische *kan* nicht mit melanesischem *aka* etc. zusammenstellen will und ebenso nicht mit javanisch *kake*, das er allerdings den melanesischen Formen gleichstellt, so ist Müller

---

[1] S. indess H. Kern, l. c. p. 77ff., der in umfänglicher Weise ausführt und, wie es mir scheint, nachweist, dass diese ‚beliebigen‘ Consonanten nichts Anderes sind als alte Endungen der Wortstämme, die, am Wortende stehend, durch die spätere Entwicklung abgeworfen wurden, vor dem Vocal *i* aber sich halten konnten.

[2] Vgl. darüber H. Kern, p. 84ff.

(l. c. p. 136) auch hier anderer Ansicht, er setzt malayisches (und ebenso Battak) *kan* gleich javanisch *hakĕ*, *hakęn* und führt beide auf die Präposition *akan* zurück (so auch Favre, p. 117) = Battak: *hon* = ,zu', ,nach'. Es fragt sich dann, ob nicht auch *an* und *aṅ* im Battak, Mankassar und Dajak sich hier anschliessen, das ,im Mankassar und Dajak ungefähr dieselbe Bedeutung hat wie *i*, ,im Battak dagegen bildet es Verba intransitiva mit dem Nebenbegriff, dass dieser Zustand von mehreren getheilt wird' (Müller l. c.).[1] In den polynesischen Sprachen will Codrington nur für Samoa das Vorkommen von *ta'i*, *sa'i* = melanesisch *taki* etc. gelten lassen. Indessen ist doch auch Tonga *faki*, welches die Gegenseitigkeit ausdrückt, kaum von den melanesischen Formen zu trennen.[2] — Allerdings lässt sich doch zugeben, dass die Verwendung der beiden Partikelreihen in den melanesischen Sprachen viel umfangreicher und geregelter ist als in den polynesischen, und insofern dann, als die letzteren die ursprünglichere umfangreichere Anwendung in Verfall gerathen liessen, die melanesischen Sprachen ihnen gegenüber doch den älteren Zustand treuer repräsentieren.

Dagegen scheint mir ein anderer Punkt die grössere Alterthümlichkeit der melanesischen Sprachen evidenter darzuthun, das ist die Bezeichnung der Zahl am Pronomen. Es ist oben (S. 19) schon berührt worden, dass die melanesischen Sprachen neben dem Plural auch einen Dual und Trial besitzen, und dass die beiden letzteren durch Hinzufügung der Zahlwörter für ,zwei' und ,drei' nicht, wie man erwarten könnte, an den Singular (also dann Dual = $1 \times 2 = 2$, Trial = $1 \times 3 = 3$), sondern an den Plural gebildet sind. Es leuchtet ein, dass, bevor ein derartiger Dual oder Trial sich bilden konnte, eine blosse Pluralform nothwendig schon vorhanden sein musste; Dual und Trial konnten erst später entstehen, als man das Bedürfniss fühlte, in gegebenen Fällen den an sich unbestimmten Plural näher zu bestimmen. Dieses Streben wird zuerst zur Bildung des Duals geführt haben; dem entspricht es auch, dass die

[1] Vgl. zu dem Ganzen auch H. Kern, l. c. p. 67 ff.

[2] H. Kern, p. 89 weist nach, das auch im Maori *aki* noch in vereinzelten Formen vorkommt, und ebenso p. 92 das Vorkommen von *i* bei Samoa, Maori, Tahiti und Hawaii.

südlichsten melanesischen Sprachen und einige andere mit gleichfalls alterthümlichem Gepräge nur einen Dual, noch keinen Trial aufweisen: so die Sprachen von Neu-Caledonien, den Loyalitätsinseln, auf Rotuma, auf den Torresinseln. In allen übrigen melanesischen Sprachen dagegen findet sich auch ein Trial.[1] — In den polynesischen Sprachen nun findet sich nur ein Singular, Dual und Plural am Pronomen, indess ist der letztere nichts Anderes als ein Trial, ebenso wie im Melanesischen gebildet durch Anfügung von ‚drei' an die Pluralform. Dass es wirklich die Pluralform ist, an welche auch im Polynesischen das Zahlwort für ‚drei' angefügt wird, habe ich oben (S. 20 ff.) gegen F. Müller ja nachgewiesen. Es ist nun klar, dass, bevor dieser polynesische ‚Plural' sich bilden konnte, der blosse unbestimmte Plural vorhanden sein musste. Die melanesischen Sprachen, welche den letzteren doch wenigstens noch neben dem durch Zufügung von ‚zwei' und ‚drei' bestimmten Plural aufweisen, haben also hier das Frühere länger bewahrt als die polynesischen Sprachen, welche den blossen Plural schon gar nicht mehr kennen. Das Streben, den unbestimmten Plural durch Zufügung der Zahlwörter näher zu bestimmen, ist bei den Polynesiern so intensiv geworden, dass der blosse Plural zunächst immer seltener angewandt wurde und zuletzt ganz aus dem Gebrauche entschwand. — In den malayischen Sprachen findet sich Dual und Trial nur im Dajak (M. GS II, 2, p. 120), aber ganz nach Weise der melanesischen Sprachen, so, dass nämlich

[1] Bei Ysabel (C. ML, p. 548) findet sich sogar der Ansatz zu einer Vierzahl. Anderswo scheint mir der Plural nichts Anderes als eine Vierzahl zu sein, so bei Tana (Turner, Samoa, p. 371), wo der Plural lautet: *keta-ha, kama-ha, kimia-ha, ila-ha* und wo ‚vier' = *fa* ist, dann bei Araga (M. GS, p. 72), wo der Plural: *gida-i-vusi, kama-i-vusi* etc. und ‚vier' = *fasi*; dann fragt es sich auch, ob nicht auch die schon mehrfach (S. 6 u. 25) angeführten Pluralendungen auf *t* nicht in gleicher Weise zu deuten seien, so besonders Neu-Lauenburg, wo Plural: *dat (= da-at), me-at, mu-at, di-at* und ‚vier' = *wat*; ganz besonders aber Ġao (C. ML, p. 556), wo Plural: *tati (ta-ati), ge-ati (= gai = gami-ati), go-ati* (= *gau = gamu-ati* und ‚vier' = *fati*; vielleicht erhält hierdurch auch Codrington's Bemerkung (p. 559): ‚The Prefix *fa* goes with all above *four*, but is not explained' eine Explanation; sie wäre eben darin gelegen, dass *fati*, bald zu *fa*, bald zu *ati* verkürzt, gewissermassen schon zum allgemeinen Pluralzeichen geworden wäre, das aber nicht mehr blos die ‚vier', sondern auch alles darüber Hinausgehende bezeichnet.

auch der unbestimmte Plural noch neben ihnen gebraucht wird.[1] Die Thatsache, dass in einem so mitten zwischen den anderen malayischen Sprachen liegenden Idiom sich ebenfalls solche Formen finden, scheint mir einen Fingerzeig dafür zu geben, dass auch hier im Westen der Trieb, den unbestimmten Plural näher zu bestimmen, wirksam gewesen ist. Bei näherem Forschen, besonders in den eigentlichen Volkssprachen, würden sich vielleicht auch anderswo noch Spuren aufweisen lassen; es wäre dann von Bedeutung, festzustellen, ob auch dort der blosse Plural schon verschwunden ist und der Trial sich an die Stelle des Plural gesetzt hat, wie im Polynesischen, oder ob der ältere melanesische Zustand noch herrscht. Bedeutsam scheint mir in dieser Richtung, dass W. W. Skeat in seinem Vocabular der Besisisprache, einem Sakeidialekte auf Malakka (im Journ. of the Straits Branch, Nr. 30, p. 13ff.) unter *we* ‚wir' angibt: *hê pâpêk, hê'mpê*; *pâpêk* und *'mpê* sind nämlich nichts Anderes als die Sakeizahlworte für ‚drei'. Ich habe starken Zweifel, ob eine solche Pluralbildung, die ganz der polynesischen gleichkäme, dem Sakei als solchem eigen ist, ich hege vielmehr den Verdacht, dass sie auf den Einfluss des Malayischen, wie es auf Malakka gesprochen wird, zurückzuführen sei, umsomehr, da Skeat gleich darunter auch noch anführt: malayisch *kita berdua*[2] = *hê bâbâr*, *he 'mbâr*, wo *dua* ja das malayische Wort für ‚zwei' und *bâbâr*, *'mbâr* Sakeibezeichnungen dafür sind, so dass wir also auch einen regelrechten Dual hätten, im Malayischen durch Zufügung von ‚zwei' an den (incl.) Plural der 1. Person.

So lassen sich also eine Anzahl bestimmter Punkte anführen, in denen das Melanesische gegenüber dem Polynesischen unzweifelhaft als die ältere Sprache erscheint. Dem entspricht dann auch der Charakter der beiden Sprachen im Allgemeinen. So ist der Lautbestand der polynesischen Sprachen gegenüber

---

[1] Weshalb Müller das Ganze nur als ‚merkwürdigen Ansatz zur sogenannten Trialbildung der melanesischen Sprachen' gelten lassen will, ist mir nicht klar; die ganze Construction ist durchaus dieselbe wie in den melanesischen Sprachen, und die Zusammenfügung des Zahlwortes mit dem Pronomen ist auch in sehr vielen derselben durchaus nicht enger wie hier.

[2] S. Favre, Gramm. de la langue Malaise, p. 82.

dem reicheren, volleren der melanesischen durchaus der einer ‚verfallenden' Sprache, oder wohl besser gesagt, wir haben hier Sprachen vor uns, die aus der in ihrem Reichthum unbestimmten und schwankenden Sprechweise der Melanesier nach grösserer Klarheit und Schärfe streben und zugleich auch alle irgendwie schwierigen Laute zu eliminieren trachten. Die Vocale sind hier klar und bestimmt, von den Consonanten sind nur die hart und scharf klingenden Tenues vorhanden. Im weiteren Verlaufe erschlafft allerdings die Aussprache wieder, doch nur um noch einige Consonanten zu entfernen: *k* wird zu ', *s* und *f* gehen in unterschiedsloses *h* über. Was dann die grammatischen Formen angeht, so möchte ich auch deren ganze Entwicklung bezeichnen als beherrscht von dem Streben nach Deutlichkeit. Die mehr innerlichen organischen Bildungen der melanesischen Sprachen werden fallen gelassen, zum Theil deshalb, weil sie durch die Lautverarmung schon stark geschädigt, respective selbst gar nicht mehr darstellbar waren, zum Theil weil überhaupt die Bildungen dieser Art nicht so deutlich erscheinen, nicht so jedes Missverständniss ausschliessen. Dafür kam das Princip des Nebeneinander mehr und mehr zur Geltung, das für jedes auszudrückende innere Moment gleich eine eigene Partikel anwendet, die, neben die anderen Wortformen gestellt, gleichsam nicht übersehen werden kann. Um es kurz zu sagen: die polynesischen Sprachen scheinen mir analytische Sprachen zu sein, zum Melanesischen (und eventuell Malayischen) in annähernd ähnlichem Verhältniss stehend wie etwa die romanischen Sprachen zum Lateinischen. So mag man diese Sprachen mit F. Müller getrost ‚Partikelsprachen' nennen, aber damit ergibt sich nicht, dass sie die Grundlage einer Entwicklung seien, die in den melanesischen und malayischen Sprachen dann weiter verfolgt werden könne. Gerade der Reichthum an Partikeln beweist, dass wir es nicht mit einer Anfangssprache zu thun haben — die hat gar so viel nicht auszudrücken und deshalb so viel Mittel nicht nothwendig —, sondern mit einer solchen, die, nachdem sie von einer anderen schon höher entwickelten sich abgelöst, jetzt emsig bemüht ist, die Sprachmittel, die sie durch die Abtrennung darangegeben, auf diese äusserliche Weise wieder zu gewinnen. Und sieht man davon ab, dass eben die ganze Entwicklung nur eine äussere

ist, so muss man ganz gewiss die polynesischen Verbalverhältnisse gegenüber denen der meisten melanesischen Sprachen als die reicher ausgestatteten bezeichnen, und es geht auch aus diesem Grunde gar nicht an, das melanesische Verbum als eine Fortbildung des polynesischen betrachten zu wollen.

Ich weiss wohl, dass, wenn diese allgemeinen Ausführungen das volle Gewicht haben sollen, ich die Belege für dieselben im Einzelnen erbringen müsste. Aber zu einem derartigen Unternehmen müssten erst noch bedeutendere Vorarbeiten unternommen werden, zu denen ich indess auch noch einmal zu kommen gedenke. Was indess meine These von dem höheren Alter der melanesischen Sprachen gegenüber den polynesischen betrifft, so glaube ich, dass sie auch schon durch das Mass von positiven Belegen hinreichend gestützt ist, die ich schon angeführt habe; sie wird noch weiter gestützt werden durch den Inhalt des ganzen folgenden Abschnittes, dem ausser seiner selbständigen Bedeutung auch noch der einer Verstärkung des vorhergehenden Theiles zukommt.

V. Die Entstehung der polynesischen Sprachen.

Nachdem im Allgemeinen festgestellt, dass die melanesischen Sprachen den polynesischen gegenüber eine frühere Stufe der Entwicklung darstellen, käme es jetzt darauf an, das Verhältniss der beiden Sprachenkreise zu einander noch etwas näher zu bestimmen. Als Grundlage für diese nähere Bestimmung stelle ich den folgenden Doppelsatz auf: a) Innerhalb der melanesischen Sprachen findet sich eine Gruppe, die in einer Reihe bedeutender Punkte von dem Charakter der übrigen melanesischen Sprachen abweicht und sich dem der polynesischen nähert; b) ebenso, allerdings in geringerem Umfange, befinden sich unter den polynesischen Sprachen einige, die in mehreren Punkten sich den melanesischen nähern. Die erste Gruppe wird gebildet von mehreren Sprachen der Salomonsinseln, von Fiji und Rotuma und — in geringerem Masse — von einigen Sprachen der Neu-Hebriden; die zweite vorzüglich von Samoa und Fakaafo, in einigen Punkten auch Tonga. Ich habe nun zunächst den Beweis für diesen Doppelsatz zu

erbringen; ich werde mich zuvörderst mit der melanesischen Gruppe beschäftigen.

Dieselbe zeigt ihre Annäherung an die polynesischen Sprachen schon in ihrem Lautbestand. Während der südliche Theil der melanesischen Sprachen auch geschlossene Silben kennt, beginnen dieselben in den St. Cruzinseln schon seltener zu werden. Der ganze südliche Theil der Salomonsinseln aber — ausgenommen etwa die Sprache von Ugi — kennt nur offene Silben. Bei der Bougainvilleinsel, vielleicht auch schon bei der Choiseulinsel, beginnen wieder die geschlossenen Silben, die im Bismarck-Archipel und den Admiralitätsinseln wieder zu vollem Rechte gelangen. Auch Fiji kennt nur offene Silben. — Der Consonantenbestand zeigt gleichfalls Annäherung an den der polynesischen Sprachen, wobei allerdings die Gruppierung sich etwas verschiebt. Der ‚very characteristic Melanesian sound q‘, wie Codrington (l. c. p. 211) ihn nennt, der mit Variationen wie *kpw*, *kbw*, *kmbw* gesprochen wird, fehlt ganz in Fiji und Rotuma und Espiritu Santo, wird schon etwas abgeschwächt in Ambrym, Sesake (Neu-Hebriden), Fagani, Waño, Ulawa, Saa, wo er *bw*, *pw*, respective *kw*, *kp* lautet, und hört gänzlich auf in Florida, Vaturaña, Bugotu, Neu-Lauenburg, Neu-Pommern. Fast parallel damit gehend fehlt das nasale *m* (= *ṁ*) in Fiji, Rotuma, Florida, Vaturaña, Bugotu, Neu-Lauenburg, Neu-Pommern. *f*, von dem Codrington p. 210 sagt: ‚This is by no means a common sound in Melanesian languages; on the other hand it is very characteristic of the Polynesian settlements among them‘, erscheint in Rotuma (allerdings in sonderbarer Weise für *t*), Ambrym, Fate, Nifilole (?), Fagani, Bugotu, Ġao. Ich möchte auch Waño, Ulawa, Saa und Bululaha hierhin rechnen, insofern sie *f* bei Fagani stets durch *h* ersetzen (vgl. die Wörter für ‚Banane‘, ‚Boot‘, ‚Frucht‘, ‚Ratte‘, ‚Stern‘, ‚Zahn‘ bei Codrington, p. 39ff.). Ich glaube nicht, dass *h* aus früherem *p*, *v* unmittelbar hervorging, sondern erst durch Vermittlung von *f*, das dann bei diesen Sprachen also früher vorhanden sein musste, geradeso wie es bei Rarotonga, Mangareva, Hawaii früher vorhanden war. Die Thatsache, die Codrington von Waño anführt (p. 506): ‚at one time *h* in Waño inclined to turn to *f*‘, wäre dann also in gerade entgegengesetzter Richtung zu deuten, als Codrington es dort thut.

Eine Vergleichung des Wortschatzes ergibt die Annäherung in ziemlich der gleichen Gruppierung. Für die melanesischen Sprachen benutzte ich das Verzeichniss bei Codrington, p. 39ff., für die polynesischen Tregear's Maori-Polynesian Compar. Dictionary nebst dem Verzeichniss in Turner's Samoa, p. 354ff. Ich hebe folgende Wörter hervor, in denen die besprochene melanesische Gruppe entweder überhaupt von denen der anderen melanesischen Sprachen verschiedene Stämme aufweist, oder bei gleichen Stämmen dieselben doch in einer Form besitzt, die derjenigen der polynesischen Sprachen näher steht.

Asche

Fiji	*dravu*
Rotuma	*roh*
Fagani	*ravu*
Florida	"
Vaturaña	"
Bugotu	*pida-ravu*
Ġao	*pa-rafu*
Samoa	*lefu*
Tahiti	*rehu*
Mangarewa	"
Rarotonga	*reu*
Hawaii	*lehu*
Maori	*punga-rehu*

Blatt

Sesake	*lau*
Espiritu S.	*rau*
Whitsuntide	"
Leper's Isld.	*rau(gi)*
Fiji	*drau*
Rotuma	*rau*
Waño	*raua*
Vaturaña	*ra-rau*
Florida	*rau*
polynes.:	*rau, lau*

Boot

Api	*waġa*
Whitsuntide	"
Fiji	*waġa*
Ulawa	*haka*
Waño	"
Saa	"
Bululaha	"
Fagani	*faka*
Alite	*vaġa*
Vaturaña	*vaka*
Florida	"
Bugotu	"
New-Georgia	"
Maori	*whaka*
Tonga	*vaka*
Marquesas	"
Samoa	*va'a*
Tahiti	*vaa*
Hawaii	*waa*

Frucht

Fate	*ua*
Sesake	*wa*
Fiji	*vua*
Rotuma	*hue*

(Frucht)

Ulawa . . . . *hua*
Waño . . . . „
Saa . . . . „
Bululaha . . . . „
Fagani . . . . *fua*
Alite . . . . *vua-vua*
Vaturaña . . . . „
Florida . . . . „

---

polynes.: . . . . *fua, hua*

Gesicht, Auge

Api . . . . *mara*
Whitsuntide . . . . . *lol mata*

Fiji . . . . *mata*
Rotuma . . . . *maf*
Ulawa . . . . *maa*
Waño . . . . *ma*
Saa . . . . „
Bululaha . . . . „
Alite . . . . *lalo mae*
Vaturaña . . . . *mata*
Florida . . . . „
Bugotu . . . . „
Ġao . . . . *mata ta*
New-Georgia . . . . . *mata*
Neu-Lauenburg . . . „

---

polynes.: . . . . *mata*

Haus

Ambrym . . . . *hale*
Leper's Isld. . . . . . *vale*
Aurora . . . . „

Fiji . . . . *vale*
Vaturaña . . . . „

(Haus)

Florida . . . . . *vale*
Bugotu . . . . . *vaϑe*

---

polynes.: . . . . *whare, fale, fare, hale, hae*

heiss

Vaturaña . . . . *papara*
Florida . . . . . „
Bugotu . . . . . „

---

polynes.: . . . . *wera, vela, vera*

Kokosnuss

Fate . . . . . . *niu*
Sesake . . . . . „
Api . . . . „
Whitsuntide . . „

Fiji . . . . *niu*
Rotuma . . . . . „
Ulawa . . . . . „
Waño . . . . . . „
Fagani . . . . . „
Saa . . . . „
Bululaha . . . . „
Alite . . . . . . „
Vaturaña . . . . „
Florida . . . . . „
Bugotu . . . . . „

---

polynes.: . . . . *niu*

Kopf

Fiji . . . . *ulu*
Rotuma . . . . . *filo'u?*

(Kopf)

Florida . . . . . *ulu*
Bugotu . . . . . „

polynes.: . . . . *ulu, uru*

Laus

Fate . . . . . . *kutu*
Whitsuntide . . *gutu*
Espiritu S. . . . *gut*

Fiji . . . . *kutu*
S. Cruz . . . . . „
Florida . . . . . *gutu*
Bugotu . . . . . „

polynes.: . . . . *kutu, gutu, 'utu, 'uku*

Mund

Vaturaña . . . . *maña*
Florida . . . . . „

Maori . . . . . . *mağai*
Samoa . . . . . *mağa*
Hawaii . . . . . *mana*
Tonga . . . . . *mağa*
Marquesas . . . *maka*
} ,Mund-voll',
sonst = ,essen', ,kauen', ,Speise'

Mutter

Espiritu S. . . . *tina*
Fiji . . . . „
Waño . . . . . . *inu*
Fagani . . . . . „
Vaturaña . . . . *tina*
Florida . . . . . „
Neu-Georgia . . „

(Mutter)

Buka . . . . . . *tina*
Sikayana . . . . *tinana*
Bougainville . . „

Samoa . . . . . *tina*
Rarotonga . . . *tinana*
(= Mutter von Thieren)
Mangareva . . . *tinana*
in den übrigen polynes. Sprachen ist *tina* ,Rumpf', ,Körper', ,Grundlage', ebenso *tino* = ,Rumpf ohne Gliedmassen'.

Nase

(Fate . . . . . . *gusu*)
Sesake . . . . . *ñisu*
Api . . . . „
(Ambrym . . . *guhu*)
Aurora . . . . . *lisui*

Fiji . . . . *uϑu*
Rotuma . . . . . *isu*
Ulawa . . . . . *pal-usu*
Waño . . . . . . *bar-isu*
Fagani . . . . . *bar-usu*
Saa . . . . *pwal-usu*
Bululaha . . . . *pal-usu*
Vaturaña . . . . *isu*
Florida . . . . . *ihu*
Bugotu . . . . . „
Ġao . . . . *nehu*

polynes.: . . . . *isu, ihu*

Regen

Fate . . . . . . *usa*
Sesake . . . . . „
Api . . . . *ua*

(Regen)

Espiritu S. . . . . . . *usa*
Aurora . . . . „

———

Fiji . . . . *uϑa*
Rotuma. . . . . *uas*, *usa*
S. Cruz . . . . *ua*
Alite . . . . *uta*
Vaturaña . . . . *usa*
Florida . . . . *uha*
Bugotu . . . . „

———

polynes.: . . . . *ua*, *uha*

Salz

Fate . . . . *tas-men*
Sesake . . . . *tasi*
Espiritu S. . . . . . . „
Whitsuntide . . . . . *tahi*
Leper's Isld. . . . . . „
Aurora . . . . *tas*

———

Ulawa . . . . *asi*
Waño. . . . . „
Fagani . . . . „
Saa . . . . „
Bululaha . . . . *moi-asi*

(Salz)

Alite . . . . . . *asi*
Vaturaña . . . . *tasi*
Florida . . . . . *tahi*
Bugotu . . . . . „
Ġao . . . . „

———

Tahiti. . . . . . *tai*
Hawaii . . . . . *kai*

in den übrigen polynes. Sprachen ist *tahi*, *tai* = ‚Meer', ebenso bei Fiji, Rotuma: *taϑi*, resp. *sasi* = ‚Meer'.

Vater

Fate . . . . . . *tema*
Sesake . . . . . *tama*
Whitsuntide . . „
Motu . . . . . . „

———

Fiji . . . . „
Vaturaña . . . . „
Florida . . . . . „
Bugotu . . . . . „

———

Samoa . . . . . *tamā*
Fakaafo . . . . „
Tonga . . . . . *tamai*

Es sind 70 Wörter, die Codrington in seinem Verzeichniss anführt, und mit denen hier die Vergleichung durchgeführt ist. Berücksichtigt man, dass unter denselben sich noch 12 Adjective befinden, bei denen nach der Anlage dieser Sprachen schon von vornherein wenig Aussicht auf Uebereinstimmung ist, so ist der Procentsatz der Uebereinstimmungen — 16 von 70 (-12), mehr als 25°/₀ — ein ziemlich beträchtlicher zu nennen. Innerhalb der einzelnen Sprachen sind deutlich zwei Gruppen zu erkennen, und stellt sich der Grad der Annäherung folgendermassen dar:

1. Gruppe.

Salomonsinseln, Fiji, und Rotuma:

Florida	16	Uebereinstimmungen	0	Abweichungen
Vaturaña	14	„	2	„
Fiji	13	„	3	„
Bugotu	12	„	4	„

2. Gruppe.

Fagani	8	Uebereinstimmungen	8	Abweichungen
Waño	8	„	8	„
Rotuma	7	„	9	„
Ulawa	6	„	10	„
Saa	6	„	10	„
Bululaha	6	„	10	„
Alite	6	„	10	„
Ġao	4	„	12	„
Neu-Hebriden:				
Sesake	7	„	9	„
Fate	7	„	9	„
Whitsuntide	7	„	9	„
Api	5	„	11	„
Aurora	4	„	12	„
Espiritu S.	4	„	12	„
Leper's Isld.	3	„	13	„

Treten wir nun in die Vergleichung der grammatischen Formen ein, so ergeben sich bedeutende Uebereinstimmungen schon gleich beim Pronomen, und zwar zunächst in der äusseren Form desselben. Die polynesischen Formen des Singulars sind:

1. Pers. *a'u, au, wau,* 2. Pers. *koe, 'oe,* 3. Pers. *ia*

Daneben stellen sich hier:

	1. Pers.	2. Pers.	3. Pers.
Fagani	*in-au*	*i-goo*	*ia-ia, iaa*
Waño	„ , *au*	*i-'oe, 'o*	*i-ia, ia*
Ulawa	„	„ „	*iñe-ia*
Saa	*in-eu, n-eu*	„	*iñe-ie*
Florida	*in-au*	*i-goe*	*aġa-ia*
Vaturaña	„	*i-hoe*	*a-ia*
Bugotu	„	*i-goe*	*ia*

	1. Pers.	2. Pers.	3. Pers.
Ugi	*(i)n-au, au*	*oe, o*	*ña-ia* (ZAO II, p. 58)
Fiji	*kau, au*	*ko*	
Rotuma	*ñou*	*ae*	*ia*

Hier kommt die Neu-Hebriden-Gruppe weniger in Betracht, auch Fiji und Rotuma stehen etwas zurück. In den Pluralformen haben die polynesischen Formen durch die Verbindung mit dem Zahlwort für ‚drei' starke Veränderungen erlitten (s. S. 19ff.), so dass hier eine Vergleichung nicht mehr möglich ist; dasselbe ist der Fall, wie gleich unten dargelegt wird, bei mehreren Sprachen der Salomonsinseln. Für die übrigen soll indess doch die grosse Uebereinstimmung der Pluralformen mit denen der malayischen Sprachen hervorgehoben werden. Das Malayische hat die folgenden Formen:

1. Plur. incl.: *kita,* excl. *kami,* 2. Plur. *kamu,* 3. Plur. *ra, la* etc. Dazu ergibt sich hier:

	1. Plur. incl.	excl.	2. Plur.	3. Plur.
Fagani	*i-kia (= i-kita)*	*i-gami*	*i-gamiu*	
Florida	*i-gita*	*i-gami, gai*	*i-gamu, gau*	*aǥa-ira*
Vaturaña	*i-hita*	*i-hami*	*i-hamu*	*hira*
Bugotu	*i-gita*	*i-gami*	*i-gamu*	*i-ira*
Fiji	*enda*	*kei (-mami)*	*kemu-ni*	*era, ra*
Rotuma	*isa (= it-sa)*	*omi-sa*	*au-sa*	*iri-sa*

Hier treten besonders Florida, Vaturaña, Bugotu wieder hervor.

Eine ganz bedeutende Uebereinstimmung mit den polynesischen Sprachen zeigt sich aber auch in der Construction der Pronomina. Während im Allgemeinen die melanesischen Sprachen auch den blossen (unbestimmten) Plural neben dem Trial noch aufweisen, haben doch auch eine Anzahl von Sprachen innerhalb der hier behandelten Gruppe den Plural schon eingebüsst und verwenden an seiner Statt den Trial, ganz wie die polynesischen Sprachen. Folgende sind die betreffenden Sprachen und deren (Trial-)Pluralformen:

	1. Plur. incl.	excl.	2. Plur.	3. Plur.
Waño	*iga'u*	*i'ama'u*	*i'amo'u*	*ira'u, ra*
‚Bauro'	*gau*	*me u*	*mo u*	*ra u* (M. GS II. 2, p. 72)

	1. Plur. incl.	excl.	2. Plur.	3. Plur.
Ulawa	*ikai-lu, ikia*	*imei-lu, iami*	*iomou-lu*	*ikaraei-lu*
Saa	*iko-lo*	*emei-lu*	*omou-lu*	*ikere*
Ruavatu	*tu-gita*	*tu-gami*	*tu-gamu*	*tu-ira, ĝe-ira* (C. ML, p. 545)
Ugi	*kilaeru*	*amel*	*amol, amoul*	*rael* (ZAO II, p. 58)[1]
‚Mara'	*ikoru*	*ie-ro*	*iau-ru, iamu*	*kira*

Dass der hier angegebene Plural wirklich ein früherer Trial ist, lässt sich allerdings bei einigen Formen nicht leicht mehr erkennen, am schwierigsten mag es bei Waño und ‚Bauro' sein. Aber doch sagt gerade von dem ersteren Codrington (l. c. p. 507): ‚The Plural is really a Trial, *u'* being in fact *'oru* three, and known by the Waño people to be so.' Beim Vergleich mit den polynesischen Formen ist indess hervorzuheben, dass die hier vorliegenden gegenüber der Uniformität der polynesischen schon unter sich bedeutend mehr Mannigfaltigkeit zeigen, und dass auch die äussere Aehnlichkeit der Formen trotz der Gleichheit in der Construction nicht allzu gross ist, bei Ruavatu tritt das Zahlwort sogar vor das Pronomen. Bemerkenswerth ist es auch noch, dass vereinzelt neben dem Trialplural doch auch Formen des unbestimmten Plurals sich noch zeigen, so bei Ulawa: 1. Plur. incl. und excl., Waño und Ruavatu: 3. Plur., bei Saa und Mara scheint im 3. Plur. die Form des unbestimmten Plurals sogar die ausschliesslich gebrauchte zu sein. — Bezüglich der Verwendung des Trials als Plural kämen also zunächst nur die Sprachen der südlichsten Salomonsinseln in Betracht. Aber ich weiss nicht, ob nicht auch auf Fiji eine Bewegung zu Aehnlichem hin zu constatieren wäre; ich weise dafür hin auf das, was L. Fison (cit. bei C. ML, p. 112 Anm.) sagt: ‚The Trial is

[1] Die Anordnung der Formen, wie sie Sydney H. Ray l. c. gibt:

1.	excl.	*rael*
	incl.	*amel*
2.		*amol, amoul*
3.		*kilaeru*

ist unrichtig und muss geändert werden, wie oben geschehen ist.

dropping out of use in Fiji, excepting *kemudou* which bids fair to supplant the Plural *kemuni*.'

Auch am Nomen finden sich mehrfache Uebereinstimmungen. — Da ist zunächst die Form des sogenannten persönlichen Artikels, der vor Namen von Personen gebraucht wird. Er kommt nicht in allen melanesischen Sprachen vor, fehlt vielmehr in einem Theile der Neu-Hebriden und den Loyalitätsinseln und Rotuma. Auf den Bankinseln und theilweise auch sonst lautet er *i*, bei Waño lautet er *ia*, dagegen ist seine Form = *a* bei Ulawa, Saa, Florida, Vaturaña und Bugotu. Ebenso ist aber auch bei Maori, Tonga und Rarotonga *a* Personalartikel (Tregear l. c. p. 1). — Bei Fiji (und Rotuma?), wie auf den Salomonsinseln fehlt die sogenannte unabhängige Form des Nomens, welche bei Substantiven, die Theile eines Ganzen, Körpertheile u. dgl. ausdrücken, darin besteht, dass sie ein besonderes Suffix zu sich nehmen, sobald ihre Bedeutung ganz allgemein ist, z. B. bei Körpertheilen nicht diejenigen eines bestimmten Menschen gemeint sind. Auch die polynesischen Sprachen kennen eine derartige Form nicht. — Der Genitivausdruck kann in den polynesischen Sprachen durch einfache Nebensetzung des bestimmenden Wortes nach dem zu bestimmenden ausgedrückt werden. Jedoch geschieht dies nur verhältnissmässig selten, und meistens stellen die Genitivpartikeln *a*, *o*, *na*, *no* die Verbindung der beiden Nomina her. In den melanesischen Sprachen werden verschiedene Wege, den Genitiv zu bilden, eingeschlagen: Auf den Bankinseln, St. Cruz und Torresinseln, auf Aurora wird einfache Nebeneinandersetzung angewandt, jedoch auch der Endvocal des regierenden Nomens verkürzt, so dass also eine Bildung ähnlich dem semitischen Status constructus entsteht. Auf Leper's Isld. und Espiritu Santo wird an das regierende Wort das Suffix gehängt, welches dem regierten Worte entspricht, worauf dann letzteres selbst folgt, also beinahe so wie die semitischen, besonders die aramäischen Sprachen in späteren Entwicklungsperioden den Genitiv bildeten. In Ambrym und Sesake tritt dann zu den beiden genannten Bildungsweisen noch die mittelst einer Genitivpartikel *ne*, respective *ni*, ganz nach polynesischer Art hinzu, während bei Fate die letztere Methode ausschliesslich gebraucht zu werden scheint. Nun

kommen die Salomonsinseln: Fagani wendet alle drei Weisen an, Waño, Ulawa, Saa, wie es scheint, nur die letzte, Ugi die erste und letzte, Florida im Allgemeinen die letzte, nur für bestimmte Fälle die zweite, Ruavatu nur (?) die letzte, Vaturaña, Bugotu, Gao, Neu-Lauenburg die erste und letzte, Fiji in bestimmten Fällen die erste, sonst die letzte. Die vorzüglich polynesische Weise, den Genitiv auszudrücken, beginnt also in jener Gruppe der Neu-Hebriden, in denen auch vorhin schon Annäherung an die polynesischen Sprachen constatiert wurde, und wird dann stärker und durchgängiger in den Salomonsinseln und auf Fiji. Die Genitivpartikel *ni*, die meistens zur Verwendung gelangt, dürfte, wie *ne* bei Ambrym nahelegt, auf *na* zurückgehen, das übrigens bei Ġao und Neu-Lauenburg auch allein, bei Vaturaña neben *ni* gebraucht wird. Die Entwicklung, die sich in dem Ganzen zeigt, ist übrigens auch einer der directen Belege für die Verdrängung der organischen Formen durch die Partikelausdrücke, ein Beginn der analytischen Bewegung, die schliesslich in den polynesischen Sprachen ganz zur Herrschaft gelangte. — In den Bildungen der übrigen Casus zeigt sich keine Uebereinstimmung, nur beim Localis wäre eine solche zu verzeichnen. Die Partikel für denselben ist in den polynesischen Sprachen *i*, ebenso ist sie auf den Salomonsinseln durchgängig *i*, desgleichen auf Fiji (neben *e*).

Am Verbum finden sich folgende Uebereinstimmungen: Die Verbalpartikel des Präsens-Aorist, also wohl die älteste, ist in den polynesischen Sprachen *e* und *te* (so bei Samoa und Tonga, bei Maori und Marquesas blos *e*, bei Tahiti und Hawaii *e* Präsens-Aorist, *te* reines Präsens, s. M. GS II, 2, p. 34). Die Partikel des ‚Indefinite' lautet nun

bei Fate *e, (u), te*	bei Florida *e, te, ke*
„ Sesake *e, u, te*	„ Vaturaña *e, ke*
„ Ambrym *e*	„ Ruavata *te*
„ Fiji *e, sa*	„ Bugotu *e, ke*
„ Saa *e, ke*	„ Gao *te, we (e)*.

Es zeigen sich hier wieder einige Sprachen aus der Neu-Hebridengruppe, und aus den Salomonsinseln besonders wieder das Trio Florida, Vaturaña, Bugotu. Zu dem Ganzen ist indess

noch zu bemerken, dass keine der melanesischen Sprachen, Fiji ausgenommen, diese Partikeln in so einfacher und durchgängiger Weise anwendet wie die polynesischen Sprachen; das Nähere darüber s. unten S. 70ff. — ‚Zur Bildung des Reciprocums und Simultaneums kommt (in den polynesischen Sprachen) das Präfix *fe* vor‘ (M. GS II, 2, p. 32).[1] In den melanesischen Sprachen lautet dasselbe auf den Bank- und Torresinseln *var, ver, vear, va'*, dagegen bei Araga, Fiji, Florida, Vaturaña, Bugotu: *vei*; Leper's Isld.: *vui*; Ulawa: *hai*; Rotuma: *hoi*; Fagani: *fai*; Saa: *he*; Neu-Lauenburg: *we*. Die Formen der Neu-Hebridengruppe, von Fiji, Rotuma, den Salomonsinseln stehen also der polynesischen näher.

Ein letzter Punkt der Annäherung liegt in den Zahlwörtern. Während die melanesischen Sprachen im Allgemeinen die Decade quinar theilen, zur Darstellung der Zahlen von 6—10 sich der Addition der Zahlen von 1—4 zu der für 5 bedienen, zeigt sich in einigen Sprachen der Neu-Hebriden das reine Decimalsystem, das dann in den Salomonsinseln zur vollen Herrschaft gelangt, um mehr nach Norden hin wieder zu verschwinden: die Formen der Zahlen von 6—9 sind dabei im Wesentlichen gleich den polynesischen. Diese letzteren lauten folgendermassen:

6	*ono*
7	*whitu, fitu, hitu hiku, itu*
8	*waru, varu, valu, vau*
9	*hiva, iva, iwha, iwa*
100	*rau, lau*

Die Formen der erwähnten melanesischen Sprachen sind die folgenden:

	Arag	Uripio bei Malikolo	Malo auf Espiritu S.
6	*ono*	*won*	*iono*
7	*vitu*	*mbut*	*bitu*
8	*welu*	*wil*	*ualu*
9	*siwo*	*su*	*sua*

[1] Siehe auch H. Kern l. c. p. 50ff.

	Fagani	Saa	Waṅo	Ulawa	Florida	Vaturaṅa	Bugotu
6	*ono*	*ono*	*ono*	*ono*	*ono*	*ono*	*ono*
7	*hi'u*	*hi'u*	*bi'u*	*hi'u*	*vitu*	*vitu*	*vitu*
8	*walu*	*walu*	*waru*	*walu*	*halu*	*alu*	*alu*
9	*siwa*	*siwe*	*siwa*	*siwa*	*hiua*	*siu*	*hia*
100	*taṅarau*	*taṅalau*	*taṅarau*	*taṅalau*	*haṅalatu*	*saṅatu*	*haϑaṅatu*

	Ġao	N. Georgia	Eddystone I.	Treasury I.	Buka	Id.
6	*fa mno*	*ono-ono*	*wouama*	*onomo, onoma*	*mo-num*	*to-nu(o)m*
7	*fa-fitu*	*fopa*	*witu*	*fito, fit*	*mi-hitu*	*to-hid* (het)
8	*fe-hu*	*vesu*	*kalu*	*alu*	*to-wali*	*to-wal*
9	*fa-hia*	*sia*	*seaṅ*	*ulia*	*to-si*	*to-si*
100				*latu, latu-u*		

Die Vergleichung dieser Formen mit den polynesischen wird weiter unten erfolgen, es genügt hier, die Thatsachen vorgeführt zu haben. Im Bismarck-Archipel herrscht bereits wieder die quinare Theilung, nur auf Neu-Irland erscheint bei Cap Hunter noch einmal die Reihe: 6 *nŏm*, 7 *wĭtu*, 8 *uálu*, 9 *tiue*.

Das sind die Annäherungen, die ich in den jetzt gekennzeichneten Gruppen der melanesischen Sprachen finde. Was polynesische Sprachen dem gegenüber zu bieten haben, ist bei Weitem nicht so umfassend. — Im Lautbestand sind gerade die nordwestlichsten Sprachen, Fakaafo und Vaitupu (M. GS II, 2, p. 4) noch am reichsten und stehen darum den melanesischen Sprachen am nächsten; dann folgt Samoa, das den beiden vorgenannten nur in dem Ersatz von *k* durch ' nachsteht, dann Tonga, das *s* durch *h* ersetzt. — Es war schon oben S. 29 die Rede von den transitivierenden Verbalsuffixen der melanesischen Sprachen, *i* mit vorhergehendem Consonanten, *aki*, *agi*, *aku*, *aga*, *ak*, *ag* mit vorhergehendem Consonanten. Das letztere Suffix hat aber bei Mota und mehreren anderen der Bankinseln auch die Bedeutung ‚mit jemand etwas thun'. Dazu vgl. bei polynesischen Sprachen: ‚Zur Bildung des ... Simultaneums kommt das Präfix *fe-* vor, zu dem in manchen Fällen auch eines der Suffixe *-aki*, *-faki*, *-laki*, *-taki*, *-ṅaki* hinzutritt, z. B. bei Samoa: *sala* ‚laufen', *fesalata'i*

‚mit Jemanden um die Wette laufen‘ . . . Tonga:[1] *ofa* ‚grüssen‘, *feofa ofaki* ‚sich gegenseitig grüssen . . .‘ (M. GS II. 2, p. 32). Vgl. auch oben S. 30. — In den melanesischen Sprachen gibt es eigene Suffixe, welche aus Substantiven Adjective machen. Diese sind für gewöhnlich: *ga, gi, g,* in Sesake, Fiji, Ulawa: *a,* bei Waño und Saa: *'a,* Vaturaña: *ha.* ‚There is no language which uses this termination so boldly as that of Florida‘ (C. ML, p. 167). Eine adjectivierende Endung *a* findet sich nun auch bei Samoa und, wie es scheint, auch bei Tonga.

Damit glaube ich meinen S. 34 aufgestellten Doppelsatz bewiesen zu haben, mit der Beschränkung allerdings, dass ich auf das Vorhandensein einer Annäherungsgruppe auch innerhalb der polynesischen Sprachen nicht ein solches Gewicht lege wie auf das Bestehen der melanesischen Gruppe. Dieses Letztere halte ich für eine gesicherte Thatsache. Es fragt sich jetzt nur, wie sie gedeutet werden müsse.

Es liesse sich zunächst annehmen, die hervorgehobenen Aehnlichkeiten der melanesischen Sprachen rührten von äusserer Beeinflussung seitens der polynesischen Sprachen her. Auch hierfür liesse sich wieder eine doppelte Möglichkeit denken. Die erste, dass diese Beeinflussung erfolgt wäre durch solche Trupps polynesischer Auswanderer oder zufällig vom Sturm Verschlagener, wie sie ja noch jetzt von Polynesien ausgehen und zu den rein polynesischen Ansiedlungen innerhalb des melanesischen Gebietes geführt haben. Jetzt noch sich findende derartige Ansiedlungen sind nach Codrington (l. c. p. 7): Uea (Loyality), Futuna, Fate ‚in some of the islets of the Sheppard group, and notably in the settlement of Mae in Three Hills‘ (Sesake), Tikopia (Tukopia), ‚several of the Swallow group near St. Cruz‘,[2] in Renell und Bellona und in Ontong Java bei Ysabel. Die Ansiedlungen in Fate, der Sheppardgruppe, Sesake liegen nun allerdings in einer Zone, in der ja auch Aehnlichkeiten mit den polynesischen Sprachen constatiert wurden, es ist das Gebiet der vorhin so genannten Neu-

[1] Darnach ist also zu berichtigen, was Codrington (l. c. p. 181) schreibt: ‚In Tongan, which is nearest to Fiji, these Suffixes are not apparent‘.

[2] Nach Cust, Linguistic Essays, vol. I, p. 95, Duff in den Swallowinseln und dann auch noch Cherry-Ins.

Hebridengruppe. Codrington (l. c. p. 10) meint allerdings gerade hier: ‚this connot be too positively stated', dass eine äussere Beeinflussung seitens der polynesischen Ansiedlungen nicht zu bemerken sei. Ich weiss aber trotzdem nicht, ob darüber vollständige Sicherheit herrschen kann. Die Aehnlichkeiten, die bei dieser Gruppe zu verzeichnen waren, sind die folgenden: 1. Abschwächung des *q*-Lautes, Eintritt von *f*; beides könnte doch immerhin auf polynesischen Einfluss zurückgeführt werden; 2. bezüglich der Uebereinstimmung der Worte[1] für ‚Blatt', ‚Frucht', ‚Haus', ‚Kokosnuss', ‚Laus', ‚Vater' läge, was deren äussere Formation betrifft, ebenfalls kein Hinderniss vor, sie äusserer Entlehnung zuzuschreiben, bei ‚Boot', ‚Gesicht', ‚Nase', ‚Regen', ‚Salz' wäre es allerdings nicht angängig; 3. die Bildung des Genitivs, eine Lockerung der ursprünglichen strafferen Weise, liesse sich, absolut genommen, jedenfalls sehr gut durch polynesischen Einfluss erklären; 4. nicht so gut dagegen wäre die Uebereinstimmung der Präsenspartikel, ein so innerlicher Punkt, durch blosse äussere Entlehnung zu verstehen; 5. gänzlich ausgeschlossen erscheint diese Erklärung bei der Reciprocalpartikel; 6. das Gleiche gilt bezüglich der Zahlwörter, siehe darüber noch unten S. 50. Indess, wenn man bezüglich einiger Punkte noch im Zweifel sein könnte, ob sie nicht doch auf eine in der dargelegten Weise erfolgte Beeinflussung zurückzuführen seien, so muss doch, wie ich meine, der Zweifel schwinden beim Hinblick auf die durch jene Annahme nicht erklärbaren Uebereinstimmungen und besonders noch bei Berücksichtigung der Thatsache, dass auch selbst bei diesen zweifelhaften Fällen wir es mit einer Annäherung zu thun haben, die je weiter nach Norden, also je mehr entfernt von diesen polynesischen Ansiedlungen, an Intensität zunimmt, eine Thatsache, die im directen Widerspruch zu der zu machenden Annahme steht. — Was dann die Salomonsinseln angeht, so zeigen Renell, Bellona und Ontong Java, dass polynesische Ansiedler auch bis hierhin vordringen konnten. Dass aber diese an sich kleinen und dazu doch immer von der Hauptmasse der Salomonsinseln abseits liegenden Gruppen eine so weitgehende Annäherung an die polynesischen Sprachen be-

[1] S. S. 36 ff.

wirkt haben könnten, wie sie gerade auf den Salomonsinseln sich zeigt, muss vollständig von der Hand gewiesen werden.

Es bliebe aber noch eine andere Möglichkeit, wie eine äussere Beeinflussung hätte ausgeübt werden können, zu erwägen übrig. Während die vorhin behandelte Möglichkeit die Beeinflussung ziemlich spät eintreten liesse, zu einer Zeit nämlich, wo die Polynesier schon ihre jetzigen Wohnsitze eingenommen hätten, würde eine andere die Sachlage so auffassen, dass, als die Melanesier schon vorangezogen und die jetzigen melanesischen Inseln occupiert hätten, nun die Polynesier als die Späteren nachfolgten und ihren Weg gerade über jene Inseln nahmen, wo jetzt die Uebereinstimmungen mit ihrer Sprache zu constatieren sind, so dass also diese letzteren gewissermassen die Fussspuren bildeten, welche die Polynesier bei ihrem Durchzuge zurückgelassen. — Bei dieser Annahme würden natürlich gerade die Uebereinstimmungen bei den Sprachen der Salomonsinseln vorzüglich in Betracht zu kommen haben. Was nun zunächst die Annäherungen im Lautbestand angeht, so muss ich auch hier sagen, dass ich dieselben auch aus äusserer Beeinflussung für erklärbar hielte, es besteht jedoch durchaus keine zwingende Nothwendigkeit, dieselbe anzunehmen. Bei den Annäherungen im Wortschatze wären zunächst dieselben Wörter wie bei der Neu-Hebridengruppe als erklärbar, respective als unerklärbar zu bezeichnen; zu den ersteren käme hier nur noch hinzu das Wort für ‚Kopf', zu den letzteren dagegen noch ‚Asche', ‚heiss', ‚Mund'; bei letzterem ist nämlich, wie Vergleichung mit malayischen Sprachen beweist, die Bedeutung ‚offenstehen' die ursprüngliche, es ist klar, dass dann zuerst die Bedeutung ‚Mund' sich entwickeln musste, ehe ‚Mundvoll', ‚kauen', ‚Speise' sich bilden konnten. — Die Uebereinstimmungen an der äusseren Form der Pronomina lassen sich jedenfalls nicht durch blos äussere Beeinflussung erklären; dass eine ganz fremde Sprache derartige Formen übernommen hätte, wäre noch eher denkbar, als dass, wie hier vorauszusetzen, eine Sprache Formen, die mit den ihrigen ja doch stammverwandt waren, gegen die ihrigen eingetauscht hätte. — Die Bildung des Trialplurals würde auch nicht auf blosse äussere Beeinflussung schliessen lassen; denn dann müsste auch die äussere Form die gleiche sein. Man könnte dann noch annehmen,

dass die Polynesier das Constructionsprincip in diese Sprachen hineingetragen hätten. Indess haben wir bei den Polynesiern doch vollständig abgeschlossene, darum erstarrte Formen vor uns, eine Spur des blossen Plurals, Uebergänge zum Trialplural oder irgendwelche sonstige Zeichen einer noch lebendigen Entwicklung sind nicht aufzufinden: da scheint es mir nicht denkbar, dass von diesen erstarrten Formen ein neuer Trieb zu lebendiger Entwicklung hätte ausgehen können. Ungünstig für die Annahme polynesischer Beeinflussung ist es auch, dass im Gegentheil die melanesischen Formen bedeutend mehr abgenutzt erscheinen. — Die Gleichheit des persönlichen Artikels würde hier eher umgekehrt eine Beeinflussung der polynesischen Sprachen von Seiten der melanesischen nahelegen, da derselbe in den letzteren weiter verbreitet ist und zudem auch noch in anderen Formen auftritt. — Die negative Thatsache des Fehlens der unabhängigen Nominalform liesse sich, absolut genommen, gerade wie die Erschlaffung der Genitivverbindung, wohl durch äussere polynesische Beeinflussung erklären; jedoch liegt nichts vor, was zu dieser Annahme nöthigte, beides lässt sich auch ganz gut nach der Theorie erklären, die ich unten auseinanderzusetzen habe. — Die Uebereinstimmungen in der Präsenspartikel wie in dem Reciprocalpräfix weist jedenfalls die Annahme äusserer Beeinflussung ab. — Ich komme zu den Zahlformen. Die Form für ‚sechs' in den südlicheren Theilen schlösse im Allgemeinen äussere Entlehnung gerade nicht aus, wenn Uripio: *won*, Malo: *iono* beiseite gelassen werden; dagegen wird sie vollständig ausgeschlossen bei Treasury I.: *onoma*, Buka: *num*, Neu-Irland: *nŏm*, die im Gegentheil noch ältere Formen zeigen, und damit wird blosse Entlehnung auch für die anderen so nahe anliegenden Sprachen zweifelhaft. Die Form für ‚sieben' böte für die Annahme äusserer Herübernahme kein Hinderniss, wenn gestattet wird, dass nachher die entlehnten Formen nach den Lautgesetzen der einzelnen Sprachen gemodelt worden seien: *f* zu *v*, *b*; *t* ausgelassen; *i* zu *u*. Das Gleiche gälte unter den nämlichen Voraussetzungen von der Form für ‚acht'. Vollständig aber scheitert diese Annahme bei ‚neun'. Selbst Codrington, der im Allgemeinen die Herübernahme der zweiten Pentade von Polynesiern für möglich hält, sagt doch ‚the form

of the numeral nine does not encourage the notion' (l. c. p. 229). Es ist das aber zu wenig gesagt, wie ich nachweisen werde. Alle hier vorgeführten melanesischen Formen, mit blosser Ausnahme von Florida und Bugotu, haben ein *s* im Anfange, ganz entsprechend der älteren Form, das in den polynesischen Formen aber nirgend mehr erscheint, nur bei Tonga noch in *hiva* sich schwach bemerkbar macht. Es wäre allenfalls noch denkbar, wenn auch nicht wahrscheinlich, dass diese melanesischen Sprachen das polynesische *h* durch *s* ersetzt hätten; indess das wäre doch nur dann anzunehmen, wenn sie selbst kein *h* besessen hätten. Nun aber besitzen alle dieses *h*, nur von Uripio und Malo kann ich es nicht nachweisen, weil mir jetzt das Material dazu fehlt; bei Fagani fehlt allerdings *h*, aber aus *s* entstandenes *h* wird dort durch *t* ersetzt (C. ML, p. 500). Ebenfalls ausgeschlossen ist Entlehnung bei der Form für 100. Die Formen von Fagani, Saa, Waño, Ulawa würden allerdings nicht dagegen sprechen, wohl aber entschieden die von Florida und Treasury I. Bei den beiden letzteren erscheint ja noch die ältere, dem malayischen *rătus* näherstehende Form *latu*, auch Bugotu *haϑañatu* ist wohl = *ha-ϑa-ñatu* und Vaturaña = *sa-ñatu*. Sind nun aber schon zwei Zahlformen durchaus nicht auf Entlehnung zurückzuführen, darunter eine schon aus der zweiten Pentade, so können auch die übrigen nicht darauf zurückgeführt werden.

Damit ist denn die Anzahl der nicht durch äussere Beeinflussung zu erklärenden Uebereinstimmungen wohl gross genug, um dieselbe überhaupt abzuweisen, umsomehr, da ja auch von den anderen allenfalls durch sie erklärbaren keine zwingend nach ihr verlangt. Es bleibt dann nur noch die Annahme, die Uebereinstimmungen auf die gleiche innere Entwicklung zurückzuführen. Da aber derselben zu viele sind, kann auch das nicht eine genügende Erklärung bieten, dass hier zufällig an verschiedenen Orten sich dieselben Formen herausgebildet hätten. Und somit bliebe dann als einzig möglich die Auffassung, dass die hier in Rede stehenden Gruppen der melanesischen Sprachen diejenigen sind, die von allen am längsten die innere Entwicklung mit den polynesischen Sprachen gemeinsam hatten, dass sie also zu einer Zeit noch mit ihnen vereint waren, als die übrigen melanesischen Spachen sich bereits getrennt hatten und nun diejenige Gruppe des zurück-

gebliebenen Theiles, die sich zu den polynesischen Sprachen entwickeln sollte, schon daran ging, einige ihrer charakteristischen, sie von den melanesischen Sprachen scheidenden Merkmale anzusetzen. Von dieser Annahme aus erklären sich dann alle die angeführten Uebereinstimmungen auf die einfachste und natürlichste Weise. Das Streben nach Wohlklang, das sich in der durchgängigen Herstellung vocalischen Auslautes, in der Abschwächung, respective Eliminierung der schwierigeren Laute *q* und *m̃* offenbarte, war eine Eigenthümlichkeit der ganzen damals zurückgebliebenen Gruppe, die bei dem polynesischen Theile, der zugleich auch nach Klarheit und Durchsichtigkeit strebte, später auch noch zur Fortschaffung der weniger distinct klingenden Mediae und der die Vocale verdunkelnden Zischlaute gelangte. — Die grössere Uebereinstimmung im Wortschatz bekundet, dass diese Menschen noch länger in Handel und Wandel mit einander in Verbindung waren. — Dasselbe bezeugt die Uebereinstimmung in der äusseren Form der Pronomina. Zugleich aber deutet die grössere Aehnlichkeit derselben auch mit den malayischen Formen darauf hin, dass diese ganze damals noch vereinte Gruppe zuletzt von den Malayen sich losgetrennt hatte, während die anderen, schon vorangegangenen Züge der Melanesier in längerer Zeit der Abtrennung auch mehr Musse hatten, die ursprünglich ja gleichen Formen aufs Mannigfachste zu variieren. — Das Vorkommen des Trialplurals auch in diesem Theile der melanesischen Sprachen beweist, dass derselbe nicht etwas specifisch Polynesisches ist, dass die Bildung desselben nicht erst in die Zeit nach der Abtrennung der polynesischen Sprachen anzusetzen ist, sondern dass die Bewegung dazu vielmehr schon damals in der Zeit der Vereinigung begann. Wenn man nun gegen die Auffassung gerade dieses letzten Punktes die so bunte Mannigfaltigkeit der äusseren Form bei den melanesischen Trial-Pluralen gegenüber der so einheitlichen Bildungsweise der gleichen Form in den vielen polynesischen Sprachen aufspielen wollte, so würde man sich indess meines Erachtens auf einen durchaus unrichtigen Standpunkt stellen. Allerdings sprechen wir jetzt von einer ganzen Reihe polynesischer Sprachen. Sind aber nicht alle diese ‚Sprachen' in Wirklichkeit viel mehr Dialekte einer Sprache als selbständige Sprachen? Die freilich

theilweise bedeutende räumliche Entfernung der verschiedenen Inselgruppen von einander kann ja nicht einen Grund zur Aufstellung verschiedener Sprachen abgeben, sondern da ist nur der Wortschatz und der innere Aufbau massgebend. Beide zusammen lassen es aber ganz ruhig zu, dass z. B. Maoris die Sprache der polynesischen Ansiedlung auf Fate in den Neu-Hebriden und Bewohner von Fate diejenige der von Ontong Java in den Salomonsinseln verstehen können. (C. ML, p. 8.) Gerade diese so weitgehende Einheitlichkeit der polynesischen Sprachen lässt es denn auch wohl als das einzig Richtige erscheinen, die Polynesier bei ihrer Abtrennung von den Melanesiern nicht als ein mächtiges, grosses Volk aufzufassen, sondern nur als einen der vielen kleinen Stämme, die damals neben einander standen. Und somit haben wir nicht die grosse Einheitlichkeit der Trialpluralform der ‚vielen' polynesischen ‚Sprachen' der grossen Mannigfaltigkeit der verhältnissmässig wenigen melanesischen gegenüberzustellen, sondern den ursprünglich kleinen Stamm, der später das weite Polynesien einnehmen sollte, neben die anderen kleinen Stämme setzend, seine Formen des Trialplurals als eine der vielen Weisen anzusehen, wie damals ein Theil der melanesischen Sprachen den unbestimmten Plural allmählich durch den Trial zu ersetzen anfieng. — Ich kann mich wohl davon dispensieren, auch auf die übrigen Gemeinsamkeiten in ähnlicher Weise einzugehen. Es ist leicht ersichtlich, wie natürlich sie sich erklären bei der Annahme, dass sie nichts Anderes als Ueberbleibsel einer früheren gemeinsamen Entwicklungsstufe beider Sprachgruppen seien.

Wenn nun auf der anderen Seite unter den polynesischen Sprachen verhältnissmässig viel weniger Annäherung an die melanesischen sich zeigt, so erklärt sich diese Thatsache ganz natürlich, wenn man eine Annahme macht, die ohnehin angesichts der grossen Einheitlichkeit der polynesischen Sprachen nothwendig erscheint, nämlich die, dass die Trennung der Polynesier von den Melanesiern nicht langsam, successive, sondern mit einem Male sich vollzogen habe. Die, wie oben wahrscheinlich gemacht, kleine Schaar der sich Trennenden, schloss ebenfalls ja noch ein längeres Sichhinziehen der Abtrennung aus. Nach dieser vollständigen Loslösung, so wäre weiter anzunehmen, blieb dann die polynesische Gruppe noch

längere Zeit geeint, und in diesem Zeitraume, wo sie nicht mehr unter dem Einfluss der anderen melanesischen Sprachen stand, war die Möglichkeit gegeben, sowohl negativ manche der Zusammenhänge mit den melanesischen Sprachen noch mehr zu verwischen, als auch positiv ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten so auszugestalten und sie so tief der ganzen Sprache einzuprägen, dass sie auch dann noch fortbestehen bleiben konnten, als später die Trennung auf die einzelnen Inseln der Südsee hin erfolgte.

Damit glaube ich denn einen Weg gezeigt zu haben, wie die Entstehung der polynesischen Sprachen zu denken und wie überhaupt das innere Verhältniss der polynesischen zu den melanesischen Sprachen anzusehen wäre. Natürlich zweifle ich keinen Augenblick daran, dass ein Anderer, Fähigerer, auf diesem Gebiete Kundigerer, diese Lösung mit viel umfangreicherem Material und darum auch mit noch grösserer Evidenz hätte vollziehen können. Immerhin aber bin ich, soweit ich sehe, zufällig der Erste, der sie erbringt, und ich gebe mich der Hoffnung hin, dass auch das von mir Vorgeführte schon genügt, meine These in den Augen kundiger Beurtheiler als bewiesen gelten zu lassen.

Die angeführten Thatsachen erlauben, wie ich denke, die Entstehung der polynesischen Sprachen auch äusserlich noch etwas näher zu bestimmen. Es würde möglich sein, auch den Zeitpunkt der Entstehung zu ermitteln, wenn man überhaupt innerhalb dieser ganzen Bewegungen irgend einen festen Zeitpunkt auftreiben könnte. Da aber dieser archimedische Punkt fehlt, so will ich mich nicht mit der unfruchtbaren Arbeit abmühen, Theorien in die Luft zu bauen. Anders dagegen liegt die Sache bei den örtlichen Verhältnissen. Hier haben wir einen festen Punkt in der Lage jener melanesischen Sprachen, bei welchen die hervorgehobenen Aehnlichkeiten mit den polynesischen Sprachen zu Tage traten. Das Hauptcentrum bildete hier der südliche Theil der Salomonsinseln, unter ihnen wieder besonders die Trias Florida-Vaturaña-Bugotu. Mit diesen nun waren also auch die polynesischen Sprachen am längsten vereinigt, sie sind diejenigen Sprachen, von denen aus die Lostrennung erfolgte. Ob aber diese Lostrennung auch auf den südlichen Salomonsinseln erfolgte und die Polynesier also als von da ausgegangen zu betrachten

wären, ist damit ohne Weiteres noch nicht entschieden. Man könnte noch annehmen, die Trennung sei schon erfolgt, als diese ganze Sprachgruppe noch auf ihrer Wanderung begriffen war, also noch weiter nördlich, etwa im Bismarck-Archipel, auf den Admiralitätsinseln oder noch weiter zurück sich befand. Dagegen sprechen indess folgende Erwägungen. Die, allerdings noch recht wenig bekannten Sprachen der nördlichen Salomonsinseln, jedenfalls aber die Sprachen des Bismarck-Archipels und der Admiralitätsinseln, sind nicht, wie man etwa erwarten sollte, melanesische Sprachen noch jüngerer Schichtung als die der südlichen Salomonsinseln, sondern stehen entschieden den älteren melanesischen Sprachen der Neu-Hebriden näher. Dass nun die Sprachen der südlichen Salomonsinseln ihre weiter fortgeschrittene Entwicklung vollzogen haben sollten, als sie schon südlich, respective südöstlich von jenen älteren Schichtungen sich befanden, ist an sich schon nicht sehr wahrscheinlich, ergibt sich aber auch als direct unmöglich angesichts der Thatsache, dass sie auch den malayischen Sprachen näher stehen und insbesondere deren Zahlformen in der zweiten Pentade aufweisen, was jene Sprachen nördlich und nordwestlich von ihnen entweder gar nicht oder nur in sehr sporadischer und unregelmässiger Weise thun. Es ist klar, dass jene allgemeinen Aehnlichkeiten und insbesondere jene Zahlformen nicht durch die älteren Schichtungen hindurch nach Süden gelangen konnten, sondern nur durch den länger währenden lebendigen Zusammenhang mit den malayischen Sprachen dieser Gruppe der melanesischen Sprachen zutheil werden konnten. Es ist also schon richtig, dass die fortgeschrittene Entwicklung dieser letzteren wenigstens zum Theil sich nicht auf den Salomonsinseln abgespielt hat, sondern zu jener Zeit, als sie noch irgendwo (nord-)westwärts vom Bismarck-Archipel sich befanden, und dass sie erst darnach, als diese Entwicklung wenigstens schon eingeleitet war, ihren Weg durch die ihnen vorangegangenen Stämme des Bismarck-Archipels und der nördlichen Salomonsinseln zum südlichen Theile der letzteren Gruppe sich bahnten; Spuren dieses ihres Durchbruches mögen dann noch die einzelnen jüngeren Formen, besonders die vereinzelten Zahlformen der zweiten Pentade sein, die sich auch in den Sprachen des Bismarck-Archipels finden.

Und doch aber kann die eigentliche Abtrennung der Polynesier nirgend anders als auf den südlichen Salomonsinseln selbst erfolgt sein. Wäre sie noch in der Zeit erfolgt, als die gemeinsame Gruppe sich noch (nord-)westwärts vom Bismarck-Archipel befand, so hätte der Weg der Polynesier zur Südsee hinunter nicht anders als über Mikronesien erfolgen können. Dass dieses aber der thatsächliche Weg nicht gewesen ist, ergibt sich aus einem anderen Grunde. Die Sprachen wenigstens des östlichen Theiles von Mikronesien tragen entschieden melanesischen Charakter, und zwar der älteren Schichtung, Spuren von Beeinflussung aus jüngeren Schichten her finden sich nicht. Hätten aber die Polynesier ihren Weg über Mikronesien genommen in der Weise, wie es nicht anders gedacht werden kann, mit Unterbrechungen und wenigstens theilweisen Occupationen der auf dem Wege liegenden Inseln, so müssten sich doch Spuren einer von ihnen ausgegangenen Beeinflussung finden; was sich davon auf einigen südlichen Inseln der Gilbertgruppe findet, ist ausgesprochenermassen neuesten Datums und speciell von Samoa ausgehend.

Man wird mir einwenden, dass ich bei dieser ganzen Construction die doch fast noch grössere Verwandtschaft der Sprache von Fiji mit den polynesischen Sprachen gar nicht berücksichtigt habe. Dass dieselbe indess eine noch grössere Verwandtschaft zeige als manche Sprachen der südlichen Salomonsinseln, kann ich nicht zugeben. Wenn sie in einigen Punkten, so besonders im Wortschatz, allerdings den polynesischen Sprachen erheblich näher rückt, so ist das doch mehr auf die erst später erfolgte Rückbeeinflussung äusserer Art der Sprachen von Tonga und Samoa zurückzuführen. Immerhin aber ist die Verwandtschaft des Fiji mit den polynesischen Sprachen derart, dass sie zuerst nach derjenigen der Sprachen der südlichen Salomonsinseln zu rangieren hat und selbst einigen derselben vollständig gleich steht. Ich nehme also an, dass auch die Fijianer von den Salomonsinseln ausgegangen sind, und zwar erfolgte ihre Lostrennung noch vor derjenigen der Polynesier, zu einer Zeit, als die innere Entwicklung der Sprache noch nicht ganz jenen Grad erreicht hatte, der hinreichend und nothwendig war, die Sonderentwicklung der polynesischen Sprache einzuleiten. —

Aber es lässt sich noch ein weiterer Einwand erheben. Wenn die jetzigen Polynesier bei ihrer damaligen Lostrennung doch nichts Anderes waren als etwas weiter fortgeschrittene Melanesier und dann erst später zu vollständigen Polynesiern sich entwickelten,[1] wie kommt es denn, dass die Fijianer, die, einmal auf Fiji angelangt, doch auch ziemlich isoliert waren gegen den Einfluss der übrigen melanesischen Sprachen, nicht auch sich weiter entwickelten und dann im Laufe der Zeit das wurden, was die Polynesier heute sind? Ich sehe wohl, dass, wenn ich auf diese Frage antworten will, ich mich sehr deutlich auf den Boden reiner Hypothese begebe; aber ich weiss nicht, ob hier überhaupt eine andere Antwort gegeben werden kann. Es darf also genügen, dass meine hypothetische Annahme nicht im Gegensatz steht zu den angegebenen Thatsachen, sondern im Gegentheil zu ihnen passt. Da nehme ich nun an, dass die Gruppe, die später die Fijianer bilden sollte, eine bedeutend grössere Anzahl Individuen umfasste, als die der Polynesier bei ihrer Lostrennung war. Wenn nun allerdings in dieser Gruppe auch der sprachliche Entwicklungstrieb bis zu einer gewissen Stufe der Entwicklung geführt hatte und jetzt darnach strebte, weiter zu gelangen, so konnte derselbe bei der grösseren Anzahl der Individuen doch nicht so einheitlich und darum auch nicht so centralistisch wirken; was der eine Theil nach dieser Seite hin ausbildete, hielt der andere fest, ein anderer entwickelte es nach einer anderen Richtung hin. So paralysierten sie sich gegenseitig und hielten die ganze Entwicklung in einem gewissen Milieu, so dass das Gesammtergebniss schliesslich nur ein geringes Mass des Fortschrittes, respective des Verfalles sein konnte. Anders dagegen bei den Polynesiern. Erfolgte ihre Abtrennung überhaupt erst zu einer Zeit, als die Entwicklung schon um mehrere bedeutende Grade weiter geschritten, war ihre Gruppe unter den damaligen melanesischen Sprachen gerade diejenige, welche am allseitigsten die fortschrittlichen Elemente in sich aufgenommen — sowohl die der Gruppe Florida-Vaturaña-Bu-

---

[1] Vgl. dazu übrigens die Entwicklung, die sich in einigen Punkten bei den südwestlicheren der melanesischen Sprachen der Torresstrasse zeigt, s. VI. Theil, besonders S. 64, 79, 80, 87.

gotu, als die von Waño-Ulawa-Saa etc. (s. besonders den Trialplural) —, so konnte bei der geringeren Zahl der zu ihr gehörigen Individuen die Weiterentwicklung um so einheitlicher, gewissermassen stilgerechter und damit ungehemmter und schneller sich vollziehen.

Was dann die noch übrigen melanesischen Sprachen anbetrifft, die in geringerem Masse den polynesischen Sprachen nahestanden, Rotuma nämlich und die Gruppe der Neu-Hebriden, so könnte Rotuma von den Fijianen auf ihrem Wege von den Salomonsinseln nach Fiji bevölkert worden sein; es scheint aber auch, dass später von polynesischer Seite aus starke Beeinflussungen stattgefunden haben. Die Annäherungen in der Neu-Hebridengruppe könnte man vielleicht zurückführen auf spätere von Fiji aus erfolgte Colonisationen auf diesen Inseln. Indess glaube ich sie doch eher als ältere Abzweigungen auch der Salomonsinseln-Sprachen auffassen zu sollen. Der Grund, der mich vorzüglich dabei leitet, die Rücksicht auf ihre Verbalpartikeln, wird weiter unten (S. 70ff.) noch zur Erörterung kommen.

VI. Die melanesischen und ‚melano-papuanischen' Sprachen der Torresstrasse.

Eigentlich wollte ich diesen Abschnitt überschreiben: Das Verhältniss der verschiedenen melanesischen Sprachen zu einander. Indess haben die Ausführungen des vorhergehenden und schon früher die des zweiten Abschnittes, wenn auch nur nebenbei, so doch schon in solchem Umfange dieses Thema zugleich mitbehandelt, dass zur endgiltigen Formulierung kaum noch etwas Anderes als eine separate Zusammenstellung des dort an verschiedenen Stellen Dargelegten erforderlich wäre. Nur eine Gruppe ist bisher noch so gut wie gar nicht berücksichtigt worden, das ist die der Torresstrasse. Ich habe sie absichtlich bis jetzt beiseite gelassen, weil wir hier nicht in der glücklichen Lage waren, eine so treffliche Bearbeitung des sprachlichen Materials und Darlegung der grammatischen Verhältnisse zu besitzen, wie es bezüglich der übrigen melanesischen Sprachen in Codrington's ‚The Melanesian Languages', der

Fall ist. Was vorliegt, sind Vocabularien, die Sydney H. Ray in seinem Comp. Vocabulary of the dialects of British New-Guinea (= R. CV) zusammengestellt hat, dann einige grammatische Angaben, die sich theils aus diesem Vocabular gewinnen lassen, theils von S. H. Ray in einer kurzen Abhandlung über diese Sprachen im Journal of the Anthropological Institut XXIV (= R. AI) gegeben wurden. Dieses Material war noch erst einigermassen zu bearbeiten, ehe an eine Vergleichung mit den übrigen melanesischen Sprachen geschritten werden konnte. Und so wird denn auch beides den hauptsächlichsten Inhalt dieses Abschnittes bilden, daher denn auch sein Titel.

Ich behandle zunächst die von S. H. Ray als sicher melanesisch bezeichneten Sprachen. Was zuerst den Lautbestand anbetrifft, so stehen diese Sprachen denen der Salomonsinseln ziemlich nahe, kommen ihnen aber doch nicht ganz gleich. Unter den circa 130 Wörtern, die S. H. Ray anführt, finden sich consonantische Endungen nur: bei Laval (Gruppe Maiva) zwei Wörter, bei Sariba ein Wort, Brumer I. ein Wort, Wari drei Wörter (alle zur Gruppe Sariba), endlich bei Awaiama zwei Wörter — der Laut *ṁ* kommt nur vor: bei Laval 1mal (neben *m*), bei Dobu 4mal (einmal neben *m*). Das also verhältnissmässig seltene Vorkommen von *ṁ* steht wohl in Zusammenhang damit, dass, wie S. H. Ray (R. AI, p. 22) hervorhebt, die beiden Nasale *ṅ* und *ġ* ganz in Wegfall gekommen sind. — Der charakteristische melanesische Laut *q* = *kpw*, *kbw* etc. (s. S. 35) findet sich nur in abgeschwächter Form: = *bw*, *pw* bei Dobu 3 respective 5mal, = *kw*, *gw* bei Motu 4mal, bei Hula 1mal, bei Bula'a 2mal (die beiden letzten zur Gruppe Loyalupu), bei Sinaugolo 2mal, bei Sariba 1mal, bei Brumer I. 1mal, bei Wari 1mal (alle drei zu Sariba), bei Dobu 6mal. — Auffallend ist, dass der Laut *f* bei Mekeo sehr häufig — 17mal — auftritt, ausserdem aber nur noch bei Tarova 3mal. — Im Ganzen genommen würde also der Lautbestand übereinstimmen mit der Neu-Hebridengruppe und mit den südlichsten der Salomonsinseln, Ulawa, Waño, Fagani, Saa. Wenn die charakteristischen Merkmale auch nicht gerade besonders bei einzelnen Gruppen hervortreten, so wiegen sie doch bei den südlichen etwas vor, besonders ist das fast ausschliessliche Vorkommen von *ṁ*, dann *bw* und die höchste

Zahl von *kw* (6mal) bei Dobu hervorzuheben. Wir werden weiter unten (S. 86 ff.) sehen, worauf das zurückgeführt werden könnte.

Bei der Vergleichung des Wortschatzes ziehe ich auch gleich die ‚melano-papuanischen' Sprachen mit heran. Ich habe hier folgende Uebereinstimmungen hervorzuheben:

Auge

alle:	*mata, ma*	Api	*mara*
- - -		Whitsuntide	*lol mata*
auch melano-polynes.		Fiji	*mata*
		Rotuma	*maf*
		Salomons-I.	*mata, maa, ma*
		———	
		polynes.:	*mata*

Banane

Wari	*udi*	Fiji	*vudi*
Dobu	„	Ulawa	*huti*
———			
Kiriwina	*usi, uti*	Saa	„
Murua	*we-us*	Vaturaña	*vudi*
———		Florida	„
Brumer I.	*betu*	Bugotu	„
Mugula	„	New-Georgia	*batia*

Baum

Sariba	*kaiwa*	Whitsuntide	*gae*
Brumer I.	„	Leper's Isld.	*gai*
Dobu	*kaiwe*	Aurora	*gei-ga*
———		Ulawa	*ai*
Kiriwina	*kai*	Fagani	*gai*
Murua	„	Florida	„
Mekeo	*au*	Bugotu	„
Nala	„	Fate	*kasu*
Kabadi	„	Sesake	*kau*
Doura	„	Api	„
Motu	„	Espiritu S.	*gau*
Bula'a	„	Fiji	*kau*
Kerepunu	„	Ġao	*gazo*
		———	

(Baum)

Keapara . . . . *hau-ubu*
Aroma . . . . *gau-bu*
Tarowa . . . . *kau*

polynes.: . . . . *rakau, lakau*

Blatt

fast alle: . . . . *rau, lau*

Sesake . . . . *lau*
Espiritu S. . . . . . *rau*
Whitsuntide . . . . „
Leper's Isld. . . . . *rau(gi)*
Salomons-I. . . . . *raua, rau*

———

polynes.: . . . . . . *rau, lau*

Boot

Sariba . . . . *waga*
Mugula . . . . „
Suau . . . . *vaka*
Brumer I. . . . . *waga*
Rogea . . . . *waka*
Dobu . . . . *waga*

———

Kiriwina . . . . *waga*
Nada . . . . „
Tagula . . . . „
Brierly I. . . . . „

Api . . . . . *waġa*
Whitsuntide. „
Salomons-I. . *vaka, haka*

———

polynes.: . . *whaka, faka* etc.

Ei

Sariba . . . . *pou*
Dobu . . . . „

———

Kiriwina . . . . *pou*
Murua . . . . „
Nada . . . . „
Misima . . . . *pawu*

Waño . . . . *poupou*
Saa . . . . *maopu*
Bululaha . . . . . *maomaopu*

Frucht

fast alle: . . . . *pua, bua, vua, hŭa, ua*

———

Fate . . . . *ua*
Sesake . . . . *wa*
Fiji . . . . *vua*
Salomons-I. . . . . . *vua, hua*

———

polynes.: . . . . . . *fua, hua*

Kokosnuss

von Nala . . . . *niu*
bis Wari

———

Kiriwina . . . . *nuia*
Nada . . . . *niu*
Misima . . . . *nihu*
Brierly I. . . . . *niu*

Fate . . . . *niu*
Sesake . . . . „
Api . . . . „
Whitsuntide . . . . „
Salomons-I. . . . . „

———

polynes.: . . . . *niu*

Laus

fast alle: . . . . *kutu, gu, uku, utu u'u*

Fate . . . . *kutu*
Whitsuntide . . . . *gutu*
Espiritu S. . . . . *gut*

———

Fiji . . . . *kutu*
Florida . . . . *gutu*
Bugotu . . . . „

———

polynes.: . . . . . . *kutu, gutu, 'utu, 'uku*

Mutter

fast alle: . . . . . *tsina, sina, hina ina*

———

Kiriwina . . . . *ina*
Murua . . . . „
Nada . . . . *sina*
Misima . . . . *ina*
Tagula . . . . *tina*

Espiritu S. . . . . . . *tina*
Fiji . . . . „
Salomons-I. . . . . . „

———

Samoa . . . . *tina* etc.
s. S. 38

Nase

Sariba . . . . *isu*
Suau . . . . „
Mugula . . . . *is'u*
Brumer I. . . . . „
Sava . . . . *idu*
Maiva . . . . *itu*
Kabadi . . . . „
Nada . . . . *idu*
Bula'a . . . . *iru*

Fate . . . . *gusu*
Sesake . . . . *ṅisu*
Api . . . . „
Fiji . . . . *uϑu*
Vaturaṅa . . . . *isu*
Florida . . . . *ihu*
Bugotu . . . . „

(Nase)

Aroma . . . . *iru*
Tarova . . . . „
Kerepunu . . . . *ilu*
Sinaugolo . . . . „
Awaiama . . . . *niu*

Ġao . . . . *nehu*

Roua . . . . *niu*
Dobu . . . . *ubusu*
Nada . . . . *gubuso*
Brierly I. . . . . *bubusi*

Fagani . . . . . . *barusu* etc.

Schwein

Maiva . . . . *aiporo*
Laval . . . . *aiporu*
Nala . . . . *bolo ma*
Kabadi . . . . *boroma*
Motu . . . . „
Sariba . . . . *buruka*
Suau . . . . *poro*

Florida . . . . *bolo*
Bugotu . . . . *bodo*
Ġao . . . . *bosu*
D. of York . . . . *boro*

Kiriwina . . . *buluka, buruk*
Murua . . . . *buru*
Nada . . . . . *buruka*

Vater

alle: . . . . . . *tama ama*

---

alle: . . . . . . *tama (rama)*

Fate . . . . *tema*
Sesake . . . . *tama*
Whitsuntide . . . . . . „

Fiji . . . . *tama*
Florida . . . . „
Vaturaña . . . . „
Bugotu . . . . „
Ulawa . . . . *ama*
Saa . . . . „
Bululaha . . . . „

Samoa . . . . *tama*
Tonga . . . . *tamai*

Ich kann es wohl unterlassen, im Einzelnen auf diese Uebereinstimmungen einzugehen. Es genüge hervorzuheben, dass diese Sprachen sowohl denen der Salomonsinseln speciell nahestehen (s. betreffs dessen ‚Ei‘ und ‚Schwein‘), als auch mit ihnen den polynesischen Sprachen sich nähern. Jedoch findet auch hier die Annäherung nicht in demselben Grade statt wie bei den drei Sprachen Florida-Vaturaña-Bugotu, sondern wie bei der anderen Gruppe der Salomonsinseln und derjenigen der Neu-Hebriden, welch' letztere auch überall mit eintritt, wo hier Annäherungen an die polynesischen Sprachen sich zeigen.

Zu den grammatischen Formen mich wendend, beschäftige ich mich zunächst mit den Personal-Pronomina. Leider hat S. H. Ray die Dual- und Trialformen nicht mit aufgenommen; es ist das etwas unverständlich, denn wenn die Bildung der Formen auch im Grossen und Ganzen in der schematischen Weise erfolgt sein sollte, so könnten doch an sich auch unbedeutende Einzelheiten derselben in mancher Hinsicht wichtige Dienste leisten, was S. H. Ray als Sprachgelehrter eigentlich hätte wissen sollen; hoffentlich wird er aus seinen Quellen die betreffenden Formen doch noch irgendwo einmal veröffentlichen. Es bleibt hier also nur die äussere Form der Pronomina zu betrachten übrig. Die Form der 1. Sing. ist im Allgemeinen *au,* also ganz gleich der polynesischen Form, nur vereinzelt findet sich auch noch *nau, lau, eau, yau, na, ea.* 2. Sing. ist an der Südwestküste durchgehends *oi* (das bei Nala und Kabadi durch Insertion von *n* zu *oni* wird), also wiederum gleich polynesischem *'oe*, nur im Süden, wo überhaupt die Consonanten ein etwas kräftigeres Rückgrat haben, zeigen sich noch Formen wie *goi* und selbst *koa, kowa* (vgl. Javan. *kowe*). 3. Sing. = *ia*, wiederum gleich der polynesischen Form, nur Sariba hat *tenem*, das aber eigentlich das Demonstrativpronomen = ‚*this*‘ ist, Dobu kürzt ab zu *i*, Sinaugolo verstärkt zu *gia.* 1. Plur. incl. hat nur noch Sariba die volle Form *kita*, sonst ist *k* überall abgefallen = *ita* bei Motu, Sinaugolo, Suau, *ta* bei Dobu = *(na)ika*, *(a)ika* bei Mekeo, Maiva = *iha* bei Hula = *ia* bei Bula's, Keapara, Kerepunu, Aroma, = *isa-da* bei Kabadi. Die Form *namai* bei Doura vermag ich nicht zu erklären. In der 1. Plur. excl. ist das ursprüngliche *m* aus *kami* überall in Wegfall

gekommen, *k* haben noch bewahrt (= *kai*): Sariba, Rogea, Wari; *gai*: Sinaugolo, die übrigen haben *ai*, das bei Kabadi zu *nai-da* (vgl. 1. Sing.), bei Mekeo und Nala zu *lai* geworden ist. In der 2. Plur. ist das *m* aus ursprünglichem *kamu* besser gewahrt geblieben, nur Nala (= *oi*), Kabadi (= *ui-da*) und Maiva (= *uai*) haben es eingebüsst; dagegen ist der *k*-Laut auch hier grösstentheils verloren gegangen, und nur im Süden wieder verblieben bei Sariba (*komi*), Rogea, Wari (*komiu*), Sinaugolo (*gomi*), Tarova (*g'omi*). In der 3. Plur. erscheint zunächst eine Form *ira*, *ila*, die den Formen der Salomonsinseln (und dem polynesischen *ra*-) gleichkäme. Daneben kommt aber auch noch eine andere Form vor = *sia*, *si*, *isi* = *gia* = *isia* = *idia*. Wie sie zu erklären, wüsste ich nicht; die Salomonsinseln (und die Neu-Hebridengruppe) weisen nichts Aehnliches auf; bei Tagala, Alfuri, Bugis ist *si-ya* = 3. Sing.
da
Die Formen *ia(-mo)*, die bei Mekeo, Maiva, Nala, Kabadi vorkommen, könnten sowohl aus *ira*, *ila* als aus *sia* entstanden sein. — Eine besondere Besprechung verlangen die Formen von ‚East Cape'. Bei demselben scheinen nur Suffixformen vorzuliegen, die an eine Partikel *ta* gehängt werden: 1. Sing. = *ta-u* (so auch Awaiama: *ta-u-yai*, von dem andere Pronominalformen nicht gegeben sind; thatsächlich wird von Awaiama auch als Suffix der 1. Sing. *u* angegeben [R. CV, p. 39], während die Suffixformen von East Cape leider fehlen); 2. Sing. *ta-m*; 3. Sing. *iai*, was eigentliche Pronominalform wäre; 1. Plur. incl.: *ta-uta*; 1. Plur. excl. fehlt; 2. Plur. *ta-miai* (vgl. unten S. 68); 3. Plur. *inugoneina*, was wohl irgend ein Demonstrativpronomen ist. Vgl. für das Ganze auch noch Nada bei den melano-papuanischen Sprachen S. 81. — Zusammenfassend lässt sich wohl sagen, dass die Pronominalformen auch in grosser Klarheit entwickelt waren, ganz gleich denen der Salomonsinseln, und nur ein später hervortretender Trieb, sowohl Anfangsconsonanten im Allgemeinen, als *m* zwischen zwei Vocalen abzuwerfen, sie diejenige Gestalt annehmen liess, die wir jetzt bei ihnen finden.

Die Suffixformen sind durchaus die allgemein melanesischen. 1. Sing. im Allgemeinen *gu*, Bula'a, Aroma: *ku*, Mekeo, Maiva, Nala, Kabadi, Awaiama schon *u*. 2. Sing. durch-

gehends *mu*, nur Sariba: *m*. 3. Sing. ausnahmslos: *na*. Von 1. Plur. incl. sind nur wenige Formen angegeben; die angegebenen stellen sich aber alle als Kürzungen des Pronomens dar: Nala hat *ta*, Motu, Sariba, Suau, Dobu: *da*, Bula'a, Keapara, Sinaugolo mit Eintritt von *r* für (cerebrales) *d*: *ra* (vgl. Motu, Bula'a: *diba*, *dipa* = ‚kennen' = Hula, Keapara, Kerepunu: *riba*, *ripa*; Motu: *bada* = ‚gross' = Aroma: *para*, Tarova: *bara*). In der 1. Plur. excl. haben wir durchgehends *mai*, Kerepunu, Sinaugolo, Dobu: *ma*. Hier begegnen wir nun einer Schwierigkeit, deren Untersuchung uns indess auch für die übrigen melanesischen und selbst die malayischen und polynesischen Sprachen Nutzen bringen wird. Auch dieses Suffix müsste nämlich nach der allgemeinen Regel vom Pronomen abgeleitet werden können. Die Pronominalformen aber, die sich hier finden, *ai*, *gai*, *kai*, lassen nur auf früheres *kami* schliessen, aus dem wohl ein Suffix *mi*, aber kein *mai*, *ma* sich ableiten liesse. Da die Untersuchung dieser Schwierigkeit etwas weiter auszugreifen nöthigt, so möchte ich zunächst noch die beiden anderen Suffixformen erklären, die keine weiteren Schwierigkeiten darbieten. 2. Plur. Vorhanden sind: die Form *mui*, die sich ganz gut vom Pronomen *umui* ableitet, dann *mi*, das sich an *komi*, *gomi*, *omi* anschliesst; bei Mekeo ist *mi* zu *i* zusammengeschmolzen. 3. Plur. bietet zwei verschiedene Formen dar: zunächst Bula'a: *ra* = Hula: *la* = Nala, Kabadi: *da*; es ist die allgemeinst melanesische Form, Umwandlung von *r* in *d*, schon aus allgemeinen Lautgesetzen erklärbar (s. die Beispiele oben), findet sich aber auch schon bei Waño und Saa neben *ra* und bei Sesake als alleinige Form angeführt (vgl. auch Fagani: *ta*). Die andere Form ist Motu: *dia* = Maiva: *kia* (vgl. Motu: *adava* = ‚Weib' = Mekeo: *akawa*; Motu, Douru: *dina* = ‚Sonne' = Mekeo: *kina*), Aroma: *ria*, woraus durch Fallenlassen des *a* respectiv entstehen Sariba, Suau, Dobu: *di*, Sinaugolo: *ri*, Mekeo: *i*. Die Form *dia* findet sich auch schon bei Bugotu und Florida.[1] Letzteres bietet daneben auch die eigentlich ursprüngliche Form *dira*, die bei Vaturaña allein gilt.[2] *Dira* ist nun nichts Anderes als

[1] Vgl. auch Neu-Pommern, Neu-Lauenburg *diat* = Pronominalform.

[2] Vgl. auch C. ML, p. 527, wo für Florida die beiden Formen *dira* und *dia* nebeneinander angeführt sind und bemerkt wird: ‚The variation of

eine Zusammensetzung aus eben dem *ra (la, da)*, welches die anderen Sprachen allein führen, und der Partikel *di*, welche von P. Bley (ZAO III, p. 104) für Neu-Pommern als = ‚man' angegeben wird, ebenso von S. H. Ray (ZAO I, p. 359) für Neu-Lauenburg.

Was nun die Erklärung des Suffixes der 1. Plur. excl.: *mai, ma* angeht, so weise ich zunächst auf folgende Thatsachen hin: 1. Auf den Bank- und Torresinseln lautet die Pronominalform der 1. Plur. excl. fast durchgehends *(i)kamam, (i)kemam, (i)kamem* u. ä., das Suffix ist *mam, mem*. Auf Espiritu Santo hat das Pronomen *(i)kanam*, das Suffix: *nam*. Ganz entsprechend ist Pelewinsel (Mikronesien) Pron. = *kamam*, Suffix = *mam*. 2. In den Neu-Hebriden haben Oba und Arag als Pronomen: *(i)gamai, (i)kamai*, als Suffix: *mai (mei)*; von den Salomonsinseln hat Ulawa als Pronomen: *(i)mei(lu)*, ebenso Saa: *(e)mei(lu)*, als Suffix hat letzteres *mei(lu)*. 3. In den Neu-Hebriden hat Aurora als Pronomen *kami*, als Suffix: *mami* (neben *mi*); in den Salomonsinseln: Fagani, Florida, Bugotu: Pronomen *(i)gami*, Suffix *mami*, Vaturaña: Pron. *ihami*, Suff. *mami*, Ġao: Pron. *ge(ati)*, Suff. *mami*. 4. Fiji hat als Pronomen *kei-mami*, als Suffix *imami*. — Aus dieser Reihe von Thatsachen glaube ich folgende Schlüsse ziehen zu können: 1. Die ursprüngliche Form des Pronomens lautete in den melanesischen Sprachen *kamami*.[1] Am nächsten kommen derselben die Formen der Bank- und Torresinseln, nur dass diese, ihrer Neigung zu consonantischen Endungen folgend, das Schluss-*i* fallen liessen. Das entsprechende Suffix dieser Stufe war dann *mam*.[2] 2. Andere Sprachen vereinfachten die wegen der zwei

dira and *dia* does not belong to dialect, but is rather a matter of personal usage.'

[1] Ob *kamami* überhaupt die ursprüngliche Form dieses Pronomens sei, wage ich noch nicht zu behaupten. Prof. Kern l. c. p. 20 weist darauf hin, dass *mami* im Alt-Javanischen als Genitiv von *kami* gebraucht wurde und im Neu-Javanischen es sowohl Nominativ als Genitiv sei. Liessen sich noch mehr derartige Thatsachen anführen, so würde ich die Frage entschieden bejahen.

[2] Im Dual und Trial, vor der Zahlform *ru (rua), tol* werfen die meisten Sprachen der Bankinseln auch das Schluss-*m* noch ab, so dass nur noch *kama* bleibt. Das ist eine Weise, wie das polynesische *ma* im Dual und Trialplural entstanden sein kann.

mit *m* beginnenden aufeinander folgenden Silben etwas schwerfällige Form dadurch, dass sie das zweite *m* fallen liessen, so dass aus *kamami* jetzt *kamai* wurde, gerade so wie später aus *kami* sich *kai* bildete. Das entsprechende Suffix dieser Stufe wurde *mai*. 3. Aus *kamai* bildete sich zunächst *kamei*, vgl. Ulawa: *emei(lu)*, Saa *emei(lu)*; daraus wurde *kame*; vgl. Ulawa Dual: *ime(rei)*, Saa: *ime(re)*, Ugi Trial: *ame(l)*, Dual: *ame(rii)*, ‚Bauro' Trial: *me(u)*; durch weitere Verdünnung von *kame* ergab sich dann *kami* = Aurora = Fagani, Florida etc.: *(i)gami*; vgl. Waño Dual: *'ami(ria)*, Neu-Lauenburg Dual: *mi(ra)*, Trial: *mi(tal)*, ähnlich Neu-Pommern. Das Suffix dieser Stufe hätte nun eigentlich *mi* zu lauten, indess kommt dieses nur bei Aurora als Nebenform vor, überall sonst ist gerade auf dieser Stufe, die das Pronomen am meisten verkürzt hat (aus *kamami* zu *kami*), das Suffix in einer so vollen Form — = *mami* — aufbewahrt, wie es selbst auf den Bankinseln nicht mehr anzutreffen ist. 4. Im Wesentlichen auf derselben Stufe wie die vorhergehende Gruppe steht auch Fiji. Es ist eigentlich ziemlich genau gleich Florida, wo neben *gami* ja auch schon *gai* vorkommt; nur ist in Fiji die kürzere Form *kei* allein noch vorhanden, die längere, *kemi*, aus der sie entstanden, ist nicht mehr aufzuweisen. Da indess *kei* als Pronomen etwas zu dürftig sich ausnahm, wurde (das Suffix) *mami* noch hinzugefügt;[1] im Dual und Trial dagegen, wo durch die Hinzufügung von *rau* und *tolu* die Form wieder etwas mehr Gewicht erhält, wird das Suffix wieder weggelassen.

Unsere Sprachen der Torresstrasse nun stehen in der Mitte zwischen der 2. und 3. Stufe. Mit der 3. Stufe haben sie das Pronomen auch schon zu *kami* entwickelt, woraus sie dann später noch *kai, gai, ai* formten. Mit der 2. Stufe dagegen haben sie als Suffix *mai (ma)* genommen. Indess kann man doch noch im Zweifel sein, ob sie nicht auch das Suffix entsprechend der 3. Stufe = *mami* besessen und es erst später zu *mai* umgebildet hätten. Auf jeden Fall aber ergibt sich auch hier wieder, wie nahe diese Sprachen denen der Salomonsinseln

---

[1] Aehnlich wird bei Anudha (M. GS II, 2, p. 72 = Florida s. C. ML, p. 522) im Trial zu *ai* (= *gai gami*)-*tolu* noch *gami*, zu *au* (= *gau gamu*)-*tolu* noch *gamu* hinzugefügt.

stehen, allerdings auch hier wieder nur insoweit, dass von der Neu-Hebridengruppe wenigstens das eine Aurora sich an demselben Grade der Annäherung betheiligen kann.

Ein weiterer Punkt der Annäherung an die Sprachen der Salomonsinseln ergibt sich beim Vergleichen der Possessivpartikeln, an welche die Possessivsuffixe angefügt werden, wenn sie unmittelbar an (gewisse) Nomina herantreten. Wie auf den Salomonsinseln gibt es auch hier deren nur zwei, während die übrigen melanesischen Sprachen deren drei, respective vier aufweisen. Dem Ausdruck des allgemeinen Possessivverhältnisses dient *ge*, *e*, das dem *ni* der Trias Florida-Vaturaña-Bugotu nahestehen dürfte (vgl. Fiji: *ne*), dann für Ausdrücke, die Speise bezeichnen: *ka*, *ga*, *a* = allgemein melanesischem *ga*, *(ha)*.

Zur Vergleichung sind noch vorhanden die Formen des Pronomen interrogativum. Die Form für ‚was?' ist durchgehends gleich derjenigen, wie sie in den übrigen melanesischen Sprachen sich findet, aber besonders nahestehend doch wieder den Formen der Salomonsinseln. Bei den letzteren finden sich Waño: *(ia)tei*; Ulawa, Saa: *(a)tei*; Florida, Ġao: *(a)hei*; Bugotu: *(a)hai*. Demgegenüber stellen sich hier Maiva: *tai*; Nala, Motu: *dai*; Sinaugolo: *dei*; Mekeo, Kabadi: *kai(au)*; Sariba, Rogea: *hai(tea)*;[1] Hula, Bula'a, Kerepunu: *rai*; Keapara: *lai*; Aroma: *liai*;[2] Suau, Wari: *sai*; East Cape: *siai*; Dobu: *iai-(ta)*. — Für ‚was?' sind ebenfalls die regelmässigen Formen vorhanden, aber wiederum am nächsten stehend denjenigen der Salomonsinseln. Diese letzteren lauten Fagani: *tafa*; Waño, Ulawa: *taha*; Florida, Bugotu: *hava*; Vaturaña: *hua*. Demgegenüber steht hier Maiva: *tava*; Nala: *dava*; Wari: *tawa(e)*; Dobu: *toa(si)*; Mekeo: *kapa*;[1] Kabadi: *kava*; Motu: *daha*; Kerepunu: *raha*;[2] Keapara: *laa(hau)*; Sariba, Suau, Rogea: *saha*, *(e)saha*;[3] bei Hula, Bula'a: *raka(au)*, wie bei Aroma: *raga(u)* ist, wie ich denke, die an Stelle von *p*, *v* getretene Aspirata *h* erst nachträglich zu *g*, *k* verstärkt worden, (vgl. Nala, Kabadi:

[1] Bezüglich des Wechsels von *d (t)* und *k* siehe die Beispiele S. 66.

[2] Bezüglich des Wechsels von *d* und *r* siehe die Beispiele S. 66. Vgl. auch Motu: *bada* = ‚gross' = Tarova: *bara* = Sinaugolo: *bala*.

[3] Bezüglich des Wechsel von *t* und *s* vgl. Suau: *tina* und *sina* = ‚Mutter'; Motu, Kabadi: *itu* ‚Nase' = Sariba, Suau: *isu*.

vanua = ‚Land‘, ‚Dorf‘ = Hula, Bula‘a: *vanuga*). Bezüglich East Cape: *aua(e)* vgl. Wari: *tawa(e)*.

Auch am Verbum finden sich mehrere bedeutungsvolle Aehnlichkeitsbeziehungen zu den Sprachen der Salomonsinseln wie zu denen der Neu-Hebridengruppe. Zunächst an den Verbalpartikeln. Es gibt in den melanesischen Sprachen eine Art von Partikeln, die dem Verbalstamm voraufgehen, respective dem Pronomen angehängt werden, welches dem Verbalstamm voraufgeht, die aber im Allgemeinen keine besonderen Modificationen der Zeit oder des Modus zum Ausdruck bringen, sondern die ganze Form nur als Verb kennzeichnen, im übrigen aber ihn in allgemeinster Bedeutung, als ‚Präsens-Aorist‘ erscheinen lassen. Diese Partikeln sind nun entweder für alle Personen und Zahlen stets gleich, oder sie richten ihren Vocal nach dem des Pronomens, oder aber je nach verschiedenen Personen und Zahlen kommen ganz verschiedene Partikeln zur Anwendung (s. C. ML, p. 171). In dieser letzteren Art, die Partikeln zu gebrauchen, kommen nun wieder in bedeutungsvoller Weise überein die Gruppe der Neu-Hebriden und eine Anzahl Sprachen der Salomonsinseln. Das Beste wird sein, wenn ich hier gleich die Formen dieser Sprachen in einer Zusammenstellung folgen lasse.

	Aurora (C. ML, p. 413)		Sesake (C. ML, p. 463)			Lemaroro (C. ML, p. 470)	Fate (C. ML, p. 473		
Sing. 1. Pers.	*ne*	*na*	*a, ga, ka*	—	*ta*	*ne*	*a*	—	—
2. „	*go*	*go*	*ko (ġo)*	*ku*	*tu*	*o*	—	*ku*	—
3. „	*ti, it, iti*	*na*	*e*	*u*	*te*	*a*	*e*	—	*te*
Plur. 1. incl.	*te*	*ta*	—	—	*tu*	*te*	—	—	*tu*
excl.	*ge*	*gana*	*a*	*ku*	*(tu)*	—	—	*u*	*te*
2.	*ge*	*ge*	*ko (ġo)*	*u*	*(te)*	—	—	*ku*	—
3.	*ge*	*gana*	—	—	—	*a*	*ra*	*ru*	—
Dual 1.			—	—	—				
2.			—	—	*turu*				
3.			*eru*	—	—				

Zuweilen auch combiniert: *eu, au, tuku*.

	Saa		Florida			Vaturaña		Bugotu	
	(C.ML, p. 519)		(C.ML, p. 530)			(C.ML, p. 543)		(C.ML, p. 550)	
Sing. 1.	*u*	*ko*	*u*	*tu*	*ku*	*au*	*kau*	*u*	*ku*
2.	*o*	*ke*	*o*	*to*	*ko*	*o*	*ko*	*o*	*ko*
3.	*e*	*ke*	*e*	*te*	*ke*	*e*	*ke*	*e*	*ke*
Plur. 1. incl.	*ko*	*ke*	*a*	*ta*	*ka*	*a*	*ka*	*ati*	*kati*
excl.	*ko*	*ke*	*ai*	*tai*	*kai*	*hami*	*kami*	*iti*	*kiti*
2.	*ko*	*ke*	*au*	*tau*	*kau*	*amu*	*kamu*	*oti*	*koti*
3.	*ko*	*ke*	*ara*	*tara*	*kara*	*ara*	*kara*	*ena*	*kena*
Dual 1. incl.								*oro*	*koro*
excl.								*uru*	*kuru*
2.								—	—
3.								*oro*	*koro*

Es lässt sich leicht erkennen, dass wir hier drei verschiedene Gruppen vor uns haben: Aurora, dann Sesake-(Lemarore-)Fate, dann Saa-Florida-Vaturaña-Bugotu. Aurora lasse ich zunächst beiseite. Bei Sesake tritt ziemlich deutlich hervor, dass für den Plural gar keine eigenen Formen vorhanden sind, es werden für ihn die Singularformen angewandt; allerdings scheint die 3. Plur. zu fehlen, aber aus 3. Dual = *e ru* ergibt sich, dass auch 3. Plur. = *e* = 3. Sing. zu lauten hätte. Wir hätten also die Reihe: 1. Sing. und 1. Plur. excl.: *a*, *ga*, *ka*, 2. Sing. und Plur.: *ko (ġo)*, 3. Sing. und Plur.: *e*. In der 1. Plur., die ja, weil incl. und excl. vorhanden, doppelt besetzt werden müsste, entsteht bei der Anwendung des Princips, die Singularformen auch für den Plural zu verwenden, gewissermassen eine Verlegenheit, da vier Pluralformen zu bedenken, aber nur drei Singularformen zu vergeben sind. Da ist es nun interessant zu bemerken, wie treffend in diesen Sprachen die eigentliche Bedeutung des 1. Plur. incl. und excl. erfasst wird: bei der Wahl, welcher von den beiden Pluralformen die eine Singularform zutheil werden soll, wird sie dem Plur. excl. verliehen. Und ganz richtig so, insofern dieser ja eine Mehrheit ist, die blos aus ‚Ichs' besteht, die ein ‚Du' ausschliessen, während der incl. eigentlich nur eine Zusammenfassung der 1. und 2. Person ist = ich resp. wir + du. Neben diese Reihe *a (ga)*, *ko (ġo)*, *e* stellt sich nun eine andere, die aber nichts Weiteres ist als die erste mit präfigiertem *t* ver-

sehen: 1. Sing. = *ta* (aus *t* + *a*), 2. Sing. = *to* (aus *t* + *o*, welches letztere Abschwächung von *go*, vgl. Lemaroro), 3. Sing. = *te* (aus *t* + *e*). Dazu kommt dann noch eine dritte Reihe mit *k*, die der Analogie entsprechend *ka*, *ku*, *ke* lauten müsste, aber für *ke* blosses *u* aufweist. So würde ich auch hier die drei Reihen auf eine einzige zurückführen, wie es bei Florida ja ganz deutlich ist; s. indess noch unten S. 76. — Fate ist, wenn man von den Lücken absieht, im Wesentlichen ganz gleich Sesake, nur dass für 3. Plur. jetzt eine eigene Form erscheint. — Saa zunächst ebenfalls beiseite lassend, nehme ich Florida-Vaturaña-Bugotu vor. Hier ist nun bei Florida und Vaturaña nicht mehr dasselbe Princip massgebend, das bei Sesake zutage trat, für Singular und Plural dieselben Formen zu verwenden. Neben die Singularformen *u*, *o*, *e* treten ganz verschiedene Formen für den Plural: *a*, *ai*, *au*, *ara*. Man wäre versucht, diese letzteren einfach als Kürzungen der entsprechenden Pronominalformen zu fassen, umsomehr, da ja bei Vaturaña thatsächlich im 1. Plur. excl. und 2. Plur. die vollen Pronominalformen erscheinen. Indess sprechen dagegen doch gewichtige Gründe, die ich aber erst weiter unten darlegen werde; es genügt hier, die Verschiedenheit des Bildungsprincips überhaupt dargelegt zu haben. Bei Bugotu hat nun im Plural eine Mischung der beiden Methoden platzgegriffen: 1. Plur. incl. und excl. sind nach der Methode Florida-Vaturaña gebildet, indem *ati* = *a* bei Florida-Vaturaña + *ti* ist, welches letztere, wie Codrington l. c. p. 550 richtig hervorhebt, nichts Anderes als die bekannte Pluralpartikel am Pronomen bei Ġao, Neu-Lauenburg, Neu-Pommern ist, und ebenso *iti* = *i* (= *a-i* bei Florida-Vaturaña) + *ti* ist. Die 2. und 3. Plur. dagegen bildet sich nach der Methode Sesake-Fate, indem *oti* = *o* (= 2. Sing.) + *ti* ist und *ena* = *e* (= 3. Sing.) + *na*, welches letztere allerdings nicht zu erklären ist.

Jetzt erst, nachdem die Methoden der übrigen melanesischen Sprachen in diesem Punkte klargelegt worden sind, kann mit Nutzen an die Vergleichung mit den diesbezüglichen Formen der Sprachen der Torresstrasse geschritten werden. Auch sie gehören zu jenen melanesischen Sprachen, bei denen die Partikeln nach Person und respective auch Zahl wechseln. Folgende sind die Formen, die S. H. Ray (R. AI, p. 29) anführt:

	Mekeo	Maiva	Nala	Motu	Bula'a	Keapara
Sing. 1.	*a*	*na*	*ba*	*na*	*a*	*a*
2.	*a*	*ko*	*bo*	*o*	*o*	*o*
3.	*e*	*e*	*be*	*e*	*e*	*e*
Plur. 1. incl.	—	—	—	*ta*	*e*	*e*
excl.	*ina*	—	*ba*	*a*	*a*	*a, ga*
2.	*ino*	—	*bo*	*o*	*io*	*go*
3.	*e*	*e*	*be*	*e*	*ie*	*ge*

	Kerepunu	Sinaugolo	Sariba	Suau	Dobu
Sing. 1.	—	*a*	*ya*	*ea*	*ea*
2.	—	*o*	*ku*	*u, ue*	*u*
3.	*e*	*e*	*ye*	*i, ie*	*i*
Plur. 1. incl.	—	—	*ta*	*ta*	*ta*
excl.	—	*ga*	—	*aie*	—
2.	—	*go*	*kwa*	*au, aue*	*ua*
3.	*ge*	*ge*	*se*	*si, se*	*si*

Auch hier treten zwei Gruppen deutlich hervor: Mekeo bis Sinaugolo incl. bildet im Wesentlichen nach der Methode Sesake-Fate, also für Singular und Plural dieselben Formen, Sariba-Suau-Dobu dagegen haben entsprechend Florida-Vaturaña für Singular und Plural besondere Formen. Bei der ersten Gruppe ist am consequentesten durchgebildet Nala, insofern hier auch wie bei Sesake eine Form der 1. Plur. incl. fehlt. Dann kämen Motu und Bula'a, bei denen aber insofern schon eine Mischung stattfindet, als sie auch eine Form für 1. Plur. incl. zu erhalten wünschen, das aber nicht anders können als mit Aufgebung des ihnen sonst eigenthümlichen Bildungsprincips: Motu nimmt eine Form *ta* entsprechend der Gruppe Sariba-Suau-Dobu, Bula'a verwendet dazu das einigermassen gegen Person und Zahl indifferente *e* (vgl. unten S. 74). Dagegen macht sich auch schon in dieser Gruppe bei Keapara(-Kerepunu-)Sinaugolo das Streben bemerkbar, die Pluralformen auch äusserlich vor denen des Singulars kenntlich zu machen, es geschieht dann auch, aber in mehr äusserlicher Weise durch Präfigierung von *g* vor die Singularformen. In ähnlicher Weise hat auch Mekeo für 1. Plur. incl. und 2. Plur. eine solche Unterscheidung hergestellt durch Präfigierung von

in vor die entsprechenden Singularformen.[1] — Die zweite Gruppe hat für den Plural eigene Formen entwickelt, das Nähere darüber siehe unten S. 79. Bei Sariba ist 2. Plur. *kwa* = Dobu: *ua*, vgl. Sariba 2. Sing.: *ku* mit Dobu: *u*.

Nachdem jetzt sämmtliche Formen dieser Art von wechselnden Partikeln gehörig classificiert vorliegen, ist es auch leichter, eine Erklärung der ganzen Erscheinung wie der einzelnen Formen zu geben. Zwar hat Codrington (l. c. p. 170ff. und bei den einzelnen Sprachen) diesbezüglich schon manche scharfsinnige und werthvolle Hinweise geliefert, aber abgesehen von den nothwendigen Richtigstellungen und Ergänzungen ist auch eine zusammenhängende Darstellung, die auch noch die Sprachen der Torresstrasse umfasst, doch noch sehr am Platze.

Wenn ich vorhin sagte, dass bei all' den hier zusammengestellten Sprachen die Verbalpartikel nach Person und eventuell Numerus wechseln, so war das doch nur eine vorläufige summarische Angabe. Der Wechsel ist nur ein scheinbarer. Die Verschiedenheit der äusseren Form der Partikeln rührt vielmehr daher, dass die zwischen dem Verbalstamm und dem Pronomen stehende Partikel sich eng mit den wechselnden Formen des letzteren verband, ja stellenweise ganz in ihnen aufging. Das konnte aber hier um so leichter geschehen, weil eben bei dieser ganzen Classe von Sprachen die Verbalpartikel vocalisch anlautete, also dem Zusammenschlusse mit dem Pronomen kein rechtes Hinderniss in den Weg treten konnte. Um die ursprüngliche Form der Verbalpartikel rein und unvermischt zu erhalten, müsste man nach einer Form suchen, wo die Verbindung mit dem Pronomen nicht vollzogen ist. Dafür stellt nun Codrington mit Recht die wichtige Regel auf: ‚that the Particle of the third Person singular neither shows a vowel in sympathy with that of the third person Pronoun, nor coalesces with it' (l. c. p. 171). Diesen Satz zugrunde legend gehe ich jetzt an die Erklärung der einzelnen Formen. Ich bin mir bewusst, dass diese Erklärung in einzelnen Fällen über den hypothetischen Charakter nicht hinauskommt, und

---

[1] Allerdings lautet 2. Sing. *a* statt vorauszusetzendem *o*; da aber *a* sonst nirgends vorkommt, glaube ich es auch hier für einen Schreib-, resp. Druckfehler halten zu sollen.

habe auch nicht das Streben, dann einen anderen Eindruck zu bewirken.

So gleich bei Aurora. Ich nehme hier die beiden Reihen (s. S. 70) als von einander unabhängig an: die erste hat als eigentliche Partikel *e*, die zweite *a*. In der ersten Reihe ist 1. Sing.: *ne* = *n* (= Pronomen: *nau, na*) + *e*; 2. Sing.: *go* (= Pron.: *niko, go*) + *e*, welches letztere dann in *go* aufgeht. Zur Erklärung der 3. Sing.: *ti, it, iti* könnte ich allerdings auch auf die Pronominalformen *ni* und *i* hinweisen und hier ausnahmsweise (siehe aber unten S. 78 auch bei Suau und Dobu) auch in der 3. Sing. die Partikel *(e)* als in der Pronominalform *(i)* aufgegangen bezeichnen; so wäre dann das *i* in *it, iti, ti* erklärt. Aber es steht auch noch ein anderer, und wie ich glaube, besserer Weg zur Erklärung desselben offen. Von der ersten Reihe sagt Codrington (l. c. p. 413), dass sie ‚present or past' bezeichne. Nun wird aber sowohl bei Maori und Marquesas, als auch bei Tahiti und Hawaii *i* zur Bezeichnung des Präteritums gebraucht (M. GS II, 2, p. 34); könnte man nun nicht annehmen, dass 3. Sing.: *i* bei Maewo noch ein Bruchstück einer eigenen *i*-Reihe sei, die allmälig mit der *e*-Reihe zusammenfloss, und so dann ‚present or past' bezeichnen konnte? Aber wie ist dann das *t* in den angeführten Formen zu erklären? Ich nehme als volle Form *iti*, deute dieses als = *i-ti* und beziehe mich auf Codrington's Bemerkung bei Sesake (l. c. p. 463), dass die verschiedenen Reihen manchmal mit einander verbunden werden. Demgemäss halte ich dann *i-ti* für die Verbindung der *i*-Reihe mit einer (bei Aurora allerdings blos voraussetzbaren) *ti*-Reihe. Vgl. bei Florida: eine *u*-Reihe neben einer *tu*-Reihe. Die beiden anderen Formen *it* und *ti* wären dann als Verkürzungen des ursprünglichen *iti* zu betrachten. — Im Plural tritt die ursprüngliche Partikel *e* noch überall klar hervor, sie ist hier nirgends eine Verbindung mit dem Pronomen eingegangen; aber um den Plural vom Singular zu unterscheiden, ist dasselbe Verfahren wie bei Keapara-(Kerepunu-)Sinaugolo (s. S. 73) angewendet worden, nämlich Präfigierung von *g* bei den Pluralformen; nur für die 1. Plur. incl. musste wieder auf andere Weise gesorgt werden, *te* wird dann in derselben Weise aufzufassen sein wie *ta* bei Motu. — Während nun so in der ersten Reihe als eigentliche Partikel *e* hervortrat in der Bedeutung

‚present or past', im Allgemeinen entsprechend dem Präsens-Aorist der polynesischen Sprachen, fungiert in der zweiten Reihe als Partikel *a*. Ihre Bedeutung ist die des Futurs, und so wird sie wohl mit *a* bei Samoa in Verbindung zu bringen sein, das dort auch zur Bezeichnung des Futurs gebraucht wird (M. GS II, 2, p. 34). 1. und 2. Sing. erklären sich hier entsprechend der ersten Reihe. 3. Sing. = *na* erklärt sich wohl mit Hinweis auf die Pronominalform *ni* als = *ni* + *a*. Im Plural ist 1. Plur. incl. und excl. und 3. Plur. entsprechend der ersten Reihe zu deuten, nur dass bei 1. Plur. excl. und 3. Plur. die entsprechenden Formen des Singulars: 1. Sing. und 3. Sing. noch einmal voll angefügt sind, ein noch emphatischerer Ausdruck des Princips, dass Singular- und Pluralformen gleich sind; 2. Plur. = *ge* ist dagegen wohl Mischung, d. i. Herübernahme aus der 1. *(e)*-Reihe.

Bei Sesake ist ein Unterschied in der Bedeutung der verschiedenen Reihen nicht wahrzunehmen, alle drei bezeichnen einfachhin das Präsens-Aorist. Die erste ist eine *e*-Reihe. In der 1. Sing. ist *a* aus dem Pronominal-Suffix *au* entstanden (sehr deutlich unten bei Sariba, Suau, Dobu), *ga* und *ka* wären vielleicht mit Hinweis auf die Nebenform des Pronomens = *kinau* zu erklären; die Partikel ist in beiden Fällen im Pronomen aufgegangen. Das Gleiche ist der Fall bei 2. Sing. *ko (ġo)*, die durchaus gleich den Pronominal-Suffixen sind, während in der 3. Sing., entsprechend der Codrington'schen Regel, die Partikel *e* sich unvermischt darstellt. Die Pluralformen sind, wie schon oben dargelegt, gleich denen des Singulars. — Die dritte Reihe halte ich für identisch mit der ersten, nur durch Vorsetzung eines *t* aus ihr entstanden, wobei in der 2. Sing. *ko (ġo)* vorher zu *o* abgeschwächt war (s. Lemaroro, Saa, Florida etc.); dass nun nicht *to* sondern *tu* erscheint, halte ich nicht für bedeutend, *tu* ist Nebenform für *to* wie bei Sariba *ku* für *ko*, bei Suau und Dobu *u* für *o* eintritt.[1] — Die zweite Reihe würde ich ebenfalls als blos aus der ersten durch Vorsetzung eines *k* entstanden hinstellen, aber die Form *u* in der 3. Sing. scheint dieser Auffassung nicht günstig.

---

[1] Bildung von *u* für *o* erklärt sich besonders gut, wenn die Pronominalform der 2. Sing. wie bei Sariba: *koa*, Suau: *oa* = Rogea-Wari: *kowa* lautet.

Fate ist, von den Lücken abgesehen, gl
dass in der 3. Plur. mit Uebergreifen in die
Bugotu vom Pronomen der 3. Sing. (= *nara*
herübergenommen wird, in der *e* dann aufgeh

Bei Lemaroro scheint mir eine Misch
zwischen zwei Reihen, wie sie bei Aurora auf
indem in der 1. Sing. und 1. Plur. incl. die
= *e*, in der 3. Sing. und Plural aber als =

Saa hat in der ersten Reihe im Singula
Formen wie Florida-Bugotu. 1. Sing.: *u* ist
dem Pronomen *au* resp. speciell bei Saa: *ine*
o aus *ioe*, *'o*, bei beiden ist die Partikel *e* i
gegangen, bei der 3. Sing. tritt sie wieder un
Im Plural ist das in allen Personen wiederkehr
zerlegen in *k-o*; *o* setze ich = *a*, da Saa ge
Sprachen mehrfach *a* in *o* verwandelt, (vgl. d
1. Sing.: *no* mit Ulawa: *na*, 1. Plur. incl.: *i*
ikailu, Waño: *iga'u*). Wir hätten also hier e
in *ko* wäre dann zu erklären gleich dem *g*, we
und Keapara-(Kerepunu)-Sinaugolo den Plural
zweite Reihe hat *e* durchgehends mit präfigiert
dritten Reihe bei Florida, der zweiten bei
1. Sing. erklärt sich, wie eben dargelegt, als
a gleich dem *a* bei Sesake, Fate und den Spra
strasse aus dem Pronomen abzuleiten ist.

Zu Florida und Vaturaña ist nach den v
Ausführungen nicht mehr viel zu sagen. N
Pluralformen hätte ich doch noch etwas zu
hatte vorhin (S. 72) schon gesagt, dass man ger
die Pluralformen der Partikeln in ihrer Gänze
kürzungen der Pronominalformen anzusehen. I
Form der 3. Plur. Widerspruch gegen diese
das Pronomen der 3. Plur. bei Florida *agaira*
hier auch *ira* und nicht das thatsächlich vo
erwarten. Ein weiteres Hinderniss scheint sich
ergeben: Wie bei Sesake, so werden auch hier
verschiedenen Reihen häufig nebeneinander ang
p. 530); während sie nun aber im Singular
verändert nebeneinander treten, z. B. *tu ku*

sprechen', *to ko bosa* ,du wirst sprechen', geschieht das im Plural nur bei 1. incl. und auch bei dieser, wie ich gleich zeigen werde, nur scheinbar, also: *ta ka bosa*, die übrigen Formen aber: *ta kai bosa, ta kau bosa, ta kara bosa.* Hier ergibt sich deutlich, dass dem *a* eine selbständige Bedeutung zukommt. Es könnte also aufgefasst werden wie das durchgehende *ko* bei Saa, wo *o* ja auch = *a* ist; während dann aber bei Saa der Plural durch Präfigierung von *k* bezeichnet wurde, geschähe es hier durch Suffigierung der verkürzten Pronominalformen des Plurals, und die einzelnen Formen wären dann so entstanden: 1. Plur. incl. *a* aus der Partikel *a* + *a* (von *gita*), 1. Plur. excl.: *au* aus *a* + *u* (von *gamu*), 2. Plur: *ai* aus *a* + *i* (von *gami*), 3. Plur.: *ara* aus *a* + *ra* (von *aǵaira*).

Bei Vaturaña lautet 1. Sing.: *au*, noch deutlicher wie anderswo den Zusammenhang mit der Pronominalform zeigend, Bei 1. Plur. excl. und 2. Plur. ist die Partikel *a* in der nachfolgenden Pronominalform untergegangen (s. das vorhin bei Florida Gesagte).

Ueber Bugotu ist das Nöthige schon gesagt worden (s. S. 72). — Saa, Florida, Vaturaña und Bugotu gehören noch insofern zusammen, als bei allen die mit *k* beginnende Reihe (bei Saa die zweite) dem Verb Futurbedeutung gibt, wodurch sie vielleicht an die Futurpartikel *oku* bei Tonga erinnern (M. GS II, 2, p. 34).

Auch bezüglich der Sprachen der Torresstrasse ist nicht viel mehr zu sagen. Nur auf die Gruppe Sariba-Duau-Dobu muss ich doch noch zurückkommen, weil sie nach mehrfacher Richtung hin von besonderem Interesse ist. Zunächst zeigt sich hier (s. S. 76) mit besonderer Evidenz, dass das *a* in den Formen der 1. Sing. thatsächlich aus dem Pronomen entstanden ist, da in den hier vorliegenden Formen: *ya, ea, ea* ganz genau die Pronominalformen zum Ausdruck kommen, die in gleicher Reihenfolge lauten: *yau, eau* und bei Dobu gar: *ea.* Weiter zeigt sich hier noch ganz augenfällig, wie ursprünglich die Partikel *e* an die verschiedenen Pronominalformen einfach angefügt wurde. Am deutlichsten tritt das hervor bei Suau, wo 2. Sing. neben *u* auch noch *ue*, 3. Sing. neben *i* noch *ie* aufweist; ebenso dann im Plural; 1. Plur. excl.: *ai* + *e*, 2. Plur.: *au* + *e*, 3. Plur.: *se* = *si* (aus der Pronominalform *isi*) + *e*. Auch bei Sariba tritt es noch hervor: 3. Sing.: *ye* = *i* + *e*,

3. Plur.: *se* = *si* + *e*. Wenn hier in allen drei Sprachen statt des sonstigen *o* ein *u* erscheint, so ist das auch schon deshalb nicht auffällig, weil Dobu auch als Pronominalform schon blosses *u* hat und die beiden anderen Sprachen durch ihre Pronominalformen *koa* und *oa* (= Rogea-Wari *kowa*) leichter die Bildung von *u* statt *o* ermöglichen. Nicht zu erklären vermag ich die 2. Plur. bei Sariba und Dobu: *kwa* und *ua*; wäre *a* vielleicht eine vollere Form für *e*,[1] so dass in *kwa* (= *ku* [vgl. *ua*] + *a*) *ku* Verkürzung des Pronomens *(kamu)* und *a* die wie bei 3. Plur.: *se* (= *si* + *e*) nachgesetzte Partikel bildete? — Dagegen erscheint es mir klar, dass im Plural hier, wo in der 1. Plur. incl. *ta* und nicht *a* auftritt, wo auch die 3. Plur. deutlich auf das Pronomen hinweist, wo zudem in 1. Plur. excl. noch *ai* + *e*, in 2. Plur. noch *au* + *e* sich zeigt, dass da auch die blossen Formen *ai* und *au* nicht zu betrachten sind als Zusammensetzungen eines constanten *a* mit verkürzten Pronominalformen wie bei Florida, sondern dass sie in ihrer Gänze verkürzte Pronominalformen darstellen. Allerdings hätte auch hier *au* nicht aus der jetzigen Pronominalform *omi* entstehen können, sondern nur aus einer älteren Form *(k)amu(i)*. Dieser Umstand, verbunden mit dem noch so deutlichen Hervortreten der Partikel *e* in fast allen Formen, legt deutliches Zeugniss ab von dem hohen Alter der Partikelformen besonders bei Suau. Während so ziemlich alle anderen Sprachen die einzelnen Partikeln schon durcheinandergeworfen und sie in den meisten Formen auch schon ganz haben verschwinden lassen, bietet Suau noch allein den Zustand der Entwicklung dar, aus welchem die constante *e- (te-)* Partikel der Polynesier sich entwickeln konnte; denn es wendet eben die Partikel *e* noch in einem Umfange und einer Constanz an, der nahe an die polynesische Weise des Gebrauches derselben heranreicht.

Damit wäre ich in der Untersuchung der Verbalpartikeln zu Ende. Es ergibt sich, dass auch von hier aus bedeutsame Beziehungen die Sprachen der Torresstrasse mit denen der Salomonsinseln und der Neu-Hebridengruppe verbinden und zugleich mit diesen sie den polynesischen Sprachen nähern.

---

[1] Vgl. die Form des Pronomens der 2. Sing. Sariba: *koa*, Suau: *oa*, Rogea-Wari: *kowa* statt *goi*, *oi* = *goe*, *oe* der anderen Sprachen.

Leider ist aus den grammatischen Verhältnissen des Verbums dieser Sprachen nichts Bedeutendes mehr angeführt. Nur die Form des Reciprocalsuffixes wäre noch zu erwähnen, die in noch höherem Grade als bei den Salomonsinseln derjenigen der polynesischen Sprachen sich nähert. Leider wird sie nur von wenigen Sprachen angeführt: Motu: *he*, Keaparu und Kerepunu: *ve*, Aroma: *be*.

Jetzt wären auch noch die Formen der Zahlwörter zu untersuchen. Indess das da vorliegende Material ist so umfangreich, dass eine entsprechende Behandlung hier unverhältnissmässig in Anspruch nehmen würde. Da ich diesen ganzen Gegenstand in einer eigenen Arbeit ausführlicher behandeln werde, glaube ich für jetzt darüber hinweggehen zu können. Nur die eine für unsere Untersuchung wichtigere Thatsache kann ich hier gleich hervorheben, dass alle diese Sprachen Quinardecimalsystem haben, insofern also der Neu-Hebridengruppe näher stehen und von hier aus einen geringeren Grad der Verwandtschaft mit den polynesischen Sprachen offenbaren.

Fassen wir nun alles bezüglich dieser Sprachen hier Vorgeführte zusammen, so ergibt sich als Gesammtresultat, dass sie zwischen die Neu-Hebridengruppe und die der Salomonsinseln zu stellen sind. Von diesen letzteren mögen sie selbst einzelne in ihrer Annäherung an die polynesischen Sprachen in einigen Punkten noch übertreffen. Aber dass sie absolut den polynesischen Sprachen näher stünden, lässt sich wohl nicht behaupten, so sehr auch einzelne Punkte selbst dafür zu sprechen scheinen möchten.

Bedeutend schwieriger ist es nun, die Stellung der von Sydney H. Ray so genannten melano-papuanischen Sprachen näher zu bestimmen. Der Lautbestand ist folgender: Nasales *m* = *ṁ* finde ich nur 1mal bei Kiriwina. Consonantische Endungen sind dagegen recht häufig: bei Kiriwina 10mal, bei Murua 10mal, bei Nada 11mal, bei Misima 18mal, bei Brierly I. 2mal, bei Roua 1mal (von den beiden letzteren sind nur circa 30, resp. 20 Wörter angeführt). Der Laut *bw*, *pw* findet sich: bei Kiriwina 4mal, bei Murua 2mal, bei Nada 2mal, bei Tagula 1mal, bei Roua 1mal; *kw*, *kp*: bei Kiriwina 4mal, Murua 8mal, Nada 7mal, Tagula 2mal. Der Laut *f* kommt nicht vor. Es ist nun hervorzuheben, dass alle an der Südwestküste liegen-

den eigentlichen Papuasprachen (bei S. C. V., p. 7. 8) nicht etwa gleiche Charakteristica zeigen, sondern in allen Punkten sich geradezu gegensätzlich verhalten: consonantische Wortschlüsse finden sich gar nicht, nur bei Elema finden sich dreimal innerhalb des Wortes geschlossene Silben; der Laut *kw* oder *pw* findet sich ebenfalls nicht, ebenso nicht *ṁ*. Erst bei den in ziemlicher Entfernung gelegenen Papuasprachen der Südostküste, mit denen aber diese Sprachen keine Verbindung haben, zeigen sich diese Eigenthümlichkeiten wieder.

Die Vergleichung des Wortschatzes ist ja S. 60ff. schon erfolgt. Es ergab sich dort ein Doppeltes: einerseits waren die Uebereinstimmungen mit den Salomonsinseln etc. nicht so zahlreich, als es bei den ‚eigentlich' melanesischen Sprachen der Fall war; andererseits war kein Fall zu verzeichnen, wo diese Sprachen mit denen der Salomonsinseln etc. übereinstimmten, ohne dass die melanesischen Sprachen daran theilgenommen hätten.

Die Formen des Pronomen personale offenbaren sich bei näherer Untersuchung als durchaus melanesischer Art, nur in ziemlich alterthümlicher Bildung. Als 1. Sing. findet sich bei Kiriwina und Murua: *yegu*; der eigentliche Stamm ist hier *gu*, das durchaus gleich der allgemein melanesischen Possessivform ist, wonach also der Verbalausdruck in diesen Sprachen nach Müller'scher Auffassung auf dem Possessivverhältniss beruhte. Aehnliches findet sich ja bei dem alterthümlichen S. Cruz (C. ML, p. 488). Gleiches ist der Fall bei Nada: *togu*, wo *to*, wie es scheint, Demonstrativpartikel ist, die allen folgenden Pronominalformen, mit Ausnahme von 2. Plur. excl., vorgesetzt wird: 2. Sing.: *tom* = *to* + *m*, 3. Sing.: *tona* = *to* + *na*, 1. Plur. incl. *toda* = *to* + *da*, 2. Plur.: *tumis* = *to* + *umis*, 3. Plur.: *tosi* = *to* + *si*.[1] Misima weist das allgemein melanesische *nau* auf; es schliesst sich auch in den anderen Formen des Singular (Plural ist nicht angegeben) eng an allgemein melanesische Formen an: 2. Sing.: *owa* = Suau *oa*, Rogea-Wari: *kowa*, 3. Sing.: *ia*. Tagula hat die absonderlichen Formen *giya*,

[1] Rein äusserlich genommen erinnert dieses *to* an die Partikel, womit die polynesischen Sprachen ihren Possessivausdruck bilden; dort ist dieselbe indess entstanden aus dem Artikel *te* und der Genitivpartikel *o*.

das sich vielleicht mit Dobu *ea*, Suau: *eau*, Sariba: *yau* zusammenstellen liesse, und *ihini*, für welches ich ähnliche Formen nicht anführen kann (ob S. Cruz [Deni]: *ñe*, Ambrym: *ni, ne?*). — In 2. Sing. hat Kiriwina: *(yo)ku*, welches nur verkürzte Form für das daneben vorkommende *(yo)kwa* = *(yo)kua* = Sariba: *koa*, Rogea-Wari: *kowa* ist. Murua hat *(ya)kom*, wie schon oben (S. 24, 25) dargelegt, ein Zeichen höchster Alterthümlichkeit, indem hier 2. Pers. Sing. und Plur. noch gleich sind. Nada hat *tom*, wo *m* wieder Suffixform ist. Tagula: *kwe(nu)* wäre = Kiriwina: *(yo)kwa*, daneben noch *renu*, das ich nicht zu erklären weiss. — Von Kiriwina werden weitere Formen nicht angeführt. 3. Sing. bei Murua: *kanmaneti*. Da *ka* hier wohl Demonstrativpartikel ist — vgl. weiter unten bei 1. Plur. incl. —, so bliebe noch *nmaneti* übrig, das sehr an die Nebenformen bei Bugotu: *manea* und Ġao: *mañe* erinnert. Nada hat wieder die Suffixform *to-na*, Tagula: *andañka* (vgl. Espiritu Santo: *ituga?*). In 1. Plur. incl. hat Murua: *kadi*, hier ist *ka* wohl Demonstrativpartikel und *di* die eigentliche Pronominalform, die gleich der Suffixform wäre, die für Murua als = *di* angegeben wird. Tagula zeigt das sonderbare *udauarañia*, das S. H. Ray mit einem Fragezeichen versieht, in R. AI. wird dafür *vagewu* und *tagato* angegeben. — Für 1. Plur. excl. weisen Murua und Tagula keine besonderen Formen auf.[1] Nada hat *adite*, wo *ite* der melanesischen Form *ita* gleichkäme. — In der 2. Plur. siehe zu Nada: *tumis* = *to-umis* S. 81; Tagula hat wieder die ganz abweichende Form *deukua, deukuwa*. In der 3. Plur. hat Murua: *to-weaka*, vgl. *na-weka* = ‚this‘, *kwe-weka* = ‚that‘; Nada hat *to-si*, wo *si* = Suau: *isi*, Doura: *isia* ist; Misima *eria* geht zurück auf Formen wie *ira, gia*; Tagula steht wieder allein mit *degewu, imena*.

---

[1] Es ist das noch kein Beweis dafür, dass es auch keine solche Form dort gebe. Murua und Tagula sind nur aus den Annual Reports of British New Guinea bekannt; es ist sehr gut möglich, dass die Sammler, philologisch nicht gebildet, die Existenz der Form nicht merkten. Die Herz Jesu-Missionäre, die ebenfalls in der Torresstrasse am St. Josefsflusse eine Mission haben, hatten zuerst auch im Vater unser das ‚unser‘ mit dem Plur. incl. gegeben, ohne im Anfang von dem Vorhandensein einer anderen Form etwas zu wissen.

Die Suffixformen, die von Kiriwina, Murua, Misima und Nado angegeben werden, sind ganz gleich denen der ‚eigentlich‘ melanesischen Sprachen, nur dass in 3. Plur. statt *di* der anderen Murua *si* hat und ebenso Nada statt *da* der anderen *sa*.

Bezüglich der Possessivpartikel, an welche die Suffixe gefügt werden, schiene nach S. H. Ray (R. AI, p. 25) dieselbe Art der Theilung zu herrschen wie bei den anderen melanesischen Sprachen, in der Weise nämlich, dass *e*, *ge* zum Ausdruck allgemeinen Besitzthums, *a*, *ga*, *ka* für Speise und Aehnliches verwendet werde. ‚But,‘ so fügt er hinzu, ‚the examples are not very clear.‘ Das sind sie allerdings nach der Richtung hin, wie Ray meint, durchaus nicht. Murua: *ag eusi egū* soll = ‚meine Banane‘ sein. Sollte ‚mein‘ hier durch *ag* gegeben sein, das dann in *a* (Possessivpartikel) + *g* (Suffix der 1. Sing.) zu zerlegen wäre? Das würde allerdings insofern stimmen, als *a* die Partikel für Speise und Aehnliches wäre; aber als Suffix der 1. Sing. wird für Murua nicht *g*, sondern *gu* angeführt, und eventuelle Kürzungen dieser Form zu *g* finden sich in dieser ganzen Zone nicht. Deutlicher wiese *egū* auf ‚mein‘ hin; indess könnte hier *e* nicht Possessivpartikel sein, weil für Speise ja nicht *e*, *ge*, sondern *a*, *ga*, *ka* gebraucht wird und dann auch ein derartiger Possessivausdruck wohl stets vor dem Substantiv steht, das er bestimmt, vgl. Bugotu: *na nigua na fata* = ‚meine Sache‘ (‚Sache‘ = *fata*); *egū* ist wohl nichts Anderes als das einfache Personalpronomen, das für Murua = *yegu* lautet. Wie ist nun das Ganze zu deuten? Ich nehme noch das von Kiriwina angegebene Beispiel vor: *ramoi egu* = ‚meine Matte‘. Hier ist *egu* wiederum nichts Anderes als das Personalpronomen, das auch für Kiriwina = *yegu* angegeben wird. Zugleich aber ist es deutlich, dass hier ein Fall primitiver Possessivbildung vorliegt, wie ihn Codrington (l. c. p. 513) von Ulawa angibt: ‚Possession is also signified by the Personal . . . Pronouns following those Nouns which cannot take the suffixed Pronouns‘, ebenso (p. 518) von Saa. Man wird wohl nicht fehlgehen, auch das Beispiel von Murua in derselben Weise zu deuten. — Von Nada wird angeführt: *togu bula mūila* = ‚meine Banane‘. Hier hätte die Possessivpartikel *a*, *ga* oder *ka* zur Anwendung kommen müssen; da sie es nicht thut, ist

das Beispiel gewiss keine Bestätigung für Ray's oben mitgetheilte Ansicht. Ray hat indessen Recht, wenn er bezüglich *bula* auf C. ML, p. 131 verweist, wo dieser für Espiritu Santo als Possessivpartikel *pila* anführt und zur Erklärung desselben sagt: ,in very many of the Bank's Islands and Northern New Hebrides the same word *pula, bula, pila* is regularly used of a chattel such as a pig, and of a garden'. Indess weicht doch Espiritu Santo insofern von dem hier angeführten Beispiele ab, als es das Suffix eben der Possessivpartikel suffigiert; dagegen geht hier die volle Pronominalform *togu* der Possessivpartikel voran. — Mehr als diese drei Beispiele führt Ray leider nicht an. Es würde verfrüht sein, aus diesem spärlichen Material jetzt schon definitive Schlüsse ziehen zu wollen. Nur das darf doch wohl schon hervorgehoben werden, dass nur das letzte Beispiel einigermassen an papuanische Art, das Possessivverhältniss auszudrücken, gemahnen würde, insofern in den papuanischen Sprachen das Possessiv gebildet wird durch Anfügung von Suffixen an das (verkürzte) Personalpronomen. Die beiden anderen Beispiele würden indess nur auf einen primitiven, alterthümlichen Zustand der Sprachentwicklung schliessen lassen.

Für die Beurtheilung der Verbalverhältnisse ist aus den vorliegenden Quellen nichts zu entnehmen. Nur führt Ray noch für Nada die Verbalpartikeln an:

Sing.	1.	*e, a*
	2.	*ku, a*
	3.	*i*
Plur.	1. incl.	*ta, te*
	excl.	—
	2.	*mi, i*
	3.	*si, i.*

Hier tritt nur die auffallende Thatsache hervor, dass dieselben in keiner Beziehung stehen zu den Personalpronomina von Nada selbst, das ja, wie schon oben bemerkt, vielmehr die suffixartigen Formen aufweist:

Sing.	1.	*to-gu*
	2.	*to-m*
	3.	*to-na*

Plur. 1. incl. *to-da*
excl. *adite*
2. *tumis*
3. *to-si.*

Nur 3. Plur., allenfalls auch 1. Plur. incl. und 2. Plur. liessen eine Beziehung zu. Dagegen stimmen sie ganz vorzüglich überein mit den Verbalpartikeln von Sariba-Suau-Dobu (s. oben S. 73), die ja ganz nahebei liegen. Nur die Nebenform in 2. Sing.: *a* und die 2. Plur.: *mi, i* würden sich nicht damit in Verbindung bringen lassen. Sie lassen aber eine andere überraschende Thatsache zu Tage treten, indem 2. Sing.: *a* deutlich auf die Pronominalformen von Sariba: *koa*, Suau: *oa*, Rogea-Wari: *kowa* hinweist und ebenso *mi, i* auf die Formen Sariba: *komi*, Suau und Dobu: *omi*. Die letztere Form, so ganz abweichend von der sonstigen Bildungsweise der Partikeln, würde doch mit Vaturaňa übereinstimmen, das ja auch die volle Pronominalform *hami* statt der Partikel eintreten lässt (S. 71 u. 78). — Ich beschränke mich darauf, hier diese auffallenden Thatsachen zu signalisieren. Man wäre wohl versucht, die Partikeln bei Nada als eine Entlehnung von Sariba-Suau-Dobu zu betrachten, wobei die Formen der 2. Sing. und Plur. diese Entlehnung als in ziemlich recenter Zeit geschehen nahelegen würden. Indess, da über die Partikeln der anderen melano-papuanischen Sprachen noch gar kein Material vorliegt, halte ich auch hier vorläufig mein Urtheil zurück.

Das, was nun hier über diese Sprachen festgestellt werden konnte, ist im Allgemeinen nicht der Art, dass man verhindert wäre, sie den anderen melanesischen Sprachen einfach zuzuzählen. Schwer zu vereinigen mit dieser Annahme wären nur die Pronominalformen von Tagula und allenfalls der Ausdruck des Possessivverhältnisses bei Nada. Sonst aber möchte man auch hier sagen, was Codrington über jene Sprachen innerhalb des melanesischen Zweiges sagt, die vom gewöhnlichen Typus etwas abweichen: ‚More archaic they may well be‘ (l. c. p. 17), aber nicht, dass sie vom melanesischen Grundstamme auszuschliessen wären. Wenn also S. H. Ray zur Begründung der Benennung Melano-Papuan, die er

diesen Sprachen gegeben, von ihnen sagt: ‚In many respects they agree with the Melanesian languages, but also contain numerous divergences from the usual type. Their exact position is doubtful,‘ so müssen diese ‚numerous divergences‘ wohl in Dingen gelegen sein, die in dem, was er bisher über diese Sprachen veröffentlicht hat, noch nicht zum Ausdruck gelangt sind. Es wäre also sehr wünschenswerth, wenn er auch diese Punkte der wissenschaftlichen Welt bekanntgäbe.

Ich habe noch darauf hinzuweisen, wie vielfach die Beziehungen sind, welche die melanesischen Sprachen der äussersten Südspitze: Sariba, Suau, Rogea, Wari, Awaiama, East Cape und Dobu, mit diesen ‚Melano-Papuan‘-Sprachen verbinden. Im Lautbestand zeigt es sich durch die stärkere Consistenz der Consonanten in jener Gruppe der melanesischen Sprachen, durch das häufigere Vorkommen von *kp* und *bw*. Eine Vergleichung des Wortschatzes zeigt gleichfalls häufige Uebereinstimmungen. Bei den persönlichen Pronomina weist einerseits von Seiten der melanesischen Sprachen auch East Cape (S. 65) jene suffixartige Form des Pronomens auf, die in den ‚melano-papuanischen‘ häufig ist, andererseits erinnert Kiriwina, 2. Sing.: *(yo)ku*, *(yo)kwa*, und Misima: *owa* deutlich an charakteristische Formen der melanesischen Gruppe. Welche Beziehungen die Verbalpartikeln darlegten, ist ja gerade vorhin noch aufgezeigt worden.

Wenn auch die theilweise Spärlichkeit des vorliegenden Materials noch eine gewisse Reserve auferlegt, so glaube ich doch die Stellung sowohl der eigentlich melanesischen Sprachen, als der ‚melano-papuanischen‘ einigermassen schon bestimmen zu können. Die eigentlich melanesischen Sprachen hängen mit denen der südlichen Salomonsinseln zusammen und haben sich von dort abgezweigt, nachdem die Neu-Hebridengruppe sich abgelöst hatte. Sie gelangten zuerst auf den Louisiaden-Archipel, vertrieben die eventuell dort wohnenden Papuas, respective diese gingen in ihnen auf; alsdann schoben sie sich immer weiter nach Nordwesten die Küste des Festlandes von Neu-Guinea entlang, bis sie am Cap Possession anlangten, das jetzt den äussersten Punkt des von ihnen in Besitz genommenen Gebietes bildet. Während nun aber die am weitesten nach Nordwesten vorgedrungenen Stämme, von anderen mela-

nesischen Sprachstämmen nicht mehr beeinflusst, unbehindert dem ihnen schon innewohnenden Triebe weiter folgten und so z. B. in der Abwerfung und Ausstossung der Consonanten vielfach mit den in dieser Hinsicht fortgeschrittensten polynesischen Sprachen wetteifern können, ist die Entwicklung der Sprachen der Südspitze, Suau-Sariba-Rogea-Wari-Dobu bedeutend langsamer vor sich gegangen, weil sie nämlich in lebendiger Verbindung blieben, respective sich mischten mit melanesischen Sprachen bedeutend älterer Schichtung, die an der Südostküste Neu-Guineas und den Trobriand-, Woodlark- und Laughlaninseln ihren Sitz hatten. Dann aber muss wohl auch noch angenommen werden, dass gerade diese Sprachen älterer Schichtung später, als die von den Salomonsinseln ausgehende Gruppe schon ihre Wanderung in die Torresstrasse hinein angetreten hatte, einen Vorstoss nach Süden machte und dann auch den eigentlichen Louisiaden-Archipel occupierte. Denn nur so lässt es sich erklären, dass die eigentlichen melanesischen Sprachen dieser Zone, deren Zusammenhang mit denen der Salomonsinseln unleugbar ist, doch von den Salomonsinseln durch eine Schichtung älterer Sprachen vollständig abgeschnitten sind. Denn dass die von den Salomonsinseln herkommende Einwanderung diese älteren Schichtungen schon damals auf dem Louisiaden-Archipel angetroffen haben und über sie hinweggegangen sein sollte, ohne dieselben irgendwie zu verändern, kann doch wohl nicht angenommen werden. Ebenso unwahrscheinlich ist es, dass eine Anzahl Menschen, die, wenn vielleicht auch erst in successiver Vermehrung, die ziemlich lange Küstenstrecke des südwestlichen Neu-Guinea erfüllen konnte, an den Louisiaden hätte vorbeisegeln, sie gar nicht hätte berühren sollen; für die von den südlichen Salomonsinseln Kommenden war ein anderer Weg als der über den Louisiaden-Archipel wohl ausgeschlossen.

Anhang.

Als Haupttheil der ganzen vorliegenden Abhandlung möchte ich denjenigen betrachtet wissen, der sich mit dem Nachweise abgibt, dass die Sprachen der südlichen Salomonsinseln und Fidjis die Ueberleitung von den melanesischen Sprachen zu den polynesischen bilden. So wie der diesbezügliche Satz dort ausgesprochen ist, bewegt er sich auf rein sprachlichem Gebiete, wie auch der Beweis für denselben nur mit sprachlichem Material unternommen wird. Da nun bekanntlich sprachliche Gleichheit oder Verwandtschaft selbst bei tiefgehenden anthropologischen und ethnologischen Verschiedenheiten existieren kann, so würden diese letzteren, die allerdings ja Melanesier und Polynesier im Allgemeinen ziemlich scharf von einander scheiden, doch zur Entscheidung dieser rein sprachlichen Frage nicht ins Feld geführt werden können. Indess lässt sich anderseits doch auch wieder nicht leugnen, dass sprachliche Gleichheit viel besser verständlich, die Entstehung derselben viel einfacher zu erklären ist, wenn in gleichem Masse wie auf sprachlichem, so auch auf anthropologischem und ethnologischem Gebiete sich Gleichheiten und Aehnlichkeiten finden. Wenn wirklich die Verwandtschaft der Bewohner der südlichen Salomonsinseln mit den Polynesiern in sprachlicher Beziehung feststeht, dann ist das jedenfalls ein Factum, das auch Anthropologen und Ethnologen zu berücksichtigen haben und sie zu entsprechenden Forschungen auch auf ihren Gebieten anregen sollte. Ich kann mir nicht die Befugniss zusprechen, hier entscheidend mitzusprechen; aber es möge mir erlaubt sein, aus den beiden vorzüglichsten Werken anthropologischen und ethnographischen Inhalts, die wir über die Salomonsinseln, respective über Melanesien überhaupt besitzen, einige Thatsachen hier zusammenzustellen, die mir darzuthun scheinen, dass auch hier die südlichen Salomonsinseln von dem übrigen Melanesien bedeutend sich abheben und nach Polynesien hinüberweisen. Die beiden Werke, die ich meine, sind R. H. Codrington, The Melanesians, Oxford 1891 und H. B. Guppy, The Salomon Islands, London 1887; ich werde sie der Kürze halber in Folgendem das erstere mit C, das

letztere mit G bezeichnen. Für die richtige Schätzung der Citate aus C muss noch vorausgeschickt werden, dass, wo immer der allgemeine Ausdruck ‚Salomons Islands' in denselben vorkommt, er doch nicht mehr bedeutet als die südliche Gruppe der Salomonsinseln, da Codrington auch in diesem Werke (p. 2), gerade wie in seinen ‚Melanesian languages' nur diesen Theil als unter seine persönliche Kenntniss fallend ausdrücklich angibt.

a) Kopfbildung und Körperbau. ‚I found that two constant variations in the type of the Salomon Island native are presented by the natives of the islands of Bougainville-Straits (including Choiseul Bay) and the natives of St. Christoval and its adjoining islands at the opposite end of the group. In the former region there exists a taller, darker, more robust and more brachycephalic race; whilst in the latter locality the average native is shorter, less vigorous, of a lighter hue, and his skull has a more dolichocephalic index.' G, p. 103. — ‚In the small island of Santa Catalina, off the eastern end of St. Christoval, the natives are distinguished from all the others in this part of the group by their finer physique, lighter colour, and greater height. They do not appear to intermarry much with the surrounding tribes; but they are, strange to relate, in friendly communication with the natives of some district on the coast of Malaita, with whom they probably intermarry. On the coasts of Guadalcanar there would appear to be some of the finest types of the Salomon Islander.' G, p. 103—104. Vgl. ebendort p. 119—120, wo noch nähere Angaben über die Hautfarbe sich finden. Vgl. auch *e).*

b) Haare. ‚The diameter of the spiral (of the hair) when measurable, varies between 5 and 10 millimètres (in young boys in different parts of the group, the hair sometimes grows in larger flat spirals having a diameter of from 12 to 15 millimètres) . . . these measurements however are double of size of the curl (2 to 4 millimètres) which Miklouho-Maclay has determined to be characteristic of the Papuan. The difference may be due to the greater intermingling of the eastern Polynesian element amongst the Salomon Islanders.' G, p. 118. Was von dieser ‚intermingling' in sprachlicher Beziehung zu urtheilen sei, habe ich ja p. 47 ff. des Weiteren dargelegt. Es ist aber sehr bezeichnend, dass ein Forscher, der von den

sprachlichen in dieser Abhandlung vorgeführten Thatsachen nicht wusste, auch von anthropologischen Gesichtspunkten aus die südlichen Salomonsinseln mit Polynesien in Verbindung bringt.

c) Tätowierung und Körperschmuck. Tätowierung findet sich bei ,the natives of St. Christoval and the adjacent islands'. G, p. 135. Dagegen: ,Tattooing is not generally practised amongst the people of the islands of Bougainville Straits ... In the place of tattooing, the inhabitants of the islands of Bougainville Straits ornament their bodies with rows of circular and somewhat raised cicatrices ...' G, p. 136. — ,The natives of the islands of Bougainville Straits pay less attention to personal decoration than do those of St. Christoval and the adjacent islands.' G, p. 133.

d) Bau der Häuser und Canoes. ,In the tambu-houses of St. Christoval and the adjoining islands we have a style of building on which all the mechanical skill of which the natives are possessed has been brought to bear.' G, p. 67. Dagegen: ,At Alu and Treasury in Bougainville Straits, the tambu-house, which is such a prominent feature in the villages of the eastern islands, is represented by a more open canoe-shed, for the most part destituted of ornament, and apparently held in but little veneration.' G, p. 71. ,The dwelling-houses in the New Hebrides and Bank's Islands are poor, and contain little that can be called furniture.' C, p. 298. ,A Salomon Island dwelling-house is certainly superior to one in the Easter group.' C, p. 299. — ,The natives of Bougainville Straits do not decorate their canoes to any great extent; and in this they differ from those of St. Christoval, who ... ornament the prows and gunwales with carvings of fish and sea-birds, and inlay the sides with perl-shell.' G, p. 149. ,Hardly anything seems in my remembrance to have been more striking than the difference between the canoes of the natives when for the first time we passed from the New Hebrides and Bank's Islands to the Salomon Islands, and exchanged the clumsy outriggered tree trunks of the Eastern groups for the elegant forms and brilliant ornaments of the plank built craft of the West.' C, p. 290. Vgl. auch *e)*.

e) Abwesenheit der exogamen Eintheilungen, Vaterrecht. — Im Allgemeinen gilt für Melanesien, was

Codrington l. c. p. 21 sagt: ‚Nothing seems more fundamental than the division of the people into two or more classes, which are exogamous, and in which descent is counted through the mother.‘ Aber: ‚There is, however, one very remarkable exception to this general rule of division in the Salomon Islands; it is not to be found in Ulawa, Ugi, and parts of San Christoval, Malanta and Guadalcanar, a district in which the languages also form a group by themselves, and in which a difference in the decorative art of the people, and in the appearance of the people themselves, thorougly Melanesians as they are, can hardly escape notice. In this region, the boundaries of which are at present unknown, there is no division of the people into kindreds as elsewhere, and descent follows the father. This is so strange that to myself it seemed for a time incredible, and nothing but the repeated declarations of a native who is well acquainted with the division which prevails in other groups of islands, was sufficient to fix it with me as an acquainted fact. The particular or local causes which have brought about this exceptional state of things are unknown; the fact of the exception is a valuable one to note.‘ C, p. 22, wo auch noch als Citat von L. Fison für Fidji angeführt wird: ‚Descent is still uterine in some parts of Fiji; most of the tribes, however, have advanced to agnatic descent.‘ Allerdings geht hier ‚Florida, and the parts of the Salomon Islands adjacent to it‘ (C, p. 29ff.) nicht mit dieser Gruppe, indem hier sowohl die exogame Eintheilung, als auch das Mutterrecht sich findet. Aber vielleicht bietet gerade die Thatsache, dass sich statt der gewöhnlicheren zwei exogamen Gruppen hier deren sechs finden, eine Erklärung dieser Abweichung; denn wie Codrington (l. c. p. 30) bemerkt, stammen drei dieser Classen von der westlich, ausserhalb der hier in Betracht kommenden Gruppe gelegenen Insel Himbo, es mag also wohl die spätere Ankunft dieser Fremden die Entwicklung zum Vaterrecht, die auch auf Florida schon in Bewegung sein mochte, aufgehalten haben. Dass eine solche Bewegung auf Florida vorhanden, glaube ich schliessen zu sollen aus dem, was Codrington (l. c. p. 63) über die Erbverhältnisse mittheilt, wonach auch der Sohn schon in die Eigenthumsrechte seines Vaters einzutreten beginnt, ferner daraus, dass hier, ganz wie auf den

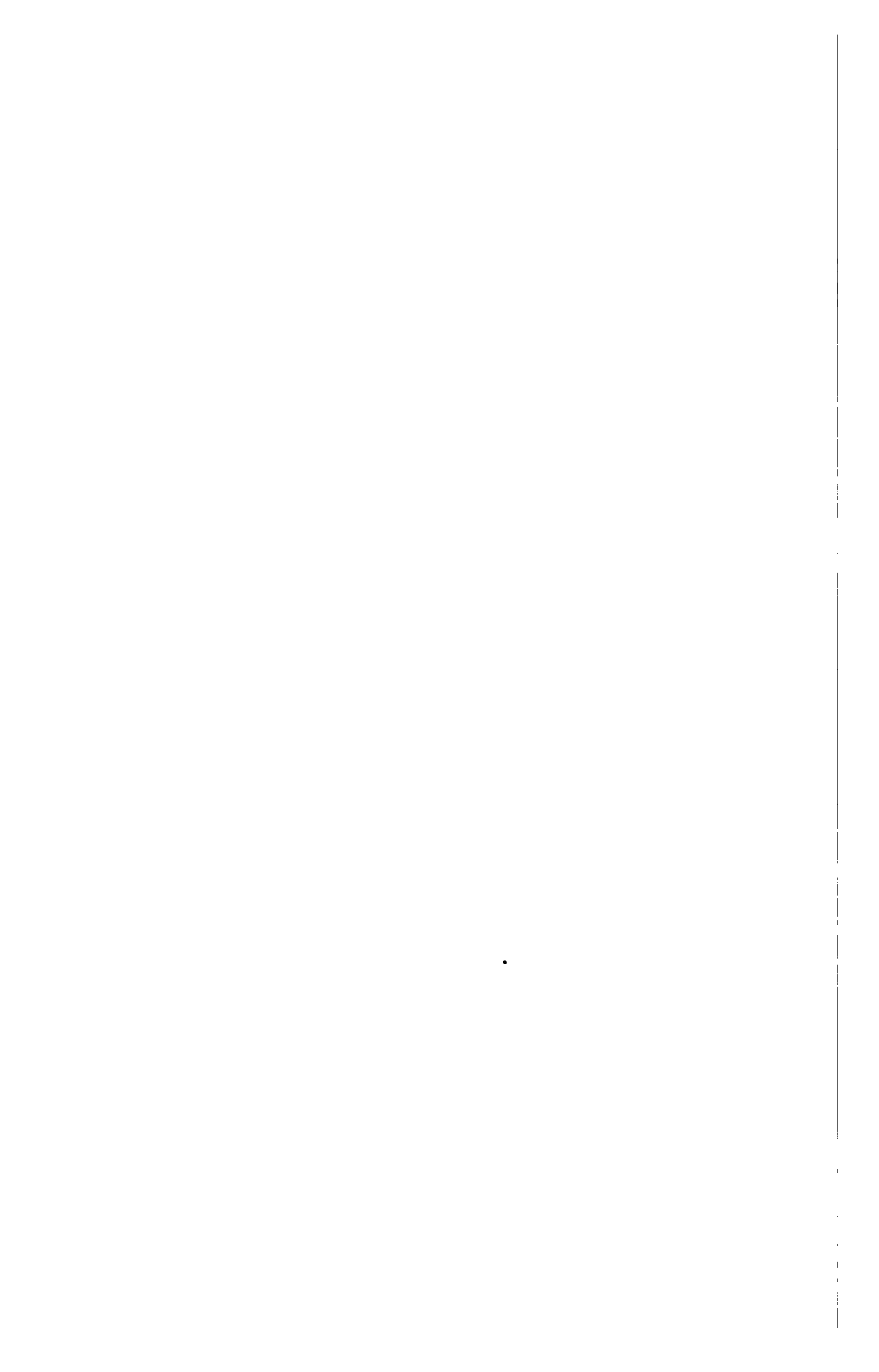
anderen Salomonsinseln mit Vaterrecht und im Gegensatz zu den Neu-Hebriden und Banksinseln ‚there is no difficulty about meeting, or mentioning the name of father- or mother-in-law, or any of a wife's kindred, and no extraordinary marks of respects are shewn‘ (C, p. 43).

f) Religiöse Vorstellungen, Opfer, Tapu. — Für die richtige Beurtheilung des religiösen Elementes bei den Melanesiern hält es Codrington für sehr wichtig, ‚to distinguish between spirits who are beings of an order higher than mankind, and the disembodied spirits of men, which have become in the vulgar sense of the word ghosts (l. c. p. 120). Er constatiert nun ‚a very remarkable difference between the natives of the New Hebrides and Bank's Islands to the east, and the natives of the Salomon Islands to the west; the direction of the religious ideas and practices of the former is towards spirits rather than ghosts, the latter pay very attention to spirits and address themselves almost wholly to ghosts. This goes with a much greater development of a sacrificial system in the west than in the east; and goes along also with a certain advance in the arts of life . . . In Fiji is the established custom to call the objects of the old worship gods; but Mr. Fison was ‚inclined to think all the spiritual beings of Fiji, including the gods, simply the Mota tamate‘ i. e. ghosts; and the words of Mr. Hazelwood, quoted by Mr. Brenchley (Cruise of the Curaçao, p. 181) confirm this view . . . In Fiji also this worship of the dead, rather than of beings that never were in the flesh, accompanies a more considerable advance in the arts of life than is found in, for example, the Bank's Islands‘, C, p. 122. — ‚The sacrifices, in the more restricted sense, of the Solomon Islands are widely different from those of New Hebrides and Banks' Islands; in the western islands the offerings are made to ghosts, and consumed by fire as well as eaten; in the eastern islands they are made to spirits, and there is no sacrificial fire or meal. In the former nothing is offered but food, in the latter money has a conspicuous place.‘ C, p. 129. — ‚The tapu or tambu of Melanesia is not so conspicuous in native life as the tapu of Polynesia; and it differs also perhaps in this, that it never signifies any inherent holiness or awfulness, but always a sacred and unapproachable

character which is imposed. This is not strictly accurate as regards the word in the Salomon Islands, where everything connected with a ghost of worship . . . is tambu of itself . . .‘ C, p. 215.

g) Gebrauch von Bogen und Pfeilen. — ‚Bows and arrows are much more commonly employed by the natives of Bougainville Straits, than by the St. Christoval natives.‘ G, p. 72. — ‚The use of the bow is universal in the islands with which we are concerned; but the bow is not universally the chief war weapon. The spear is in some islands so conspicuously the fighting weapon that it is easy for one who has seen a good deal of native life to deny that the bow is used in war, though, as in Florida for example, the use of it is not so very rare. In Florida, Guadalcanar, Ysabel, San Cristoval, and to a less degree in Malanta, the proper thing is to fight with spears . . .‘ C, p. 305.

Ich meine, dass die hier angeführten Punkte sowohl in sich selbst, als auch ihrer Anzahl nach schon bedeutend genug sind; insbesondere weise ich auch noch darauf hin, wie trefflich sich Guppy's und Codrington's Angaben hier ergänzen, indem durch beide Angaben die südlichen Salomonsinseln als eigenthümlich dastehendes Centrum offenbar werden, zu dem dann Guppy die Abweichungen der nördlichen Salomonsinseln, Codrington dagegen die der Banksinseln und der Neu-Hebriden aufzählt, Abweichungen, die aber zu sich gleich sind, ganz so, wie es auch oben (S. 55) für die sprachlichen Verhältnisse constatiert werden konnte. Es wäre also zu wünschen, dass die Anthropologen und Ethnologen von Fach die Aussichten, welche sich da eröffnen, weiter verfolgen möchten, um festzustellen, ob sich nicht auf diesem Wege eine wissenschaftlich befriedigende allseitige Lösung des Problems von der Herkunft der Polynesier gewinnen liesse, eine Lösung, die unzweifelhaft auch die richtige Würdigung der Melanesier selbst um einen guten Schritt vorwärts bringen würde.



VII.

Platonische Aufsätze. II.

Die angebliche platonische Schulbibliothek und die Testamente der Philosophen.

Von

Theodor Gomperz,

wirkl. Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften.

Der gegenwärtige Aufsatz bedeutet die Abtragung einer alten Schuld. Als der Verfasser im Sommer 1867 sich als Privatdocent habilitierte, wählte er zum Gegenstand seines Probevortrags eben das Thema, welches hier behandelt wird, die Frage nach dem Bestande einer platonischen Schulbibliothek. Da ich die damals erzielten Ergebnisse jüngst anderwärts kurz zu verzeichnen genöthigt war (Griechische Denker II 221 f.), so ziemt es sich, die Gründe, die mein Urtheil bestimmt haben, gleichzeitig den nachprüfenden Mitforschern vorzulegen.

Den Anlass zu jener Erörterung gab das 1865 veröffentlichte Werk George Grote's ‚Plato und die anderen Gefährten des Sokrates', beziehentlich das ‚Der platonische Kanon' betitelte Capitel, welches von dem Vorhandensein solch einer Bibliothek als von einer feststehenden Thatsache handelt (I 132 ff., insbesondere 135, 144 f., 147, 152, 154). Grote hat bekanntlich an der Echtheit sämmtlicher uns aus dem Alterthum als platonisch überlieferten Schriften festgehalten. Er glaubte der immer grössere Verhältnisse annehmenden Skepsis einen unangreifbaren Wall entgegensetzen zu sollen. Dass diese skeptische Bewegung ins Ungemessene wachsen würde, hat er mit Recht erwartet. Ist doch in dem Jahre, das der Veröffentlichung seines Werkes folgte, das Buch erschienen,

welches ihren Höhepunkt bezeichnet: Schaarschmidt's ‚Die Sammlung der platonischen Schriften, zur Scheidung der echten von den unechten untersucht', worin nur mehr ein Vierttheil von Platon's Schriften als unzweifelhaft echt anerkannt wurde. Diesen und verwandten Abenteuerlichkeiten stand auch ich so fern wie Grote. Auch mir wäre es in hohem Mass erwünscht gewesen, dem Umsichgreifen der hyperkritischen Seuche endgiltig ein Ziel setzen zu können. Ich unterzog darum die Grote'sche Aufstellung sofort einer sorgsamen Prüfung und wurde, trotz des lebhaften Wunsches, sie als haltbar zu erkennen, von ihrer Unhaltbarkeit überzeugt. Nicht nur dass Grote es an jedem Versuch einer positiven Beweisführung fehlen liess. Die innere Wahrscheinlichkeit, dass die platonische Lehranstalt Platon's Werke in authentischen Exemplaren oder vielmehr die Originalhandschriften des Meisters besass, dass die Bibliothekare von Alexandrien und Pergamon zur Zeit der Gründung dieser grossen Büchersammlungen sich hier über das, was aus Platon's Feder geflossen war, den zuverlässigsten Bescheid holen konnten, und dass die Ausgabe, welche der alexandrinische Bibliothekar Aristophanes von Byzanz um 200 v. Chr. G. veranstaltete, auf eben dieser unantastbaren Grundlage ruhte — die innere Wahrscheinlichkeit, sagen wir, all dieser Annahmen schien ihm so gross, dass er sie einer Bestätigung durch überlieferte Thatsachen nicht bedürftig glaubte. Zu diesem Mangel an positiven Indicien gesellten sich dem Nachprüfenden gar bald Gegenindicien von unverächtlicher Beweiskraft.

1. Die aristotelische Schule ward nach dem Vorbild der platonischen errichtet. Hätte es in dieser eine Schulbibliothek gegeben, wie unwahrscheinlich, dass in jener eine solche gefehlt hätte! Sie hat aber gefehlt. Darüber besitzen wir authentische Kunde. Wir wissen, dass Theophrast seine Werke und zugleich mit ihnen die Werke seines Vorgängers, des Schulstifters Aristoteles, nicht einer Schulbibliothek, sondern seinem Mitschüler und Freunde Neleus, der zu Skepsis in der Landschaft Troas zuhause war, letztwillig hinterlassen hat. Das bei Laertius Diogenes erhaltene Testament lässt nicht dem Schatten eines Zweifels Raum. Strabon's bekannte Erzählung (XIII 608 f.) über das Schicksal dieser Büchersammlung und ihre Ergänzung durch Plutarch (Sulla c. 26) soll uns hier

nicht beschäftigen. Wie viel oder wie wenig von aristotelischen Schriften vor der Wiederauffindung jener Bücherei des Neleus und ihrer schliesslichen Bearbeitung durch den Grammatiker Tyrannion in anderen Abschriften vorhanden und im Umlauf war, soll uns hier ebenso wenig kümmern. Mag immerhin Strabon's Bericht an einiger Uebertreibung leiden: dass die Gesammtheit der aristotelischen Werke vor jenem Zeitpunkt kein Gemeinbesitz der griechisch-römischen Gelehrtenwelt war, steht ausser aller Frage, so wenig wir auch Derartiges von vornherein vermuthet hätten, so überraschend es auch wirkt, das Schicksal der Werke eines grundlegenden Denkers und Schulhauptes in so hohem Grade von äusseren Zufällen bedingt zu sehen. Grote hat sich mit der Schwierigkeit, welche dieser Parallelfall seiner Hypothese bereitet, nicht auseinandergesetzt. Allein, dass hier eine Schwierigkeit vorliegt, scheint er empfunden zu haben, und er begegnet ihr mit der beiläufig hingeworfenen Bemerkung: Theophrast ‚glaubte sich berechtigt' (‚thinking himself entitled' a. a. O. I 138), über die Werke des Aristoteles wie über einen Privatbesitz zu verfügen.

Es ist nach unserer Ansicht nicht der mindeste Zweifel daran gestattet, dass Theophrast sich nur zu dem berechtigt glaubte, wozu er thatsächlich berechtigt war. Dafür gibt es, abgesehen von der gewichtigen Präsumtion, die uns der ehrenwerthe Charakter des Mannes liefert, zwei vollgiltige Beweise. Kaum zwei Besitzthümer stehen einander so nahe wie Bücher und Landkarten. Die letzteren, die in der Schule befindlich waren, belässt Theophrast in derselben und veranlasst ihre Aufbewahrung in einer bestimmten Oertlichkeit, in der ‚unteren Halle', in der sie wohl an den Wänden befestigt werden sollten (Laert. Diog. V 51). Diese Unterrichtsmittel gehörten zur Lehranstalt, und Theophrast hat sie ihr nicht entzogen, als er die Anstalt jenen Zehnmännern vermachte, die er beschwört, alle ‚Mitphilosophierenden' an der Nutzniessung derselben theilnehmen zu lassen. Von den Büchern handelt er als von einem Bestandtheil seines durch keinerlei moralische Verpflichtungen eingeschränkten Privateigenthums, unmittelbar nachdem er über ein in Stagira befindliches, ihm gehöriges Grundstück verfügt und es gleichfalls einem Privatfreunde Kallinos vermacht hat. Das zweite Argument liefern die gleichartigen, auf Bücherbesitz

bezüglichen Bestimmungen, die wir in anderen Philosophen-Testamenten vorfinden, und von denen späterhin noch die Rede sein soll. Zu allem Ueberfluss findet der gewissenhafte, das Sonderinteresse der Individuen und das Gesammtinteresse der Schule strenge scheidende Sinn desselben Testators in den nachdrücklichen Warnungen vor privater Aneignung dessen, was allen gehören soll, und in der dringenden Aufforderung, unter keinen Umständen und unter keinerlei Vorwand, wie etwa dem längerer Abwesenheit von der Bildungsstätte, diese der gemeinsamen Benützung zu entziehen und zu einem Monopol Einzelner zu machen, den kräftigsten Ausdruck.

2. Laertius Diogenes berichtet uns (III 66) von einer kritischen Ausgabe der Werke Platon's, in der man mit höchster Wahrscheinlichkeit eben die von dem Grammatiker und Bibliothekar Aristophanes von Byzanz veranstaltete Edition erkannt hat. Die Beschaffenheit dieser Ausgabe lässt sich nicht mit der Annahme vereinigen, dass es damals zu Athen ein Exemplar der platonischen Schriften gab, welches im Besitz der Schule selbst war und daher einen Text von unbedingter Authenticität enthielt. Denn wir erfahren von mannigfachen kritischen Zeichen, die genau wie bei den homerischen Gedichten und den Werken anderer Autoren so auch bei diesem Texte in Verwendung kamen. Die wagrechte Linie (ὀβελός) diente zur Bezeichnung der Athetese, d. h. der Ausschaltung einer als interpoliert geltenden Stelle; der mit Punkten versehene Doppelstrich (διπλῆ περιεστιγμένη) wurde verwendet, um conjecturale Aenderungen ersichtlich zu machen, und der mit Punkten versehene wagerechte Strich (ὀβελὸς περιεστιγμένος) sollte vor ‚willkürlichen Athetesen' warnen (πρὸς τὰς εἰκαίους ἀθετήσεις).

All das, zumal die zwei zuletzt angeführten Zeichen, deutet sonnenklar auf einen Text hin, der, wie so viele andere Texte des Alterthums, auf mannigfachen Handschriften von ungleichem Werthe beruhte, der die kritische Arbeit der Philologen wiederholt und mit wechselndem Ergebnis in Anspruch genommen hatte. (Die ersten zwei Zeichen kehren in gleichartiger Verwendung mehrfach wieder, vgl. Suetonius de viris inlustribus ed. Reifferscheid p. 137 sqq.) Wäre Platon's Original-Exemplar oder auch nur eine unter der Aufsicht der Schulhäupter daraus gewonnene Copie am Sitz der Schule selbst vorhanden gewesen,

dann hätte es all dieser Vorkehrungen, all dieser kritischen Anstalten nicht bedurft. Man hätte aus Alexandrien einfach eine Anzahl verlässlicher Schreiber nach Athen entsandt, und diese hätten in der Lehranstalt selbst eine Abschrift genommen, deren Vertrauenswürdigkeit keiner Anfechtung unterlag; man wäre, kurz gesagt, in nicht wesentlich anderer Art vorgegangen, als wie man von Alexandrien aus mit dem auf Veranlassung des Lykurgos verfertigten Staatsexemplar der drei grossen Tragiker verfahren ist. Der Warnung vor Verunstaltungen, welche der Text bis dahin in uncontrolierten Exemplaren erfuhr, hätte es vielleicht immer noch bedürfen können; aber die Art dieser Warnungen hätte es wohl erkennen lassen müssen, dass der Text nunmehr auf dem festen Grunde einer unantastbaren Ueberlieferung stand, was der Ausgabe ein von ihrer hier geschilderten Gestalt sehr verschiedenes Ansehen gegeben hätte.

Ein Vorkommnis mag unerwartet, unwahrscheinlich oder auch von vornherein unglaubhaft sein; dennoch muss es sich, sobald seine Thatsächlichkeit über jeden Zweifel hinaus festgestellt ist, in den Zusammenhang der Dinge einfügen und, falls uns dieser ausreichend bekannt ist, aus ihm erklären lassen. Die letztere Voraussetzung trifft in unserem Falle zu.

Warum haben — so fragt man sich nicht ohne berechtigte Verwunderung — die Häupter der Philosophenschulen ihre Werke nicht einfach auf diese vererbt? Die Antwort ertheilt uns ein Blick auf die Art, in welcher die Schulvorstände bestellt wurden. Es geschah dies, soweit unsere Nachrichten reichen, in vierfacher Weise:

1. durch Uebergabe der Lehranstalt bei Lebzeiten,

2. durch letztwillige Anordnung oder eine gleichwerthige nichttestamentarische Verfügung,

3. durch die Wahl aus letztwillig bestimmten Zehnmännern,

4. durch freie unmittelbare Wahl der Schulgenossen.

Von jeder dieser Bestellungsarten kennen wir Beispiele, und ebenso kennen wir Beispiele der Vererbung der Bücher des scheidenden Schulhauptes. Die Durchmusterung dieser Beispiele wird uns zeigen, in welchen Instanzen beides Hand in Hand ging, und in welchen das nicht der Fall war und, wie wir vorgreifend bemerken dürfen, nicht der Fall sein konnte.

1. Die Uebergabe der Lehranstalt bei Lebzeiten des Vorstandes an einen andern ist ein völlig singuläres Vorkommnis. Der Akademiker Lakydes wird uns in diesem Betracht allein genannt (Laert. Diog. IV 60: καὶ μόνος τῶν ἀπ' αἰῶνος ζῶν παρέθωκε τὴν σχολὴν Τηλεκλεῖ καὶ Εὐάνθρῳ τοῖς Φωκαεῦσι). Da uns das Testament des Lakydes nicht erhalten ist, so fehlt uns über die Vererbung seiner Bücher jegliche Kunde.

2. Zwischen diesem und dem ersten Fall besteht die engste Verwandtschaft, und nicht in jeder Instanz lässt sich zwischen beiden eine scharfe Grenzlinie ziehen. Hat Aristoteles, als er ein Jahr vor seinem Tode, um dem gegen ihn anhängig gemachten Asebie-Processe zu entgehen, Athen verliess und sich nach Chalkis zurückzog, die Lehranstalt dem Theophrast übergeben? Ohne Zweifel. Allein es ist sehr wahrscheinlich, dass er schon vorher diesen seinen Lieblingsschüler zu seinem Nachfolger bestimmt hat, so dass dessen Schulvorstehung gleich sehr gesichert war, mochte nun Aristoteles seine Tage zu Athen oder anderwärts beschliessen. Platon hat seinen Neffen Speusipp zum Nachfolger eingesetzt, wobei es wieder unentschieden bleibt, ob diese Verfügung erst nach seinem Tode in Wirksamkeit treten sollte, oder ob er etwa im höchsten Greisenalter die Verwaltung der Anstalt bereits dem nahen Verwandten übergeben hat.

Nur in zwei Fällen kennen wir den Wortlaut einer derartigen testamentarischen Verfügung: bei Epikur und bei dem Peripatetiker Straton. Epikur beruft sich im Eingang seines Testamentes auf eine im Staatsarchiv aufbewahrte Schenkungsurkunde, vermöge deren er sein Gesammtvermögen dem Amynomachos und Timokrates zugedacht hat, ‚unter der Bedingung, dass sie den Garten sammt allem Zubehör dem Hermarchos und denen, die mit ihm Philosophie treiben, und desgleichen jenen, welche Hermarchos als wissenschaftliche Nachfolger hinterlassen wird', zur Verfügung halten. Er bestellt somit Hermarchos zum Schulhaupt und verewigt zugleich durch die hier angeführte und noch weitere nachfolgende Bestimmungen diesen, man möchte sagen monarchischen Bestellungsmodus des Schulhauptes (Laert. Diog. X 16 ff.). Im besten Einklang damit steht es, dass Epikur auch seine ganze Bücherei (die selbstverfassten Werke offenbar ebensowohl wie

jene fremder Verfasser) dem Hermarchos hinterlässt: δοῦναι δὲ (eine der vielen den Universalerben auferlegten Verpflichtungen) τὰ βιβλία τὰ ὑπάρχοντα ἡμῖν πάντα Ἑρμάρχῳ. Es kann keinem ernstlichen Zweifel unterliegen, dass Hermarchos die Bücher, durch seine eigenen Schriften und Erwerbungen vermehrt, in gleicher Weise seinem Nachfolger und diese den ihrigen hinterlassen haben. In der epikureischen Schule dürfen wir demgemäss den Bestand einer wahrhaften Schulbibliothek mit Fug voraussetzen, zwar nicht als Eigenthum der Schule selbst — wenigstens nicht in alter Zeit — wohl aber als Eigenthum der in ununterbrochener Folge von den jedesmaligen Vorgängern ernannten Schulhäupter. Dazu stimmt es, dass wir innerhalb dieser Schule Veranstaltungen kennen, welche die sichere Bewahrung literarischen Materials, desgleichen eine sammelnde und ordnende Thätigkeit kennen, die anderen Schulen abging. Ich denke hierbei an die nach Jahrgängen geordnete Briefsammlung der vornehmsten Schulmitglieder (vgl. ‚Ein Brief Epikur's an ein Kind' Hermes V, 386), auch an die Vermerke in herculanischen Exemplaren von Epikur's Hauptwerk, welche die Abfassungszeit der einzelnen Bücher von ‚περὶ φύσεως' bekunden. Ausnahmsweise begegnet eine Vererbung der Lehranstalt auch innerhalb der peripatetischen Schule, nämlich, wie schon bemerkt, bei Straton, und wieder ist mit ihr die Vererbung der Bücher verbunden, jedoch mit einem bedeutsamen Vorbehalt. In seinem Testamente nämlich lesen wir (bei Laert. Diog. V 62): καταλείπω δὲ τὴν μὲν διατριβὴν Λύκωνι . . . καταλείπω δ'αὐτῷ καὶ τὰ βιβλία πάντα, πλὴν ὧν αὐτοὶ γεγράφαμεν —. Auf diesen Vorbehalt werden wir alsbald zurückkommen.

3. Die Wahl des Nachfolgers aus Zehnmännern, die der Vorgänger designirt, scheint innerhalb der peripatetischen Schule der, wie wir soeben sahen, nicht ausnahmslose, aber doch weitaus überwiegende Bestellungsmodus gewesen zu sein. Wenigstens erscheint er zweimal, im Testament des Theophrast und in jenem des Lykon, während, vom Schulstifter abgesehen, dessen Verfügungsrecht überall der Natur der Sache gemäss ein unumschränktes war, nur eine Ausnahme, eben bei Straton, begegnet. In beiden Fällen fehlt die Vererbung an den — eventuellen — Schulnachfolger. Theophrast vermacht seine Bücher, wie schon oben bemerkt ward, einem Privatfreunde (τὰ

δὲ βιβλία πάντα Νηλεῖ Laert. Diog. V 52), Lykon hinterlässt seine bereits publicierten Schriften seinem Freigelassenen Chares, die noch unveröffentlichten einem jener Zehnmänner, dem ihm augenscheinlich hierfür als am meisten geeignet geltenden Kallinos, ‚zum Behuf sorgfältiger Herausgabe‘ (Laert. Diog. V 73: καὶ Χάρητα ἀφίημι ἐλεύθερον . . . καὶ δύο μνᾶς αὐτῷ δίδωμι καὶ τἀμὰ βιβλία τὰ ἀνεγνωσμένα· τὰ δ' ἀνέκδοτα Καλλίνῳ ὅπως ἐπιμελῶς αὐτὰ ἐκδῷ). Also hier eine Scheidung innerhalb der eigenen Werke, wie wir bei Straton eine solche zwischen eigenen und fremden fanden.

4. Die Wahl des Schulhauptes durch die ‚jungen Leute‘ war innerhalb der platonischen Schule die Regel, und zwar fand diese Wahl mittelst geheimer Abstimmung statt; sie erfolgte bisweilen mit knapper Mehrheit; nicht immer gab die wissenschaftliche oder persönliche Bedeutung den Ausschlag, auch Höflichkeitsrücksichten gegen ein bejahrtes Schulmitglied haben gelegentlich mitgespielt. Ueber all das sind wir nunmehr durch die reichen Details, welche der herculanensische Papyrus 1021 anlässlich der Erwählung des Xenokrates und des Arkesilaos enthält, eingehend unterrichtet. In keinem dieser Fälle findet eine Vererbung der Bücher an den Schulnachfolger statt. Und wir dürfen sofort hinzufügen: sie konnte nicht stattfinden. Das Ergebnis der Wahl liess sich ganz und gar nicht voraussehen; es war durch zufällige Umstände, wie die zeitweilige Abwesenheit eines angesehenen Schulmitgliedes, bedingt; der Wahlkampf war ein heftiger; der schliessliche Sieger liess andere Mitbewerber nur um wenige Stimmen hinter sich; die geheime Abstimmung endlich liess das Wahlergebnis noch weniger vorhersehen, als es sonst möglich gewesen wäre. Man erwäge die nachfolgende gar bedeutsame Schilderung der Wahl, aus welcher Xenokrates als Sieger hervorging: οἱ δὲ νεανίσκοι ψηφοφορήσαντες ὅςτις αὐτῶν ἡγήσεται, Ξενοκράτην εἵλοντο τὸν Καλχηδόνιον, Ἀριστοτέλους μὲν ἀποδεδημηκότος εἰς Μακεδονίαν, Μενεδήμου δὲ τοῦ Πυρραίου καὶ Ἡρακλείδου τοῦ Ἡρακλεώτου παρ' ὀλίγας ψήφους ἡττηθέντων. ὁ μὲν οὖν Ἡρακλείδης ἀπῆρεν εἰς τὸν Πόντον, ὁ δὲ Μενέδημος ἕτερον περίπατον καὶ διατριβὴν κατεσκευάσατο (Col. 7. Vgl. ‚Die Akademie und ihr vermeintlicher Philomacedonismus‘, Wiener Studien 1882). Nicht minder die Erwähnung des Vorgangs, der sich vor der Erwählung des Arkesilaos abspielte:

Σωκρατίδου ἐκχωρήσαντος αὐτῷ, ὃν διὰ τὸ πρεσβύτατον ὄντα προεστήσανθ' ἑαυτῶν οἱ νεανίσκοι.

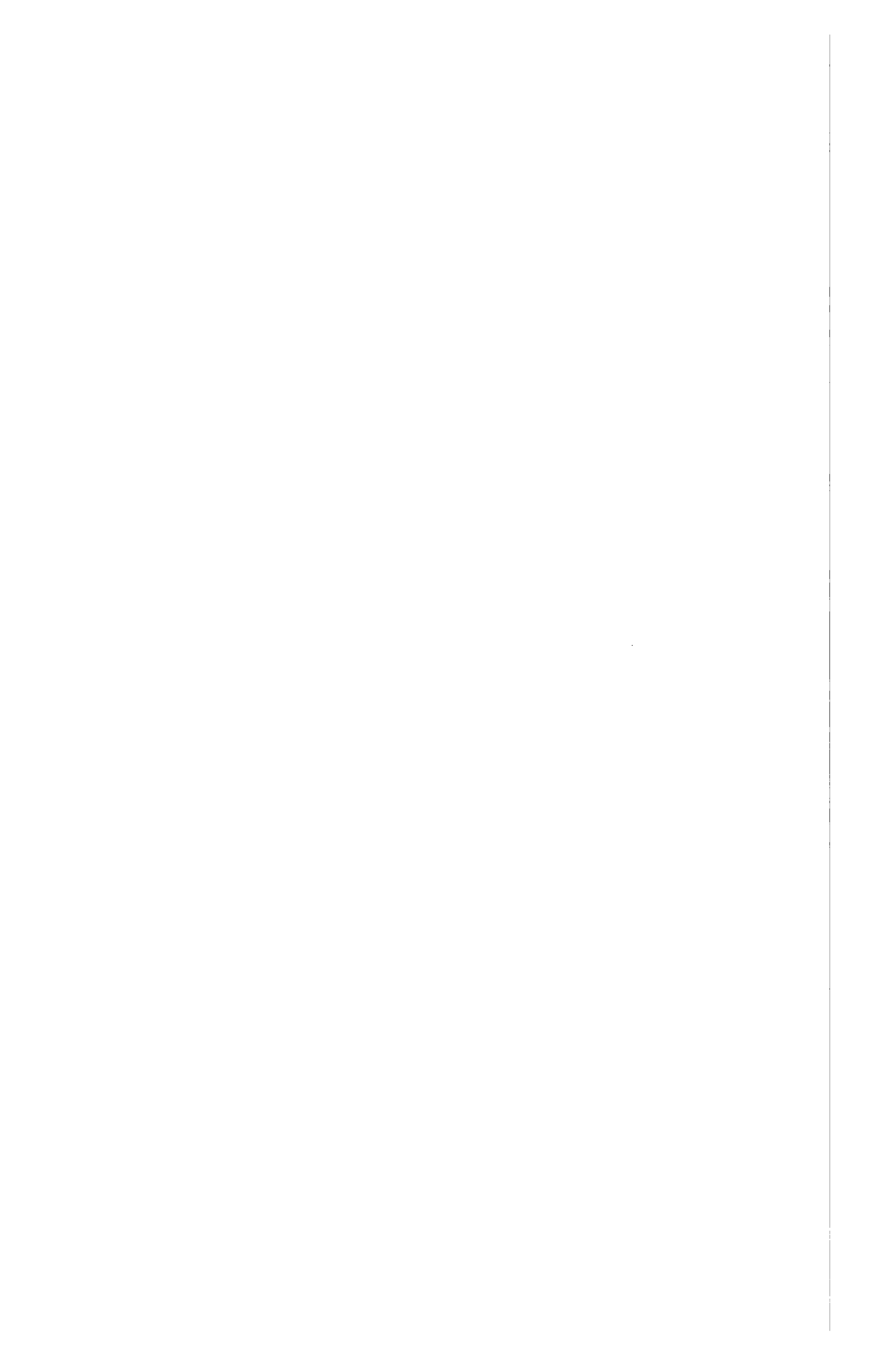
Thut es noth, aus diesen Darlegungen die Summe zu ziehen? Die Vererbung der Bücher an den Schulnachfolger geht mit der Vererbung der Schulvorstehung Hand in Hand. Aristoteles hat Theophrast zu seinem Nachfolger bestellt. Was Wunder, dass er ihm auch seinen ganzen Besitz an Büchern, an eigenen wie an fremden, hinterliess. Nicht anders steht es um Epikur und Hermarch und wohl auch um Platon und Speusipp. Wenn gelegentlich einmal ein anderer als ein Schulstifter das Lehramt vererbt, da begleitet den ausnahmsweisen Vorgang auch die ausnahmsweise Büchervererbung, dann aber nicht ohne Vorbehalt, weil eben die Gewohnheit, die selbstverfassten Werke theils um ihres pecuniären Werthes willen, theils im Hinblick auf die besonderen Eigenschaften, welche ihre Herausgabe erforderte, bestimmten Privatpersonen zu vermachen, bereits die herrschende geworden war. Und da ergibt sich denn auch naturgemäss die Trennung der publicierten von den Nachlassschriften, indem es bei den ersteren mehr auf ein dem Erben zugedachtes Benefiz abgesehen war, bei den letzteren eine verantwortungsvolle kritische Aufgabe in Frage kam. Völlig beispiellos und, wie nunmehr jedermann begreift, geradezu unmöglich war eine letztwillige Verfügung, welche jenes Benefiz und diese Aufgabe demjenigen zuwies, der in einem bestrittenen und von mannigfachen Zufälligkeiten bedingten Wahlkampf als Sieger aus der Urne hervorgehen würde. Diesem Unbekannten sein in jeder Rücksicht werthvollstes und wichtigstes Besitzthum von vornherein zuzusprechen — das lag jedem Schulhaupt des Alterthums ebenso ferne, wie es jedem Denker und Schriftsteller zu allen Zeiten ferngelegen ist. Und darum hat es in den Schulen, die nicht wie die epikureïsche eine gleichsam monarchische Verfassung besassen, keine Schulbibliotheken gegeben, am allerwenigsten solche, welche die Original-Handschriften der Werke der Schulhäupter enthielten.

Möge niemand einwenden, dass die Vererbung des bedeutungsvollsten Besitzes zwar nicht füglich an den unbekannten künftigen Schulvorstand, wohl aber an die Schule selbst erfolgen konnte. Das würde voraussetzen, dass die

Philosophenschule ein Rechtssubject, eine juristische Person gewesen ist, dass sie Corporationsrechte besessen hat. Das trifft für eine späte Zeit zu, in welcher (etwa erst unter der Herrschaft des römischen Rechtes?) die Philosophenschulen, sei es in der Rechtsform der societas, sei es in jener der universitas, Vermögen besassen, Schenkungen empfangen und Erbschaften antreten konnten. In der Epoche, die uns hier beschäftigt, war das erweislichermassen nicht der Fall. Das lehren die Philosophen-Testamente mit sonnenklarer Deutlichkeit und unwiderleglicher Sicherheit. Diesen Schluss haben aus ihnen auch die wenigen Juristen gezogen, die sich bisher mit dem Gegenstand beschäftigt haben. Vgl. C. G. Bruns, Kleinere Schriften (Weimar 1882) II, S. 218, 220, 225, 236.[1] Desgleichen Dareste im Recueil des inscriptions juridiques grecques, 2. Serie, 1. Fascikel (Paris 1898): cependant, un collège de philosophes ne pouvait être assimilé légalement à une corporation religieuse, quoique groupé autour d'un temple ou d'un musée, und dazu Anmerkung 3: l'organisation du culte et des fêtes était bien analogue à celle des communautés religieuses, mais la personnalité juridique faisait défaut. Wenn schon im Alterthum Harpokration s. v. Ὀργεῶνες unter Verweisung auf Theophrast's Testament das Gegentheil behauptet, so wird ihm p. 115 vollkommen richtig erwidert: mais il n'y a pas un mot de cela dans le testament de Théophraste, dont le texte prouve précisément que le Lycée n'était pas personne civile. Die äusserste Annäherung, aber doch nur eine Annäherung an den Begriff eines Zweckvermögens findet sich in den (von uns zum Theil angeführten) Bestimmungen des Testamentes Epikur's, welche das Eigenthum an Haus und Garten nicht mehr blos moralischen, sondern rechtlichen, auf die Nutzniessung bezüglichen Beschränkungen unterwerfen. Darum heisst jenes Eigenthum a. a. O. mit Recht: une propriété qui se trouve ainsi grévée d'un droit d'usage fidéïcommissaire.

[1] Minder klar und consequent erscheinen Bruns' Aeusserungen über die Vererbung der Bücher S. 217, 226 und 231. Diesen Punkt scheint jener Gelehrte nicht in ausreichendem Masse erwogen zu haben.

Hier mag dieser kleine Aufsatz schliessen, dem vielleicht ein andermal eine Erörterung des Testamentes Platon's nachfolgen soll. Würde ich diese hier unmittelbar anschliessen, so möchte der falsche Schein entstehen, als ob die beiden Fragen mit einander in einem engeren Zusammenhang stehen, als es in Wirklichkeit der Fall ist; und die Unsicherheit, die einer Hypothese über die ursprüngliche Textgestalt jenes Schriftstückes anhaftet, könnte leicht ihren Schatten auf Ergebnisse werfen, die mir von solcher Ungewissheit frei zu sein scheinen.



VIII.

Zur älteren Paraskevalitteratur der Griechen, Slaven und Rumänen.

Von

Emil Kałużniacki,

Professor an der Universität in Czernowitz.

Einleitung.

Da es mehrere Heilige dieses Namens gibt, erscheint es nothwendig, voranzustellen, dass wir hier die Paraskeva im Sinne haben, die der Ueberlieferung zufolge in Epivatae, einem Dorfe in der Nähe von Kallikratia, geboren wurde und hierselbst, nachdem sie zuvor in der Wüste ein dem Fasten und frommen Uebungen gewidmetes Leben geführt, gegen das Ende des 10., spätestens im Anfang des 11. Jahrhunderts[1] auch starb.

Wie die meisten anderen Heiligen, so hat thatsächlich auch diese eine eigene Litteratur aufzuweisen. Schon im 12. Jahrhunderte waren, wie unverdächtige Aussagen bezeugen, im Bereiche speciell der griechischen Litteratur zwei verschiedene Lebensgeschichten derselben vorhanden: eine volksthümliche und eine im Rahmen kirchlicher Vorschriften gehaltene oder kanonische. Hierauf folgten — und der Umstand, dass die Reliquien der Paraskeva in Folge zahlreicher

---

[1] Die Gründe, die für diese Chronologie sprechen, sind zuerst von A. N. Muravjev in dessen Житія святыхъ росс. церкви, также иверскихъ и славянскихъ, Petersburg 1859, Octoberband, S. 209ff., dann viel ausführlicher von L. M. Rigollot in den Acta SS., Auctuaria mensis octobris, Paris 1875, S. 159ff. und neuerer Zeit auch vom Archimandriten Arsenij in dessen Ausgabe des Enkomion des Gregorios Kypros auf den Bruder der Paraskeva Euthymios, zu finden in den Чтенія въ общ. любителей религіознаго образованія pro 1889, S. 40 und 45 dargelegt.

Uebertragungen derselben der Reihe nach in fast allen Hauptstädten der Balkanhalbinsel weilten,[1] dürfte hiezu das Meiste beigetragen haben — weitere griechische, slavische und rumänische Bearbeitungen. Ja, selbst noch im Laufe des soeben zu Ende gehenden Jahrhunderts sind drei neue Bearbeitungen ihres Lebens: eine griechische, eine russische und eine rumänische, entstanden, von blossen Reproductionen, beziehungsweise Uebersetzungen älterer Vorlagen gar nicht zu reden.

Leider ist alle diese Litteratur bis jetzt nicht in einer dem Gegenstande angemessenen Weise durchforscht worden. Zwar an Versuchen hat es nicht gefehlt, allein dieselben hatten keinen besonderen Erfolg. Mit ungenügenden Hilfsmitteln in Angriff genommen, förderten sie nur lückenhafte Resultate zu Tage und konnten die Wissbegierde derer, die sich dafür interessirten, nicht befriedigen. Indes die Unvollständigkeit der Hilfsmittel und die Lückenhaftigkeit der Resultate würden vielleicht noch das geringere Uebel bedeuten. Beklagenswerther ist, dass die in Rede stehenden Versuche auch zahlreiche Missverständnisse und Unrichtigkeiten enthalten, — Missverständnisse und Unrichtigkeiten, die mitunter so augenfällig sind, dass man sich das Auftauchen derselben kaum zu erklären vermag. Ist es doch, um nur dieses eine Beispiel anzuführen, erst in allerneuester Zeit vorgekommen, dass Texte, die das Leben der Märtyrerin Paraskeva aus der Zeit des römischen Kaisers Antoninus[2] schildern, auf die um so viel jüngere Epivatische Paraskeva bezogen und in weiterer Folge in mehr minder nahe Beziehungen speciell zu jener volksthümlichen Lebensgeschichte gebracht wurden!

In Würdigung vorstehender Sachlage habe ich mir daher die Aufgabe gestellt, hierin endlich Ordnung zu schaffen. Ich

[1] Zwischen 1204 und 1230 kamen sie bekanntlich nach Trnovo; Ende 1393 oder Anfang 1394 nach Bdyn; 1398 nach Belgrad; 1520 nach Constantinopel und 1641 nach Jassy, wo sie in der Kirche der drei Hierarchen bis heute ruhen.

[2] Gemeint ist hier offenbar Antoninus Pius, der von 138—161 regierte. In Wirklichkeit weiss aber die Geschichte von Christenverfolgungen in der Zeit dieses Kaisers nichts zu berichten; dieselben haben in grösserer Ausdehnung vielmehr erst unter dessen Nachfolger, dem Kaiser Marcus Aurelius Antoninus (161—180), stattgefunden.

unterzog mich dieser Aufgabe um so williger, als ich durch ein günstiges Zusammentreffen von Umständen in der Lage war, die in Betracht kommenden Hilfsmittel, insoweit dieselben überhaupt noch eruirbar sind, vollständigst bei der Hand zu haben. Mein Hauptaugenmerk war hiebei selbstverständlich auf die Klarstellung der Paraskevalitteratur der Slaven gerichtet. Da aber die litterarischen Verhältnisse der Slaven, zumal die des südöstlichen Zweiges derselben, sich in fortwährender Wechselbeziehung zu denjenigen der Griechen und Rumänen befanden, schien es mir nur recht und billig zu sein, bei diesem Anlasse auch die einschlägige Litteratur der beiden zuletzt genannten Völker in Betracht zu ziehen. Vorliegende Untersuchung zerfällt sonach in nachstehende Abschnitte:

I. Abschnitt. Die Paraskevalitteratur der Griechen.

II. Abschnitt. Die Paraskevalitteratur der Rumänen.

III. Abschnitt. Die grundlegenden Formen der Paraskevalitteratur der Slaven.

IV. Abschnitt. Die abgeleiteten Formen der Paraskevalitteratur der Slaven.

V. Abschnitt. Die Ergebnisse.

Erster Abschnitt.

Die Paraskevalitteratur der Griechen.

Die älteste, schriftlich fixirte Nachricht über die Epivatische Paraskeva ist im Commentar Balsamons[1] zu Kanon 63 der fünft-sechsten Synode, wo von lügenhaften Martyrologen und der Verpflichtung, dieselben zu verbrennen, die Rede ist, enthalten und lautet:[2] Ὁ ἁγιώτατος δὲ πατριάρχης ἐκεῖνος κυρὸς Νικόλαος ὁ Μουζάλων, εὑρὼν συγγραφέντα τὸν βίον τῆς ἁγίας Παρασκευῆς, τῆς ἐν τῷ χωρίῳ τῇ Καλλικρατείᾳ τιμωμένης, παρά τινος χωρίτου ἰδιωτικῶς καὶ ἀναξίως τῇ ἀγγελικῇ διαγωγῇ[3] τῆς ἁγίας, ὥρισε πυρὶ

[1] Bekanntlich ist dieser Commentar zwischen 1169 und 1193 bewerkstelligt.

[2] Ich citire nach der Σύνταγμα τῶν θειῶν κανόνων etc., Ausgabe von G. A. Rhallis und M. Potlis, Athen 1859, II, S. 453.

[3] Sowohl das Etymon dieses Wortes, als auch der quellenmässig festzustellende Gebrauch beweisen, dass dasselbe hier nicht anders als nur

παραδοθῆναι· καὶ ἐπέτρεψε τῷ διακόνῳ ἐκείνῳ τῷ Βασιλικῷ συγγράψασθαι τὸν ταύτης θεάρεστον βίον.

Wenn wir vorstehende Nachricht aufmerksam durchlesen, so werden wir mit Befriedigung wahrnehmen, dass dieselbe zwei, auch für die ältere Litteratur der genannten Heiligen sehr wichtige Anhaltspunkte bietet. Diese Anhaltspunkte sind:

1. dass bereits zu der Zeit, als Nikolaus Muzalon Patriarch von Constantinopel war, d. i. also zwischen 1147 und 1151,[1] eine Lebensgeschichte der Epivatischen Paraskeva bestand, die jedoch von irgend einem Bauern in ungebildeter und des engelgleichen Wandels der Heiligen unwürdiger Weise abgefasst war;

2. dass der Patriarch Muzalon diese Lebensgeschichte im Sinne der bezogenen Synodalvorschrift verbrennen liess, gleichzeitig aber dem Diakon Basilikos den Auftrag gab, an deren Stelle eine gottgefälligere zu verfassen.

Bedauerlicher Weise ist unter den bis nun bekannten Resten der alten byzantinischen Litteratur weder die volksthümliche, vom Patriarchen Muzalon dem Feuer übergebene, noch die Lebensgeschichte nachweisbar, die über dessen Auftrag vom Diakon Basilikos verfasst wurde. Aber auch in der späteren byzantinischen, beziehungsweise neugriechischen Litteratur sind Arbeiten, die direct auf einem der in Rede stehenden älteren Documente beruhen würden, nicht vorhanden. Denn was zunächst die einschlägige Arbeit des Titularmetro-

im Sinne des lateinischen vitae ratio, wofür im Mittelalter bekanntlich auch der Ausdruck conversatio üblich war, aufgefasst werden darf. Ἡ ἀγγελικὴ διαγωγή heisst demnach, wie dies übrigens auch schon M. L. Rigollot a. a. O., S. 157, dann H. Gelzer in seiner Besprechung der Πατριαρχικοὶ πίνακες von M. J. Gedeon, Byzantinische Zeitschrift II, S. 153 und K. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Litteratur², München 1897, S. 791 mit Recht hervorhoben, so viel als angelica vitae ratio, zu deutsch: der engelgleiche Lebenswandel, die engelgleiche Lebensführung, auch schlechtweg Aufführung der Heiligen.

[1] Vergl. hiezu Le Quien, Oriens Christ. I, S. 268; Z. N. Mathas, Κατάλογος ἱστορικὸς τῶν πρώτων ἐπισκόπων καὶ τῶν ἐφεξῆς πατριαρχῶν τῆς ἐν Κωνσταντινοπόλει μεγάλης ἐκκλησίας,² Athen 1884, S. 74; M. J. Gedeon, Πατριαρχικοὶ πίνακες, Εἰδήσεις ἱστορικαὶ καὶ βιογραφικαὶ περὶ τῶν πατριαρχῶν Κωνσταντινουπόλεως etc., Constantinopel 1890, S. 356 u. A.

politen von Myra Matthaeus[1] anbelangt, die er unter der Inschrift: Βίος καὶ πολιτεία τῆς ὁσίας μητρὸς ἡμῶν Παρασκευῆς τῆς νέας τῆς ἐξ Ἐπιβάτων zwischen 1605 und 1620 bewerkstelligte,[2] so kann dieselbe hier schon aus dem Grunde nicht in Betracht kommen, weil sie seinem eigenen, zu Beginn des Cap. 14 enthaltenen Geständnisse zufolge eine blosse Paraphrase des Lebens ist, das den letzten Patriarchen von Bulgarien Euthymius (1375—1393) zum Verfasser hat. Dieses Geständnis hat genau folgenden Wortlaut: Ταῦτα ὁ πατριάρχης Τορνόβου Εὐθύμιος ἐσύστερον βουλγαριστὶ συνεγράψατο ἕως ὧδε συμπεράνας τὸν λόγον, ἅπερ ἡμεῖς ἐπιμελῶς μετηνέγκαμεν εἰς τὴν ἑλληνίδα etc. Allerdings ist mit der Constatirung dieser Thatsache die Angelegenheit keineswegs als erledigt zu betrachten. Bei dem Umstande, als es mehrere Redactionen des Lebens der Paraskeva von Euthymius[3] gibt, ist es nothwendig hinzuzufügen, dass Matthaeus bei der Herstellung seiner Paraphrase sich speciell der zu Anfang des 16. Jahrhunderts aufgekommenen gekürzten Redaction dieses Lebens bediente. Vergleichsweise mit ihr liess er nur die folgenden Unterschiede zu:

---

[1] Die erste gedruckte Nachricht über diesen Hierarchen und Schriftsteller hat der Patriarch von Jerusalem Dositheus in seiner Ἱστορία τῶν ἐν Ἱεροσολύμοις πατριαρχευσάντων, Bukarester Ausgabe vom Jahre 1715, S. 1181 gebracht, in ihr jedoch nichts weiter gesagt, als nur, dass der genannte Matthaeus Verfasser einer Anzahl von Gedichten, unter Anderem eines in Verse gefassten Kanons gegen die Lateiner war. Auch Le Quien, ein mit den Verhältnissen der orientalischen Kirche sonst sehr gut vertrauter Gelehrter, begnügt sich in seinem Oriens Christianus etc., I, S. 970 mit der blossen Reproduction der soeben vorgeführten Nachricht und weiss darüber hinaus nichts weiter zu sagen. Bestimmter und ausführlicher lauten erst die Auskünfte, die sich diesbezüglich in der Μεσαιωνικὴ Βιβλιοθήκη III, S. 554, dann im Ἑλληνικῆς Φιλολογίας Σύλλογος II, S. 64, sowie in der Ἱεροσολυμιτικὴ Βιβλιοθήκη von A. Papadopulos-Kerameus, St. Petersburg 1891—1897, I, S. 257 ff. finden. Den oben erwähnten Kanon gegen die Lateiner gab E. J. Gedeon im Παρνασσός I, S. 753—756 heraus.

[2] Erhalten in dem eigenhändig von Matthaeus geschriebenen Codex der Patriarchie von Jerusalem Nr. 161 und herausgegeben in den Ἀνάλεκτα Ἱεροσολυμιτικῆς σταχυολογίας von A. Papadopulos-Kerameus, Petersburg 1891, I, S. 438—453.

[3] Ausführlicheres darüber wird die Einleitung zu der von mir veranstalteten Ausgabe der Werke dieses Schriftstellers, die demnächst erscheinen soll, bringen.

1. Schickte er seiner Arbeit eine andere Einleitung voraus, die er mit folgenden, jenes zu Anfang des Cap. 14 enthaltene Geständnis nur noch mehr bekräftigenden Worten schloss: Τοιοῦτος ἦν καὶ ὁ τῆς νῦν ἐγκωμιαζομένης ἁγίας Παρασκευῆς βίος . . ., ὃς ἐμπόνως ἀπὸ βουλγαρικῆς διαλέκτου εἰς τὴν ἑλληνίδα μεταφρασθεὶς καὶ ὑμῖν τοῖς φιλοθέοις ὥσπερ τι πολύτιμον δῶρον ἀποδοθείς, οἶμαι τὴν ἑκάστου φιλόθεον ψυχὴν εὐφρανεῖ ἀναγινωσκόμενος.

2. Fasste er Einiges kürzer, Anderes ausführlicher, als er es in der von ihm benutzten slavischen Vorlage fand. So machte er z. B. im Cap. 2 zu der Meldung, dass die Paraskeva zu Epivatae geboren wurde, die Bemerkung, dass dieser Ort eine Tagereise (ὁδὸν ἡμέρας) von Constantinopel entfernt sei. In dem nämlichen Capitel fügte er ferner die bei Euthymius nicht vorhandene Nachricht hinzu, dass die Heilige, ehe sie die Wüste bezog, sich zuvor noch mit Wissen ihrer Eltern in einem weiblichen Kloster aufhielt. Auch die Partie über ihren Bruder, den Bischof der Madyten Euthymios (Cap. 3 der Paraphrase), gestaltete er ausführlicher, als der slavische Verfasser, was jedoch nicht etwa in der Beibringung neuer Facten, sondern in einer reichlicheren Phraseologie seinen Grund hat. In Bezug auf Facten ist die slavische Vorlage ihrer griechischen Paraphrase fast noch überlegen. Denn während jene aus der Zahl der vielen, am Grabe des Heiligen geschehenden Wunder mindestens dasjenige von dem seinem Leichname entquellenden Chrisma hervorhebt, geht diese darüber mit der Bemerkung: ‚Und er verrichtete nach seinem Tode viele Wunder (καὶ πολλὰ μετὰ θάνατον κατειργάσατο θαύματα)' hinweg.

3. Da die Lebensgeschichte der Paraskeva von Euthymius nur bis einschliesslich der Uebertragung der Reliquien derselben von Epivatae[1] nach Trnovo reicht, fügte Matthaeus eine Schilderung auch der weiteren Uebertragungen hinzu, von der er jedoch selbst gesteht, dass er bei deren Concipirung nicht aus schriftlichen Quellen, sondern aus ‚Erinnerungen (ἐκ τῶν ὑπομνημάτων)' schöpfte. Und sehen wir uns diese Schilderung etwas genauer an, so werden wir zugeben müssen, dass Matthaeus in Bezug darauf die Wahrheit gesprochen hat. Während nämlich

[1] Nach anderen Quellen hat, wie wir weiter unten sehen werden, der Ort, wo die Paraskeva starb und bestattet wurde, Kallikratia geheissen.

die historisch verbürgten Zeugnisse, unter denen das in der Ergänzung Gregor Camblak's zu der zweiten Form der erweiterten Redaction des Lebens der Paraskeva von Euthymius enthaltene obenan steht,[1] zu erzählen wissen, dass die Gebeine derselben nach der Erstürmung Trnovos durch die Türken im Jahre 1393 auf Ersuchen des Caren Sracimir zunächst nach Bdyn (Viddin), dann nach der Einnahme auch dieser Stadt im Jahre 1398 auf Ersuchen der Wittwe des serbischen Fürsten Lazar nach Belgrad und von da im Jahre 1521 nach Constantinopel kamen, wird diese Angelegenheit in der in Verhandlung stehenden griechischen Arbeit, wie folgt, dargestellt:

Als Bulgarien eine Beute der Türken wurde und der Herrscher der Bulgaren gezwungen war, sich aus Trnovo nach Serbien und Bosnien zu flüchten, hat er die Ueberreste der Heiligen mittlerweile nach Belgrad, seiner ‚nunmehrigen Residenzstadt', geschickt. Allein die Türken nahmen auch die erwähnten zwei Länder mit allen hierselbst befindlichen Städten ein, und kamen bei der Gelegenheit auch alle serbischen Fürsten (οἵ τε παρ' αὐτοῖς κνέζοι λεγόμενοι), Heerführer, Befehlshaber und sonstigen Personen von Rang um. Nur die Stadt Belgrad hielt sich noch, und es währte dies so bis zum Regierungsantritte Soliman's I., eines ‚humanen und grossmüthigen Mannes, der auch den Christen Wohlwollen entgegenbrachte'. Da ereignete es sich, dass dieser Sultan mit Ungarn in Krieg gerieth und diesen Anlass benutzte, um auch Belgrad zu erobern. Und als er von dem Leichnam der Heiligen hörte, da forschte er, wer es wäre. ‚Denn es wirkte daselbst jenes heilige Geräth (τὸ ἱερὸν ἐκεῖνο σκεῦος) — sagt Matthaeus wörtlich — göttliche Wunderzeichen, so dass es auch dem Sultan nicht verborgen blieb, weshalb er Andere darnach zu fragen beauftragte.' Und als er vernahm, dass dieser Leichnam ein Gegenstand der Verehrung der Christen wäre, liess er ihn mit ‚göttlicher Kraft und Hilfe (θείᾳ δυνάμει καὶ ἐνεργείᾳ)' von Belgrad nach Constantinopel überführen und in der dortigen Patriarchie, die Matthaeus

[1] Abgedruckt zunächst in den Великія Минеи Четіи des Metropoliten von Russland Makarij, Ausgabe der archäographischen Commission zu Petersburg, V, S. 1035 ff., dann im Христіанское Чтеніе, изд. при Ст.-Петербург. дух. Академіи pro 1882, II, S. 263 ff. und im Периодическо Списаніе на бълг. книж. дружество (am letzteren Orte unvollständig) I, S. 51.

τὸ δυστυχὲς πατριαρχεῖον τῆς Παμμακαρίστου nennt, bestatten. Unglückseliger Weise brachen aber in der orientalischen Kirche Zwistigkeiten[1] hervor, die in der wiederholten Ein- und Absetzung des Patriarchen Jeremias II. ihren peinlichsten Ausdruck fanden und um so bedauerlicher waren, als sie das geistliche Oberhaupt der orientalischen Christen um alles Ansehen bei den Türken brachten. Zum Beweise dessen führt Matthaeus den nachstehenden, auch für die ferneren Schicksale der Reliquien der heil. Paraskeva nicht bedeutungslosen Vorfall vor: ‚Der damalige Sultan Murat (gemeint ist hier offenbar Murat III., der von 1574 bis 1595 regierte) wollte ein Spital gründen, das ein Denkmal seiner Gottesverehrung werden sollte, und er trachtete einen für diese Gründung passenden Ort zu finden. Deshalb war er verdriesslich und, wie es schien, fortwährend mit dem nämlichen Gedanken beschäftigt. Als nun der gewesene Patriarch Theoleptos II. davon erfuhr, wandte er sich zum Verrath und liess dem Sultan sagen: Wenn du, o König, das Haus des Patriarchen der Christen nimmst, wirst du deinen Wunsch erreichen, und es wird dir angenehm sein. Denn der Ort ist auf einem von allen Seiten weithin sichtbaren Punkte gelegen, worin Brunnen und Quellen hellsten Wassers vorfindlich sind, und für dein Vorhaben ziemlich bequem und geeignet. Mache dir also wegen des Uebrigen keine Sorge, sondern halte dich ans Gewünschte, und Gott wird dein Unternehmen sicher zum Ziele führen. Als der Sultan dieses gehört hatte, war er über die Massen froh und schickte sofort in die Patriarchie, liess die darin befindlichen Cleriker und Mönche plötzlich und gewaltsam entfernen und an deren Stelle Türken einführen. Hierauf wurde eine Moschee, nicht aber auch ein Spital errichtet. Denn es zeigte sich, dass der Platz zur Errichtung eines Spitals ungeeignet war, in Bezug worauf Theoleptos gelogen hatte.[2] Aber die Christen mussten

---

[1] Am besten dargestellt bei M. J. Gedeon, Πατριαρχικοὶ πίνακες etc., S. 518—536. Vergl. auch Arsenij, Лѣтопись церковныхъ событій etc., S. 608—610, 612—615, 617—619, 621—623; J. J. Herzog und G. F. Plitt, Realencyklopädie für protest. Theologie und Kirche VI, S. 530; Wetzer und Welte, Kirchenlexikon[2] VI, S. 1302 ff. u. A.

[2] Im Original lautet die Stelle: Οὐ γὰρ ἦν ὁ τόπος εἰς ἀνάπαυσιν ἰματρείου ἐπιτήδειος, καθὰ ἐψεύσθη Θεόληπτος.

den Platz dennoch räumen, was sie unter vielen Thränen und mit Ergebung in die Langmuth und Geduld Gottes thaten. Und als sie weggingen, da nahmen sie auch die heiligen Kirchengeräthe und den geweihten Leib der Heiligen und bestatteten ihn im Tempel des heiligen Grossmärtyrers Georgios im sogenannten Diplophanarion, wo auch heute noch der Sitz des Patriarchen von uns Christen sich befindet, wovon wir Augenzeugen und Verehrer gewesen sind zur Ehre Christi, unseres wahrhaften Gottes, dem Ruhm und Herrschaft sei in alle Ewigkeit.'

Aehnlich wie mit der soeben erörterten, verhält es sich des Weiteren auch mit der Lebensgeschichte, die im Jahre 1692 als Bestandtheil der vom Mönche und späteren Metropoliten von Ungrovlachien Anthim[1] herausgegebenen Ἀκολουθίαι τῆς τε ὁσίας μητρὸς ἡμῶν Παρασκευῆς τῆς Νέας καὶ τοῦ ὁσίου πατρὸς ἡμῶν Γρηγορίου τοῦ Δεκαπολίτου etc. in Druck erschien.[2] Auch

[1] In Betreff dieses aus Georgien (ἐξ Ἰβηρίας) eingewanderten, an seinem rumänischen Adoptivvaterlande mit seltener Treue hängenden Mannes sieh vor Allem die in der rumänischen Kirchenzeitschrift Biserica orthodoxă română V, S. 24—47 und 78—110, VIII, S. 809—882 und IX, S. 163—168 und 209—229 enthaltenen Documente und Nachrichten. Einiges auf den Gegenstand Bezügliches ist auch in Sathas' Μεσαιωνικὴ Βιβλιοθήκη III, S. 521 ff., dann in Bianu's Vorrede zu den Predice făcute pe la praznice marĭ de Antim Ivireanul, metropolitul Ungrovlachieĭ 1709—1716, Bukarest 1886, sowie in St. Dinulescu's Vieața și activitatea mitropol. Antim Ivireanul, Czernowitz 1886, zu finden. Würdigung seiner Thätigkeit als Typograph mitsammt der Beschreibung der in Betracht kommenden Druckwerke bei Legrand, Bibliographie hellénique 17me siècle, III, S. 8 und in E. Picot's Notice biographique et bibliographique sur l'imprimeur Anthim d'Ivir, métropolitain de Valachie, veröffentlicht in den Publications de l'école des langues orientales vivantes, IIe Série, Vol. XIX, S. 513—560. Letztere Schrift enthält auch zwei sehr bemerkenswerthe, auf Anthim's Lebensende bezügliche Excerpte aus gegenwärtig bereits so seltenen Werken, wie die Istoria delle moderne rivoluzzioni della Valachia von A. M. del Chiaro und die Ἱστορία τῆς πάλαι Δακίας von D. Photinos.

[2] Bei der ausserordentlichen Seltenheit dieses Druckwerkes ist es gewiss erfreulich, dass der die Akoluthie der heil. Paraskeva enthaltende Theil desselben im Jahre 1817 neu herausgegeben wurde. Die Ausgabe wurde auf Kosten und unter den Auspicien des Archimandriten Seraphim Karakalenos von einem gewissen A. M. G. besorgt und ist betitelt: Ἀκολουθία τῆς ὁσ. μητρὸς ἡμῶν Παρασκευῆς τῆς Ἐπιβατίνης, νῦν ἐκ νέου ἐπιμελῶς διορθω-

diese letztere, höchst wahrscheinlich von Meletios Syrigos, einem bekannten Schriftsteller des 17. Jahrhunderts (1586—1664), stammende[1] Lebensgeschichte kann hier nicht in Betracht kommen, weil sie Einzelheiten enthält, die, indem sie mit den uns sonst bekannten und, wie wir weiter unten sehen werden, aus bester Ueberlieferung geschöpften Nachrichten vielfach

θείσα καὶ προσθήκαις πλουτισθεῖσα, τύποις δὲ ἐκδοθεῖσα σπουδῇ καὶ δαπάνῃ τοῦ πανοσ. ἀρχιμανδρίτου καὶ καθηγουμένου τῆς ἱερᾶς μονῆς τῶν τρίων Ἱεραρχῶν κυρίου Σεραφεὶμ τοῦ Καρακαληνοῦ καὶ τοῦ Α. Μ. Γ. etc. Eine weitere, mit rumänischer Parallelübersetzung versehene Wiederholung der letzteren Ausgabe erschien ebendaselbst 1841. Beiden Ausgaben liegt an der üblichen Stelle auch die in Rede stehende Lebensgeschichte der Heiligen bei, die vergleichsweise mit der in der Ausgabe vom Jahre 1692 enthaltenen nur einige wenige Unterschiede bietet. Die wichtigsten derselben (ich verdanke sie der Gefälligkeit des Herrn Professors Demeter Onciul in Bukarest) sind:

Ausgabe vom Jahre 1692.	Ausgabe vom Jahre 1817.
S. 24, Z. 15—16: οἴκαδε ὑπανέστρεψαν, ἡ δὲ . . .	S. 17, Z. 34: οἴκαδε ὑπέστρεψαν. Ἡ δὲ . . .
S. 24, Z. 23—24: διελθοῦσα, ὡς οὐ δὲ μία ἓν τῶν ἁπάντων, ἐν γὰρ πανύχοις . . .	S. 18, Z. 3: διελθοῦσα ἐν γὰρ παννύχοις . . .
S. 25, Z. 3: τούτων ἐν πεντρυφησαμένης . . .	S. 18, Z. 9: τούτων ἐντρυφησαμένης . . .
S. 27, Z. 8: τὸν ἀέρα καταχρωνοῦντες . . .	S. 19, Z. 31: τὸν ἀέρα καταχρωννῦντες . . .
S. 27, Z. 9: μετὰ τὴν ταφὴν ταύτης . . .	S. 19, Z. 33: μετὰ τὴν κατάθεσιν ταύτης . . .
S. 27, Z. 10—11: Ἀποστόλων κατάθεσιν, ὁ τῶν . . .	S. 19, Z. 34: Ἀποστόλων, ὁ τῶν . . .

[1] Darauf weist vor Allem der Umstand hin, dass zwei Canones auch schon in der Ausgabe der Akoluthie von Anthim ausdrücklich als das ποίημα Μελετίου τοῦ Συρίγου überschrieben sind. Hat nun Meletios Syrigos die Canones verfasst, so liegt nahe, anzunehmen, dass er auch die zwischen beiden befindliche Lebensgeschichte der Heiligen compilirt hat. Von dem Verfasser der Vorrede zu der Jassyer Ausgabe vom Jahre 1817, sowie von dem Mönche Nikephoros Chios, der eine Paraphrase der in Rede stehenden Lebensgeschichte (herausgegeben zum ersten Male im Νέον Λειμωνάριον von Makarios Notaras, Athen 1873, S. 343—347, zum zweiten Male im Μέγας Συναξαριστής von Const. Dukakis, Athen 1892—1896, X, S. 180—184) bewerkstelligte, wird Meletios Syrigos sogar direct als der Urheber der ganzen Akoluthie, hiemit auch der Lebensgeschichte, bezeichnet.

nicht übereinstimmen, andererseits aber auch mit kanonischen Gesichtspunkten nicht collidiren, unmöglich aus Quellen geflossen sein konnten, wie die von Balsamon bezeugten. Man vergleiche, um sich hievon zu überzeugen, das hier vorliegende Gerippe derselben. Die heil. Paraskeva wurde, so heisst es darin, in der Ortschaft Epivatae als Kind reicher und vornehmer Eltern geboren. Mit 10 Jahren schon legte sie unter dem Einflusse der in der Kirche gehörten Lehren die ersten Proben christlicher Mildthätigkeit ab,[1] ging sodann, vor ihren Eltern fliehend, nach Constantinopel und von da nach Besichtigung der dortigen Kirchen und Reliquien nach Heraklea am Pontos, wo sie in Befolgung eines ihr von frommen Männern der Hauptstadt gegebenen Rathschlages in ein der Mutter Gottes gewidmetes Kloster eintrat. Nach fünfjährigem Aufenthalte hierselbst und nachdem sie inzwischen ihre Eltern, von denen sie überall, nur nicht in der nächsten Nähe gesucht wurde, verloren hatte, begab sie sich nach Jerusalem, durchwanderte auch die Jordanswüste und machte sich schliesslich in einem der in dieser Wüste befindlichen Nonnenklöster heimisch. Als sie 25 Jahre alt wurde, verliess sie das Kloster, bestieg in Joppe ein Schiff und kam, nachdem sie die mit dieser Seereise verbundenen Fährlichkeiten glücklich überstanden hatte, noch einmal nach Constantinopel. Hier besichtigte sie wieder Kirchen und Klöster, ging sodann nach Kallikratia, liess sich an der Kirche der zwölf Apostel nieder und lebte wie bisher. Nach zwei Jahren starb sie und gerieth bei den Einwohnern der Ortschaft, von denen sie unerkannt blieb, mitsammt der Stätte, an der sie begraben wurde, bald in Vergessenheit. Da ereignete es sich, dass ein schlechter und sündhafter Mann (τὶς τὸ ζῆν κακῶς

---

[1] Im Original wird hier sehr ausführlich die aus der erweiterten Redaction des Lebens der Paraskeva von Euthymius bekannte Episode von der Vertheilung der Kleider an Arme erzählt. Da aber die in Rede stehende griechische Arbeit zu der von Euthymius verfassten in keiner näheren Beziehung zu stehen scheint, so dürfte die in diesem éinen Punkte vorhandene Uebereinstimmung aus einer dritten, beiden gemeinsamen Quelle abzuleiten sein. Leider ist diese letztere Quelle zur Zeit nicht nachweisbar, was um so bedauerlicher ist, als sie höchst wahrscheinlich das Mittelglied war, das die dem Meletios Syrigos zugeschriebene Form mit der von Basilikos stammenden verband.

καταδαπανήσας, τῷ χρεὼν τε λειτουργήσας) vom Leben schied und in der Nähe des Ortes, wo die Paraskeva ruhte, bestattet wurde. Dies konnte sie für die Dauer nicht ertragen und beschloss, ihren Körper von der unliebsamen und für ihre reine Denkungsart höchst peinlichen Nachbarschaft zu befreien. Zu diesem Behufe erschien sie einem der in dieser Gegend hausenden frommen Männer (τινὶ τῶν θεοιτέρων ἀνδρῶν) im Traume und sprach: ‚Hebe den stinkenden Leichnam und schaffe ihn weit weg von hier, denn ich bin Licht (ἥλιος γὰρ οὖσα καὶ φῶς) und kann als solches Finsternis und Gestank in meiner Nähe nicht vertragen.‘ Als aber diese Aufforderung in Folge der in der Seele des Einsiedlers sich regenden Zweifel nichts fruchtete, erschien sie ihm ein zweites und bald darauf ein drittes Mal. Das letzte Mal offenbarte sie ihm auch schon ihren Namen und befahl, indem sie hiebei mit dem Finger auf ihre Grabstätte wies, unverzüglich an das Werk zu gehen. Nun zweifelte und zögerte er nicht mehr, sondern stand auf und machte den ihm gewordenen Auftrag den Leuten jener Stadt bekannt. Als diese hievon hörten, begaben sie sich schleunigst an den ihnen vom Einsiedler gewiesenen Ort, gruben mit Eifer den Leichnam der Heiligen heraus und setzten ihn, nachdem sie ihn unversehrt und Wohlgerüche ausströmend vorfanden, unter den in solchen Fällen üblichen Ehrenbezeigungen in der Kirche der zwölf Apostel bei.

Wie man also sieht, ist die dem Meletios Syrigos[1] zugeschriebene Lebensgeschichte in der That so beschaffen, dass sie unmöglich in directe Beziehung zu einem der von Balsamon bezeugten hagiographischen Documente gebracht werden kann. Im Gegentheil, es spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür,

---

[1] Wer sich für diesen seinerzeit sehr bekannten Redner und Schriftsteller näher interessiren sollte, sei auf die Vorrede verwiesen, die der oben erwähnte Patriarch von Jerusalem dem von jenem verfassten und von ihm herausgegebenen Tractate gegen die Calviner (Κατὰ τῶν Καλβινικῶν κεφαλαίων etc.), Bukarest 1690, vorausschickte. Viel Wissenswerthes über Meletios Syrigos enthält des Weiteren auch die Kirchengeschichte des Atheners Meletios (1661—1714), rumänische Ausgabe vom Jahre 1842, III, (2), S. 168, sowie die Νεοελληνικὴ Φιλολογία von Sathas, Athen 1868, S. 255—260. Vergl. übrigens auch Arsenij, Лѣтопись церковныхъ событій etc., Petersburg 1880, S. 653, 655 und 664, und Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Litteratur[2], S. 106, Anm. 1.

dass der Verfasser derselben entweder eine fremde, bereits mit allerlei Aenderungen und Zusätzen versehene Bearbeitung der kanonischen Form des Lebens der heil. Paraskeva benutzte oder aber diese Aenderungen und Zusätze selbst, und zwar zu dem Zwecke einführte, um die an Begebenheiten sehr arme Lebensgeschichte durch Hinzufügung von aus anderen Legenden herübergenommenen Einzelheiten interessanter und lesenswerther zu machen. Wer mit der Geschichte der Hagiographie vertraut ist, weiss, dass dieselbe auch solche Fälle aufzuweisen hat, und dass namentlich die zuletzt angedeutete Alternative eine Möglichkeit darstelle, die nicht ohneweiters zurückgewiesen werden darf.

Ausser den bis jetzt besprochenen kennt aber die neugriechische Litteratur noch zwei weitere Bearbeitungen des Lebens der Epivatischen Paraskeva, und zwar: 1. die vom Mönche des St. Annenklosters auf dem Berge Athos, Raphaël Guriotes, stammende; 2. die von dem in der Geschichte der griechischen Hagiographie durch seine Synaxariensammlung[1] rühmlichst bekannten Nikodemos Hagiorites († 1809) verfasste. Ich constatire, dass auch diese zwei Bearbeitungen[2] keinen Anlass bieten, die Ansicht, die ich oben ausgesprochen habe, irgendwie zu modificiren. Zwar habe ich die an erster Stelle genannte Bearbeitung, trotzdem ich es an Bemühungen, dies zu thun, nicht fehlen liess, persönlich nicht eingesehen, aber schon das Moment, das der Verfasser der Vorrede zu der Jassyer Ausgabe der Akoluthie der heil. Paraskeva vom Jahre 1817 aus ihr heraushebt, wonach diese Heilige im Jahre

---

[1] In der von mir benutzten 3. Auflage ist dieselbe also betitelt: Συναξαριστὴς τῶν δώδεκα μηνῶν τοῦ ἐνιαυτοῦ, πάλαι μὲν ἑλληνιστὶ συγγραφεὶς ὑπὸ Μαυρικίου etc., τῷ δὲ 1819 τὸ δεύτερον μεταφρασθεὶς ὑπὸ Νικοδήμου Ἁγιορείτου etc., νῦν δὲ τρίτον ἐπαξεργασθεὶς ἐκδίδοται ὑπὸ Θ. Νικολαΐδου Φιλαδελφέως, Ἀθήνῃσι 1868.

[2] Von der vom Mönche Nikephoros Chios bewerkstelligten Paraphrase wird hier darum abgesehen, weil sie sich, wie bereits S. 10, Anm. 1 dieser Untersuchung erwähnt wurde, sehr genau an die dem Meletios Syrigos zugeschriebene anlehnt und übrigens auch von Nikephoros selbst, wenigstens in dem von Makarios Notaras im Νέον Λειμωνάριον veröffentlichten Abdrucke, direct als ein Werk des Meletios Syrigos bezeichnet wird. Rücksichtlich der kurzen, in griechischen Menäen erst seit dem Jahre 1843 aufgetauchten Μνήμη verweise ich dagegen auf den Abschnitt IV, 3 dieser Untersuchung.

1152 geboren wurde, genügt, um darzulegen, dass die Quellen, aus denen Raphaël[1] Guriotes schöpfte, die von Balsamon bezeugten nicht gewesen sein konnten. Was dagegen die an zweiter Stelle genannte, mitsammt jener Synaxariensammlung, deren Bestandtheil sie ist, nunmehr in 3. Auflage vorliegende Bearbeitung anbetrifft, so ist der Grund, warum ich auch sie nicht in directe Beziehung zu einem der von Balsamon bezeugten Documente bringe, der, dass sie erweislicher Weise auf lauter jüngeren Vorlagen beruht. Als solche wären zu bezeichnen: 1. für die Partie bis zur Beisetzung in der Apostelkirche zu Kalikratia jene dem Meletios Syrigos zugeschriebene Arbeit mit theilweiser Heranziehung auch der Lebensgeschichte der Heiligen vom Patriarchen von Bulgarien Euthymius; 2. für die Partie von der Uebertragung nach Trnovo diese letztere Arbeit; 3. für die Partie von der Uebertragung nach Belgrad und von da nach Constantinopel und Jassy die verschiedenen diesbezüglich in der byzantinischen Litteratur enthaltenen Nachrichten, vor Allem aber die einschlägige Stelle in der Ἱστορία περὶ τῶν ἐν Ἱεροσολύμοις πατριαρχευσάντων vom Patriarchen von Jerusalem Dositheus, Bukarester Ausgabe vom Jahre 1715, S. 1175.

Das vorläufige Resultat dieser Auseinandersetzung ist sonach, dass die beiden von Balsamon bezeugten, zugleich ältesten Lebensgeschichten der Epivatischen Paraskeva sich in der noch erhaltenen, beziehungsweise schon durchforschten byzantinischen Litteratur weder direct, d. i. in Form von Abschriften, noch indirect, d. i. in Form von inhaltlich theils mehr, theils minder getreuen Bearbeitungen, Auszügen oder sonst wie nachweisen lassen. Es ist, als ob die Byzantiner in den 300 Jahren, während derer die Paraskeva sich im Besitze der Slaven befand, für dieselbe alles Interesse verloren und gestattet hätten, dass auch die in Betracht kommenden litterarischen Denkmäler, die ohnehin noch keine Zeit hatten, in Sammelwerke von der Art, wie die Menäen u. ä., Aufnahme zu finden, zu Grunde gingen. Wenn dagegen P. Syrku in seinen Нѣсколько замѣтокъ о двухъ произведеніяхъ Трънов. патріарха Евѳимія

---

[1] A. Papadopulos-Kerameus nennt ihn in seinen Ἀνάλεκτα Ἱεροσολυμ. σταχυολογίας, I, S. κά der Vorrede fälschlich Seraphim.

(Сборникъ статей по славяновѣдѣнію, составленный и изд. учениками В. И. Ламанскаго, S. 383, Anm. 7 und S. 394) unter Berufung auf L. M. Rigollot, Ad acta SS. supplementum. Auctuaria octobris, S. 156, diesem Letzteren imputirt, gesagt zu haben, dass, wenn nicht die volksthümliche, so die von Basilikos verfasste kanonische Vita noch erhalten und in griechischen Menäen unter dem 6. December[1] unmittelbar nach dem Leben des heil. Nikolaus auch zu finden sei, so ist das eine Behauptung, die nicht nur eine notorische Unrichtigkeit enthält, sondern auch dadurch auffällt, dass sie dem gelehrten Herausgeber der Auctuaria octobris etwas in den Mund legt, was dieser nie und nirgends gesagt hat. Ich habe die von Syrku angezeigte Stelle genau nachgelesen, allein darin trotz des eifrigsten Suchens nichts weiter, als die blosse Vermuthung gefunden, dass die von Euthymius verfasste Lebensgeschichte, indem sie in Handschriften mit der Formel: **Благослови, ѡтчє**, eingeleitet erscheint, am St. Paraskevatage in irgend einer feierlicheren Weise wird vorgetragen worden sein, gleichwie dies an gewissen hervorragenden Festen auch bei den Griechen Sitte sei, bezeugt durch den Umstand, dass ihre Menäen unter dem 6. December zunächst das Synaxarion des heil. Nikolaus und unmittelbar darauf eine ausführliche, mit einer analogen Formel eingeleitete Lebensgeschichte des nämlichen Heiligen enthalten. ‚Vitae, ab Euthymio patriarcha scriptae, praefixae sunt — so lauten diesbezüglich die eigenen Worte Rigollot's — voces: Benedice, pater. Hic inferre licet eam solemni quodam ritu die festo S. Parasceves inter divina officia legi consuevisse; quod et apud Graecos in praecipuis quibusdam solemnitatibus fieri mos est, prout exempli gratia in Menaeis videre est ad

[1] Auf S. 394 spricht er gar vom 4. December, was Const. Radčenko in seinem Религіозное и литерат. движеніе въ Болгаріи въ эпоху передъ турецкимъ завоеваніемъ, Kiev 1898, S. 301 wiederholt, ohne eigenthümlicher Weise auch nur einen Versuch gemacht zu haben, die Angabe Syrku's auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Befremdend ist es auch, dass weder Syrku noch Radčenko sich die Mühe genommen haben, in Bezug auf diesen Punkt die griechischen Menäen selbst einzusehen. Bei der ausserordentlichen Wichtigkeit der von Basilikos verfassten Lebensgeschichte ist dies geradezu ihre Pflicht gewesen, und wären sie auf diesem Wege am ehesten zur Einsicht gelangt, dass das, was sie lehren, nicht richtig ist.

diem VI. Decembris, ubi praeter Synaxarium de S. Nicolao, more solito legendum, longior exstat sancti eiusdem vita, cui: Εὐλόγησον, πάτερ, praemittitur.'

Es ist auf S. 9, Anm. 2 dieser Untersuchung erwähnt worden, dass der die Akoluthie der Paraskeva enthaltende Theil des Anthim'schen Druckwerkes im Jahre 1817 auf Kosten des Jassyer Archimandriten Seraphim Karakalenos von einem gewissen A. M. G. in etwas erweiterter und rectificirter Form neu herausgegeben wurde. Bei diesem Anlasse hat A. M. G. eine Vorrede verfasst, worin er mit Rücksicht auf die zahlreichen, im Volksmunde lebenden Wunder der Heiligen den Wunsch aussprach, dieselben möchten von Jemandem, der die Gelegenheit dazu hat, gesammelt und ‚zum grösseren Ruhme Gottes' veröffentlicht werden. Er selbst begnügte sich, von den vielen, von der Paraskeva speciell in ihrer Heimat bewirkten Wundern dasjenige mitzutheilen, das der Archimandrit Karakalenos auf seiner im März des Jahres 1817 erfolgten Durchreise durch Epivatae von den Bewohnern des Ortes selbst gehört hatte. Dies der Wortlaut der Legende: Κατὰ τὸ ͵αωια' ἔτος, τῆς ς' φεβρουαρίου ἔγινε μεγάλη τρικυμία εἰς τὴν θάλασσαν, ἀνέμου βορέως πνέοντος μὲ πολλὰς χιόνας, καὶ ἐχάθησαν πολλὰ πλοῖα διὰ τὴν ὑπερβολὴν τοῦ χειμῶνος. Ἓν πλοῖον μέγα ἐκ τῆς Χίου ἔτυχε νὰ ἐλλιμενίσῃ ἀντικρὺ τοῦ ναοῦ τῆς Ὁσίας μὲ τρεῖς ἀγκύρας, ἐξ ὧν ἐσήκωσε τὰς δύο καὶ ἔμεινε μὲ μίαν, τῆς ὁποίας κατατριβέντος τοῦ σχοινίου εἶχον μείνει μόνον ἓν ἢ δύο κλωνία ὑγιῆ. Οἱ δὲ ναῦται βλέποντες τὸν προφανέστατον κίνδυνον καὶ ἀπελπισθέντες διὰ σωτηρίαν των, ἐπεκαλέσαντο τὴν ὁσίαν Παρασκευὴν κλαύσαντες ἐξ ὅλης καρδίας, καὶ μετ' ὀλίγον ἐφάνη ἡ Ὁσία ἐπάνω τῆς πρύμνης τοῦ πλοίου μελανοφοροῦσα καὶ τὸν τίμιον σταυρὸν βαστάζουσα, τὴν ὁποίαν εἶδον ὀφθαλμοφανῶς ὅτε καραβοκύρης καὶ ὁ ναύκληρος, ὄντες εἰς τὴν πρώραν· ἦν δὲ ὡσεὶ ὥρα ὀγδόη τῆς νυκτός. Εἶπε δὲ αὐτοῖς ἡ Ὁσία· μὴ φοβεῖσθε, παύει γὰρ ἡ τρικυμία ταχέως, καὶ εὐθὺς, ὢ τοῦ θαύματος, ἔπαυσε. Πρωΐας δὲ γενομένης, ἐξῆλθον οἱ ναῦται εἰς τὴν ξηρὰν καὶ ἦλθον εἰς τὴν ἐκκλησίαν, διὰ νὰ κάμωσι παράκλησιν, καὶ ἰδόντες τὴν εἰκόνα τῆς Ὁσίας μακρόθεν, λέγει ὁ ναύκληρος πρὸς τὸν καραβοκύρην· ἰδοὺ ἡ γυνὴ ἡ βαστάζουσα τὸν σταυρὸν, αὕτη ἐστὶν ἡ νυκτὸς ἐλθοῦσα εἰς τὸ πλοῖον· ναὶ εἶπεν ὁ καραβοκύρης, αὐτὴ εἶναι βέβαια. Ἔκαμαν δὲ ἀμφότεροι μετανοίας μετὰ δακρύων καὶ ἐναγκαλισάμενοι ἠσπά-

σαντο τὴν εἰκόνα τῆς 'Οσίας. Καί τις 'Οθωμανὸς ναύτης τῶν ἐν τῷ πλοίῳ, ὡς εἶδε τὸν εἰκόνα, ἔλεγε καὶ αὐτὸς· αὕτη ἦν ἡ γυνὴ, τὴν ὁποίαν εἴδομεν τὴν νύκτα εἰς τὸ πλοῖον. Παρακλήσεως οὖν γενομένης, ἔδωκαν εἰς τὸν ναὸν γρόσια πεντήκοντα, ὑποσχόμενοι νὰ πέμψωσιν ἔτι πεντακόσια.

In der Vorrede zu der erwähnten Jassyer Ausgabe vom Jahre 1817 ist übrigens auch das Detail von Interesse, dass zu Epivatae eine Kirche der Heiligen besteht, die der Ueberlieferung der Ortsbewohner zufolge aus ihrem väterlichen Hause geformt wurde. Es liegt auf der Hand, dass auch diese Ueberlieferung ein Product der unablässig webenden und schaffenden Volksphantasie ist.

Zweiter Abschnitt.

Die Paraskevalitteratur der Rumänen.

In der rumänischen Litteratur sind, wenn wir von den erst im Jahre 1809 und 1846 aufgetauchten directen Uebersetzungen neuerer slavischer und griechischer Vorlagen, über die wir bei Besprechung dieser selbst das Nähere bringen, absehen, gegenwärtig nur die folgenden, auf die Epivatische Paraskeva bezüglichen Erzeugnisse nachweisbar:

1. die Arbeit des Metropoliten der Moldau Varlaam, abgedruckt in seinem Lehrevangelium, das unter dem Titel: **Ка́рте ромѫнѣскѫ де ꙟвъцъту́ръ дꙋме́неч҇е престе а҇ шꙗ ла пра҇зниче ꙟпъръте́щи шꙗ ла свѣ҇нци ма́ри** etc. zu Jassy 1643 erschien;

2. die Arbeit des Metropoliten der Moldau Dositheus, abgedruckt im ersten Theile seines Legendenbuches, das unter dem Titel: **Віа́ца шꙗ петрѫ́черѧ сѣ҇нцилѡрь, ѯкмꙋ типъри́те ꙟтрꙋ ѕѫ́леле прѣ҇лꙋминатꙋлꙋй ꙟтрꙋ І҇с Х҇с ꙽Іѡа́нь Дꙋ́ка Вое-во́да** etc. ebendaselbst 1682 veröffentlicht wurde.

1. Die Arbeit des Metropoliten Varlaam.

In Betreff dieser, in der Originalausgabe des Lehrevangeliums[1] die Blätter 12*—15* füllenden Arbeit sind bis jetzt

[1] Mehr minder ausführliche Beschreibungen dieses Buches sammt Auszügen daraus enthalten: T. Cipariu, Crestomatia seav analecte literarie

zwei verschiedene Ansichten geäussert worden. Die erstere derselben, von Syrku in seinem Новый взглядъ на жизнь и дѣятельность Григорія Цамблака,[1] Журналъ министерства н. п. pro 1884, Vol. 236, S. 126 geltend gemachte, geht dahin, dass die Lebensgeschichte der Paraskeva von Varlaam[2] eine ‚Uebersetzung', eventuell eine ‚genaue Reproduction' der Arbeit darstelle, die über Auftrag des Patriarchen Muzalon von dem Diakon Basilikos verfasst wurde; die andere, von dem gewesenen Bischof von Roman Melchisedek († 1892) in seiner Viața și minunile cuv. maĭceĭ noastre Parascheveĭ etc., Bukarester Ausgabe vom Jahre 1896, S. 32—33 stammende hingegen dahin, dass sie auf der Lebensgeschichte der Paraskeva

---

dein carțile maĭ vechĭ și noue românéscĭ etc., Blasendorf 1858, S. 204—212; A. Pumnul, Lepturariŭ rumînesc, cules de'n scriptorĭ rumînĭ, Wien 1862, III, S. 37—41; Melchisedek, Cronica Hușilor. etc., Bukarest 1869, Anhang, S. 61—69; B. P. Hăsdĕŭ, Spice pentru limba română in der Columna luĭ Traĭan pro 1870, Nr. 15—21, 23—25, 27, 31—32, 34—35, 38—39, 42—43; St. Dinulescu, Notițe despre viéța și activitatea metrop. Moldoveĭ Varlaam, Separatabdruck aus der Zeitschrift ‚Candela', Czernowitz 1886, S. 72—85; J. Bianu und N. Hodoș, Bibliografia românéscă veche (1508—1830), Bukarest 1899, S. 137—143 u. A. Die an vorletzter Stelle erwähnte Beschreibung, welcher das der theologischen Facultät zu Czernowitz gehörige, bis auf die letzten paar Blätter, die fehlen, sehr wohl erhaltene Exemplar zu Grunde liegt, ist die ausführlichste und zuverlässigste. In der Abhandlung Dinulescu's ist zugleich die erste zusammenhängende und, von einigen Uebertreibungen abgesehen, auch durchaus richtige Darstellung der Lebensschicksale, sowie der verschiedenen Seiten der Wirksamkeit dieses Hierarchen und Schriftstellers enthalten.

[1] Es ist dies im Grunde nichts Anderes, als ein ausführlicher, nur hie und da berichtigter Auszug aus der Abhandlung Melchisedek's, die dieser unter der Ueberschrift: Viéța și scrierile luĭ Grigorie Țamblacŭ zunächst in den Analele academieĭ române, Serie II, Band VI, S. 1—109, dann unter etwas geänderter Ueberschrift und mit Ausschaltung des Lebens des Johannes Novi, das hier als besonderer Artikel erscheint, in Tocilescu's Revista pentru istorie, archeolog. și fologie III, S. 1—64 und auch in der Biserica orthodoxa română, Jahrgang VIII, S. 410—435 und 475—542, veröffentlicht.

[2] Sie ist, leider nicht ohne Fehler, als Muster der rumänischen Sprache im 17. Jahrhundert neu abgedruckt auch in der Foaiă din Moldova von B. P. Hăsdĕŭ, Jahrgang 1862, Nr. 7, sowie in der Carte de citire von A. Lambrior, Jassy 1882, S. 117—123.

von Euthymius beruhe. Welche von diesen Ansichten mag nun die richtige sein?

Es ist vor Allem klar, dass die Ansicht Syrku's, falls sie richtig wäre, eine ungleich grössere Bedeutung beanspruchen würde, als die Ansicht, die Melchisedek geäussert hat. Behielte Syrku Recht, so würde daraus folgen, dass wir der rumänischen Litteratur die Erhaltung mindestens eines der von Balsamon bezeugten hagiographischen Documente zu danken haben. Bedauerlicher Weise ist dies jedoch nicht der Fall. Ich habe die in Rede stehende Arbeit Varlaam's genau durchgelesen, und das Ergebnis, zu dem ich gelangte, war, dass dieselbe mit der von Euthymius verfassten in einer so augenscheinlichen Weise übereinstimmt, dass an der Abhängigkeit der ersteren von der letzteren absolut nicht gezweifelt werden kann. Allerdings muss hinzugefügt werden, dass diese Uebereinstimmung sich nicht auf jede beliebige der uns noch erhaltenen Redactionen des Lebens der Paraskeva von Euthymius erstrecke, sondern einzig und allein auf die erste Form der erweiterten Redaction,[1] als deren Repräsentanten ich den Text ansehe, welcher in der früher dem Kloster Bisericanĭ in der Moldau, jetzt dem rumänischen Nationalmuseum in Bukarest gehörigen, mit Nr. 1178 signirten Handschrift[2] zu finden ist. Zum Beweise dessen und um die Richtigkeit meiner Auffassung auch denjenigen, die über die in Betracht kommenden litterarischen Hilfsmittel nicht verfügen, deutlich vor die Augen zu führen, lasse ich in der Columne links vom Leser das Leben der Paraskeva von Varlaam,[3] in der Columne rechts die einschlägigen Partien aus der ersten Form der erweiterten Redaction des Lebens der nämlichen Heiligen von Euthymius folgen.

---

[1] Eine ausführliche Charakteristik sowohl dieser, als auch der übrigen uns noch erhaltenen Redactionen des Lebens der Paraskeva von Euthymius wird die Einleitung zu meiner demnächst erscheinenden Ausgabe der Werke dieses Schriftstellers bringen.

[2] Beschrieben von Melchisedek in seinen Notiţe istorice şi archeolog. etc., S. 81—82.

[3] Um allfälligen Missverständnissen vorzubeugen, sei erwähnt, dass die von mir hergestellte Copie dieses Lebens sich von der in der Originalausgabe befindlichen Form 1. durch Auflassung der scriptura continua, 2. durch Auflösung der Abkürzungen, 3. durch Einführung einer sinngemässen Interpunction unterscheidet.

a) Leben der Paraskeva von Varlaam nach der Originalausgabe vom Jahre 1643.

Ꙗчаста свънтѫ ши прѣкȣвїѡасѫ фєчоарѫ Параскєва єра дє мошїє диꙟ Єпиват, нѫскȣтѫ диꙟ пѫринци крєдинчоши ши крєщинни бȣни. Ꙟтрȣ тоатѫ вїаца са кȣ милостєнїє ши кȣ фапте бȣнє лȣй дȣмнєѕъȣ ꙟгѫдȣѧ. Фъръ дѣчаста свънтѫ авȣрѫ ши алть фєчорь парте бѫрбѫтѣскѫ, прє карєлє дѣдєрѫль пъринцїи лȣй ла картє. Ши дѣкал' ꙟвъцѫ картє бинє, пѫринцїи ши лȣмѣ тоатѫ пѫрѫси, ши прє синє съ кълȣгѫри, шїи фоу пȣсь нȣмє дє кълȣгѫрїє Єѳимїє, ши пєн'трȣ мȣлтє а лȣй бȣнѫтѫцн фоу пȣсь архїєрєȣ ши пѫсторю ла скаȣнȣль, чє съ кєма Имадить, ши аколо мȣлтє ши марє чюдєсє фѫкоу, ши дȣпѫ моартѣ лȣй нзворь дє мирь аȣ кȣрс диꙟ трȣпȣль лȣй.

Ꙗрѫ свънта ꙟ каса пъринцилорь сѫи пєтрєчѧ. Ꙗрѫ къндь фоу дє ї аи дє връстѫ, дȣпѫ кȣм' авѣ ѡбичиѫ а пѫзи бєсѣрєка, мѣрсѫ ꙟнтрȣна дє ѕилє ла ѡ бєсѣрєкѫ

b) Die einschlägigen Partien aus der ersten Form der erweiterten Redaction des Lebens der Paraskeva von Euthymius nach der Handschrift des Klosters Bisericanĭ.

Сїа оубѡ, сїа прѣподобнаа ѡтчьство имѣаше Єпївати, родителєй благочъстивѣйшихь и боголюбьзнѣйших сѫщє ѡтрасль . . . И въ възрасть єст[ь]ст'вный достигши, въсѣкь пѫт[ь] добродѣтѣли извѣстио навычє . . . И мѫж[ь]скый оубо поль свѧщєнимымь въдашѧ оучити сѧ писмєнємь... Ꙗко оубо свѧщєннаа добрѣ извычє писанїа и родїтєлѧ добрѣ къ богоу прѣдпосла, иночьскым сєбє одѣа ѡбразом и кѵр Єѵѳимїємь имєновань бывь . . ., ижє и за прѣмногыѧ єго добродѣтѣли на архїєрєйства прѣстоль възвєдєнь быст[ь] и Мадитскый поставлєнь быст[ь] пръвопрѣстолникь жє и пастырь, идєжє и мнѡгаа и прѣславнаа съдѣа чюдєса . . ., єгожє мощи . . . и рѣкѫ мѵра нєпрѣстанно источишѧ.

Прѣподобиѫѧ жє въ домȣ имѣахѫ . . . Дєсѧтомȣ жє лѣтȣ тоѫ възраста ꙗко пришєдшȣ, въ цр[ъ]ковь прѣчистыѫ и присно дѣвы Марїѫ по обычаю прї-

а прѣчистеи ши аколо аȣѕи
четиндь ꙟ свънта евагелїе
кȣвънтȣль лȣй дȣмнеѕъȣ, аче-
ла чаȣ ѕись: Чине ва врѣ съ
вїе дȣпъ мене, съ сѫ лѣпе-
де де сине ши съ ꙗ крȣчѧ
са ши ашѧ съ вїе дȣпѫ мене.
Де ачеста кȣвънть ка де ѡ
сицатѫ фоу рѫнитѫ ла ини-
мѫ, ши дѣка еши днꙟ бесѣ-
рекѫ, тъꙟпинѫ оунь сѫракь
ши съ дезбрѫкѫ де хаина, че
авѣ десȣпра, ши де тоате
подоабеле фетещи ши ачелȣѧ
тоате кȣ ѡсръдїе ле дѣде
ши ашѧ ꙟ каса пѫриницилорь
вени. Ши дѣка фȣ щїȣтъ де
пѫринци, ѡ мȣстрарѫ дестȣль
ши ѡ бѫтȣръ, ка съ нȣ факѫ
ши алтѫ датѫ ашѧ. Че ачѣѧ
бȣна ши ꙟцелѣпта фечоарѫ
ачѣстѫ немикѫ нȣ ле соко·
тїа, че шалтѫ датѫ алтȣй
съракь тоате подоабеле сале,
че пȣрта, ле дѣде, ши нȣ нȣ-
май де даѡри саȣ де треи
ѡри, че де мȣлте ѡри да съ-
рачилорь вешминтеле сале ши
немикѫ нȣ бѫга ꙟ самѫ чер-
тарѣ ши бѫтѫиле, че лȣа де
ла пѫринцїи съи пен'трача-
ста. Къчи къ ера апринсѫ
де желанїе дȣмнеѕъꙗскѫ, ши
инима еи ардѣ кȣ фокȣл дȣ-
хȣлȣи свънть, ши ръвна, че
авѣ кътрѫ дȣмнезъȣ, нȣ пȣтȣ
май мȣлть съ о цїе, че де
тоци съ аскȣнсѫ, пѫринцїи
ши семенцїиле, слȣџиле ши

иде, и ѡбычнѣ бож[ь]ствно-
мȣ еѵаггелїю прочитаемȣ, слы-
ша бож[ь]ственый ѡнь глас,
глаголѧщїй: Иже хощеть по
мнѣ ити, да ѡтвръжет сѧ
себе и възмет кр[ъ]сть свой
и послѣдȣет ми. И ꙗко ȣбо
сїа въ оумѣ прїемь . . ., и
ꙗко стрѣлоѫ нѣкоторoѫ оу-
ѣзвена бывши, абїе изь цр[ъ]-
кве изьшедши и оубога нѣ-
коего стрѣтши, сънемше сь
себе ризы своѧ и вьсѫ, аже
ношааше, дѣвичьскѫѧ оу-
тварь, томоу вьсѣ оусрьдно
ѡтдасть . . . Въ таковѣмь
оубо ѡбразѣ въ дѡм ꙗко
пришедши и ѡт родителей
ꙗко видѣна бывши, что по-
добаеть и глаголати, колико
ȣкорена быст[ь] и поносима
ѡт них и биема, ꙗко да не
такожде дрȣгойци сътво-
рить. Нѫ добраа она дѣва
и благочьстиваа вѣтьвь Па-
раскеви ни въ что тѣх оуко-
ризны въмѣни, нѫ . . ., и
дрȣгаго такожде нища об-
рѣть, ѡтдаст[ь] томȣ вьсѫ
своѫ оутварь. И не тъчїѫ
дващи или г҃-щи, нѫ и мно-
гажди тажде своа ѡдѣанїа
нищїим ѡтдааше, ни въ что-
же вьмѣнѣѫщи сих ради ро-
дителнѫѧ досады и прѣще-
нїа и несътръпимыѫ ꙗзвы.
Єлма оубо сръдечное ражде-
женїе и ꙗже по бозѣ ревность
тръпѣти на мнозѣ не въз-

слȣж҆ничєлє, дєпрєȣнѫ ши тоатѫ фръмсицѧ ачєщїи лȣми пѫръси, ши кȣ мȣлтѫ съргȣнрє аџȣн҆съ адънкȣль пȣстїєй, џїнн҆д къ алтѫ нємикѫ нȣ потоалє сълтарѧ трȣпȣлȣй ка вїꙗца пȣстїєй.

Дѣчїн дѣка аџȣн҆сѫ ла пȣстїє ши добънди воѧ са, дє съ вѫѕȣ прє сниє слободѫ дє тоатє вълъшагȣрилє лȣмїєй, кȣ тотȣль съ дѣдє постȣлȣй ши нєдормнрєи ши рȣцєи нєпѫрѫситъ, кът҆ ꙟ пȣцинѫ врѣмє ѡморъ тоатѫ пох҆та трȣпȣлȣй. Ꙗколо вїацѫ ꙟџєрѣскѫ вїєцȣѧ: мъꙟкарѣ єра дє єрбилє, чє крєщѧ аколо, ши ꙟкѫ ши дє ачѣлѧ къте пȣцинєл҆ ши нȣмай дънѫѡарѫ ꙟтро ѕи дє кътрѫ сарѫ. Чинє ва пȣтѣ съ спȣє трȣдєлє ши ȣстєниꙟцєлє єй, лакрѫмилє, сȣспинєлє, ꙟкиннѫчюнилє чинє лє ва повєсти? Къ нȣ єра алтȣл нимє аколо съ поатѫ вєдѣ фаптєлє єй чѣлє сȣфлєтєщи, нȣмай окюль чєлȣѧ, чє вѣдє тоатє. Нȣ єра єй аколо грижє дє плȣгȣри дє бои, ничє дє каи кȣ рафтȣри скȣꙟпє саȣ дє лѣцєнє, ничє дє вєшмєн҆тє ши дє ащєрнȣтȣри, ничє дє мъꙟкѫри ши дє мѣсє, ничє дє касѫ саȣ дє слȣжничє,[1] чє нȣмай дє кȣрѫцїѧ сȣфлєтȣлȣй ши дє

можє, въсѣх абїє оутаи сѧ, родитєль коупно и сродникъ, рабь жє и рабынь, поустынноє съ тъщанїємь постижє нѣдро, извѣстно вѣдащи, ꙗко ничтожє тако ино плътьскаа обычє оуспивати възыгранїа, ꙗкожє поустынѧ.

Прѣподобнаа оубо ꙗко поустынѧ достигши, ꙗкожє прѣдрєчє сѧ, апостольскомȣ оусръдно възрєвнова житїю, постом и бдѣнїєм҆ изноурѣѫ тѣло . . ., въсѣ кȣпно до конца сєбє оумрътви. И . . . тамо нєвєщєствьноє и аггєлскоє прѣбываашє житїє . . ., поустынноє жє былїє въкоушаваѫ . . ., нѫ мало и хоудѣ и сє ѕѣло къ вєчєрȣ. Кто бо тоѫ ижє тогда съповѣсть слъзный источникь, стєнанїа жє чѧстаа и нєпрѣстаннаа кто изрєчєть? . . . Нє бо бѣ тамо иного кого съмотрѣти та могѫщаго, тъчїѧ ижє въсѣ назираѫщєє око. Нє бѣ той тамо попєчєнїє о съпрѫгѡх волѡвь нижє о златооуздьных конєх, нє о ѡдєждах и постєлѣхь, нє о домѡх и рабынѣх, нѫ о доушєвномь ѡчищєнїи, о ѡтвѣтѣ бѫдѫщаго сѫда, о срѣтєнии жєнихȣвѣ . . . О сємь часто болѣзноваше, како оукраситъ свѣтилникь . . ., како жєни-

[1] Im Original minder richtig: слȣжиничє.

рѫспꙋн'сꙋль щюдєцꙋлꙋй, чє ва сѫ хїє, ши дє тъꙟпинарѧ мирєлꙋй сѫꙋ лꙋй Христос. Дє ачаста пꙋрꙋсѣ сꙋспина ши нєпѫрѫсить тън'жїѧ, кꙋмꙋт' ва ꙟфрѫмсєца сꙋфлєтꙋль, кꙋм' сѫ ва логоди прє синє мирєлꙋй чєрєскь Ісоус Христос, кꙋм' сѫ ва ꙟдꙋлчи дє вєдѣрѧ мирєлꙋй сѫꙋ, дє слава ши дє лꙋмина ши дє бꙋкꙋрїѧ чѣ фєричитѫ. Да ачаста нꙋмай чє ѡ дꙋрѫ ниима, ши окїи дє лакрѫмии єра ꙟтꙋнєкаци пꙋрꙋрѧ. Ꙟтрачѣстѧ нєвоиндꙋсє ши грижиндꙋсє, ꙗрѫ виклѣнꙋль дїаволь нꙋмай пѫрѫсїѧ дѣ ѡ сꙋпѫрарѣ кꙋ арѫтъри ꙟфрикошатє ши кꙋ нѫлꙋчири грозничє. Ꙋнєѡри шѣрпє сѫ фъчѣ, алтєѡри хїарѫ гразливѫ сѫ арѫта, ка сѫ спарїє свънта, сѫ пѫрѫсаскѫ подвигꙋль сѫꙋ. Чє бꙋна фєчоарѫ Параскєва прє чєла дє сꙋсь пꙋсѫ нєдѣждѧ са, ши кꙋ пꙋтѣрѧ ачєлꙋѧ ꙟ фирє мꙋєрѣскѫ бѫрбѫтѣщє кѫл'кѫ тоатє мєщєршꙋгꙋрилє лꙋй ши виклєшꙋгꙋрилє лꙋй ка ѡ паи-жинѫ дє юшорь лє стрика ши лє рѫсипїа. Ꙗшѧ дє бинє сѫ нєвои асꙋпра фирєи салє ши атъташь ꙟфрѫмшє сꙋфлєтꙋль, кътъ сѫ ꙟплꙋ динсѫ кꙋвънтꙋл пророкꙋлꙋй Давидь: Кѫ юби ꙟпѫратꙋль чєрєскь фрѫмсѣцѧ єй.

Кꙋ ачѣстѧ бꙋнѫтѫци пєтрєкꙋ ан мꙋлць ꙟ пꙋстїє,

ховѧ насладит сѧ зрѣнїа красоты, славы, свѣтлости, съпрѣбыванїа. О семь тъчїѫ тоѫ ср[ъ]дцє болѣзньно бѣшє, ѡ семь тоѫ очи слъзами помрачаєми бѣхѫ вынѫ . . . Въ сихь и сицєвых той оупражнѣѫщи сѧ и пєкѫщи сѧ, никакожє прѣста лѫкавый тѫ искоушаѫщи мъчтан'ми жє и привидѣнїи, мнѡжицєѫ жє и въ различныѫ ѕвѣри сєбє прѣтварѣашє, єжє како бы той спонѫ ѿт тєчєнїа сътворилъ. Нѫ добльа Параскєви вышнѣго положи привѣжищє сєбѣ . . . Сицє оубо той въ жєньскомь єст[ь]ствѣ мѫж'скый стѧжавши разꙋмь, въсѧ вражїѧ, ꙗкожє нѣкоторѫѧ паѫчинѫ, разарашє къзни . . . И сицє ꙋбо подвигши сѧ на єст[ь]ство и сицє своѫ оукраси доушѫ, ꙗкожє и на той исплънити сѧ пророчьскоє ѡно: Въждєлѣєть царь добротѣ твоєй.

И тако оубо . . . словом и дѣлом житїє оукрашши,

кън'д фоу ꙟтро ноапте, дѣ-
ка съ дѣде пре рꙋгѫ, кꙋмꙋш'
авѣ ѡбычинѫ, ши мънꙋле къ-
трѫ черю кꙋ ѡмилинцѫ ꙟтин-
сѣсе, възоу ꙋн' войникь дꙋм-
незѫеск прѣлꙋминать, ꙋнде
вени кътрън'сѫ ши ѕисе ашѧ:
Съ лаши пꙋстїа ши ла мошїа
та съ те ꙟторчи, къ аколо
ци съ каде, съ лаши трꙋ-
пꙋль пѫмънтꙋлꙋй ши съ
тречи дин ꙟ частѫ лꙋме къ-
трѫ дꙋмнеѕъꙋ, чела чаи ю-
бить. Ꙗчаста видѣнїе свън-
та дѣка вѫѕꙋ, причепоу, кѫ
ѥсте арѫтаре де ла дꙋмнезъꙋ,
пърѣи виие ꙟтрꙋи кипь пен-
трꙋ деспѫрцири трꙋпꙋлꙋй, ꙟн-
тральть кипь съ скръбїа пен-
трꙋ пѫрѫсирѧ пꙋстїей. Ꙟнсѫ
ши фѫрѫ де вое лѫсѫ пꙋстїѧ
ши съ ꙟтоарсѫ ꙟ лꙋме ши
ла Царнград вени ши мѣрсе
ꙟ бесѣрека прѣчистей, че ѥсте
ꙟ Блахерна, ши кътрѫ икоана
свенцїей сале къѕꙋ ши кꙋ ла-
крѫми съ рꙋга ашѧ ши зи-
чѧ: Деспоинтоаре лꙋмїей, май-
ка лꙋй Іисоус Христос, дꙋмне-
зъꙋлꙋй мїеꙋ, тоатѫ недѣждѧ
мѧ ѡ ам пꙋсь пре тине, фе-
чоарѫ. Нꙋ мѫ лепѫда[1] пре
ѡ сѫракѫ ка мене, нꙋ те
оскръби де шарба та, къ дин ꙟ
тинерѣцеле мѣле оунꙋѧ нѫ-
скꙋть фїюлꙋй тѫꙋ ам' кѫлѫ-
торить. Щїи, фечоарѫ, непꙋ-

прѣбыст[ь] лѣта доволна въ
поустынѣ. Въ единѫ же ѡт
нощїей на молитвѫ себе обы-
чнѣ въдавши и рѫцѣ оуми-
лено въздѣвши, зрить нѣко-
торое бож[ь]ственое видѣнїе,
юношѫ нѣкоего свѣтла къ
ней пришедша и сице глаго-
лѧща: Поустынѧ ѡставлъ-
ши, къ ѡтчьствꙋ възвра-
ти сѧ, тамо бо тебѣ тѣло
подобает землн оставити,
доухь же въ невещественаа
прѣвести селенїа. Силѫ оу-
бо видѣнїа расмотривши и
бож[ь]ствно то быти разоу-
мѣ, радоуаше сѧ ꙋбо ѡ тѣ-
лесном распрѧженїи, печалꙋа-
ше же о ѡставлени поусты-
нѧ . . . Обаче оубо и не
хотѧщи поустынѧ оставив,
въ миръ възврати сѧ и, къ
царствꙋѫщомꙋ пришедши гра-
дꙋ . . ., къ прѣсвѣтломꙋ Хри-
стовы матере прїиде храмоу,
иже и Блахерна именꙋет сѧ
даже и до д[ь]несь, и тамо
къ тоѫ ч[ь]стнѣй припад-
ши иконѣ, топлыѧ нещѫдно
изливааше слъзы: Тебѣ, гла-
голѧщи, владычице мирꙋ, весь
мой възложихъ животь, на
тѧ въсѧ моѫ възлагаѫ на-
деждѫ, дѣвице. Не ѡтрини
оубогѫѧ мене, не възгнѫшай
сѧ своѧ рабы, иже ѡт юно-
сти твоемоу единорѡдномоу

[1] Im Original durch Versehen: лепжда.

тиница фиреи мȣереши, щїи скръба сȣфлетȣлȣй мїеȣ. Нам' алтѫ недѣжде, нам' алть акоперемънть. Тȣм' фїн ꙟдирептѫтоаре, тȣм хїн фолоситоаре ши а тоатѫ вїаца мѧ сокотитоаре. Къ пѫнѫ ам' ꙟмблат ꙟ пȣстїе, пре тїне ам' авȣть ащȣторю; ꙗрѧ акмȣ, дѣка мам ꙟторсь ꙟ лȣме, че ащюторю алт ѡре лȣми требȣаще фѫрѫ де тине? Дечи акмȣ, деспȣитоаре, ꙟдирептаѕѫмѫ пънъ ла свръшитȣль вїецей мѣле, къ алтѫ недѣжде[1] нȣ амь. Ꙗша кȣ тоть сȣфлетȣль съ рȣгѫ ши ла мошїѧ са съ дȣсе ши аколо нȣ мȣлтѫ врѣме петрекȣ, трȣдѫ кѫтръ трȣдѫ ши дȣрѣре кътрѫ дȣрѣре аджоуѣ, кȣ пость ши кȣ недормире пре сине съ ꙟфръмсеца.

послѣдовавшѫѧ сынȣ. Вѣси немощь женьскаго ест[ь]ства, дѣво, вѣси доушѫ моеѫ озлобленїе. Не имамь инѫ надеждѫ, не имамь иного покрова. Ты наставница, ты застѫпинца, ты въсеѫ жизни моеѫ хранителница. Донеже въ пȣстыни хождах, тебе пособницѫ имѣах; н[ы]нѣ же, ꙗко къ мирȣ възвратих сѧ, которѫѧ дроугѫѧ помощь развѣ тебе трѣвоуѫ? Нинѣ ȣбо, владычнце, прѣдстани ми оубоѕѣй и вѫди ми съпѫтница . . . до конца жизни моеѫ, инѫѧ бѡ надеждѧ кромѣ тебе не имамь. Ѻнице оубо въседоушнѣ помол'ши сѧ . . ., къ своемȣ оустръми сѧ ѡтчьствоу. Дошедши же Ѥпиваты, прѣбыст[ь] тамо врѣмѧ не мало, трȣды къ троудом и болѣзнин къ болѣзнем прилагаѫ, постом и бдѣнїемь себе оукрашаѫ.

Врѣме мȣлтѫ дѣка трекȣ, щїȣ де моартѫ са май денаните врѣме, ши ачїниш' съ ꙟтоарсь спре[2] рȣгѫ, ши кȣ лакръмн пѫмънтȣл ȣда ши ашѧ съ рȣга де ѕичѧ: Юбитȣрю де ѡамени деспȣитоаре доамне Ісоу Христе, каѡтѫ дин ꙟ лъкашȣль тѫȣ

Врѣмени же не малȣ мимошедшȣ, свое ѡтхождепїе еже ѡт сѫдоу разоумѣ, абїе же на молитвѫ себе обрати и слъзами земное ѡбливаше лице: Человѣколюбче владыко, глаголѧщи, да мѧ не прѣзриши оубогѫѧ своѫ рабѫ, иже ради твоего прѣсвѧ-

[1] Im Original minder richtig: недѣже.

[2] Ebendaselbst durch Versehen des Setzers: спе.

де сȣс ши нȣ пъръсн пре мене шарба та, ниче мъ лъса, къ пентрȣ нȣмеле тъȣ чел̓ свънтъ ам̓ лъсать тоате ши дȣпѫ тине амь кѫлъторнть ꙟтрȣ тоатѫ вїаца мѧ, ши акмȣ ꙟдȣра-те, доамне, ѕи а ꙟцерь блъндь, съ ꙗ кȣ паче сȣфлетȣль мїеȣ, ши съ нȣ хїе шпритѫ сȣира лȣй де спȣркацїи ши виклѣнїи дїꙗволи, че мъ сподобѣще кȣ ꙟдръзнире съ стаȣ ꙟнаинта скаȣнȣлȣй тѫȣ челȣй страшникь, къ еши благословить ꙟтрȣ вѣчи, аминь. Ши ашаш̓ дѣде лȣминать сȣфлетȣль сѫȣ ꙟ мъна лȣй дȣмнеѕъȣ, ши немърȣи нȣ съ спȣсе де ȣнде аȣ фость ши чине ꙗсте.

Ирѫ дȣмнеѕъȣ връндь съ прослѫваскѫ шарба са, че токми? Тъꙟплѫсе де мȣри оунь кȣрѫбїꙗрь, ши трȣпȣл лȣй неꙟгропать ѕѫкъндь де пȣтоаре ниме прѣколо нȣ пȣтѣ съ трѣкѫ, късь ши оунь съхастрȣ, че петречѣ ꙟтрачел̓ локь, де маре ꙟпȣцичюне нȣ пȣтѣ лъкоуи, че рȣгѫ пре неще крещинни де лȣарѫ ачель трȣпь ꙟпȣцить. Ши сѫпъндь съл̓ ꙟгроапе, афларѫ трȣпȣль прѣподовиеи Параскиве непȣтредь ши плинь де миреѕмѫ. Ꙟнсѫ ка неще шамени неискȣсици ши не щїнидь, че троупь ꙗсте, лъсарѫ съ хїе оунь лȣкрȣ де немикѫ, ши апроапе днись ачель трȣпь ꙟпȣцить

таго имене въсѣ оставльшѫѧ, и н[ы]нѣ, въседръжителю господи, повели аггелоу мирноу прїꙗти мирно оубогѫѧ ми доушѫ, и да не възбранень ми бѫдеть въсход ѡт нечистых и скврънных и лѫкавых бѣсѡвь, нѫ сподоби мѧ съ дрьзновенїемь прѣдстати твоемоу страшномȣ прѣстолоу, ꙗко благословен̓ еси въ вѣкы, аминь. И тако блаженѫѧ своѫ доушѫ въ рѫцѣ прѣдаст[ь] божїи . . ., не бо ѡбьꙗви себе комоу и ѡт кѫдȣ бѣ.

Нѫ ни тако прѣзрѣ богъ своѫ рабѫ без памѧти на мнозѣ лежати . . . Слоучи сѧ кѡрабникȣ нѣкоемоу . . . скончати сѧ и тоу нѣгде поврьженоу быти. Начат смрад исходити безмѣрень, ꙗко не възмощи никомоуже минѫти иже близь тоу приближаѫщим сѧ пѫтем, не тъчїѧ же, нѫ и стлъпникоу, ѡт еже не мощи несътръпимаго смрада ѡного тръпѣти, . . . нѣкыимь повелѣти рѡв ископати . . . и онь тамо въвръгнѫти трȣпь. Въ сих оубо тѣмь оупражнѣѫщим сѧ . . ., обрѣтоша тѣло въ земли лежѫще, тлѧ же никакоже подемше . . .

ꙟгропаръ. Ꙗрѫ оунȣль днꙟ трънишїи, чел' кема Геѡргїе, ѡм бȣнь ши крещинь, престе ноаптѣ ачѣѧ вѣде ѡ ꙟпърътѣсъ пре ȣнь скаȣнь лȣминать шеѕъндь ши мȣлциме де вонничи кȣ вешминте албе ꙟпрецȣрȣл' ей дворбиндь, атъта кътъ нȣ пȣтоу къѡта де фръм'сѣца ши де лȣмина лорь, че кѫѕȣ цось ла пѫмънть. Ꙗрѫ оунȣль днꙟтрачеѧ лȣѫл' де мънѫ дел' рѫдикѫ шїи ѕисе: Геѡргїе, пентрȣ че наци сокотить трȣпȣль свентей Параскиве, че лаци оунтать аша? Нȣ щици, къ дȣмнеѕъȣ аȣ юбить фръм'сацѧ ей ши аȣ врȣт' съ ѡ прослъваскѫ пре пѫмънть? Ꙗтȣнче ѕисе лȣй лȣмината ачѣа ꙟпѫрѫтѣсѫ: Де сърг съ лȣаци трȣпȣль мїеȣ ши ꙟ лок де чинсте съл пȣнеци; къ ноу почь рѫбда потоарѧ ачелȣй ѡмь; кънч къ ши еȣ ꙟкѫ сънт' ѡмь, днꙟ згѫȣ де майкѫ нъскȣтъ; мошїа мѧ ꙗсте Єпиватъ, оунде лъкȣнци вой акмоу. Ꙗчаста видѣнїе вѫѕоу ши ѡ мȣꙗре, че ѡ кема Иѳимїа, ꙟтрачелаш' кипь ши ꙟтрачѣаш' ноапте, ши адоа ѕи амъндои ꙟтрȣн кипь спȣсѫръ тȣтȣрорь. Ꙗчѣстѧ дѣка аȣѕирѫ тоци, кȣ бȣкȣрїе ши кȣ маре ѡсръдїе коурсѫрѫ, кȣ лȣмини ши кȣ тѫмъи, ши кȣ маре

Обаче, ꙗко неискȣсни невѣжде сѫще, сълоучьшее сѧ ꙗкоже нѣкѫѧ малѫ ничьсоже сѫщѫ вещь прѣзрѣвше, близоу нѣгде тȣ троупь ѡнь злосмрадный заринѫшѧ. Геѡргїе же нѣкто ѡт них, мѫжь благоговѣинь и христолюбивь . . ., мнѣше сѧ царицѫ нѣкѫѧ на прѣсвѣтлѣм сѣдѧщѫ прѣстолѣ зрѣти и множьство много свѣтлых вѡинь ѡкръсть тоѫ стоѫщѫ. Иже христолюбивый онь видѣвь . . ., на землѧ себе поврьже, не могый свѣтлость и красотѫ ѡнѣх съ дрьзновенїемь зрѣти. Єдинь же ѡт свѣтлых ѡнѣхь, ємь его за рѫкѫ, въздвиже: Геѡргїе, глаголѧ, въскѫѧ тако прѣзрѣсте тѣло прѣподобныѫ Параскеви? . . . Бъжделѣ бо царь добротѣ єѫ и въсхотѣ тѫ прославити на земли. Тогда глагола ємоу и свѣтлаа ѡна: Бъ скорѣ изємше мощи моѫ, въ нарочитѣ положите мѣстѣ; не могѫ бо на мнозѣ злосмрадїе тѣлесе ѡного трьпѣти; ибо и азъ человѣкь єсмь, изь матерных ложесьнь прошед; ѡтчьство же мое се Єпиваты зовемое, идеже вы н[ы]нѣ жителствȣете. Бъ нощи же той и нѣкаа ѡт благоговѣиных жень, Єѵфимїа тоѫ прозванїе, подобнѣ томоуждe видѣнїю

чинсте ѡ лȣарѫ ши ꙟ бесѣрека свенцилорь апостоли ѡ пȣсѫрѫ, ши аколо мȣлте ши минȣнате чюдесе фъчѧ, ꙟтрȣ чинстѧ ши слава свентей тройце.

Пен'трачѧ ши ной, юбицїи мїен крицинии, съ цинїмь ꙟ менте лȣкрȣриле свентей ачещїѧ; дѣчеѧ съ лȣѫть аменте ши чинстѧ, чаȣ лȣать де ла дȣмнеѕъȣ. Яȣ доарѫ наȣ фость ши ачаста моущре, аȣ доарѫ наȣ авȣть трȣпь ка ши ной? Дарѫ кȣмь аȣ съхѫстрить, кȣмь аȣ ꙟплȣть воѧ лоуй дȣмнеѕъȣ! Къ наȣ мъꙟкать мȣлть ка ной, ниче аȣ фѫкȣть лȣкрȣриле чѣле дрѫчещи, че ле фачем ной ꙟ врѣмѧ дѣкмоу: цокȣриле, кън'течеле, вецїнле, кȣрвїнле. Наȣ юбить лȣмѣ ка ной, ниче бинеле ей. Пен'трачѣ ши дȣмнеѕъȣ ѡ аȣ чинстить ши ꙟ черю ши пре пъмънть; пентрачѣ аȣ добъндить бинеле ачела, кареле ниче ѡки де ѡмь лаȣ вѫѕȣть, ниче оуреки лаȣ аȣѕить, ниче ла инима ѡмȣлȣй аȣ ꙟтраать. Пентрачѣ ши тȣ, ѡ ѡаме, де цїи воѧ съ ска-

видѣнїе видѣ, и обои на оутрїа въсѣмь по дробнȣ видѣннаа сказашѧ. Да ꙗко сїа ѡни слышашѧ, въси оутеком оустръмишѧ сѧ и, то съ многѣм оусръдїемь иземше, . . . съ свѣщами и кадилы, ароматы же и благовонїи въ цр[ъ]кви съ радостїѫ свѧтых и въсехвалных положишѧ апостоль, въ нейже лежѧ, многаа и чюдиаа знаменїа творѣаше.

пи де мȣнчиле де вѣчи ши добъндещи бинеле ачела, лѣпѫдѫ ши ȣрѣще ши тоѹ лȣмѣ, съ нȣ де тоть ка ачаста свънтѫ, ꙟкаи бȣкȣрїа ши веселїѧ ей. Нȣ те бȣкȣра де бинеле ей, нȣ те весели де фрълм'сѣцеле ши де похотеле ей, нȣ те ꙟдȣлчи де пъкателе ей. Грѣлец' парь ꙟвъцѫтȣриле лȣй Христос, ѩрѫ съмть де фолось маре. Нȣ късѡта нȣмай келтȣѩла милостенїей, че кашѡтѫ, че ѕиче пророкȣль Давидь: Чела че ꙟпарте ши дѫ мишеилорь, дирептатѣ лȣй ва трѫи ꙟтрȣ вѣчѣ де вѣчи. Нȣ късѡта нȣмай скръба ши педѣпса трȣпȣлȣй, че май вртос ѩ аменте добънда бинелȣй череск'. Нȣ сокоти нȣмай патима чѣ рръ а трȣпȣлȣй, чец' ад' аменте де ѡдихна чѣ де вѣчи а сȣфлетȣлȣй. Де вери ѹръ чѣле трȣпещи, пре лесне вери афла ши чѣле сȣфлетещи, ши де вери пѫръси чѣле лȣмещи, юшор вери добънди ши чѣле черещи ꙟтрȣ ꙟпъръщїа лȣй дȣмнеѕъȣ, карѣ ной тоци съ ѡ добъндимь де ла Іcоѹс Христос, адевърать дȣмнеѕъȣль нострȣ, ши пентрȣ рȣга свентей де астъѕи, аминь.

Es ist sonach als ausgemacht zu betrachten, dass die Arbeit Varlaam's eine Compilation darstelle, die sich in directer Abhängigkeit von der ersten Form der erweiterten

Redaction des Lebens der Paraskeva von Euthymius befindet. Mit Ausnahme des letzten Absatzes, der in Form einer an die versammelten Zuhörer gerichteten Ansprache die aus dem Leben der Heiligen sich ergebenden moralischen Folgerungen enthält und als das litterarische Eigenthum des erwähnten Schriftstellers selbst anzusehen ist, erscheint alles Uebrige aus der soeben namhaft gemachten slavischen Quelle geschöpft und ist grösstentheils auch mit den nämlichen Redewendungen wiedergegeben.[1] Einigermassen befremdlich ist nur der folgende Umstand: Während sämmtliche bis jetzt bekannt gewordenen Redactionen des Lebens der Paraskeva von Euthymius — die von mir als die erste Form der erweiterten Redaction bezeichnete mitinbegriffen — auch noch die Geschichte der Uebertragung der Gebeine der Heiligen von Epivatae[2] nach Trnovo enthalten, ist in der Compilation Varlaam's hievon nicht die Spur vorhanden. Wie sollen wir uns also diese Erscheinung zurechtlegen? Ich gestehe, dass ich im ersten Augenblicke bereit war, diese Erscheinung als die Folge einer rein mechanischen, durch Ausfall einiger Blätter bewirkten Lückenhaftigkeit der von Varlaam benutzten slavischen Vorlage aufzufassen. Nach einiger Ueberlegung bin ich jedoch davon abgekommen. Ich bemerkte nämlich, dass der Metropolit Varlaam in besagter Compilation nicht nur die Uebertragung der Gebeine der Paraskeva von Epivatae nach Trnovo mit Stillschweigen überging, sondern dass er darin auch von einem ihm so wohlbekannten und für das religiöse Gefühl der Rumänen so bedeutsamen

---

[1] Und ähnlich, wie mit diesem, verhält es sich factisch auch mit den übrigen Artikeln dieses Buches, die nach Varlaam's eigener Versicherung nichts weiter sind, als Uebersetzungen vorhandener slavischer Vorlagen: диꙟ мꙋлте скриптꙋри тълмачитъ диꙟ лимба словенѣскъ пре лимба ромѣнѣскѫ.

[2] Wie bereits im ersten Abschnitte erwähnt wurde und der dritte Abschnitt dies noch deutlicher machen wird, hat der Ort, wo Paraskeva starb und bestattet wurde, eigentlich Kallikratia geheissen. Strenge genommen, hätte daher auch Euthymius nicht von einer Uebertragung von Epivatae, sondern von einer solchen von Kallikratia aus sprechen sollen. Es ist indes Thatsache, dass dieser Schriftsteller — und die Gründe, die ihn dazu vermocht hatten, lassen sich gegenwärtig nicht mehr eruiren — die Uebertragung der Reliquien der Pareskeva nach Trnovo von Epivatae aus geschehen lässt.

Factum, wie die im Jahre 1641 unter seiner persönlichen Mitwirkung erfolgte Uebertragung ihrer Gebeine von Constantinopel nach Jassy, keine Notiz genommen hat. Hieraus ergibt sich also, dass er beide Facten mit Absicht, am wahrscheinlichsten wohl darum eliminirte, weil sie ihm für die Zwecke, die er mit seinem Lehrevangelium überhaupt, mit dem in Rede stehenden Artikel im Besonderen verfolgte, überflüssig erschienen. Hat er doch diesen Aufsatz selbst nicht als eine eigentliche Lebensschilderung der Heiligen, die allenfalls auch die Geschichte ihrer Uebertragungen hätte umfassen dürfen, sondern als eine ѫѵѣцѣтѹрѫ, d. i. Belehrung hingestellt, die an der Hand ihres von Frömmigkeit und Entsagung erfüllten Lebens den Gläubigen darlegen sollte, wie sie vorzugehen hätten, um die gleichen oder zum Mindesten die ähnlichen Erfolge zu erzielen. Für diesen letzteren Zweck war aber die Geschichte ihrer Uebertragungen in der That von keinem Belange.

2. Die Arbeit des Metropoliten Dositheus.

Wie in Betreff der Arbeit des Metropoliten Varlaam, so gehen die Meinungen der Gelehrten auch in Betreff derjenigen des Metropoliten Dositheus,[1] neu abgedruckt in der ‚Foaĭă din Moldava‘ von B. P. Hăsdĕŭ, Jahrgang 1862, Nr. 5 und in der ‚Carte de citire‘ von A. Lambrior, S. 123—127, ziemlich stark auseinander. Nach A. Lambrior[2] ist das Leben der

[1] Hinsichtlich der Lebensschicksale dieses ebenso begabten, wie rührigen Mannes, der es mit der Zeit bis zu der Würde eines Metropoliten der Moldau brachte, wären vornehmlich zu vergleichen: B. P. Hăsdĕŭ, Archiva istorică I (1), S. 118 ff.; G. Missail, Epoca luĭ Vasilie Lupŭ şi Mateĭŭ Băsărabŭ, Bukarest 1866, S. 71 ff.; E. Golubinskij, Краткій Очеркъ исторіи православ. церквей, Moskau 1871, S. 380 ff.; Melchisedek, Cronica Romănuluĭ şi a episcopieĭ de Romanŭ, Bukarest 1874, S. 280 ff.; St. Dinulescu, Viéţa şi scrierile luĭ Dositeĭŭ, metropolitul Moldoveĭ, Separatabdruck aus der Zeitschrift ‚Candela‘, Czernowitz 1885, S. 5—118; J. Bianu, Dosofteĭŭ, metropolitul Moldoveĭ (1671—1686), Psaltirea in versuri, Bukarest 1887, Einleitung, S. VII ff.; Marian Sokołowski, Spadek po metropolicie Suczawskim Doziteuszu i jego losy, Krakau 1889, S. 9 ff.; Ferd. von Zieglauer, Geschichtliche Bilder aus der Bukowina zur Zeit der österreichischen Militärverwaltung, Czernowitz 1897, IV, S. 58 ff.

[2] Carte de citire, S. 123, Anm. 2.

Paraskeva von Dositheus eine der angeseheneren und besser geschriebenen Arbeiten dieses Schriftstellers, hervorragend unter Anderem auch dadurch, dass sie selbstständig verfasst, nicht etwa aus griechischen oder serbischen Vorlagen nur ausgezogen wurde. Das gerade Gegentheil davon behauptet P. Syrku. Für ihn ist[1] die erwähnte rumänische Arbeit, wenn von den wenigen von Dositheus selbst herrührenden Zuthaten abgesehen wird, nichts weiter, als eine Reproduction des kurzen, in slavischen Synaxariensammlungen und Menäen sehr häufig anzutreffenden Textes, der mit den Worten: **Сїа сватаа и прѣподобнаа Параскеви быст[ь] ѡт в'си, Єпивате нарицаемыѫ,** beginnt.[2] Der Ansicht Melchisedek's zufolge[3] wäre sie dagegen der Lebensgeschichte der Paraskeva von Euthymius, zu der sie sich wie deren Auszug verhält, nacherzählt.

Meinem Grundsatze getreu, stets genau nachzuprüfen und, wenn irgend thunlich, bis zu den Quellen vorzudringen, liess ich mir selbstverständlich auch in diesem Falle angelegen sein, vor allen anderen Dingen die Arbeit des Metropoliten Dositheus selbst unter Benutzung der Originalausgabe vom Jahre 1682 nach dem im Kloster Putna in der Bukowina befindlichen Exemplar[4] in Augenschein zu nehmen. Was hat nun dieser

---

[1] Vergl. Журналъ министерства н. п., Vol. 236, S. 126.

[2] Diesen Text, sowie die damit zusammenhängenden bibliographischen und litterarhistorischen Einzelheiten wird der Abschnitt III dieser Untersuchung bringen.

[3] Viața și minunile cuv. maicei n. Paraschevei etc., Bukarester Ausgabe vom Jahre 1896, S. 32.

[4] Beschreibung dieses Exemplars von Melchisedek in Tocilescu's Revista p. istorie, archeol. și filol. I, S. 277 ff. Weitere hieher gehörige bibliographische und literarhistorische Notizen bei V. Alesandrescu im Ateneul românŭ pro 1861, Mai—Juni, S. 119 ff. und Juli—August, S. 129 ff.; A. Pumnul, Lepturariŭ român., Wien 1862, III, S. 42 ff.; T. Cipariu, Principia de limbă și scriptură, Blasiŭ 1866, S. 102 ff.; G. Săulescu im Buciumul românŭ pro 1879, S. 1—14, 49—59, 97—104, 145—152, 193—200, 241—246, 312—338, 369—372; St. Dinulescu a. a. O., S. 133—135; J. Bianu a. a. O., S. XIII—XIV. Auch verdient hier angemerkt zu werden, dass ähnlich, wie das Lehrevangelium von Varlaam, so auch das Legendenbuch von Dositheus aus einer Uebersetzung fertiger slavischer Vorlagen hervorgegangen ist. Er bezeugt dies selber, indem er in der Vorrede zu diesem Buche in Form einer Apostrophe an den Fürsten Johann Duka sich folgendermassen vernehmen lässt: Пєнтрачаꙗ, миле-

Augenschein ergeben? Es zeigte sich, dass die erwähnte Arbeit in der That, wie Syrku behauptete, eine sehr genaue Reproduction des kurzen, in slavischen Synaxariensammlungen und Menäen anzutreffenden Textes darstelle, mit dem Beifügen jedoch, dass wir dabei an die jüngere, auch schon die Worte ‚ѡт землꙗ Сербскїꙗ' enthaltende Form zu denken haben. Ꙗчаста св[ъ]нта шн пръкꙋвїѡасж майкъ ноастрж Параскеви — so beginnt nämlich die Arbeit des Metropoliten Dositheus in Wirklichkeit — ера дин цара Сърбаскж, динтрꙋн ѡрашь, че се камж Єпївать u. s. w. Allerdings ist dieser Text nicht ihre ausschliessliche Quelle gewesen. Die von mir durchgeführte Analyse der Dositheischen Arbeit hat im Gegentheil ergeben, dass unser Verfasser auch die Lebensgeschichte der Paraskeva von Euthymius kannte, und zwar entweder mittelbar im Auszuge des Metropoliten Varlaam oder auch unmittelbar im Wege der Benutzung eines slavischen Textes, der jedoch mit dem von Varlaam benutzten die nämliche Fassung gehabt haben muss. Hievon zeugt speciell die folgende, nur unter der soeben dargelegten Voraussetzung[1]

стиве Дмне, шн ной смеренцїй рꙋгъторїй Мърїйтале, кꙋ кжть нꙋ фость щїнница лимбїй рꙋмънещї, ам невонт де лѣм скось депре гречаще шн депре сжрбаще пре лимбж рꙋмънѣскж, ка съ ӂцълѣгж тоць шн съ дꙗ лаꙋдж Дмнезъꙋ шн съ мꙋлцъмаскж Мърїйтале де бине сꙋфлетескь, ка ачеста, че не воещї Мърїата пентрꙋ крещинъ тате. Ins Deutsche übertragen: ‚Darum, gnädiger Herr, habe ich, ergebener Fürbitter Deiner Hoheit, mich, soweit mir die Kenntnis der rumänischen Sprache geläufig war, bemüht, griechische und serbische Vorlagen auszugsweise rumänisch wiederzugeben, damit Alle sie verstehen und Gott Lob spenden und auch Deiner Hoheit Dank sagen für das Seelenheil, das die Christenheit durch Deine Bemühungen erlangte.'

[1] Bei dem Umstande, als die Episode von der Vertheilung der Kleider an Arme nicht nur der ersten, sondern auch der zweiten Form der erweiterten Redaction des Lebens der Paraskeva von Euthymius bekannt ist, wäre es an und für sich nicht ungerechtfertigt, wenn es Jemandem einfallen sollte, in dem hier vorliegenden Falle lieber an diese zu denken. Wenn ich aber ungeachtet dessen der von mir vertretenen Auffassung den Vorzug gebe, so geschieht es darum, weil Gründe vorhanden sind, die darthun, dass die zweite Form der erweiterten Redaction, als deren hauptsächlichstes Merkmal die Zuthat Camblak's von der Uebertragung der Reliquien der Heiligen von Trnovo nach Bdyn und von da nach Belgrad erscheint, in der Moldau dazumal nicht bekannt war. Belege folgen weiter unten.

mögliche Stelle: Мꙋлте бꙋнътъць кътръ мишеи ла пъринць ꙟкъ фїиндь аꙋ арътать, дезбръ кѫндꙋщ подоабеле шимпъцѫндь мишеилѡр. Ins Deutsche übertragen: ‚Viele Wohlthaten erwies sie den Armen, so lange sie noch bei den Eltern war, indem sie ihren Schmuck ablegte und an Arme vertheilte.‘ Von Dositheus selbst stammen dagegen nach Form und Inhalt nur die nachfolgenden drei Stücke: 1. die Ueberschrift, die besagt, dass am 14. October jeden Jahres das Andenken der heil. Paraskeva gefeiert wird, deren Reliquien von dem Vojevoden der Moldau Basil Lupu mit grosser Mühe und unzähligen Auslagen (кꙋ маре невоинцѫ ши келтꙋїалѫ нenꙋмърatѫ) nach Jassy gebracht und hierselbst in seiner herrlichen Kirche (ꙟ слъвита са бисерика) zu den drei Hierarchen im grossen Chore (ꙟ страна чѣ маре) beigesetzt wurden; 2. die Bemerkung, dass die Paraskeva ihren Namen dem Umstande verdankte, dass sie das Licht der Welt an einem Freitag erblickte und dieser Tag serbisch патокь (sic), griechisch παρασκευή, rumänisch vinerĭ heisst; 3. die Mittheilung, dass Stücke ihrer Reliquien schon früher sowohl in der bischöflichen Kirche zu Roman, als auch in der zu Buciulești, nach dem letzteren Orte von dem Logotheten Demeter Burduja direct aus Constantinopel gebracht, vorhanden waren.

Da die sub 3. erwähnte Zuthat auch einiges sittengeschichtliches Interesse bietet, wird es hoffentlich keinem Widerspruch begegnen, wenn ich sie hier in wortgetreuer deutscher Uebersetzung vollständig vorführe. ‚Deshalb ist ihr heiliger Leib — so lautet diese Zuthat — auch heute unverwest und aller theueren Gerüche voll, so dass sein Geist sich mit seelischer Freude erfüllt, wann der Mensch jene heiligen, von Gott geehrten Reliquien küsst. Von einer Handfläche ihrer Heiligkeit befindet sich eine Partikel im heiligen Bisthum von Roman[1] und in Buciuleștĭ[2] ein Finger, welcher von dem Logotheten Dumitrașco aus Constantinopel gebracht wurde, wie mir der Schwert-

[1] Eine ausführliche Monographie dieses Bisthums bei Melchisedek, Cronica Romanuluĭ și a episcopieĭ de Romanŭ, Bukarest 1874.

[2] Ueber die Lage dieser Ortschaft und die Schicksale ihrer Kirche am besten bei Melchisedek, Viața și minunile cuv. m. n. Paraschevei etc., Ausgabe vom Jahre 1896, S. 33, Anm. 1.

träger Jordaki[1] bei Tische des Vojevoden Dabija,[2] Gott gedenke ihrer, erzählte. Und ich demüthiger Dositheus war Bischof auf jenem Stuhle zu Roman und kann es bestätigen, dass ich die heiligen Reliquien oft gesehen habe, indem ich selbe küsste und in ihrer Gegenwart das Hochamt celebrirte. In der Schrift heisst es: Die Erde zerschmolz und Alle, so auf ihr leben. Und die Erde reibt sich in der That ab und verunstaltet sich, indem sie sich ewig ändert bis zur letzten Veränderung, wann Gott das Antlitz derselben erneuern wird. Sein sei die Herrlichkeit und Kraft in Ewigkeit. Amen.'

Es steht sohin, wie vorstehende Erörterung zeigt, fest, dass auch in der rumänischen Litteratur unmittelbare Reproductionen der von Balsamon bezeugten hagiographischen Documente nicht nachweisbar sind. Die rumänische Litteratur erweist sich hierin als die Abspiegelung der einschlägigen slavischen, mit dem Unterschiede jedoch, dass sie viel dürftiger ist, als diese. Sie kennt factisch nur den kurzen, in slavischen Synaxariensammlungen und Menäen verbreiteten Text und ausserdem die Bearbeitung des Lebens der Paraskeva von Euthymius, die letztere allerdings in gekürzter, der rhetorischen, sowie der jüngeren erzählenden Bestandtheile entkleideter Form.

Ich kann aber diesen Abschnitt nicht schliessen, ohne hier noch eines, wie ich glaube, für die Geschichte der Paraskevalitteratur der Rumänen nicht unwichtigen Umstandes zu gedenken. Blättert man in dem Lehrevangelium Varlaam's nach, so wird man darin gegen Ende, auf der Rückseite des Blattes 116 zweiter Numeration, einen Holzschnitt[3] finden, der aus einem grösseren Mittelbilde und einer Anzahl kleinerer Randbilder besteht. Das Mittelbild stellt die heil. Paraskeva als eine auf dem Throne sitzende Königin mit einem Kreuze

[1] Gemeint ist hier offenbar Jordaki Kantakuzenos, der den Urkunden zufolge dazumal das Amt eines Schwertträgers bekleidete.

[2] Regierte von 1662—1666.

[3] Reproducirt auch in der Bibliografia romănéscă veche von J. Bianu und N. Hodoș, S. 142.

in der Hand dar, während die Randbilder Episoden aus dem Leben der Heiligen und aus der Geschichte ihrer Uebertragungen vorführen. Diese Episoden sind: 1. die Vertheilung der Kleider an Arme; 2. der Aufenthalt in der Wüste; 3. die Engelserscheinung; 4. die Besichtigung der Kirchen von Constantinopel; 5. die Grablegung der Heiligen;[1] 6. die Auffindung ihrer Reliquien; 7. die Uebertragung derselben von Epivatae nach Trnovo durch den Caren Johann Asên den Jüngeren; 8. die Uebertragung von Trnovo nach Constantinopel durch Sultan Selim II. (в҃. пренесеніе Селим солтаном царемъ Турскимъ); 9. die Uebertragung von Constantinopel nach Jassy durch den Vojevoden Basil Lupu (третее прене. ѿ Цариград во Ясы Іѡ Василїем воевод).

Es ist wohl selbstverständlich, dass die erste Frage, die hier gestellt werden muss, die ist, wie wir uns die Entstehung obigen Holzschnittes zu erklären haben. Ich trage kein Bedenken, auszusprechen, dass nach meinem Dafürhalten derselbe nicht anders, als nur auf Grund einer Lebensgeschichte entstanden sein konnte, die die *sämmtlichen* soeben vorgeführten Episoden auch *wirklich* enthalten hat. Nun wissen wir aber, dass die im Predigtenbuche Varlaam's vorhandene Arbeit blos die Episoden 1—6 kennt. Grund genug, um zu folgern, dass dem Verfertiger des Holzschnittes nicht sie als Vorlage gedient haben konnte, sondern eine Arbeit, die ausser jenen sechs auch noch die Episoden 7—9 in sich fasste. Mit anderen Worten ausgedrückt, bedeutet dies also, dass die rumänische Litteratur ausser der im Predigtenbuche Varlaam's vorhandenen in der Zeit zwischen 1641 und 1643 *noch eine weitere*, *auf die Epivatische Paraskeva bezügliche Arbeit besass*, die erstens vollständiger war, als jene, indem sie auch die Episoden 7—9 enthielt, und zweitens die Form

---

[1] Melchisedek a. a. O., S. 33 spricht statt dessen von der Legung eines fremden Todten in das Grab der Heiligen (punerea unuĭ mort streïn în mormêntul sfinteĭ), was jedoch nicht richtig ist, indem einer solchen Auffassung nicht nur das Bild als solches, sondern in noch bestimmterer Weise die Ueberschrift zu dem Bilde entgegensteht, die genau also lautet: прѣставле. и погребеніе прѣ = der Tod und die Grablegung der Gebenedeiten.

einer besonderen, mit dem in Rede stehenden Holzschnitte geschmückten Publication hatte.

Und dass diese aus der Wechselbeziehung des bildlichen mit dem schriftlichen Ausdruck resultirende Schlussfolgerung nicht ungerechtfertigt ist, beweisen auch Erwägungen allgemeiner Natur. Es ist Thatsache, dass die Ueberführung der Gebeine der Paraskeva von Constantinopel nach Jassy ein Ereignis war, das die religiösen Gefühle der Rumänen in der ausserordentlichsten Weise bewegte. Der Landesfürst interessirte sich dafür persönlich, er scheute nicht Mühe noch Kosten,[1] um sowohl die Zustimmung des Patriarchen und der Pforte zu erlangen, als auch die Ueberführung selbst zu einer möglichst feierlichen und würdigen zu gestalten. Nicht weniger als drei fremde Metropoliten begleiteten die Ueberreste der Heiligen auf ihrem Zuge nach Jassy, der hohen kirchlichen und staatlichen Würdenträger rumänischer Nationalität, die sich unterwegs anschlossen, nicht zu gedenken. Und nun sollte eine mit so viel Aufwand und Pracht ins Werk gesetzte Begebenheit vorübergegangen sein, ohne in der Litteratur der Rumänen eine andere Spur zurückgelassen zu haben, als die soeben besprochene Varlaam'sche und Dositheische Arbeit? Das glaube ich nicht und kann es nicht glauben. Wie sonst in solchen Fällen, so ist gewiss auch in dem vorliegenden der litterarische Reflex der Begebenheit ein ungleich stärkerer und ergiebigerer gewesen. Wenn sonst nichts, so wird schon die Eitelkeit des Fürsten bewirkt haben, dass eine Druckschrift verfasst wurde, aus der seine Unterthanen erfahren konnten, warum er gerade auf die Erlangung dieser Reliquien einen so bedeutenden Werth legte. Das Gleiche erforderte übrigens auch das Interesse des Kirchendienstes. Zu der neuen Ruhestätte der Heiligen be-

---

[1] Die einschlägigen Nachrichten älterer und jüngerer, einheimischer und fremder Schriftsteller, gesammelt grösstentheils von Kallimachos Papadopulos, sind in Melchisedek's Viaţa şi minunile c. m. n. Parascheveĭ etc., S. 42—49 zu finden. Hiezu könnten noch erwähnt werden: J. V. Lechevalier, Voyage de la Propontide et du Pont Euxin, Paris 1800, II, S. 260; Joh. Chr. Engel, Geschichte der Moldau und Walachey, Halle 1804, II, S. 268; J. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches[2], Pesth 1835, III, S. 792; Missail, Epoca luĭ Vasilie Lupulŭ şi Mateiŭ Bassarab etc., Bukarest 1861, S. 151 u. A.

gannen nunmehr viele Tausende von Gläubigen zu pilgern, denen gesagt werden musste, woher sie stammte, wie sie zu dem Rufe der Heiligkeit kam, und wo sich ihre Reliquien bis dahin befanden. Und zwar musste ihnen all' das sofort, d. i. noch im Laufe der Jahre 1641 und 1642 gesagt werden, während die erwähnte Varlaam'sche Arbeit erst im Jahre 1643, die Dositheische noch später, weil erst im Jahre 1682, zum Vorschein kam.

So vereinigt sich also Alles, um in uns die Ueberzeugung zu festigen, dass noch im Jahre 1641, spätestens in dem darauffolgenden eine Lebensgeschichte der Paraskeva entstand, die sich über die sämmtlichen, auf jenem Holzschnitte abgebildeten Episoden verbreitete. Noch mehr, auch der erwähnte Holzschnitt selbst dürfte ursprünglich für diese letztere Publication angefertigt worden sein, was natürlich nicht hinderte, dass er nachträglich, so lange das Cliché währte, zur Ausschmückung auch anderer Bücher, wie beispielsweise jenes Lehrevangeliums, verwendet wurde. Der Umstand, dass diese Publication gegenwärtig nicht mehr vorhanden ist, beweist nichts, indem Fälle, wo Druckschriften zu Grunde gegangen sind, gar nicht zu den seltenen gehören. Dies konnte insbesondere dann sehr leicht geschehen sein, wenn die betreffende Publication, wie es voraussichtlich auch bei der in Rede stehenden der Fall war, die Form eines minder voluminösen, aus nur wenigen Blättern zusammengesetzten Heftes hatte.

Wer mag aber der Verfasser dieser von mir als vorhanden angenommenen, zugleich ältesten rumänischen Paraskeva-Publication gewesen sein? Nach Lage der Verhältnisse niemand Anderer, als der wiederholt genannte Varlaam. Einen ziemlich umfangreichen, die Episoden 1—6 enthaltenden Auszug aus dem Leben der Paraskeva von Euthymius hat er ja ohnehin von der Zeit her besessen, wo er das Manuscript für sein Lehrevangelium zusammenstellte. Wollte er sonach eine Lebensgeschichte der Heiligen in der Art, wie jener Holzschnitt andeutet, bewerkstelligen, so hatte er thatsächlich nichts weiter zu thun, als jenem Auszuge die Beschreibung der Episoden 7—9 hinzuzufügen. Die Frage ist nur, ob die Hilfsmittel, über die er verfügte, ihm die Erfüllung einer solchen Aufgabe auch gestatteten. Meiner Ansicht zufolge ganz bestimmt. Denn

was zunächst die Episode 7 anlangt, so ist ihm eine sehr ausführliche Darstellung derselben in der nämlichen Quelle, aus der er jenen Auszug entlehnte, vorgelegen; er brauchte sie daher nur zu übersetzen, eventuell auszuziehen. Auch die Episode 8 wird ihm entweder in Form einer schriftlichen oder, was ich für noch viel wahrscheinlicher halte, in Form einer mündlichen, bei den Christen Constantinopels dazumal in Umlauf befindlichen Ueberlieferung bekannt gewesen sein, so dass er auch hierin über fertiges Material verfügte. Zwar der Hergang, den diese Episode auf dem Bilde zeigt, ist mit den uns sonst bekannten historischen Nachrichten,[1] denen zufolge die Reliquien der Paraskeva, ehe sie nach Constantinopel gelangten, zuvor noch in Bdyn und Belgrad weilten, nicht ganz im Einklange, aber für die uns hier beschäftigende Frage ist dies vorläufig ohne Bedeutung. Der Holzschnitt beweist, dass eine solche Ueberlieferung seinerzeit vorhanden war und bei den daran Betheiligten, zumal den Griechen und Rumänen,[2] nicht dem geringsten Zweifel begegnete. Was dagegen die Episode 9

---

[1] Dahin gehört vor Allem das oben S. 7 erwähnte Zeugniss Gregor Camblak's, das in dessen Ergänzung zum Leben der Paraskeva von Euthymius enthalten ist und mit dieser zusammen wiederholt auch gedruckt wurde. Speciell die Thatsache des Verweilens der Reliquien der Heiligen in Belgrad wird überdies durch die Nachrichten bezeugt, die die Einnahme dieser Stadt durch Sultan Soliman I. am 29. August 1521 zum Gegenstande haben. Zu dem diesfalls von J. Chr. Engel, Geschichte von Servien, S. 455; J. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches[2] II, S. 22; Skarlatos Byzantios, Ἡ Κωνσταντινούπολις I, S. 332—333 und II, S. 534—535; J. Ruvarac, Прилошци к објашњењу изворе српске историје, Гласник XLIX, S. 1—2 u. A. gesammelten Belegen wären noch hinzuzufügen: a) die Nachricht der serbischen Annalen zur Jahrzahl 7030 bei L. Stojanović, Родослови и љетописи, Belgrad 1883, S. 107—108; b) die analoge Nachricht in der moldauischen Chronik des Bischofs von Roman Macarius (1531—1558) bei J. Bogdan, Vechile cronice Moldovenescĭ până la Urechiă, Bukarest 1891, S. 151—152; c) die im Abschnitt I, S. 7 ff. dieser Untersuchung vorgeführte Nachricht des Metropoliten von Myra Matthaeus.

[2] Auch die spätere bulgarische Litteratur kennt, wie die Handschrift des öffentlichen Museums in Moskau Nr. 1731 beweist, eine Erzählung von der angeblich durch Sultan Selim im Jahre 1522 (sic) bewirkten zweiten Verwüstung Bulgariens. Leider ist diese Erzählung bis jetzt nicht veröffentlicht worden. Unsere ganze Kenntniss hievon beschränkt sich auf die rein bibliographische Anzeige A. Viktorov's, zu finden in seinem Собраніе рукописей В. И. Григоровича, Moskau 1879, S. 38.

anbetrifft, so war sie dem Metropoliten Varlaam aus persönlicher Anschauung bekannt. Gehörte er doch schon vermöge seiner amtlichen Stellung zu denjenigen Persönlichkeiten in Jassy, die die Reliquien der Heiligen, als sie hierselbst anlangten, in Empfang zu nehmen hatten, und die an dieser Angelegenheit auch sonst in der hervorragendsten Weise betheiligt waren.

Speciell die zuletzt erwähnte Episode ist in der rumänischen Litteratur auch noch in einer anderen Weise bezeugt. In der Kirche der drei Hierarchen zu Jassy, woselbst die Gebeine der Heiligen im Jahre 1641 beigesetzt wurden, ist über der Grabstätte derselben eine Inschrift angebracht, die aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls von dem Metropoliten Varlaam verfasst wurde und Melchisedek zufolge, Notițe istorice și archeolog., adunate de pe la 48 mônastiri și biserici antice din Moldova, Bukarest 1885, S. 171—173 folgendermassen[1] lautet: **Изволеніем б[ог]а ѡтца, съ поспѣшеніем с[ы]на и съ дѣйствїем с[вѧ]т[а]го доуха, въ с[вѧ]тѣй едниосѫщнѣй и нераздѣлимѣй тройци славословимаго и въсепоклан̑ѣемаго б[ог]а, бл[а]г[о]ч[ь]стивый и х[рис]толюбивый г[оспо]днинъ Іѡ[а]н Басилїе воевод[а], божїею милостїю господаръ земли Молдавскои, ревнител[ь] сый и поборникъ с[вѧ]таго въсточнаго бл[а]гочестїа, потща сѧ съ великим Ѹсръдїем и прѣмногим въжделѣнїем по б[о]жїю съмотренїю и пренес[е] сїѧ прѣчестныѧ мощи с[вѧ]тыѧ и прѣподобныѧ м[а]тери нашеѧ Параскевїѩ Тарновскїѧ, нарицаемыѧ Пѧтки, ѡт Цариграда. Се же третее пренесенїе быст[ь]. Сїѧ же свѧтыѧ и честныѧ мощи присла емꙋ въсесвѧтѣйшїй и блаженнѣйшїй и въселенскїй патрїарх кѵръ Парѳенїе съ въсѣким бл[а]гим въсеѧ церкви съвѣтом и произволенїем, препосла же сїе бл[а]гое съкровище треми блаженѣйшими митрополиты: кѵр Іѡаникїем Ираклїйским, кѵр Парѳенїем Ѧндрїанополским и кѵр Ѳеѡфаном Палеѡнпатрон, въ дни прѣѡс[вѧ]щенаго архїепископа кѵр Варлаама, митрополита Сѹчавскаго и въсеѧ Молдавскои земли. Ѥже бл[а]гоч[ь]стивый и х[рис]толюбивый**

---

[1] Die im Abdrucke Melchisedek's vorkommenden Schreib-, beziehungsweise Druckfehler habe ich kurzer Hand im Texte selbst verbessert.

г[оспо]динъ наш Іѡ[аннъ] Василїе воевод[а], м[и]л[о]стїю б[о]жїю г[ос]п[о]д[а]ръ земли Молдавскои, паче драгоцѣннаго бисера въсечестнѣ и въселюбезнѣ биспрїа и зде ѿт себе въ новосъзданѣм с[вѧ]тым трїех с[вѧ]тителей и въселеинских великих ꙋчителей: Василїа Великаго, Григорїа б[о]гослова и Іѡанна Златоꙋстаго храмѣ бл[а]гополꙋчно положи и съхрани въ чест[ь] и славѫ единомꙋ въ тройци покланѣемомꙋ б[ог]ꙋ, въ нескончаемыѧ преподобныѧ матери нашеѧ Параскевїа молбы, за ѿтпꙋщенїе грѣхов своих и въсего прѣсвѣтлаго своего рода, в лѣто ѿт създанїа мира з҃рм҃ѳ, въ влѣто же г[ос]подства своего ѡсмое, м[ѣ]с[ѧ]цъ юн[ь] г҃і. Въ се же лѣто рожден ест[ь] господарю нашемꙋ прѣвъжделѣнный с[ы]нъ его, Іѡ[аннъ] Стефан воевод[а], емꙋже подаждь, г[оспо]ди, дльгоденствїе и многалѣтїе. Амін.

Ich mache aufmerksam, dass auch in dieser Inschrift nicht, wie es richtig wäre, von **fünf**, sondern blos von **drei** Uebertragungen der Gebeine der Heiligen die Rede ist, wodurch die von mir geäusserte Vermuthung, dass die einschlägigen Partien des Holzschnittes auf einer dazumal bei den Griechen und Rumänen in Umlauf gewesenen Ueberlieferung beruhen, nur noch mehr bekräftigt wird.

Ein weiterer litterarischer Reflex der Uebertragung der Gebeine der Paraskeva von Constantinopel nach Jassy ist in der moldauischen Chronik von **Miron Kostin**[1] zu finden. Merkwürdiger Weise ist jedoch dieser letztere Reflex ebenso knapp wie farblos ausgefallen. Obschon Zeitgenosse, eventuell Augenzeuge der Begebenheit, hat sich Miron Kostin auf die blosse Constatirung derselben beschränkt, im Uebrigen aber, zumal was die Lebensschicksale der Heiligen anbelangt, auf die diesbezüglich in der rumänischen Litteratur bereits vorhandenen Behelfe[2] verwiesen. Şi într'aceştĭ anĭ — sind die

[1] Am besten und vollständigsten in V. A. Urechiă's Miron Costin, Opere complete dupǎ manuscripte etc., Bukarest 1886—1888, I, S. 373—678.

[2] Dahin gehörten zu der Zeit, als Miron Kostin seine Chronik schrieb, im Bereiche der rumänischen Litteratur factisch nur die beiden vom Metropoliten Varlaam herrührenden Arbeiten. Der Hinweis auf den 14. October scheint dafür zu sprechen, dass er speciell an Varlaam's

Anderem Folgendes zu lesen: ‚Paraskeva, wie wir aus den Heiligenbüchern lernen, war Herrin des Dorfes Epibati, das nachher der große Apokaukus, Feldherr des Kaisers Andronikus, besessen hat. Zu den Zeiten Sultan Murads des III. erlangte der Fürst in Moldau, Basilius, die Vergünstigung, ihre Gebeine aus der Patriarchalkirche zu Constantinopel wegzuführen, und dieses in Ansehung seiner großen Wohlthaten und Dienste, die er der Kirche geleistet hatte. Denn es hatte derselbe aus seinen eigenen Einkünften über zwey hundert und sechszig Beutel bezahlet, die die Kirche den Türken und Christen schuldig war. Weil es aber bey den Türken verboten ist, einen todten Leichnam über drey Meilen (= $^3/_4$ deutsche Meilen) wegzuführen, des Sultans Leichnam allein ausgenommen: so wendete er über drey hundert Beutel bey dem osmanischen Hofe an, um die Erlaubniß zu erhalten, diese Gebeine wegzubringen und einen Befehl von dem Sultan an einen der Kapudschi Baschi auszuwirken, um sie nach der Moldau zu begleiten. Die ganze Geschichte von dieser Wegbringung ist an der südlichen Wand der Kirche abgemalet, darinnen ihre heiligen Ueberreste verwahret werden; unter anderen Sachen ist auch Kapudschi Baschi mit seinen Unterbefehlhabern dabey vorgestellet, wie sie im Umgange vor den heiligen Ueberresten hergehen. Eine solche große Gewalt hat das Geld über die Türken, dass sie um desselben willen Dinge, die ihrem Aberglauben entgegen sind, nicht allein zulassen, sondern auch selbst thun.‘ Dies beweist uns also, dass die Episode von der Uebertragung der Gebeine der Paraskeva von Constantinopel nach Jassy auch den Vorwurf zu einer in der Kirche der drei Hierarchen vorhanden gewesenen Malerei geliefert hat, als deren hauptsächlichstes Moment Kantemir die Ankunft in Jassy unter persönlicher Theilnahme eines so hochgestellten türkischen Beamten, wie es ein Kapudschi Pascha war, hinstellt. Diese Malerei ist zwar, wie Melchisedek in seiner Lebensgeschichte der Heiligen, S. 46, Anm. 1 versichert, bei Gelegenheit der Renovirung, der die Kirche der drei Hierarchen zwischen 1884 und 1894 unterzogen wurde, zu Grunde gegangen, dass sie

bewerkstelligte Uebersetzung. Die erstere derselben hat die englische, die andere die deutsche Uebersetzung zur Grundlage. Das lateinische Original blieb unedirt.

aber seinerzeit bestanden hat, kann jenem Citate zufolge nicht dem geringsten Zweifel unterliegen. Auch Melchisedek selbst hat sie noch gesehen, und er hat gewiss Recht, wenn er ebendaselbst seinem Bedauern Ausdruck gibt, dass die Restauratoren sie nicht copirt haben, um sie sodann an dem Orte, wo sie war, wieder anzubringen.

Nicht ohne Interesse ist in dem Buche Kantemir's ferner auch die folgende, auf S. 531—532 der erwähnten deutschen Uebersetzung befindliche Stelle: ‚Als der König[1] in diese Noth geräth: so bemühet er sich über den Prut hinüber zu kommen, bey einem Orte, der von den Einwohnern Wale Strimba genennet wird. Kaum aber ist noch die Hälfte des Heeres hinüber gegangen: so kommen die Tatarn heran und fallen den Uebrigen in den Rücken, bringen eine große Anzahl ums Leben, machen ihrer viele zu Gefangenen und sprengen noch mehrere in den Fluß. Nachdem endlich der Fluß nach vieler Schwierigkeit und Verlust zurück geleget ist: so schüttet der König seinen Zorn, den er die Türken nicht konnte empfinden lassen, gegen die Moldauer aus und giebt seinen Soldaten die Freyheit, bey den Einwohnern des Landes zu plündern. Er selbst brennet zwey Klöster zu Jassij ab, raubet die heiligen Gefäße, nimmt die Ueberreste des heiligen Johannes von Sotschawa nebst vielen Kostbarkeiten mit sich, die die Gottseligkeit des vorigen Fürsten dahin gestiftet hatte, und führet den Metropoliten der Moldau als Gefangenen gewaltsamer Weise hinweg, weil derselbe sich geweigert hatte, die Heiligthümer heraus zu geben. Hierauf kommt er vor das Kloster der drey Hierarchen, da die Ueberreste der heiligen Paraskeva von Epibati andächtig aufbehalten werden, und fordert, dass man ihm diese Reste nebst dem Schatze, der dahin vermacht war, herausgeben sollte. Weil aber der Archimandrit gehöret hatte, wie man mit dem Metropoliten umgegangen war: so schließet er die Kirchenthüren zu und antwortet denen, die von dem Könige an ihn geschickt waren, er wolle sich lieber unter dem Schutte der Kirche begraben lassen, als einem Menschen in der Welt einen so heiligen

[1] Gemeint ist hier offenbar Johann Sobieski, und handelt es sich um eine Episode aus dem Feldzuge, den dieser König im Jahre 1586 gegen die Türken auf dem Wege über die Moldau ins Werk setzte, jedoch nur bis Jassy gelangte und von da unverrichteter Dinge zurückkehrte.

und köstlichen Schatz ausliefern. Der König lässet, um den hartnäckigen Mönchen zu schrecken, das Geschütz herbeyführen und drohet, die Thüren einzuschießen und den ganzen Schatz mit fortzunehmen, weil man ihm abgeschlagen habe, einen Theil desselben herzugeben, als er denselben auf friedliche Weise begehret habe. Da er aber findet, daß der Archimandrit unbeweglich ist, und weil ihn entweder wegen des Kirchenraubes die Scham ankommt oder auch seine Bedienten ihm Vorstellungen thun: so ziehet er bald hierauf wieder ab, ohne seinen Zweck erreicht zu haben.'

Als im Jahre 1884 an die Renovirung der Kirche der drei Hierarchen zu Jassy geschritten werden sollte, wurden die Reliquien der Heiligen in das benachbarte Kloster übertragen und hierselbst im sogenannten gothischen Saale, den man aus diesem Anlasse in eine Kapelle umwandelte, auf einem aus Holzbalken und Brettern gezimmerten Gerüste aufgestellt. Auch der Sarg der Heiligen bestand aus Holzwerk, das von aussen dicke silberne Platten, von innen seidene Stoffe zierten. Da ereignete es sich, dass in der Nacht vom 26. auf den 27. December a. St. 1888 im gothischen Saale Feuer ausbrach und, da es zunächst unbemerkt blieb, in langsam fortschreitender Gluth nach und nach Alles, was in der Nähe des Brandortes war, in Kohle verwandelte. Auch das hölzerne Gerüste, auf dem der Sarg mit den Reliquien ruhte, war schon verkohlt und eingestürzt, und es fehlte wenig, so wäre auch dieser ein Raub der Flammen geworden. In diesem kritischen Momente wurde aber der Brand entdeckt, und die herbeigeeilten Löschmannschaften vermochten noch das Aeusserste abzuwenden.

Es versteht sich von selbst, dass auch dieses Ereignis die Veranlassung zu allerlei Schilderungen bot, derer die rumänischen Tagesblätter jener Zeit voll waren. Die ansprechendste darunter ist diejenige, die ein Augenzeuge des Ereignisses unter dem unmittelbaren Eindrucke desselben im ‚Jassyer Courier' vom 30. December jenes Jahres, abgedruckt auch in Melchisedek's Viaţa cuv. m. n. Parascheveĭ etc., S. 29 ff., hievon entworfen hat. Sie lautet in sinngetreuer deutscher Uebersetzung wie folgt: ‚Dienstag früh am 27. l. M., am dritten Tage nach

Weihnachten, am Feste des ersten Märtyrers Stephan, erwachte die ganze Bevölkerung unter den Alarmsignalen der Feuerwehrtrompete. Mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens drang in alle Gegenden der Stadt die Kunde, dass die Reliquien der heil. Paraskeva sich in Flammen befinden. Die ganze Welt lenkte ihre Schritte zum alterthümlichen Kloster der drei Hierarchen, wo die Löschmannschaften ihre Pflicht zu erfüllen versuchten. Das Feuer war in dem von Basil Lupu erbauten gothischen Saale ausgebrochen und bedrohte nicht nur die Reliquien der heil. Paraskeva, sondern auch die hier vorübergehend deponirten Heiligen- und Ktitorenbilder, Silbergeräthschaften, verschiedene Paramente und Stoffe, die die Kirche der drei Hierarchen von der Zeit des Vojevoden Basil Lupu her bis auf unsere Tage schmückten. Auch die Bilderwand und andere Antiquitäten befanden sich darunter. Unbeschreiblich war daher der Schmerz aller frommen Herzen, als sie der Flammen ansichtig wurden, die diese theueren Andenken unserer weltlichen und kirchlichen Vergangenheit verzehren wollten. Wohl hat das grausame Element nur einen Theil des gewölbten Saales ergriffen, aber zum grossen Kummer der Anwesenden gerade jenen, der die Reliquien der heil. Paraskeva beherbergte, deren Sarg in Rauch und Flammen fast ganz verschwand. Der Sarg mit den Reliquien der Heiligen war nämlich seit der Unterbringung derselben in jenem Saale auf einem umfänglichen, aus Brettern und dicken Holzstücken errichteten Gerüste aufgestellt, und befanden sich in dessen Umgebung mehrere Pulte und andere brennbare Gegenstände, die nunmehr, von der Feuersbrunst ergriffen, einen grossen Haufen von glühenden Kohlen und brennenden Resten bildeten. Mitten in dieser Gluth, ringsum von Flammen erfasst, stand der Sarg der heil. Paraskeva und begann selbst zu brennen. Die starken silbernen Platten, die ihn von aussen zierten, waren vom Holz abgelöst und theils verbogen, theils geschmolzen. Auch die hölzernen Bestandtheile des Sarges mitsammt der inneren, aus Stoffen bestehenden Bekleidung desselben waren bereits in eine Kohlenkruste verwandelt und glimmten weiter. In diesem Augenblicke wurde jedoch der Brand entdeckt und unterdrückt, und unsaglich war die Verwunderung und die Freude Aller, als nach Entfernung jener Kruste die Reliquien

der heil. Paraskeva unversehrt und von der Gewalt des Feuers unberührt zum Vorschein kamen. Mehr als das, nicht einmal die Gewänder, in die sie gehüllt waren, wurden vom Feuer angetastet. Da traten Priester heran und hoben sie sammt den sie umgebenden, mit goldenen Blumen durchwirkten und an den Nähten mit vielen alten Siegeln versehenen Gewändern und sammt der schönen, jetzt freilich angerauchten Krone auf dem Haupte in den alten hölzernen Sarg, darin sie von dem Vojevoden Basil Lupu in das Land gebracht wurden. In diesem, unter den kirchlichen Antiquitäten des Klosters glücklicherweise noch erhaltenen Sarge wurden sie sodann im Altarraume des zu einer Kapelle umgewandelten Klostersaales aufgebahrt, wo sie von Jedermann, der es wünscht, besucht und gesehen werden können . . .'

Dritter Abschnitt.

Die grundlegenden Formen der Paraskevalitteratur der Slaven.

Es wurde längst die Beobachtung gemacht, dass so manches Denkmal der byzantinischen Litteratur, das in dieser selbst nicht mehr nachweisbar ist, sich in der kirchenslavischen sehr wohl erhalten hat. Von dieser Thatsache ausgehend, habe ich daher, als ich sah, dass sowohl die byzantinische, als auch die derzeit noch vorhandene ältere rumänsche Litteratur sich dem Zeugnisse Balsamons gegenüber ablehnend verhalten, meine Zuflucht zu der kirchenslavischen Litteratur genommen und zu eruiren gesucht, ob die Verhältnisse nicht vielleicht da etwas günstiger liegen. Das Ergebniss meiner Bemühungen lässt sich nun in Kürze, wie folgt, darlegen:

Es ist zunächst zweifellos, dass, sofern die bis dahin bekannt gewordenen Handschriften und alten Drucke einen Schluss gestatten, die volksthümliche, vom Patriarchen Muzalon zur Vernichtung durch das Feuer verurtheilte Lebensgeschichte auch in der kirchenslavischen Litteratur derzeit nicht vorhanden ist. Wohl sind im ‚Spomenik' der Belgrader Akademie der Wissenschaften, Heft XXIX, S. 26ff., sowie in den Извѣстія от-

дѣленія русс. языка и словесности der Petersburger Akademie der Wissenschaften, II, S. 1053ff. neuerer Zeit Texte aufgetaucht, von denen die Herausgeber derselben, die Herren St. Novaković und A. Belič, glauben, dass sie sich auf die Epivatische Paraskeva beziehen und insbesondere auch zu der von Muzalon verurtheilten volksthümlichen Form in irgend einer Beziehung stehen; allein durchaus mit Unrecht. Schon die blosse Ueberschrift, die ausdrücklich von der ‚Märtyrerin' Paraskeva spricht, was die Epivatische Heilige bekanntlich nicht war, hätte die genannten Gelehrten, zu denen sich in der Folge mit seiner in der Byzantin. Zeitschrift V, S. 609 veröffentlichten Anzeige auch Milan Rešetar hinzugesellte, aufmerksam machen sollen, dass sie sich auf falscher Fährte befanden und Gefahr liefen, Beziehungen zu construiren, die der Wirklichkeit nicht entsprachen. Und nun erst die Betrachtung des Wortlautes der betreffenden Texte.[1] Man braucht factisch nur die ersten paar Sätze vergleichsweise mit der einschlägigen Partie in dem Μέγας Συναξαριστής von Dukakis oder in der Legendensammlung, die Νέος Θησαυρός betitelt ist,[2] zu lesen, um sofort innezuwerden, dass wir es hier nicht mit der Epivatischen, sondern mit der Paraskeva zu thun haben, die als Märtyrerin aus der Zeit des Kaisers Antoninus gilt und von der griechischen Kirche am 26. Juli, von der römischen unter dem Namen der Venus oder der Veneranda am 14. November gefeiert wird.

---

[1] Es wäre aber gefehlt, zu glauben, dass es etwa die einzigen sind. Analoge Texte lassen sich factisch auch in dem Bdyner Sbornik vom Jahre 1360, in dem Synaxarienbuche der Nowgoroder Bibliothek Nr. 1345, in dem grossen Menäum des Metropoliten von Russland Makarij, in der Handschrift meiner eigenen Collection Nr. 14 u. a. nachweisen.

[2] Einiges auf die Sache Bezügliches ist übrigens auch in den Acta Sanctorum für den Monat Juli VI, S. 232, im Thesaurus monumentorum eccl. et hist. von H. Canisius III, S. 452, im Annus ecclesiasticus Graecorum von J. Martinov S. 186, im Полный мѣсяцесловъ Востока des Archimandriten Sergij II (2), S. 215ff. und anderen analogen Werken zu finden. In den Acta SS. für den Monat Juli VI, S. 502 ist auch die ältere Litteratur des Gegenstandes angegeben. Bezüglich eines in Betracht kommenden rumänischen Textes wären B. P. Hăsdĕŭ, Cuvinte din bătrâni, Bukarest 1879, II, S. 133—176 und J. G. Sbiera, Miscări culturale şi literare la Romînii din stînga Dunării în rĕstîmpul de la 1504—1714, Czernowitz 1897, S. 78—79 zu vergleichen.

Obschon aber, wie aus dem Gesagten zu ersehen ist, die von Muzalon verurtheilte volksthümliche Lebensgeschichte der Heiligen in der kirchenslavischen Litteratur derzeit nicht nachweisbar ist, so folgt daraus keineswegs, dass sie hierselbst auch früher nicht vorhanden war. Man denke nur an so viele andere Bestandtheile des kirchenslavischen Schriftthums, die, obzwar gegenwärtig nicht nachweisbar, seinerzeit gewiss vorhanden waren, eventuell an irgendeinem weltvergessenen, dem forschenden Auge der Wissenschaft vorläufig noch entrückten Orte entdeckt werden können. Hinzu kommt folgende Erwägung: Wie allgemein bekannt ist, hat es bei den Südslaven seit altersher, d. i. seitdem sie Christen geworden waren, eine ganze Anzahl von Secten gegeben, die schon vermöge des Gegensatzes, in dem sie zu der officiellen Kirche und deren Lehre standen, sich versucht fühlen mussten, Erzeugnissen der Litteratur, die diese bekämpfte, ein erhöhtes Interesse entgegenzubringen. Bestand also, was dem ausdrücklichen Zeugnisse Balsamon's gegenüber wohl ausser allem Zweifel steht, in der byzantinischen Litteratur des 12. Jahrhunderts ausser der von Basilikos im Auftrage Muzalon's verfassten kanonischen Form des Lebens der Paraskeva noch eine zweite, wegen der darin enthaltenen unkanonischen Einzelheiten von der officiellen Kirche verurtheilte volksthümliche Form, so bestand gewiss auch eine kirchenslavische Uebersetzung derselben, ja, sie bestand dann um so gewisser. Und wenn Syrku in seinen Нѣсколько замѣтокъ о двухъ произведеніяхъ Трънов. патріарха Евѳимія (Сборникъ статей по славяновѣдѣнію etc., S. 394) eine weitere Bestätigung des Vorhandenseins der in Rede stehenden volksthümlichen Form bei den Slaven in dem Umstande erblickt, dass Spuren derselben sich auch in der einschlägigen Arbeit des letzten Patriarchen von Bulgarien Euthymius finden, so will ich ihm in Bezug auf die Zulässigkeit einer solchen Vermuthung nicht widersprechen. Was ich dagegen im Interesse der Hintanhaltung weiterer Irrungen, deren es in dieser Hinsicht[1] nachgerade genug gegeben hat, entschiedenst ablehnen muss, ist die Art der Begründung jener Vermuthung. Der erwähnte Gelehrte beruft sich nämlich, um seine Ansicht

---

[1] Man vergleiche die Anmerkung 2 auf S. 50 dieser Abhandlung.

plausibel zu machen, einerseits auf die in der Lebensgeschichte der Paraskeva von Euthymius enthaltene Episode[1] von der Erscheinung eines lichten Jünglings in der Wüste, andererseits auf das Gespräch, das nach dem angeblichen Zeugnisse Balsamon's die Paraskeva mit einem Engel gehabt haben soll. Dass die Heranziehung speciell dieses letzteren Umstandes nicht gerechtfertigt ist, wird Jedermann, der die in Betracht kommende Stelle Balsamon's gelesen hat, ohneweiters selbst zugeben. Ich habe sie zu Beginn dieser Erörterung wörtlich vorgeführt, und man wird da vergebens[2] nach einer so beschaffenen Charakteristik der apokryphen Form des Lebens der Paraskeva suchen. Es heisst hierselbst einfach nur, dass der Patriarch Muzalon die damals bereits vorhandene Form dieses Lebens verbrennen liess, weil dieselbe von irgend einem Landmanne (παρά τινος χωρίτου) in ungebildeter Weise (ἰδιωτικῶς) abgefasst war und Einzelheiten enthielt, die des engelgleichen Wandels der Heiligen (τῇ ἀγγελικῇ διαγωγῇ τῆς ἁγίας) unwürdig waren.

Ungleich günstiger als in Betreff der volksthümlichen liegen die Verhältnisse in Betreff der von Basilikos verfassten kanonischen Form des Lebens der Paraskeva. Es ist in der kirchenslavischen Litteratur seit geraumer Zeit bereits ein Text bekannt,[3] von dem man mit Rücksicht sowohl auf seinen

---

[1] Sie kann in den Starine IX, S. 54 oder in den Великія Минеи Четіи des Metropoliten Makarij, Ausgabe der Petersburger archäographischen Commission, Petersburg 1874, S. 1028 nachgesehen werden.

[2] Um so bedauerlicher ist es daher, dass sowohl Novaković als auch Belič, statt das Original einzusehen, es an den von mir erwähnten Orten vorzogen, sich auf die von Syrku besorgte, in diesem Punkte leider nicht richtige russische Uebersetzung zu verlassen und ebenso, wie er selbst, von einem angeblich durch Balsamon bezeugten Gespräche zwischen der Paraskeva und einem Engel zu reden, in diesem Gespräche das charakteristische Merkmal der apokryphen Form ihres Lebens erblickend. Der an zweiter Stelle genannte Gelehrte ist aber in seiner Vertrauensseligkeit noch weiter gegangen und hat keinen Anstand genommen, auch ein weiteres Versehen Syrku's, das in der Verwechslung der Namen Beveregius und Berengarius besteht, nachzuschreiben! Beides ein Beweis mehr dafür, wie verhängnissvoll mitunter eine zu weit getriebene Vertrauensseligkeit werden kann!

[3] Wenn aber Syrku, Къ исторіи исправленія книгъ въ Болгаріи etc., I, 1. Heft, S. 468 bemerkt, dass ein solcher Text auch schon im Rumjan-

Inhalt, als namentlich auch mit Rücksicht auf den Umstand, dass er auch in streng liturgischen Büchern von der Art, wie es die Menäen sind, vorkommt, mit ziemlicher Zuversicht annehmen darf, dass er in der Hauptsache auf dieser letzteren Form beruht. Der besagte Text hat in der ältesten gegenwärtig noch erreichbaren Abschrift, als welche ich die im Menäum[1] der einstigen Kloster-, jetzt Pfarrkirche in Topolnica

cev'schen Synaxarienbuche Nr. 319, das A. Vostokov in seinem Описаніе русс. и слов. рукописей Рум. музея, S. 474 in das 13., eventuell in den Anfang des 14. Jahrhunderts setzt, sowie in einem analogen Schriftwerke der Belgrader Nationalbibliothek, das nach V. Lamanskij, О нѣкоторыхъ слав. рукописяхъ въ Бѣлградѣ, Загребѣ и Вѣнѣ, S. 108, im Jahre 1340 geschrieben wurde, zu finden sei, so ist das nicht richtig. In dem ersten dieser Schriftwerke ist, wie mich der gegenwärtige Handschriftencustos des vereinigten Rumjancev'schen und öffentlichen Museums auf eine briefliche Anfrage hin bestimmtest versicherte, nur die Inschrift: мца сего . ді . стртъ стыхъ мкъ . назарии . протасии . герьасии . и кєлвасии . и прпвныѧ пєткн und ausserdem ein Troparion zu Ehren der letztgenannten Heiligen enthalten, während in der erwähnten Belgrader Handschrift sich überhaupt keine auf die bezeichnete Heilige bezügliche Notiz vorfindet. Aber auch in den übrigen, gegenwärtig noch vorhandenen Synaxarienbüchern, Menäen und Trifologionen des 13. und des 14. Jahrhunderts ist der fragliche Text nicht vorräthig. Ich habe mit Hilfe der bestehenden Handschriftenbeschreibungen, sowie im Wege brieflicher Anfragen und persönlicher Anschauung eine sehr genaue Musterung der in Betracht kommenden Schriftwerke angestellt, konnte aber Abschriften, die man dem 13. oder auch nur dem 14. Jahrhundert zuschreiben dürfte, nicht eruiren. Allerdings möchte ich daraus nicht folgern, dass es immer so gewesen ist. Schon der Umstand, dass die Lebensgeschichte der Paraskeva, die der Patriarch Euthymius im Auftrage des Caren Šišman III. zwischen 1375 und 1393 verfasste, erweislicher Weise auf solch' einem Texte beruht, bezeugt, dass es seinerzeit auch ältere Abschriften gegeben haben muss, die jedoch in Folge widriger Zufälle, an denen in Bulgarien nie Mangel war, zu Grunde giengen.

[1] Es ist auf Papier mit eingestreuten Pergamentblättern in folio min. f., einspaltig geschrieben und bestand zu der Zeit, als ich es sah, aus einem schlecht erhaltenen, nur einzelne Tage des Monats September und die grössere Hälfte des Monats October (vom 1. bis zum 19.) umfassenden Bruchstücke. Der Schrift nach wäre es in den Anfang des 15. Jahrhunderts zu setzen. Von Synaxarien ist darin nur dasjenige der heil. Paraskeva enthalten.

bei Sambor unter dem 14. October befindliche ansehe,[1] den nachstehenden Wortlaut:

Сїа сватаа и прѣподобнаа Параскеви быст[ь] ѡт в'си, Єпивате нарицаемыѫ, ѡт града Калиќратїѫ, д'щи благовѣрноу родителю, ни числѡм богатыχ, ни ѡбласти имащиχь, ниже пакы нищетоѧ страждѫщиχъ. И еже до съвръшенаго възраста достиг'ши и помыслъ оутвръдивши и поревновавши житїю аггелскомꙋ и ѡставивши родителѧ и дроугы и всѧ ѩже сѫть в' мирѣ, и послѣдова Христоу. И добродѣтѣлми себе въперивши и в'шедши въ поустынѧ, прѣбывааше тамо, безмлъвно житїе полюбивши, житїе рещи въ истинѫ аггелское, пощенїемь и бдѣнїем' тѣло оудръжчѣжщи. И не бѣ въ ней видѣти ѩстїа и питїа, нѫ пища и брашно ей бѣχѫ слъзы и непрѣстанныѫ молитвы. Тако все свое житїе прѣпроваждаѫщи и въ той странѣ добродѣтѣльми просвѣтивши сѫ и доблестъвенѣ прѣбывши и оумь и чюв'ство въ себѣ съмѣшенъ и съвъкѫпленъ имащи и вынѫ горѣ прѣбываѫщь, ниединомꙋ ѡт земныχ той прилѣплѣти сѧ, нѫ прѣбывааше вcѣ къ богоу въперивши сѧ, ѡстрый и жестокый пѫт[ь] шествовавши. И свое прѣ-

[1] Annähernd von gleichem Alter ist auch der von V. Kačanovskij im Христiанское Чтенiе pro 1882, I, S. 219—221 nach dem Synaxarienbuche des Marktfleckens Rylsko Selo veröffentlichte Text, sowie der Text, der in dem im Jahre 1429 bewerkstelligten Synaxarienbuche des Troicko-Sergievschen Klosters Nr. 717 (1729) auf Bl. 378b—380a vorhanden ist. In dem letzteren, mir in der entgegenkommendsten Weise von Prof. G. Voskresenskij übermittelten Texte kommen jedoch zahlreiche Fehler vor, die darthun, dass derselbe nicht zu den besser erhaltenen gehöre. Beispielshalber notire ich folgende Stellen: Си стаа, прп̃бнаа Параскѣвьы бы̑ въ в'си, Єпифатемь нарчемѣ, ѿ града Калитратїа (sic) . . . ни числѿ богати, ни ѡбласти имоущиχь . . . и до своего ѿчьствїа Каликратїа дошедъ . . . и почьсти вѣнца нб̑ныа прїатъ . . . и трб̑а ѡного глоубочае погрести, да ѩко . . . црцю нѣкоую сѣдащоу на прт̑ѣ и чиновъ множ'ства предстоѩщаа ей . . . по истинѣ познавай, ѩко ѡгнемь ѿ б̃а имате погыбноути . . . и ѡтчина ми есть Пиватe . . . и изьемше тѣло, положиша е рацѣ и сшедъ, положїша е въ цр̑кви . . . и всякїми разлнчными недоугы ѡдержимыа цѣлбы прїемлють . . . сн̃ъ великаго цр̑ѧ стараго Асѣна ѡ чюдесѣχь ст̃ыа . . . и дани дающе великомоу цр̑ю Асѣню Iѡан'ноу . . . положиша и въ прест̃ѣй цр̑кви u. s. w.

ставленїє оувѣдѣвши, ѡставлѣеть поустынѧ и приходит въ Цариградъ. И свѧтаа мѣста ѡбшедши и тоу мало прѣбывши и до своего ѡтч[ь]ства Каликратїѫ дошедъши, и тоу прѣдасть блаженый свой доухъ в' рѫцѣ богоу живоу и почъсти вѣнца небеснааго прїатъ. Оулоучи же сѧ въ то врѣмѧ корабникꙋ болѣвшоу лютымь недѫгѡм, и прѣставль сѧ, погребенъ быст[ь] близь стлъпа. И тамо смрадоу исходѧщоу ѡт гроба того, ꙗко никомоу мощи минѫти пѫтемь тѣмь, и тоу стлъпникꙋ сѫщоу, понѫждень быстъ ис стлъпа изыти и троупа ѡного глѫбочайше погрести, ꙗко да вонѣ изъ глѫбины не исходить. Инїи же, слышавше и ѡт пѫти троупъ възем'ше, близь тѣла свѧтыѫ погребошѫ. Тѣло же тоѫ цѣло видѣвше, самооукрѣплено и съвръшено и здраво, дивишѫ сѧ. И ѡт сего разоумѣвше, ꙗко, аще бы тѣло сїе свѧто было, богъ ѡткрылъ бы чюдесы, и въ томжде мѣстѣ ѡставльше свѧтыѫ тѣло, ѡтидошѫ. И се єдїнъ ѡт нихь, именемь Геѡргїе, видѣ сънъ таковъ чюдень и оужасень: царицѫ єтерѫ, сѣдѧщѫ на прѣстолѣ, и чиновь множьства, ѡбстоѧщаа тѫ. Их'же видѣвь, абїе страхомь ѡдръжимъ быст[ь] и ницъ паде. Єдїнь же ѡт ѡнѣхь мѫжїй свѣтлых, емъ за рѫкѫ и въздвиже єго и глагола ємоу: Чловѣче, не воиши ли сѧ бога, ꙗко сїе тѣло свѧто есть? И како сїе тѣло гнилое и смръдѧщее съ симъ тѣломъ божїѫ рабы Параскеви погребосте? Нѫ иди и[ы]нѣ въ скорѣ и в'сѣмъ възвѣсти, да ѡт толика смрада избавѧть мѧ. Аще ли сего не створиши, по истинѣ оувѣждь, ꙗко ѡгнемь ѡт бога имате сгорѣти и погыбнѫти. Ибо и азъ чловѣкь есмъ и ѡтчина ми ест[ь] Єпивате. Въ тѫжде нощь и жена єтера, именемь Єѵѳимїа, тоже видѣнїе видѣ, и ѡба на оутрїа всѣм възвѣстишѧ. Слышавше же вси и прїим'ше свѣщѧ, притекошѧ надъ тѣло свѧтыѫ. И иземше тѣло, положишѧ въ рацѣ, и несше, положишѫ въ цр[ъ]кви свѧтых апостолъ, иже и цѣлбы точитъ до сего д[ь]не, бѣснїи исцѣленїе прїемлѧть, слѣпїи прозрѣнїе, хромїи хожденїе и въсѣкыми различныими недѫгы ѡдръжимїи цѣлбы прїемлѧть.

Слышавъ же великїй царъ Іѡаннъ Асѣнъ, сынъ великаго и стараго Асѣна царѣ, ѡ чюдесехъ свѧтыѫ и желанїемь въжделѣвъ, въсхотѣ принести тѣло свѧтыѫ въ

своѧси. Тогда бѡ Фрѹгомъ Царьградъ дръжащїимъ и дани дамщїимъ Іѡанноу Асѣнѹ, ѡн' же не требова ни сребра, ни злата, ни каменїа многоцѣннаго, нѫ, троудолюбезно подвигь сѧ, прѣнесе свѧтое тѣло въ свой славный цариградь Тръновъ. И оусрѣтъ съ патрїархѡм и съ всѣмь причтомь и народомь и съ свѣщами и кадилы и съ въсѣкоѫ чьстїѫ, положишѫ въ царьстѣй цр[ъ]кви. Еѧже молитвами да сподобить ны господь царствїю своемѹ, аминь.

Schon eine flüchtige Betrachtung dieses Textes zeigt, dass derselbe aus zwei verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist: einem älteren und einem jüngeren. Der ältere, ungleich grössere Bestandtheil ist derjenige, der mit den Worten: Сїа свѧтаа и прѣподобнаа Параскеви быст[ь] ѡт в'си, Епиват е нарицаемыѫ, beginnt[1] und mit den Worten: бѣсиїи исцѣленїе прїемлать, слѣпїи прозрѣнїе, хромїи хожденїе и въсѣкыми различныими недѫгы ѡдръжимїи цѣлбы прїемлать endigt; der jüngere, offenbar erst nach der Uebertragung der Gebeine der Paraskeva von Kallikratia nach Trnovo[2] hinzugefügte Bestandtheil derjenige, der den kleinen Rest von den Worten: Слышавъ же великый царъ Іѡаннъ Асѣнъ, сынъ великаго и стараго Асѣна царѣ, ѡ чюдесехъ свѧтыѫ, bis zu den Worten: Еѧже молитвами да сподобить ны господь царь-

[1] In jüngeren Abschriften und durch deren Vermittlung auch in gedruckten Ausgaben, selbst schon in derjenigen vom Jahre 1641, hat der ältere Bestandtheil folgenden Anfang: Сїа свѧтаа, прѣподобнаа Параскева быст[ь] ѡт землѧ Сербскїа, беси Епивать нарицемѣ u. s. w. Auf die Frage nun, wieso der Urheber dieser jüngeren Fassung dazu kam, die heil. Paraskeva als von Serbien stammend zu bezeichnen, ist nicht so leicht Bescheid zu geben. Am wahrscheinlichsten ist es noch, dass er hierauf durch die zu Ehren dieser Heiligen bestehende Akoluthie geführt wurde, die seit der Uebertragung der Gebeine derselben nach Belgrad in einzelnen Abschriften und Drucken, wie z. B. im Anthologion Božidars vom Jahre 1538, unter Anderem auch die folgenden zwei Redewendungen enthielt: a) Пришествїемь светымь твоимь Срьбска землѧ обогати сѧ; b) Богатьство ѡбрѣте неиждивѹщее Срьбскаа землѣ нинѣ: светые мощи, скровище многоцѣн'ное, мирѹ ков'чегь неисчрьпаемїй etc. Ohne also über den Ursprung und den wirklichen Zusammenhang dieser Redewendungen weiter nachzudenken, glaubte er daraufhin behaupten zu dürfen, dass die Paraskeva aus dem Lande der Serben stammte, mithin von Geburt eine Serbin war.

[2] Ueber den Zeitpunkt, wann sich dies begeben haben konnte, am besten bei L. M. Rigollot, Acta SS., Auctuaria octobris etc., Paris 1875, S. 161.

ствїю своємꙋ, аминь in sich schliesst. In Betracht kommt hier in erster Reihe selbstredend der ältere Bestandtheil, und ich nehme keinen Anstand zu erklären, dass ich hinsichtlich seiner von dem ersten Augenblicke an, wo ich mit der Paraskevalitteratur bekannt wurde, die Ansicht hegte, dass er zu der von Basilikos verfassten kanonischen Form des Lebens in irgend einer Beziehung stehen müsse. In was für einer aber, konnte insolange nicht bestimmt werden, bis es nicht gelang, einen Text zu finden, auf den die Charakteristik Balsamon's auch in formaler Hinsicht besser passen würde, als auf den in Rede stehenden.

Es gereicht mir nun zur Befriedigung, sagen zu dürfen, dass gegenwärtig auch diese letztere Schwierigkeit beseitigt erscheint. In einem früher dem Kloster Voronetz in der Bukowina gehörigen, jetzt in Verwahrung des griechisch-orthodoxen Metropolitanconsistoriums zu Czernowitz befindlichen Pergamentcodex aus dem Jahre 1359[1] habe ich nämlich auf Blatt 47[b]—54[a] einen Text gefunden, den man unbedenklich als die kirchenslavische Uebersetzung der ursprünglichen, auf Basilikos selbst zurückzuführenden Lebensgeschichte der Epivatischen Paraskeva hinstellen darf. Nachstehend der Wortlaut derselben:

Житїє и чюдєса свѧтыѫ прѣподобныѫ Параскєви.

I. Ижє по добродѣтѣли пожившимъ житиє и сказаниє всѣмъ ꙋбо на бол҄шєє слышаниє поꙋченых҄ похвалныѫ

[1] Derselbe ist auf Pergament in 8° min. f., einspaltig, mit cyrillischen Buchstaben geschrieben und zählt gegenwärtig 291 Blätter. Den Inhalt bilden Legenden und Reden auf die hauptsächlichsten Feiertage des Jahres, wie z. B. die Erhöhung des Kreuzes, die Geburt Christi, der Palmsonntag, Christi Himmelfahrt u. s. w. Die Jahrzahl 1359 wird speciell durch den auf Blatt 264[b]—265[b] vorhandenen Epilog bezeugt, woselbst sich gegen Ende (die in eckige Klammern gefassten Worte und Wortbestandtheile sind, da sie im Original in Folge Beschädigung des Blattes 265 fehlen, von mir selbst aus dem Sinne derselben ergänzt) die folgende, auch für die Provenienz des Codex nicht unwichtige Stelle findet: Писа жє сѧ сий съборникъ рѫкоѫ кто лико бы въ царство благовѣр҄наго и прѣвысокаго, самодръжавнаго и христолюбиваго царѣ прѣкраснаго Иѡана Алєѯ҃ндра, [при сынѣ] єго багрород҄нѣмъ Иѡанѣ Ши[шма]нѣ, при патриарсѣ въсєѡсвѧщєннѣмъ [Θ]єѡдосїи богоспаснаго цариграда Търнова, въ лѣто тєчєнїꙗ ѕ҃. ѡ҃. ѯ҃ѕ҃. єндикто в҃і.

бывѫтъ, ѡбаче онѣмъ, неже сихъ, ихже благолюбезно
ест[ь], елико житїе по бозѣ, иго Христово рекѫ, и брѣма
легъкое любатъ и на рамѣ въспрїемлатъ, навыкше себе
прикасати и на божиа подвизати сѧ повелѣнїа. И по лѣ-
потѣ начинаѫ, да не изрѧднаа дѣанїа и бога ради подви-
заниа их без написаниа ѡставити и лѣтоу прѣхожденїемъ
помрачѣти сѧ и забывати сѧ, нѫ писати сих и добрѣ
вѣдѣти и вѣдомыѫ лобзати и лобзаных въ скрижалехъ
ср[ъ]д[ь]цъ нашихъ наѱати. Любатъ бо ѕѣло сѫщии, ѡ
комъ любо любезно живѫтъ, въ томъ и вса подвизати.
И что добрымъ бѫдетъ, ли прѣподобныѫ матере нашѫ
Параскеви и въ истинѫ доушеполезнаго и спаснаго млъ-
чѣнїемъ прѣминемъ?[1] Нѫ и прѣвелие цр[ъ]ковное ѡсно-
ванїе ѡтъщетимъ и правовѣрных оушї поглоушати сътво-
римъ, аще не словесы ч[ь]стными сиѫ испобѣмъ исправле-
ниа. Да любовиѫ мнїм сѧ добра и по силѣ похвалити
лѹчьша, въ скорѣ на сказание приидѣмъ, ни ѡчьство[2]
оставлъше, ни пакы родителѣ, ѡ нихже богоѹгодное житие
стѧжала.

II. Та бо дивнаа и свѧтаа жена и богообрѫчена ѡт
мѣста быст[ь], въ пръвѣ в Ѳраки прилежѫщоу,[3] Єпївате
нарицаемо,[4] благовѣрна родителѣ ѡбогати, паче и чьстна
и благородна, по правѹ проповѣдана, ни числоу богати,[5]
ны ѡбласть имѧща, ни пакы нїщетами скръби страждѫща.
По томже съвръшение възрастоу достигшоу[6] и помыслъ
оутвръждъши и ревновавши житїе апостолъско и ѡгню ви-
дѣнїемъ симъ образомъ себе раждегши, ѡтлѫчѣет сѧ
ѡтчьства и рода и дроужины ѡтмѣтает сѧ, далече ѡт
житейскых мѧтежий печѣли, и добродѣтѣлми себе въпе-

[1] Meiner Ansicht zufolge wäre diese Stelle also zu berichtigen: И что добро бѫдетъ, аще ли п-ныѫ матере нашѫ П-ви чьстное и въ истинѫ доушеполезное и спасное житїе млъчанїемь прѣминемъ?

[2] Bulgarisch-slovenische Form für ѡтчьство. Auf den Einfluss des bulgarischen Dialekts sind in dem vorliegenden Texte auch die meisten anderen Abweichungen, unter denen das Durcheinanderwerfen der Casusverhältnisse, indem es das richtige Verständnis beeinträchtigt, sich ganz besonders fühlbar macht, zurückzuführen.

[3] Sollte sein: прилежащи.

[4] Für: нарицаема. [5] Für: богата.

[6] Für: достигши.

ривши, пѹстаа мѣста приемлетъ. Б нѣже[1] ѹбо лѣта не мала побывшї и безмлъвно бо житие полюби, житие рещи въ истинѫ маломъ чимъ аггелское полнишено, радоваше сѧ паче, веселѣше сѧ доушеѫ, оукрѣплѣше сѧ доухомъ, въ пощени и въ бдѣни тѣло ѹдрѫчѣѫщї, (и что ѹбо многа глаголати?) всѣ бесплътна бѣше. И не бѣ видѣти в ней ни ꙗстїе ни пиво, нѫ пїща бѣше ей и брашно слъзы и непрѣстаѫщина молитва. Тако в'се проче житие свое въ той странѣ добродѣтѣлми просъвтѣвши сѧ, доблестъвна прѣбывши и оумъ ей и чювъство себѣ въмѣшена и съвъкоуплена и присно горѣ бываѫща и прѣвыше възносима, ниедниномоу[2] ѡт земныӽ тѣло прилѣпити сѧ нї мала сътвори, нѫ всѣ, рещи, дѣтѣл'ми и исправленї облекчѣѫщи, прѣвыше всѧ къ богоу въперившѫѫ сѧ съдѣа.

III. Нѫ, ѡ доброе стѧжание, добродѣтѣли словесемъ желателѧ веселѧща не тъкмо въ бѫдѫщаго вѣка[3] мъзды даѫт сѧ, нѫ и въ се житие[4] прѣбываѫщиниӽ славныӽ съдѣвает ъ, ꙗкоже и моего Христа невѣстѫ, просвѣщеноѫ[5] добротоѫ, дѣтѣл'ми дѣтѣль проповѣдавшїа[6] лї в ниӽъ проповѣданѫѧ. Такожде и та, ѡстрый и жестокый пѫть добрѣ шествовавшїа и свое прѣставленїе оувѣдѣв'ши, ѡтходитъ ѡт поустынѧ и прїходитъ въ Цариградъ и въ малѣ въ свѧтыӽъ цр[ъ]кваӽъ прѣбываетъ, абїе ѡ[т] тѫдоу ѡтходитъ и въ блїжнаѫ весь ѡтчьства своего въселѣет сѧ, Каликратїа ѡт сѫдѣӽ нарицаемѫѧ, и тоу житїю конець приемлетъ и ѡт сѫдоу прѣходитъ, ꙗкоже богъ ей повелѣ.

IV. Нѫ и се твоей благости, небесный царю, ибо не въсхотѣ ꙗже к тебѣ любовь раждежена[7] блаженыѫ невѣдомѫ чловѣкомъ бити и не тъкмо сиѫ съ небесными силами прославити сѧ, нѫ, ꙗкоже небеснымъ ꙗко небеснѫѫ наслѣдити сѧ сътвори, тако иннѣ и земнымъ сиѫ ошедшѫѫ славныѫ[8] быти

---

[1] Für: нюйже.

[2] Von mir selbst aus dem Sinne der Stelle ergänzt; das Manuscript hat: ниедино.

[3] Sollte sein: въ бѫдѫщїй вѣкъ.

[4] Richtig wäre: въ семь житїи.

[5] Für: просвѣщенѫ.

[6] Für: проповѣдавшѫѭ.

[7] Für: раждежен ѫ.   [8] Für: славнѫ.

изволилъ еси, ꙗко да всѣкого чловѣка, поꙋча на твоа чюдеса, ревнїтела[1] сеѫ сътвориши. Добрѣ ꙋбо Давидъ глагола: „Да възвеселит са ср[ъ]дце искѫщих господа; възыщате господа и ꙋкрѣпїте са; помѣнѣте чюдеса его, ꙗже сътвори.“ Нѫ сладость ми са мнитъ и скорости достойно прѣподобнѣй Параскеви нашей[2] житїе съ выше прѣписати и по томꙋже нами въсѣкомоу доброу ꙗвленїю и ѡбразꙋ пръвомоу прѣдложити, ꙗкоже нинѣ за ближнѣꙗ ѡтчьство, въ Каликратиѫ, прїде, рекѫ, и сватое и прѣмирное скончѣти ꙋвѣдѣ прѣставленїе, въ невѣдомо етеро мѣсто[3] доухомъ богоу доухъ прѣдаст[ь] и бравїо приѫтова и къ небесномоу женихоу и царю ѡтиде радоуѫ са, ꙗко да съ нимъ вѣчно царствꙋетъ. Бравнꙍмъ бо и мъздамъ[4] прїѫтие добрѣ вѣдѣ таково прѣставенїе, а не съмр[ъ]ть. Прѣчистое же и прѣсватое и прѣподобное тѣло еѫ без ч[ь]сти ч[ь]стное и без вѣсти лежаше, нѫ и безъ всѣкоѫ[5] красоты, не смръдa, д[ь]ни многы, аггелъ бо господ[ь]нъ бѣше осѣнѣѫ е и доухъ божий на немъ възношааше са. И се ѡт божиеѫ славы, прославѣѫщомоу[6] вѣроѫ любащих его, ꙗко не тако ꙗко инѣмъ праведникомъ тѣло ꙗвлено сътворит, нѫ въ великых и дивных изрядных чюдесехъ.

V. Корабникъ етеръ вел'ми бола и по пѫтї томъ прѣхода, гор'ше же недѫгомъ изнемогы, ꙗко да и чръвемъ источникъ семоу тѣлꙋ быти, слꙋчї са емоу съмр[ъ]ть въ томъ пѫтї. И еще же тѣло его гор'ший смрадъ испоущаѫ по кон'чинѣ его и толико, ꙗко да ниединомꙋ ѡт пѫтникъ оуже к томꙋ пѫтї смѣти ходитї, нѫ подалий его прѣходити и ноздри своѫ затыкати троупа ради ѡного прѣмногаго смрада. И тако прѣбываѫщаго въ томъ распѫтии въ стльпѣ затворнїка прѣмного сие толикоу съмръдащоу не оставити, нѫ паче, еликꙋ семоу подвизатї помыслъ, понѫжденъ быст[ь] ис келїѫ изыти и троупа глѫ-

[1] Für: ревнїтелꙗ oder, was noch wahrscheinlicher ist, für: ревнїтелѣ.

[2] Richtiger wäre: прѣподобныꙗ П-ви нашꙗ.

[3] Für: въ невѣдомѣмь етерѣ мѣстѣ.

[4] Die Conjunction и und die ersten zwei Buchstaben des Wortes мъздамъ sind im Manuscript zweimal wiederholt.

[5] Für: всѣкоꙗ.

[6] Für: прославѣѫщаго.

бочє въ земи погрєсти, ѩко да вонѧ изъ глѫбины нє
дат. Чтожє ѹбо вожиѥ волѣ? Прѣпїраєтъ мысль л
и вєлїко и страшно живѫщїнх[1] окр[ъ]стъ посла прѣц
аще троупъ сьй въ мѣсто се[2] нє, раскопавшє, погре
Ижє створи. И абїє послоушавшє всѣ и шт пѫтѣ тр
възємше, нє далече[4] шт свѧтыѫ тѣла погребошѫ.
жє тоѫ свѧтоє цѣло видѣвшє, самоѹкрѣплєно, съвръ
и з̑драво, дивишѫ сѧ, шт сєго мало разоумѣвшє, ѩко
свѧто бѣшє тѣло. И пакы помышлєнїємъ распрѣнїоу
прѣмѣнѣѫщє, ѩко, аще бї было свѧто, богъ штскры
чюдєсы, и въ томъждє мѣстѣ пакы шставишѫ быти
тыѫ тѣло ждѣ тоу, идєжє и вонѧщєє шно тѣло г
вошѫ. И тако штидошѫ и къждо их въ своѫ домы
идошѫ.

VI. По томъ два д[ь]ни прѣидѫ. Єтеръ шт
имєнємъ Гєшр'ги, сьномъ ѹдръжанъ быст[ь], видѣ с[
тако чюдно и оужасно: царицѫ єтерѫ, сѣдѧщѫ на
столѣ позлащєнѣ, и чїновє мѫжий, сїаѫща лица их
сл[ъ]нца, прѣстоѫщє сѫдѣ и шбѫдѣ, шви бо шт них
тры свѣтлы рѫкама дръжѫщє, иии жє мєча. Ижє в
абїє страхомъ многомъ шбдръжанъ бист[ь], по зєми
падє. Єдинъ жє шт мѫжий шнѣхъ, видѣнїємъ свѣ
зрѣнїємъ страшєнъ, прїкоснѫвъ рѫкѫ ємоу, шт
въздвижє. И абиє глас слышашє новъ: Чловѣче, нє б
ли сѧ бога, нє оустрашавши ли сѧ вѣчныѫ мѫкы, н
зоумѣєши ли, ѩко тѣло свѧто єст[ь]? И како смръд
сє и гнило съ симъ тѣломъ вожиѫ рабы Параскєви п
востє? Нѫ иди нинѣ, въсѣмъ въ скорѣ повѣждъ
чїнмъ, да шт толика смрада избаватъ мѧ. Ѩщє ли
створиши, въ истинѫ оувѣждъ, ѩко всѣх богъ всє врѣ
ноє житиє богослаинымъ попалитъ шгнємъ. И азъ б
чловѣкъ єсъмъ и шчина[5] ми єст[ь] Єпиватє, штч
жє и родитєлѣ любовїѫ вожиєѫ шставих, второє штч
имѣх поустына и бога єдиного шца[6] призвах, єгож

---

[1] Für: живѫщїимъ. [2] Für: въ мѣстѣ семь.

[3] Richtiger wäre: раскопавше, не погребете.

[4] Aus dem Sinne der Stelle verbessert; das Manuscript hat: далече.

[5] Bulgarismus für: штчина.

[6] Ebenfalls für: штца.

велѣнїемъ пакы възвращъши са, зде житїе скончѣхъ. Се же етера жена, Ефимиа именемъ, нравомъ ч[ь]стна, дѣанием добра, и та въ сънѣ видѣвши женѫ етерѫ свѣтлѫ, ꙗко свѣтъ на въздоухъ[1] оутвръжденѫ и глас оужасен поущаѫщи:[2] Аще не тѣло, глаголащи, прѣподобнѣй нашей[3] въ цр[ъ]кви погребете, то ни чюдесъ емѹ не приимете. И ꙗже тогда ѡба въ единѫ нощъ видѣста, внегда пробѹдїста са, в҆сѣ рѣста и ꙗже слышаста, в҆сѣмъ възвѣстиста. И въси ѹбо съ свѣщами свѣтлыми, идеже тѣло лежаше, шед҆ше, въ немже лежаше мѣстѣ, иземше, въ новѣ гробѣ положишѫ и въ великѫѧ и събор҆нѫѧ цр[ъ]кве[4] Христоу апостоломъ погребошѫ, идеже и бѣснѹѫще са мнози исцѣлениа полѹчишѫ, очима слѣпи сѫще слатко се всѣмъ свѣтъ видѣти сподобишѫ са, ини рѫцѣ, дроузи же нозѣ и множъство народа людемъ, различныими страстьми страждѫще, исцѣлениа ѹлоучишѫ.

VII. Нѫ и жена етера страны тоѫ, немощ҆на и ѕѣло заматорѣвши, невѣроуѫщи чюдесемъ, и абїе рѫцѣ и нозѣ невладаѫщи ѹ жтиа. Нѫ не сиѫ тако прѣподобнаа ѡстави, нѫ, видѣвшї женѫ пакы подобнѫѧ вѣрѫ въсприемши[5] и точенїа многа слъзнаго ѡт очию испоущаѫщи,[6] рыдаѫщѫ са горцѣ и гласомъ велиемъ въпиѫщѫ: „помилоуй ма, рабо божиа,“ и небеснаго гласа слышаше: „здрава бывшї, жено, и к томоу не невѣроуй божиемъ чюдесемъ.“ И абие гласомъ и здравие послѣдѹаше, и здравию дивлѣше са и дивлению трепетомъ съдръжаше са.

VIII. Тако вѣстъ чьсти господъ изъ доуша любащиих его, тако прославѣтї оуповаѫщиих на нь, тацѣмъ чюдесемъ изобилие, такоѫ славоѫ, таковами хвалами, таковыми свѣтлостьми, ихже быти в҆са ни ѹлоучити благодѣтиѫ и чловѣколюбиемъ господа нашего Іисоусъ Христа, емоуже[7] съ ѡцѣмъ[8] въ коупѣ и съ сватымъ доухомъ, слава и чьст[ь] и дръжава н[ы]нѣ и присно и въ вѣкы вѣкомъ, аминъ.

---

[1] Für: на въздоусѣ. [2] Für: поущаѫщѫ.

[3] Für: прѣподобныѧ нашѧ.

[4] Richtiger wäre: въ велицѣй и събор҆нѣй цр[ъ]кве.

[5] Für: въсприемшѫ. [6] Für: испоущаѫщѫ.

[7] Von mir selbst ergänzt. [8] Bulgarismus für: ѡтцьмь.

Vergleicht man nun den oben vorgeführten kürzeren mit dem hier vorliegenden ausführlichen Texte, so wird man, glaube ich, sich dem Eindrucke nicht verschliessen können, dass sie zusammengehören und sich zu einander wie Auszug und vollständige Redaction verhalten. Ja, ich möchte sogar noch einen Schritt weiter gehen und mit Rücksicht auf gewisse Redewendungen, Ausdrücke u. dgl. behaupten, dass die beiden Texte sich auch sprachlich sehr nahe stehen. Mit anderen Worten ausgedrückt, heisst das, dass ich den gekürzten Text nicht etwa für eine directe Uebersetzung einer analogen griechischen Vorlage, sondern für eine Arbeit halte, die so zu Stande kam, dass ein unbekannter Compilator die vom ausführlichen Texte bereits vorhandene und mit der hier vorliegenden identische bulgarisch-slovenische Uebersetzung in einer eben nicht sehr geschickten Weise auszog. Der Vorgang, den er hiebei beobachtete, ist der folgende gewesen: Vor Allem hat er das Cap. I, das einen rein rhetorischen Zweck hat, sowie die Cap. VII und VIII ganz fortgelassen. Aus Cap. II nahm er, nachdem er zuvor die Worte: **Та бо дивнаа и свѧтаа жена** durch: **Сїа свѧтаа и прѣподобнаа Параскеви** ersetzt hatte, nur die nachstehenden, durch unbedeutende Einschaltungen nothdürftig verbundenen Phrasen: **ѡт мѣста быст[ь] . . . Ѥпивате нарицаемо, благовѣрна родителѣ . . . ни числоу богати, ны ѡбласть имѫща, нї пакы нїщетами скръби страждѫща . . . съвръшение възрастоу достигши и помыслъ оутвръждъши и ревиновавши житїе апостолъско . . . и добродѣтелми себе въпернивши . . . безмлъвно житие полюби, житие рещи въ истинѫ . . . аггелское . . ., въ пощени и въ бдѣни тѣло ѹдръчѣѫщї . . . И не бѣ видѣти в ней ни ꙗстїе ни пиво, иж пїща бѣше ей и брашно слъзы и не прѣстаѫщина молитва. Тако в҄се проче житие свое въ той странѣ добродѣтѣлми просъвтѣвши сѧ, доблестъвна прѣбывши и оумъ ей и чювъство себѣ въмѣшена и съвъкоуплена и присно горѣ бываѫщиа . . ., ни единомоу ѡт земных . . . прилѣпити сѧ сътвори . . ., прѣвыше всѧ къ богоу въпернившѫѫ сѧ . . .** Aus Cap. III nahm er mit geringfügigen Aenderungen blos die Satztheile: **ѡстрый и жестокый пѫть добрѣ шествовавшїа и свое прѣставленїе оувѣдѣвши, ѡтходитъ ѡт поустынѧ и приходитъ въ Цариградъ и въ малѣ въ свѧтых цръквахъ**

прѣбываетъ . . . и въ блїжниха весь штчьства своего . . . Калинкратїа . . ., и тоу . . . Dem Cap. IV entlehnte er factisch nur die Phrase: богоу доухъ прѣдаст[ь] и враві̇о приꙗтова, und auch diese eine Phrase noch mit der Einschränkung, dass er das minder verständliche враві̇о (= griech. βραβεῖον) durch почьсть вѣнца невеснаго ersetzte. Vom Cap. V gab er zunächst nur den wesentlichsten Inhalt und erst gegen Schluss von: И абїе послоушавше въсї и шт пѫтѣ троупъ въземше etc. grösstentheils auch den Wortlaut wieder. Das Cap. VI schrieb er dagegen mit nur wenigen Kürzungen ganz ab, beging aber hiebei die Unvorsichtigkeit, dass er bei Wiedergabe der Stelle, die die Traumerscheinung Georgs schildert, die zum Verständnis sowohl dieser Traumerscheinung, als auch der darin enthaltenen Ansprache so wichtige Phrase: И абие глас слышаше новъ fortliess. Hiedurch bewirkte er, dass die betreffende Stelle in einen falschen Zusammenhang gerieth,[1] indem Worte, die die neue Stimme, d. i. die Paraskeva selbst, zu sprechen gehabt hätte, einem ihrer Begleiter in den Mund gelegt erscheinen. Dass aber Redewendungen, wie: Нѫ иди н[ы]нѣ въ скорѣ и в'сѣмь възвѣсти, да шт толика смрада избавать ма, oder wie: Иво и азъ чловѣкь есмъ и штчина ми ест[ь] Єпивате u. s. w., im Munde eines Begleiters geradezu widersinnig klingen, scheint ihn nicht weiter angefochten zu haben, sowie es später auch diejenigen nicht anfocht, die diesen Auszug abschrieben oder ihn paraphrasirten.

Doch man wird gewiss zu erfahren wünschen, wieso ich, nachdem in dem in Verhandlung stehenden ausführlichen Texte

---

[1] Die Gedankenlosigkeit, mit der der Verfasser des Auszuges bei dessen Herstellung verfuhr, kann übrigens auch durch ein weiteres Beispiel veranschaulicht werden. Im Cap. V der vollständigen Redaction ist unter Anderem folgender Passus zu lesen: Тѣло же тож свато цѣло видѣвше, самоѹкрѣплено, съвръшено и ѕдраво, дивишѫ са, шт сего мало разоумѣвше, ꙗко аще свато бѣше тѣло. И пакы помышленїемъ распрѣнїоу вола прѣмѣнѣѫще, ꙗко аще бї было свато, богъ штврыл' бы чюдесы, и въ томъжде мѣстѣ пакы шставившѫ быти сватыѫ тѣло ждѣ тоу . . . И тако штидошѫ . . . Indem nun der Verfasser des Auszuges die durchschossen gedruckten Worte fortliess, brachte er einen Unsinn zuwege, der also lautet: Тѣло же тож цѣло видѣвше etc, дивишѫ са. И шт сего разоумѣвше, ꙗко, аще бы тѣло сїе свато было, богъ штврылъ бы чюдесы, и въ томжде мѣстѣ шставльше сватыѫ тѣло, штидошѫ.

der Name des Verfassers nicht genannt ist, dazu komme, ihn für eine Uebersetzung der Arbeit des Basilikos zu halten. In Erfüllung dieses Wunsches muss ich vorerst bemerken, dass laut der ausdrücklichen Versicherung Balsamon's die Arbeit des Basilikos sich von der damals bereits vorhandenen volksthümlichen Lebensgeschichte der Paraskeva vornehmlich durch folgende zwei Momente unterschied: 1. durch eine regelrechte litterarische Form; 2. durch Ausscheidung von Einzelheiten, die des engelgleichen Lebenswandels der Heiligen nicht würdig waren. Nun kann man zwar nicht sagen, dass eine Charakteristik, wie diese, zu den besonders gelungenen gehörte, aber sie ist noch immer so beschaffen, um auf Grund ihrer die Ansicht zu äussern, dass der Text, den ich dem Basilikos zuschreibe, es höchst wahrscheinlich auch ist. Seine litterarische Form ist vom Standpunkte des damals herrschenden Geschmackes[1] so gut wie unanfechtbar, und was die Einzelheiten anbetrifft, die Balsamon als des engelgleichen Lebenswandels der Heiligen nicht würdig bezeichnet, so sind solche darin auch nicht enthalten. Im Gegentheil, es ist dort Alles streng sachlich und kanonisch, und enthält unser Text auch sonst nichts, was mit den etwa noch in Betracht zu ziehenden culturellen, politischen und socialen Verhältnissen jener Zeit irgendwie in Widerspruch stände. Nicht ganz nebensächlich ist ferner auch der Umstand, dass die Handschrift, in der er gefunden wurde, indem sie aus dem Jahre 1359 stammt, eine verhältnissmässig ziemlich alte ist. Was aber im gewissen Sinne den Ausschlag gibt, ist, dass unser Text von der Uebertragung der Gebeine der Paraskeva von Kallikratia nach Trnovo, die, wie bekannt ist,[2] nicht früher, als im Jahre 1218, aber auch nicht später, als im Jahre 1232 erfolgt sein konnte, noch nichts zu berichten weiss. Dies beweist uns also, dass die diesem Texte zu Grunde liegende griechische Vorlage jedenfalls noch

[1] Einzelne Unklarheiten und die hie und da vorkommenden stilistischen Unebenheiten und Härten dürften eher auf Rechnung der slavischen Uebersetzung als auf die des griechischen Originals zu setzen sein.

[2] Ich verweise diesbezüglich auf S. 54, Anm. 2 dieser Untersuchung und überdies auf Filaret's Житія святыхъ южныхъ Славянъ II, S. 149, auf Syrku's Нѣсколько замѣтокъ, Сборникъ статей по славянов., S. 382, Anm. 3 u. A.

vor diesem Ereignisse bewerkstelligt wurde, mithin eine Erscheinung der Litteratur ist, die der Zeit, in der Basilikos lebte und Balsamon seinen Commentar schrieb, nicht allzuferne stehen kann. Und da nicht anzunehmen ist, dass in der kurzen Spanne Zeit, die zwischen der Vollendung des Balsamon'schen Commentars und der Uebertragung der Gebeine der Paraskeva von Kallikratia nach Trnovo verstrich, noch eine zweite, von der von Basilikos verfassten verschiedene kanonische Form ihres Lebens zum Vorschein kam, so ist das ein Grund mehr für mich, um an der Ansicht, die ich bezüglich des in Rede stehenden Textes geäussert habe, auch festzuhalten.

Allein, gesetzt selbst den Fall, die Vermuthung, dass wir es hier mit der ins Kirchenslavische übertragenen Arbeit des Basilikos zu thun haben, möchte sich in der Folge als irrig erweisen, — an der relativen Bedeutung des Denkmals für die Paraskevalitteratur der Griechen und Rumänen, insbesondere aber für diejenige der Slaven würde auch das nichts ändern. Es bliebe thatsächlich doch die Quelle, aus der sowohl jener Auszug, als mittelbar auch die Bearbeitungen geflossen sind, die wir in dem nächstfolgenden Abschnitte unter dem Schlagworte der abgeleiteten Formen der ersten und der dritten Ordnung besprechen werden. Uebrigens auch die abgeleiteten Formen der zweiten Ordnung, dann die erwähnten rumänischen Arbeiten und von den griechischen die des Titularmetropoliten von Myra Matthaeus lassen sich mittelbar in mehr minder nahe Beziehungen zu diesem Denkmal bringen. Seine relative Bedeutung steht also unter allen Umständen ausser Frage.

Vierter Abschnitt.

Die abgeleiteten Formen der Paraskevalitteratur der Slaven.

Die abgeleiteten Formen der Paraskevalitteratur der Slaven sind, strenge genommen, dreierlei:

1. solche, die unmittelbar auf dem im vorangehenden Abschnitte vorgeführten Auszuge aus der Arbeit des Basilikos beruhen;

2. solche, die jenen Auszug mittelbar in der Bearb
des Patriarchen von Bulgarien Euthymius zur Grundlage h
3. solche, denen jener Auszug theils unmittelbar,
in der soeben erwähnten Bearbeitung des Patriarchen Euth
zu Grunde liegt.

1. Abgeleitete Formen erster Ordnung.

Zu den abgeleiteten Formen erster Ordnung gehöre
a) die Arbeit des Patriarchen Euthymius;
b) die Arbeit des Gavrilo Stefanović;
c) die Arbeit des Anonymus Nr. I;
d) die Arbeit des Anonymus Nr. II.

a) Die Arbeit des Patriarchen Euthymius.

Zwischen 1375 und 1393 zu Stande gekommen, is
Lebensgeschichte der Paraskeva von Euthymius[1] in
schriften ziemlich oft, und zwar in vier verschiedenen R
tionen — einer ursprünglichen, zwei erweiterten und ein
kürzten — anzutreffen. Die letztere dieser Redactione
seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts durch Zuthun zu

[1] Die hauptsächlichste Quelle für die Lebensgeschichte dieses S
stellers ist die Lobrede, die Gregor Camblak auf ihn verfasste und
mandrit Leonid im Гласник срп. уч. друштва XXXI, S. 258—291
der Handschrift der öffentlichen Bibliothek zu Petersburg, Tolst
Abtheilung II, Nr. 205, allerdings mit Fehlern, herausgab. Auszüge
mit Heranziehung auch der in der Vita Theodosii von Kallistos, de
rede auf Kyprian von Gregor Camblak, der Lobrede auf Philothea vo
Metropoliten von Bdyn Joasaphus, dem orthographischen Tracta
Constantin aus Kostenetz und anderen Documenten dieser Art v
denen Anhaltspunkte bieten: E. Golubinskij, Краткій Очеркъ и
православ. церквей, болг. серб. и румынской, Moskau 1871, S.
und 172 ff.; C. Jireček, Geschichte der Bulgaren, Prag 1876, S.
316, 347—349 und 444—445; C. Radčenko, Религіоз. и литер. дв
въ Болгаріи въ эпоху передъ турец. завоеваніемъ, Kiev 1898, S.
252; P. Syrku, Къ исторіи исправленія книгъ въ Болгаріи въ X
Petersburg 1899, S. 248—252, 403—404, 551—557, 560—577 u
—589. Gelegentliche Notizen enthalten auch: A. Popov, Обзоръ
графовъ русс. редакціи, Moskau 1869, II, S. 26 ff.; V. Jagić, Ein
zur slavischen Annalistik, Archiv für slavische Philologie II, S.
V. Kačanovskij, Къ вопросу о литературной дѣятельности болг. пат
Евѳимія, Христіанское Чтеніе pro 1882, II, S. 216 ff. u. s. w.

des bekannten Venediger Buchdruckers Božidar Vuković wiederholt auch in Druck erschienen, und beruht thatsächlich auch der von St. Novaković in den Starine IX, S. 53—59 herausgegebene Text auf dem im Andachtsbüchlein Božidars vom Jahre 1536 enthaltenen Abdrucke. Auf der nämlichen Redaction unter Zugrundelegung speciell eines aus dem Jahre 1547 stammenden, mit dem vom Jahre 1536 identischen Abdruckes beruht ferner auch die von Rigollot a. a. O., S. 163—165 herausgegebene lateinische Uebersetzung, während der in den Великія Минеи Четьи des Metropoliten von Russland Makarij (1542—1564) befindliche, von der archäographischen Commission zu Petersburg im Jahre 1874, S. 1021—1042 veröffentlichte Text die mit der Zuthat des Gregor Camblak versehene zweite Form der erweiterten Redaction wiedergibt.

In Betreff dieser, wie man sieht, seinerzeit sehr verbreiteten und populären Arbeit ist man nun bis jetzt der Ansicht gewesen,[1] dass dieselbe höchst wahrscheinlich direct auf der von Basilikos verfassten kanonischen Form des Lebens der Epivatischen Paraskeva beruhe. Dies ist aber nicht richtig, vielmehr darf als erwiesen gelten, dass die Vorlage, aus der Euthymius schöpfte, der Hauptsache nach der von einem unbekannten Compilator aus der kirchenslavischen Uebersetzung der Arbeit des Basilikos bewerkstelligte, mit den Worten: **Сї҃а свѧтаа и прѣподобнаа Параскеви быст[ь] ѡт в'сн, Єпивате нарицаемыѫ**, beginnende Auszug war. Massgebend für diese Anschauung ist insbesondere der nachfolgende Umstand: In dem oben vorgeführten ausführlichen Texte des Lebens der Paraskeva von Basilikos wird im Cap. VII unter anderen auch von einem Wunder berichtet, das durch Zuthun derselben an einer paralytischen Frau vollführt wurde. Hätte nun Euthymius diesen letzteren Text benutzt, so würde er, zumal das Leben

---

[1] Eine solche Ansicht wurde namentlich von L. M. Rigollot, Acta SS., Auctuaria octobris, S. 157 geäussert, und wurde ihr auch von Syrku, in seinen Нѣсколько замѣтокъ, Сборникъ статей, S. 394 bestimmt nicht widersprochen: ,Такъ ли это, или нѣтъ, не берусь сказать, не имѣя подъ руками этого житія.' Allein Syrku zweifelt nicht, dass Euthymius sich auch des kurzen, in slavischen Synaxarienbüchern vorhandenen Vita bediente: ,При всемъ этомъ нельзя предположить, чтобы патріархъ Евѳимій при составленіи житія св. Петки оставилъ безъ вниманія проложное житіе ея.'

der Paraskeva ohnehin nicht reich ist an bemerkenswerthen Einzelheiten und die Schilderung von Wundern mit zu den feststehenden Accessorien einer stilgerechten Heiligengeschichte gehört, es gewiss nicht unterlassen haben, von einer vom hagiographischen Standpunkte aus so bedeutungsvollen Begebenheit, wie dieses Wunder, geeigneten Gebrauch zu machen. Was sehen wir aber statt dessen? Es ist Thatsache, dass in dem vom Patriarchen Euthymius verfassten Leben der Heiligen von diesem Geschehnis nicht die Spur zu finden ist. Dazu kommt, dass auch die Episode von der wundersamen Auffindung ihres Leichnams mehr im Sinne des gekürzten, als in dem des ausführlichen Textes behandelt erscheint. Ich folgere also daraus, dass Euthymius bei dieser seiner Arbeit nicht den ausführlichen Text des Lebens der Paraskeva von Basilikos, sondern den hievon vorhandenen Auszug vor sich hatte und damit, so gut es eben ging, das Auslangen suchte. Allerdings will ich damit nicht gesagt haben, dass er dieser seiner Vorlage in allen Punkten genau gefolgt wäre. Die Wahrheit ist vielmehr die, dass er darin ausser den fast selbstverständlichen rhetorischen Amplificationen eine Anzahl von Aenderungen, beziehungsweise Auslassungen vornahm, die sich kurz also formuliren lassen:

1. Er hat als den Ort, wo die Paraskeva starb und bestattet wurde, nicht Kallikratia, sondern Epivatae bezeichnet.

2. Er hat die Worte des Traumes, die im ausführlichen Texte eine neue Stimme, d. i. die Paraskeva selbst, spricht, und die im Auszuge in Folge der Weglassung der Zwischenphrase: ‚И абие глас слышаше новъ‘ gegen den logischen Sinn und die syntaktische Fügung dieser Worte einem Begleiter der Heiligen in den Mund gelegt erscheinen, in zwei Theile geschieden und nur den ersten, wesentlich geänderten Theil[1] von dem Begleiter, den zweiten von ihr selbst sprechen lassen.

3. Er hat die Worte des Traumes, wonach den Bewohnern von Kallikratia angedroht wird, dass sie, falls sie den Leich-

[1] Derselbe hat nach Novaković, Starine IX, S. 56 den nachstehenden Wortlaut: Геѡргїе, вьскоую тако прѣзрѣсте тѣло прѣподwбныя Петкы? Нь вь скорѣ то изьм'ше вь свѣтлѣй положите рацѣ; вьждѣлѣ бо царь доброте юе и высотѣ тоу прославити на земли.

nam der Paraskeva nicht sofort an einem anderen, seiner würdigeren Orte beisetzen sollten, mitsammt ihrer Habe durch ein von Gott herabzusendendes Feuer zu Grunde gehen würden, ganz fortgelassen.

Ausser diesen Aenderungen, beziehungsweise Auslassungen erscheinen aber in der Bearbeitung des Lebens der Paraskeva von Euthymius vergleichsweise mit dem Auszuge aus der Arbeit des Basilikos auch noch zwei neue, in diesem letzteren und selbstverständlich auch im ausführlichen Texte nicht enthaltene Momente. Diese Momente sind:

1. dass die Paraskeva einen Bruder hatte, der Euthymios hiess und mit der Zeit Bischof der Madyten[1] wurde;

2. dass ihr während ihres Aufenthaltes in der Wüste ein lichter Jüngling mit dem Auftrage erschien, den ihr nahe bevorstehenden Tod in ihrer Heimat zu erwarten.

Es ist sonach augenfällig, dass Euthymius den in Rede stehenden Auszug mit einer gewissen Freiheit benutzte und überdies Quellen zur Verfügung hatte, über die wir jedoch, wie über so vieles Andere aus der älteren Zeit, keine bestimmte Auskunft wissen. Wir können nur vermuthen, dass sich unter

[1] Bis vor Kurzem bestand unsere ganze Kenntnis von diesem seinerzeit, wie es scheint, sehr gefeierten Hierarchen darin, was der Patriarch Euthymius in seiner Lebensgeschichte der Paraskeva über ihn berichtet. Dazu ist seit Le Qien's Oriens christ. I, S. 1141 die gelegentliche Notiz hinzugekommen, die Michaël Psell der Jüngere in seiner Lobrede auf den Patriarchen von Constantinopel Michaël Kerularios (1043—1058) über ihn brachte, die aber, wie man sich hievon auch aus Rigollot's Auctuaria octobris S. 158 oder aus Sathas' Bibl. graeca IV, S. 373 ff. leicht überzeugen kann, über Allgemeinheiten nicht hinausgeht. Erst in neuerer Zeit ist uns die Persönlichkeit des einstigen Bischofs der Madyten nähergetreten, und haben wir dies in erster Reihe dem Archimandriten Arsenij zu danken, der in den Чтенія въ общ. любителей религіоз. образованія pro 1889, S. 1—70 die Lobrede des Patriarchen Gregors des Cypriers (1282—1289) auf diesen Heiligen, auf die schon Allatius in ‚De Symeonum scriptis', S. 92 hingewiesen hat, nach der Handschrift der Moskauer Synodalbibliothek Nr. 363 mit einer russischen Parallelübersetzung und einer Einleitung abdruckte. Eine bessere Ausgabe veranstaltete B. Antoniades im Δελτίον τῆς ἱστ. καὶ ἐθνολ. ἑταιρίας τῆς Ἑλλάδος IV, S. 392—422. Anzeige der ersteren Ausgabe, die unter dem Titel: Похвальное слово св. Евѳимію, епископу и чудотворцу Мадитскому, написанное Григоріемъ Кипрскимъ, auch als Separatabdruck erschien, in der Byzantinischen Zeitschrift II, S. 314—316, der letzteren ebendaselbst IV, S. 387.

diesen Quellen auch jene volksthümliche, vom Patriarchen Muzalon zur Vernichtung durch das Feuer verurtheilte Lebensgeschichte der Heiligen befand, und dass speciell die Erzählung vom lichten Jünglinge möglicher Weise auf einem analogen, von Euthymius jedoch entsprechend gemilderten Motive dieser letzteren Vorlage beruht.[1] Die ziemlich umfangreiche, mit reichlichem historischen Beiwerk ausgestattete Erzählung von der Uebertragung der Gebeine der Heiligen von Kallikratia oder, wie Euthymius lieber will, von Epivatae nach Trnovo ist dagegen eine besondere, schon vermöge ihres Inhaltes von allen vorausgegangenen Arbeiten, daher auch von dem Auszuge aus der Arbeit des Basilikos, durchaus unabhängige Partie und wurde von ihm gewiss auf Grund von dazumal noch vorhandenen einheimischen Aufzeichnungen verfasst.

b) Die Arbeit des Gavrilo Stefanović.

Noch eclatanter, als in der soeben besprochenen, äussert sich der Einfluss des gekürzten Textes in der einschlägigen Arbeit des bekannten serbischen Schriftstellers aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Gavrilo Stefanović. Zwar hat St. Novaković in den Starine IX, S. 50 die Behauptung aufgestellt, dass diese Arbeit auf Euthymius beruhe,[2] doch ist das nicht richtig. Auf Euthymius ist, wie ich dies weiter unten des Näheren darlege, im Bereiche der slavischen Litteratur nur die Lebensgeschichte der Paraskeva von dem Metropoliten von Rostov Demeter († 1709) mitsammt der davon vorhandenen neubulgarischen Uebersetzung des Bischofs von Vraca Sophronius († um 1816) zurückzuführen, während die in Verhandlung befindliche Arbeit des Gavrilo Stefanović, herausgegeben von G. Vitković im Гласник српског ученог друштва XXXIV, S. 166—169, sich mit Evidenz und bis in die kleinsten Einzelheiten eingehend auf den wiederholt erwähnten Auszug aus

---

[1] Wie dies jedoch zu verstehen sei, habe ich im Abschnitt III, S. 49 ff. dieser Untersuchung umständlicher auseinandergesetzt.

[2] Još u prošlom vijeku bili su — sind die Worte des genannten Gelehrten — ovi životi dobro poznati, pošto gore pomenuti Gavrilo Stefanović, pisući život sv. Petke, samo je u kratko izveo isti ovaj život od Jeftimia, napisavši svoj izvod narodnim jezikom.

der Arbeit des Basilikos stützt. Als solche Einzelheiten wären zu bezeichnen: 1. dass gesagt wird, dass Epivatae in der Nähe von Kallikratia lag; 2. dass die Eltern der Paraskeva weder besonders reich noch arm heissen; 3. dass die Worte des Traumes, die dem Sinne und der syntaktischen Fügung nach von der Paraskeva selbst zu sprechen wären, nicht ihr, sondern einem ihrer Begleiter in den Mund gelegt erscheinen und ausserdem auch textlich genau zu dem Wortlaute des Auszuges stimmen; 4. dass diese Worte factisch auch die Drohung enthalten, dass, falls die Einwohner von Kallikratia dem ihnen gewordenen Auftrage, die Gebeine der Heiligen an einem anderen Orte, als an dem sie bis dahin lagen, beizusetzen, nicht sofort nachkommen sollten, sie mitsammt ihrer Habe durch ein von Gott herabzusendendes Feuer zu Grunde gehen würden. Die Uebereinstimmung zwischen der Arbeit des Gavrilo Stefanović und der kurzen, im Wege eines Auszuges aus der Arbeit des Basilikos hervorgegangenen Form äussert sich aber auch noch in einer anderen Richtung. Die beiderseitigen Texte begegnen sich nämlich nicht blos in Bezug auf Einzelheiten, die in ihnen enthalten sind, sondern es ist dies auch rücksichtlich der Einzelheiten der Fall, die in ihnen vergleichsweise mit der einschlägigen Arbeit von Euthymius fehlen. Zu den Einzelheiten dieser letzteren Art gehören: 1. dass die Paraskeva einen Bruder, den späteren Bischof von Madyta, Namens Euthymius, hatte; 2. dass ihr während ihres Aufenthaltes in der Wüste ein lichter Jüngling mit dem bekannten Auftrage, nach Epivatae zurückzukehren und hierselbst ihren Tod zu erwarten, erschien. Nur in einem Punkte, nämlich in der Erzählung von der Uebertragung der Gebeine der Heiligen von Kallikratia[1] nach Trnovo ist zwischen den beiden Texten insoferne eine kleine Differenz wahrnehmbar, als der Auszug aus der Arbeit des Basilikos diese Begebenheit ganz kurz, die Bearbeitung des Gavrilo Stefanović dagegen etwas ausführlicher schildert. Bei näherer Prüfung zeigt es sich indessen, dass auch in

[1] Gavrilo Stefanović nennt statt dessen Constantinopel, was jedoch eine von ihm selbst herrührende, aus einer Verwechslung von zeitlich verschiedenen Ereignissen hervorgegangene Conjectur zu sein scheint; der Auszug aus der Arbeit des Basilikos oder vielmehr der diesem Auszuge beigefügte jüngere Bestandtheil nennt bekanntlich keinen Namen.

diesem letzteren Punkte die Uebereinstimmung zwischen Gavrilo Stefanović und dem Auszuge aus der Arbeit des Basilikos immer noch grösser ist als die Uebereinstimmung, die zwischen diesem und der bezüglichen Arbeit des Euthymius besteht. Beweis dessen die nachstehende Gegenüberstellung:

a) Auszug aus der Arbeit des Basilikos.[1]	*b) Gavrilo Stefanović.*	*c) Euthymius.*[2]
Слышав же великый царь Іωаннь Ꙗсѣнь, с[ы]нь великаго и старааго Ꙗсѣна цара, о чюдесеχ светые и желанїемь вьжделѣвь, вьсχотѣ принести светые тѣло вь своꙗси. Тогда Фроугомь Цариградь дрьжещїимь и даны дающїимь великомоу цароу Іωанноу Ꙗсѣнꙋ, онь же не требова ни сре-	Ꙗ оу то добы бїаχꙋ от Гркаа Фꙋзы преꙋзелїи Цариград и они боровлиχꙋ оу нѥмꙋ, ама не бїχꙋ самовластнїи, него под Бꙋгарскым царством подложини сꙋ били и порцїю плаћали сꙋ, зашто онда с ове стране мора над свими ѥ царствовао Бꙋгарскы великы царъ Іоанъ Ꙗсѣновичъ, синъ ве-	Врѣмени же мимотекшоу не малоу и Грьчьскаго царства скиптроу изнемогшꙋ, попоущенїемь же божїемь, не вѣмь како, Рим'лꙗне тω оудръжаше, иχже и палицꙋ желѣзноу бож[ь]ственоѥ именова писанїе. Царствоующїи ꙋбо ꙗкоже оудрьжаше градь, вьсе светыѥ съсоуды бестоуднѣ възьмше и ѥще же и чъстныѥ светыхь мощи, цр[ъ]ковнꙋю же вьсоу оутварь и царскаа вьса имѣнїа и въсоу, просто рещи, града красотоу, вьса въ

[1] Mit Rücksicht auf die Orthographie der beiden sub b) und c) vorliegenden Excerpte bringe ich auch dieses in der ihnen conformeren serbisch-slovenischen Fassung des Ryler Synaxarienbuches nach einer von mir selbst an Ort und Stelle aufgenommenen Abschrift. Einen allerdings nicht ganz fehlerfreien Abdruck des ganzen Stückes nach der nämlichen Handschrift hat, wie ich dies bereits oben erwähnte, V. Kačanovskij im Христіанское Чтеніе pro 1882, II, S. 219—221 veröffentlicht.

[2] Dieses letztere Excerpt ist aus der im Codex miscell. der Niamtzer Klosterbibliothek Nr. 14 vorhandenen Abschrift, die ich zugleich für die einzige uns dermalen bekannte Repräsentantin der ursprünglichen Redaction des Lebens der Paraskeva von Euthymius halte, entlehnt.

вро, ни злато,
ни каменїе мнw-
гоцѣнное, нь,
троудолюбьзно
подвыгь се, прѣ-
несе светые тѣ-
ло въ свой сла-
вный цариградь
Трьновь. И оу-
срѣть сь патрї-
архомь и сь
всѣмь при-
чтомь и наро-
домь, сь свѣщa-
ми и кадиломь
и сь вьсакою
чьстїю, положи-
ше въ царстѣй
цр[ъ]кви. Еeже
молитвами да
сподобыть ныи
господь царь-
ствїю своемѹ,
амїнъ.

ликога цара Я-
сѣна. И каде до-
чѹ царъ w тї-
нхъ великїи чѹ-
десы за светѹ
Петкѹ, врло за
нїwм пожели и
помислї, како бї
е онъ могаw wд
онѹд оузети, да
їой моштн к се-
би донесе оу свою
землю и оу
градъ свой Тр-
новъ да е поста-
ви. И то иемѹ
о том оумлие-
ћи, дође и при-
спѣ оно време,
кад се от землие
кѹпи порцїа и
односи се царѹ.
И они Фѹзи Ца-
рограђани бїахѹ
се вѣћe пригото-
вили с порцнwм
и есталїнм дат-
ком, да донесѹ
царѹ. Я царъ то-
га ништа не кте-
де од нїнх прї-
имити, ни сребра,
ани злата, ни
пакъ кога дрѹго-
га дара скѹпога,
него заиска, да
мѹ донесѹ тѣло
свете Параскевїе.
И они за тим до

Римь wтпоустише же
и wтслаше. Сїа вьса
благочьстивыих зреще
сьбwрь, сѣтованїа и пе-
чали тѣх прикрываше
облакь и ничтоже wт
нихь инw слышаше се,
развѣ: Вьскресни, вьс-
коую спиши, господи,
вьскоую забываеши ни-
щетоу нашѹ и печаль
нашѹ, и прочее. Въ то-
же врѣме благочьстїе
свѣтлѣ и явленнѣ крѣп-
цѣ оудръжавшоу благо-
чьстивомѹ царю Бль-
гарскомоу Іwанноу Ясѣ-
нию, с[ы]ноу стараго ца-
ра Ясѣня, и никакоже
тѣхь ланїй оужасшоу
се, нь и паче, врѣме бла-
гополоучно обрѣть, на
нечьстивых одръжанїе
храбьрнѣ вьскочи и вьсе
Макиедонское обьием-
шоу одръжанїе и еще
же и Сѣрь, тако и съ
всею Яеонскою, паче же,
истиннѣе рещи, светою
горою, кь симже и сла-
вный Солоунь съ всею
Ѳетталїею, такожде и
Далматїю, яже и Арва-
нитьскаа глаголеть се
дръжава, даже и до
Драча, въ нихже и ми-
трополиты и епископы
свѣтлѣ и благочьстивѣ
постави, якоже свѣтлїи

конца пожали-
ше, али вѣђъ нїе
нмъ на нну мо-
гло быти, ни се
цару смѣдоше
супротнвити,
та н скупнше по
Цариграду по-
главице, те оу-
чиниše о том
мѣђу се дого-
воръ, н с вѣли-
кым поштенїем
послаше ю и от-
пратише до Тр-
нова, царскога
града. И сам
царъ Іѡанъ за-
єдно своим па-
трїархом н свим
црковным начн-
ном и народом
уредно изађоше
на срѣтнуће съ
свѣћамн, с ико-
нами, с каде-
нієм, те є до-
пратнше у нутра
у славны град
Трновъ и час-
тно наместише
є изпред олтара
оу велнкой цар-
ской цркви, гдѣ-
но и до саде от-
почива, чинеђи
дивнаа чудеса,
от свакѣ немо-
ђи исцѣлюјући

єго хрисовули въ сла-
внѣй лаврѣ светые горы
н протатѣ ѿткръвен-
номь свѣдѣтельствоу-
ють лицемь. И не тьчїю
сими довольнь быст[ь],
но н даже до царствоу-
ющаго града крѣпко и
моужьстьвнѣ въса по-
корн же и поѡблада и
самы ть царьствоую-
щїй градь повоєва же н
покори и нже тамо дръ-
жещеє Фроугы под да-
нїю оустрон. Сице оубо
томоу въса одръжещу
н покоряющу, присиѣ н
до него слава прѣподо-
бные, юже въ сласть ѕѣ-
ло приємь, раждеже се
ср[ъ]дцемь и якоже є-
лень, палимь на исто-
чники водные, сице нѣ-
како бѣше тому жела-
телно, еже насладити
се свещенныхъ прѣподо-
бные мощей чъстные
ракы нетлѣннаго скро-
вища. Въсоуду бо про-
сїа чюдеси, въсоуду лоу-
че распострѣть благо-
дѣтные, въсе озари зе-
мльные конце. Благо-
получно же ѡбрѣть врѣ-
ме благочъстивый ть
царь, оумысли съвѣть
благъ же н богооуго-
дьнь, пользнь и досто-
хвальнь. И абїе посла

людє, конно с правога и чиста срдца пред кивота ї҆ѡй доходє, и с вѣром просє сєби здравлꙗ. Єжє молитвами да сподобит ны господъ царствїю своємꙋ, аминъ.

къ иже тамо соущим въ Цариградѣ Фроугѡмь, нє срєбра или злата възыскоуѥ, ниже бисры, ни камєнїй чьстиїих, нь вьсєхвалнꙋю прѣподобныѥ ракоу. Что бѡ и хотѣшє томоу ино любьзнѣйшє быти пачє прѣподобныѥ тѣла? Сє бѡ вѣ томꙋ въ оумѣ пооучитєлно выноу, ꙗко, аще и до полоу моѥго потрѣбоуют царствїа, въса готовь ѥсмь ѡтдати, аще имѣнїа, аще злато, аще срєбро, аще бисры, аще камєнїє чьстноѥ, вса оусрьдствꙋю дати, вьса лишити сє, да желаѥмоє мнѣ полоучю скровищє. Ꙗко ꙋво сїа слышавшє Фроуꙅи, абїє готови кь прошєнїю бышє и съ вьсацѣмь оусрьдїємь жє и спѣхомь, ꙗкожє и вь сємь того послоушашє и желатєлноє томоу полоучити повєлѣшє и инаа жє прочаа, ꙗжє кь смирєнїю, послашє, обѣщавающє сє и извѣствоующє и своѥ ѡтдати доушє, аще мощно би. Сїа жє ꙗко ꙋслышавь самодрьжьць, мнѣшє сєбє по нєбєси лѣтати и ѡт ꙅѣлныѥ нє

имѣаше камо д
се радости. И то
посла вьсеосвеще
Марка, митропо
соуща великаго П
ва, сь многою чьст
еже принести тѣл
подобные ѿт Е
вь славный град
новь. Ѡн же, сь
нїемь тамо шьд
иже кь чьсти оу
и, вьзьмь сь чьст
щенные мощи, сь
нїемь вь своа гре
хвалоу вьзсилаю
и прѣподобнѣй.
оубо прѣдѣлы п
Фроуж'скые и вь
прїнде странѹ, вьс
стнїи сьтѣкахѹ
свѣщами и кад
мνры благовонн
проваждающе рак
подобные кь сла
и царствоующомо
доу Трїновѹ. И
оувѣдѣ благочьс
царь Іѡаннь Ясѣн
ыде из' града съ
рїю своею, царице
ною, и съ своею
цею Янною и съ
велмоужи своими,
миже и вьсечьстн
трїархь кνрь Вас
всѣмь причтомь
ковнымь, сь ним
множьство мнѡг

числьнаго нарωда. Царь
же и вьси соущїи сь
нимъ пѣши идоше ωт
града на четыри пьпри-
ща сь многою чьстїю вь
срѣтенїе прѣподобнѣй,
юже и своима чьстнѣ
обыемше роукама, доу-
шею же и вьсѣмь ср[ъ]д-
цемь любезно лобзаахѹ.
И принесше, положише
вь цр[ъ]кви царьсцѣй,
идеже и до д[ь]ньшнѧ-
го лежить д[ь]не, раз-
личнаа исцѣленїа пода-
вающи иже съ вѣрою и
любовїю кь тое сла-
внѣй притѣкающїимь
рацѣ.

Es ist mithin offenkundig, dass Gavrilo Stefanović auch in der Erzählung von der Uebertragung der Gebeine der Paraskeva von Kallikratia[1] nach Trnovo sich nicht an Euthymius, sondern an den Auszug aus der Arbeit des Basilikos hielt, nur dass er die betreffende Stelle stilistisch erweiterte und schmückte.

c) Die Arbeit des Anonymus Nr. I.

In einem ähnlichen Verhältnisse wie die vorstehende befindet sich zu jenem Auszuge ferner auch die Arbeit, die von einem unbekannten südrussischen Verfasser herrührt und in einem der Schrift nach in das 17. Jahrhundert zu verweisenden, mit LI. F. 4 signirten Lehrevangelium des griechisch-katholischen Domcapitels zu Przemyśl, Blatt 246[b]—249[a] noch erhalten ist. Da diese Arbeit bis jetzt gänzlich unbekannt ist, indem sie weder gedruckt, noch auch nur besprochen wurde, erscheint es vor Allem nothwendig, sie hier zur öffentlichen

[1] Vergl. S. 70, Anm. 1 dieser Untersuchung.

Kenntnis zu bringen. Zu diesem Behufe erwähne icl
zunächst, dass sie nicht, wie zu erwarten stände, die
eines besonderen Artikels, sondern die eines Anhanges z
lehrung auf das Evangelium Lucae VI, 46—49 hat, mit d
durch nachstehende Redewendung verknüpft ist: Был
того и болше ѡ том выводȣ, але, не хотѧчи вас ба
повѣм вам еще ѡ свѧтой Параскеви, а по вашемȣ Пѧт
Dann erst folgt die bezügliche Arbeit selbst, die also laut

Таѧ свѧтаа Параскевїѧ была ѡт мѣста Калнкра
села, которое звано Єпивате, и была зацного родȣ, по
господа бога сотворителѧ своегѡ в молодости своей,
вовала сѧ ꙗко пан'на и ꙗкь пристоить поцтивомȣ ст
панѧнскомȣ, не кохала сѧ ни оу ꙗкой злости, до тог
даючи, ижъ на сем свѣтѣ бывши не быти и оумы
ꙗкь бы грѣха ниꙗкого не вчинила против'ко ѡтцеви
тцѣ своей и тыж противко прїѧтелемъ и роднѣ
Ѡставила теды ѡтца и маткȣ и вшитокъ дом с
ншла в' пȣстыню. Там' же мешкала на пȣщи през
лѣт ꙗко аггелъ, а вмѣсто покармȣ нли питѧ розма
имѣла непрестанный постъ и молитвȣ и слезы оустав
из ѡчїй своих свѧтых испȣщала, розмышлѧючи соб
вше ѡ сȣдном дни, ѡ царствѣ небесном и ѡ пеклѣ вѣ
Ѡ заправды, наймилшїи христїѧне, зацный то былъ
нот таѧ поцтиваѧ пан'на, свѧтаа Пѧтка, из' ей сва
розȣмом, нигде на собѣ не имѣючи грѣха, а ꙗко и по
терпѣти на тѣлѣ, а то все длѧ царства небеснаго,
к томȣ не имѣючи жадных оубировъ. Нехай же сѧ ѡ
по н[ы]нѣшнѣй часы такаѧ пан'на из межи бѣлых г
абы такїи терплнвости поднимала ꙗко таа поцтиваа п
из межи бѣлых головъ абы такїи терпливости подни
ꙗко таа свѧтаа Параскевїѧ. Лѣтных годинъ терпѣла
горѧчести великои, а в зимѣ стȣденї морозȣ великаго.
за еи терпливость, за молитвȣ и постъ выслȣхал еи гос
а порозȣмѣла доухѡм свѧтым, же юже немного
быти на сем свѣтѣ, скоро ишла с пȣщѣ до мѣста
града и, ѡбышедши мѣсто то, ишла до своеи ойчиз
там сѧ переставила. Там же поховано тѣло еи почес

На тотже час трафило сѧ, померлъ нѣѧкїй ста
корабльник або превожник, грѣшный чловѣкъ, кот

смерть застала без покѹты, который на кораблн плавал, н похован был близко тѣла сватон, который барзо смердѣл велнким смородом. А ен сватое тѣло лежало в цѣлѣ ꙗко жнвое и запахло ꙗко дорогоцѣнна масть. Был же там нѣꙗкїй благоч[ь]стивый чловѣкъ, богобойный, нменем Геѡргїй. Сн видѣлъ през сон свой, ано царъ нѣакїй сѣдѣлъ на маестатѣ своем, пред которым множество неизлнчонных слоугбыло, тмами тем' тисачїй, пред которымн слѹгами той Геѡргїй оу великом страхѹ был и впал ницъ кѹ земли. Ино един з межи ѡных пришедши и ꙗлъ его за рѹкѹ и реклъ до него: „Чловѣче, азали не боишъ ты са бога? Чем томѹ тѣлѹ смердачемѹ допѹстили есте похованномѹ быти близ тѣла сватон Патки? Але иди що найрнхлѣ и повѣдай вшиткнм, абы ма ѡт того смородѹ выбавили. А гды того не вчиниш, што ти росказѹю, то ѡгнем згориш, понеже естемъ а чловѣкъ, а ѡтчизна ми Єпивате."
Засъ тымже способом ꙗвила са во снѣ женѣ благочестивой на има Єѵфимїи. Теды тых двое ишли до старѣйшин и до всѣх людїй и повидѣли имъ тое вшитко, што видѣли вѡ снѣ таковое виденїе. А ѡни вшитци, зобравши са съ велнким набоженством, с почесностью и з свѣчами и с каднлѡм и з набожными молитвами шедши, и взали сватое тѣло и вложили в трѹнѹ и положили въ церкви сватых апостолъ. Там же великїи чѹда чинило ен сватое тѣло през моцъ милостиваго бога, понеже слѣпїи прозирали, хромыи ходили, прокаженныи са ѡчищали и ѡт вшелаких хоробъ здоровыми са ставали. Кто толко з вѣрою сватон просил ѡ причинѹ до господа бога, теды са каждый здоровым станоул.

Слѹхай же, христїанине, што то был за таковый царъ или слѹѕи его, што тыи двѣ ѡсобы видѣли през сонъ, ꙗко то: Геѡргїй и Єѵфимїа. Царъ есть: вѣчный богъ, а слѹѕи его пред ним: аггели и архаггели, пророци, апостоли и моученици и вси сватїи его. То там из межи сватых показала са сватаа Патка и росказала, абы ен тѣло ѡт грѣшнаго тѣла выбавлено або вынато. И так вчинено, ꙗкосте слышали.

Оуслышавши то царъ великїй Іѡаннъ Асѣнъ, великаго цара Асѣна сынъ, иж такїй ѡтпжст бываетъ ѡт

того сватаго тѣла, старал са ѡ томъ, ѧкъ бы т
тое тѣло перенесенно было до его мѣста. Б той часъ
Царнград дер'жали и дани давали великомꙋ царю
И не хотѣлъ ѡт них дани выбирати про то, ижъ б
тѣло сватое въ своем мѣстѣ. И послал з великим
женством, и принесено сватои тѣло до мѣста цари
Там же ен сватомꙋ тѣлꙋ великїи почесности чинены,
ложена есть въ церкви сватой почеснѣ. Там же и д
дна вшелакїи цѣл'бы ставают са ѡт ен сватаго т

Про то старай са, каждый христїанскїй чловѣч
есь не смердѣл из грѣхи своими ѧко оной корабльни
старай са очищати грѣхи свои постом и молитвою,
тою, алмꙋжнами сватыми оубогих надѣлаючи и
церковных не забываючи, абы есь пришол до такижъ
ѡт господа бога, ѧкꙋю ѡнаа пан'на сватаа Параскові
стала. Про тож нынѣ сватаа соборнаа апостольска
ковъ празнꙋет през оуставꙋ и оухвалѣна сватых н
носных ѡтецъ, которыи постановїлї, абы тот п
в почесности имѣти и празновати, мѣсца сватыи
жаючи с подарками церков́ными, просачи ѡ причин
чистои божеи матере и сватои Парасковїи, кото́ры
сватый нынѣшнїй а хвалебный день, абы са причина
нами до господа бога, жебы нас домѣстити рач
своего царствїа небесного и помешкана в нем нам д
всѣми сватыми своими на вѣки вѣчныи, аминь.

Mit Hilfe dieses Abdruckes ersieht man also, das
die in Rede stehende südrussische Arbeit, ähnlich wi
serbische, eine Erscheinung der Litteratur ist, die sich
recter Abhängigkeit von dem Auszuge aus dem Lebe
Paraskeva von Basilikos befindet. Während aber die ser
Arbeit mit Ausnahme jener ausdrücklich hervorgeh
Amplification sich ihrer Vorlage sehr genau anschlies
dass sie fast wie deren Uebersetzung erscheint, stellt si
besagte südrussische Arbeit als eine rhetorisch aufge
Paraphrase dar, die wohl den Inhalt, nicht aber auc
Wortlaut ihrer Vorlage berücksichtigt. Allein auch der
d. i. die Summe der in dem Auszuge enthaltenen F
wird in der südrussischen Arbeit nicht in allen Stücke
form mit der Vorlage wiedergegeben, sondern mit einige

weichungen. Dies gilt namentlich von der Episode der Auffindung und der neuerlichen Beisetzung der Gebeine der Paraskeva in der Apostelkirche von Kallikratia, die in dem Auszuge folgendermassen geschildert wird: Оулоучи же сѧ въ то врѣмѧ корабникꙋ болѣвшоу лютымь недѫгωм, и прѣставль сѧ, погребень быст[ь] близь стлъпа. И тамо смрадоу исходѧщоу ωт гроба того, ꙗко никомоу мощи минѫти пѫтемь тѣмь, и тоу стлъпникꙋ сѫщоу понѫждень бысть ис стлъпа изыти и троупа ωного глѫбочайше погрести, ꙗко да вонѣ изъ глѫбины не исходить. Иніи же, слышавше и ωт пѫти троупъ въземше, близь тѣла сватыѫ погребошѫ. Тѣло же тоѫ цѣло видѣвше, самооукрѣплено и съвръшено и здраво, дивишѫ сѧ. И ωт сего разоумѣвше, ꙗко, аще бы тѣло сїе свато было, богъ ωткрылъ бы чюдесы, и въ томжде мѣстѣ ωставльше сватыѫ тѣло, ωтидошѫ. И се єдїнъ ωт нихь именемь Геωргїе видѣ сънъ таковъ чюдень и оужасень: царицѫ єтерѫ, сѣдѧщѫ на прѣстолѣ, и чиновь множьства, ωбстоѧщаа тѫ u. s. w. Dem gegenüber wird diese Episode in der erwähnten südrussischen Arbeit, wie folgt, dargestellt: На тотже час трафило сѧ, померлъ нѣкакїи старчик, корабльник або превожник, грѣшный чловѣкъ, которого смерть застала без покꙋты, который на корабли плавал, и похован был близко тѣла сватои, который барзо смердѣл великим смородом. А єи сватое тѣло лежало в цѣлѣ ꙗко живое и запахло ꙗко дороroцѣнна масть. Был же там нѣꙗкїй благоч[ь]стивый чловѣкъ, богобойный, именем Геωргїй. Єи видѣлъ през сон свой, ано царъ нѣкакїй сѣдѣлъ на маєстатѣ своєм, пред которым множество незличоиных слоуг было тмами тем' тисѧчїй etc. Es liegt sonach auf der Hand, dass der Verfasser der letzteren Arbeit fürs Erste die Antheilnahme des Säulers an der Auffindung des Leichnams der Paraskeva mit Stillschweigen überging, fürs Zweite in der Schilderung der Traumerscheinung, die Georg hatte, das Bild von der auf einem Throne sitzenden Königin durch das von einem Könige ersetzte. Und fragt man nach den Gründen, so kann mindestens bezüglich der zuletzt erwähnten Aenderung gesagt werden, dass dieselbe mit Absicht, und zwar zu dem Zwecke geschah, um daran die weiter unten folgende Erläuterung knüpfen zu

können, die also lautet: Єлꙋхайже, христїанине, што т
за таковый царъ или слꙋѕи его, што тыи двѣ ѡсоб
дѣли през сонъ, ꙗко то: Геѡргїй и Єѵфимїа. Царъ
вѣчный богъ, а слꙋѕи его пред ним: аггели и арха
пророци, апостоли etc. Möglicherweise wurde aber
Aenderung auch darum vorgenommen, weil dem Verfass
Gleichstellung der Paraskeva mit der auf einem Throne
den himmlischen Königin unpassend erschien und er be
mochte, bei seinen Zuhörern damit Aergernis zu erregen

d) Die Arbeit des Anonymus Nr. II.

Sie war seinerzeit im Lehrevangelium des griechisch-
lischen Domcapitels zu Przemyśl, das mit LI. D. 6 signirt i
der Schrift nach in den Anfang des 17. Jahrhunderts g
zwischen Bl. 323 und 324 enthalten. In Folge Ausfalles
oder mehrerer Blätter ist sie jedoch mit der Zeit lück
geworden. Erhalten ist von ihr gegenwärtig factisch n
Schluss, der also lautet: Ꙗле подвиг са барзо великы
божеством, повелѣлъ принести сватон тѣло въ сво
вный град до мѣста Трънова. И положена есть въ
тамже и до сего часоу цѣлбы творит на въсакь час.
ц[е]рков сватаа постановила, абы сесь сватый день ч
важити, честовати подар̒ками, приносы своими сва
(проскоура, свѣща, ладань) на слоужбы сватын, на мо
пречистон, абы была причина за нами грѣшными до
сына, а до нашего милостивого избавитела господа
и сватаа преподобнаа оугодница божїа Патка и въс
тїи, которых боудемо ѡ причиноу просити а памат[
чинити и свата[1] их.·.чтити,·сватити. Теды боуде
сватыми ѡпочивати въ царствїи его сватом неб
Милос[е]рдый господи боже, дай то.

So geringfügig aber auch das noch erhaltene Bruc
ist, so gestattet es dennoch zu erkennen, dass die betre
Arbeit ebenso wie diejenige des Anonymus Nr. I au
Auszuge aus der Arbeit des Basilikos beruhte. Nur
letztere Form hat nämlich in allen bis jetzt bekannt gewo
Abschriften die Zuthat von der Uebertragung der Gebei

[1] Bedeutet hier so viel als: die heiligen Tage, die Feiertage.

Paraskeva von Kallikratia nach Trnovo in der bezeichnenden gedrängten Fassung, wie sie der Arbeit des Anonymus Nr. I und factisch auch der des Anonymus Nr. II eignet. Andererseits lässt sich aber auch ein gewisser Zusammenhang der beiden südrussischen Arbeiten untereinander nicht in Abrede stellen. Es ist dies namentlich rücksichtlich des Gedankens der Fall, wonach die Gläubigen verpflichtet seien, den St. Paraskevatag zu heiligen und aus diesem Anlasse auch die üblichen Gaben in die Kirchen zu bringen. Während jedoch der Anonymus Nr. I diesen Gedanken nur markirt, wird derselbe vom Anonymus Nr. II geradeheraus und in ziemlich aufdringlicher Weise zum Ausdrucke gebracht.

2. Abgeleitete Formen zweiter Ordnung.

Die abgeleiteten Formen zweiter Ordnung sind lediglich durch die Arbeit vertreten, welche mit den Worten: **Въ земли сербской близъ града Каликратїа би весь, нарицаемаа Єпиватъ** etc. beginnt und in dem ersten, die Monate September, October und November umfassenden Theile des Legendenbuches (**Книга житїй свѧтыхъ**) des bekannten Rostover Metropoliten Demeter Tuptalo zunächst im Jahre 1689, dann wiederholt (so z. B. im Jahre 1709, 1711 u. s. w.) in Druck erschien.[1] Ob der genannte Rostover Metropolit diese Arbeit selbst compilirte oder aber eine bereits vorhandene Compilation nur abschrieb, ist freilich eine Frage, die ich mit den uns derzeit zu Gebote stehenden litterarischen Behelfen[2] zu entscheiden nicht vermag; ich kann blos sagen, dass die grössere Wahrscheinlichkeit denn doch auf Seite der ersteren Alternative ist. Was dagegen über allen Zweifel steht, ist, dass sie sich ziemlich genau an die gekürzte Redaction[3] des Lebens

---

[1] In der Ausgabe vom Jahre 1689 ist sie auf Blatt 284[b]—285 enthalten.

[2] Auch die hübsche Monographie J. A. Šlapkin's, die er unter dem Titel: Св. Димитрій Ростовскій и его время (1651—1709), St.-Petersb. 1891, veröffentlichte, bietet hierüber keine Auskunft, zumal gerade die auf das Legendenbuch Demeters bezüglichen Partien darin sehr flüchtig und mehr nach äusserlichen Gesichtspunkten behandelt sind.

[3] Man könnte zwar ebenso gut auch an die ursprüngliche, in Bezug auf den erzählenden Theil mit dieser vollkommen übereinstimmende Redaction denken, aber ich gebe der von mir befürworteten Combination aus

der Paraskeva von Euthymius anlehnt und dieser ihı
lage bis auf einige wenige Abweichungen, zu denen
lich die Fortlassung der Gebete und die Hinzufügu
sachlich meistentheils ganz unbedeutenden Extravagan[1]
hören, bis einschliesslich der Erzählung von der Au
und Beisetzung der Gebeine der Heiligen in der Apost
von Epivatae[2] treu bleibt. Uebrigens auch die nun i
Erzählung von der Uebertragung der Gebeine von I
nach Trnovo ist, so kurz sie auch ist, zweifellos aus d
lichen Redaction, wo sie nach der von dem litterarisch
arbeiter Božidar's durchgeführten Numerirung die
10—13 ausmacht, herübergenommen.[3] Mit dieser Er
endigt aber auch die Uebereinstimmung. Denn während
gekürzten Redaction des Lebens der Paraskeva von Eu
nur noch die übliche Schlussformel: Благодѣтию и ч
любиемь господа бога и спаса нашего Іу. Христа et
bietet die im Legendenbuche Demeters von Rostov bef
Arbeit statt dieser Schlussformel, die sie ebenso wie di
Einleitung (Absatz 1 der gekürzten Redaction) fortlässt
höchst wahrscheinlich aus rumänischen Quellen[4] gesc

folgenden zwei Gründen den Vorzug: 1. weil die gekürzte Red
Handschriften ungleich häufiger anzutreffen ist, als die urspr
2. weil sie seit dem Jahre 1533 wiederholt auch in Druck gele
was bezüglich der ursprünglichen nicht gesagt werden kann.

[1] Zu den sachlich etwas bedeutenderen Extravaganten gehören
nachstehenden drei: a) dass Epivatae im Lande der Serben lag
die Kirche, darin die Paraskeva nach der wundersamen Auffindı
Leichnams beigesetzt wurde, den Aposteln Peter und Paul gew
c) dass Car Asên II., der sie von Epivatae nach Trnovo bracht
болгарскій и сербскій' genannt wird.

[2] Vergl. S. 6, Anm. 1 und S. 30, Anm. 2 dieser Untersuchung.

[3] Darauf weist vornehmlich der Umstand hin, dass der Metrop
die Ueberführung der Gebeine der Paraskeva nach Trnovo a
hatte, hier ebenso wie bei Euthymius mit Namen angefül
während in dem Auszuge und in allen direct auf dieser letzte
lage fussenden Bearbeitungen dies nicht der Fall ist. Es he
selbst nur ganz im Allgemeinen: Als Asên der Alte von den
der Heiligen hörte, schickte er um sie nach Constantinopel
Franken und ersuchte um deren Ausfolgung.

[4] Wenn ich aber das behaupte, so habe ich hiebei vor Allem
stand im Auge, dass die Rumänen, die seit dem Jahre 1641 die I
der Paraskeva in ihre ständige Obhut übernahmen, wohl auc

Bericht über die im Jahre 1641 erfolgte Uebertragung ihrer Gebeine von Constantinopel nach Jassy.

Allerdings ist dieser Bericht von Irrthümern nicht ganz frei. So fällt darin gleich der Umstand auf, dass der Verfasser desselben von einer vom hagiographischen Standpunkte aus so wichtigen Episode, wie der Aufenthalt der Reliquien der Paraskeva in Bdyn[1] und Belgrad, keine Kenntnis hat, viel-

---

die Uebertragung derselben von Constantinopel nach Jassy bezüglichen Einzelheiten schriftlich fixirt haben werden. Doch zugegeben selbst den Fall, dass sie dies unterlassen hätten, was indess mit Rücksicht auf die im II. Abschnitt dieser Untersuchung, S. 35—41 vorgebrachten Argumente nicht recht glaubhaft erscheint, so befanden sie sich als die nächsten Augenzeugen dennoch in voller Kenntnis sowohl des Factums, als auch der damit zusammenhängenden Einzelheiten. Bei dem regen Verkehre nun, der gerade dazumal zwischen der rumänischen und der russischen Hierarchie bestand und in der bekannten, durch die Акты историческіе, собр. и изданы археограф. коммиссіею, V, S. 76, sowie durch die Titelblätter zweier im Jahre 1682 zu Jassy gedruckter Werke, nämlich der Парамінале престе ань und der oben erwähnten Вьѣца шн петрᲂчера свинцилѡрь, bezeugten Schenkung einer Druckerei seitens des Patriarchen von Moskau Joachim (1674—1690) an den Herausgeber dieser Werke, den Metropoliten der Moldau Dositheus, den prägnantesten Ausdruck fand, konnte der Metropolit von Rostov Demeter in den Besitz der von ihm in seinem Berichte über die Uebertragung der Reliquien der Heiligen von Constantinopel nach Jassy enthaltenen Einzelheiten auch so gelangen, dass er dieselben von dem erwähnten Dositheus oder einem anderen rumänischen Hierarchen sei's brieflich, sei's mündlich mitgetheilt erhielt.

[1] Und hier ist Gelegenheit, dem Fehler entgegenzutreten, den sowohl Muravjev in seinen Житія святыхъ росс. церкви, также иверскихъ и слав. etc., Petersburg 1859, Octoberband, S. 308, als auch Martinov in seinem Annus eccl. Graecorum, Brüssel 1863, S. 247 und Melchisedek in seiner Viața și minunile cuv. maiceĭ n. Paraschevei etc., Bukarester Ausgabe vom Jahre 1896, S. 39 ff., dadurch begingen, dass sie behaupteten, die Gebeine der Paraskeva hätten sich, bevor sie nach Serbien gelangten, eine Zeitlang auch im Besitze des damaligen Beherrschers der Walachei, des Fürsten Mircea, befunden. Dies ist nicht nur ganz unbegründet, sondern widerspricht geradewegs dem Berichte Camblak's, den derselbe als Ergänzung zum Leben der Heiligen von Euthymius verfasste, und worin er unter Anderem Folgendes sagt: Ꙗко оубѡ въсѧ иже въ градѣ чъстнаа прѣд лицемь приносима бѣхоу царемѣмь, принесено быст[ь] и въсеч[ь]стное прѣподобные тѣло, ѡбнажено оубо ѿ мнѡгоцѣнныхь одѣанїй, малыми же нѣкыми и хоудыми ѡдеждами одѣано. Сїе испрошь иже на Истрѣ рѣцѣ Бдин'скыим градѡм царствоуей царь, тамо въ

mehr im Einklange mit der im Abschnitt II, S. 39 dieser Untersuchung vorgeführten griechisch-rumänischen Ueberlieferung der Ansicht ist, dass dieselben bis zu ihrer Uebertragung nach Constantinopel ununterbrochen in Trnovo ruhten. Aber auch diese letztere Begebenheit wird in dem erwähnten Berichte nicht, wie es mutatis mutandis richtig wäre, in das Jahr 1521, sondern erst in die Regierungszeit des Sultans Selim II., mithin zwischen 1566 und 1575, verwiesen. Nach langer Zeit, als die Türken Herren der Griechen, sowie der Bulgaren und Serben wurden, kam — so lauten in Kürze die Einzelheiten des Berichtes — der Sultan Selim II. nach Trnovo, nahm von dort die Gebeine der heil. Paraskeva mitsammt dem sie um-

---

свол ѡтпоущаѥть, идеже и прѣбысть врѣмѧ немнꙍго. Aus dieser Stelle ergibt sich also, dass Camblak hier nicht die Walachei, sondern das Gebiet von Bdyn (Viddin) im Auge hatte, das, wie dies C. Jireček in seinem im Периодическо списаніе pro 1882, I, S. 30—54 veröffentlichten Artikel durch Heranziehung einer ganzen Fülle von Zeugnissen überzeugend nachgewiesen hat, dazumal noch ein eigenes Reich unter der Herrschaft des Caren Sracimir bildete. Einen noch viel auffallenderen Fehler, als die erstgenannten Gelehrten liess sich aber in dieser Hinsicht L. M. Rigollot zu Schulden kommen. Unter Berufung auf J. Kulczyński's Specimen ecclesiae Ruthen., Rom 1733, S. 49—50 hat er nämlich in den Acta SS., Auctuaria octobris, S. 156 der Vermuthung Raum gegeben, dass die Gebeine der heil. Paraskeva gleich nach 1393, und zwar direct von Trnovo nach Jassy kamen. War eine solche Auffassung schon in der Zeit Kulczyński's, und wäre es auch nur im Hinblicke auf die diesbezüglich in einem so populären Buche, wie die in Rede stehende Книга житій святыхъ des Demeter von Rostov, enthaltenen Daten, kaum zu entschuldigen, so war sie es vollends in der Zeit Rigollot's nicht, wo doch über diesen Umstand eine ganze Anzahl von theils mehr, theils minder ausführlichen Nachrichten bekannt war. Und obschon es mir ferne liegt, zu sagen, dass er auch gelegentliche Notizen von der Art, wie wir solchen in der Allgemeinen Kosmographie von F. A. Thevet und den übrigen, im Abschnitt I—II dieser Untersuchung erwähnten Publicationen begegnen, hätte berücksichtigen sollen, so muss ich es dennoch befremdlich finden, dass er ein in der hagiographischen Litteratur des christlichen Ostens so wichtiges und hervorragendes Buch, wie es der bereits in drei Ausgaben (1819, 1842 und 1868) vorliegende Συναξαριστής des Nikodemos Hagiorites ist, nicht zu Rathe gezogen hat. Er hätte sich hiedurch nicht nur den oben erwähnten Fehler erspart, sondern er würde seine Untersuchung über die Epivatische Paraskeva durch Einzelheiten bereichern können, die er mit Hilfe des von ihm benutzten Materials zu kennen nicht in der Lage war.

gebenden kostbaren Schmucke weg und brachte sie nach Constantinopel. Hier angelangt, wurden dieselben zunächst im Palaste des Sultans selbst aufgestellt, nach einiger Zeit jedoch als die von ihnen ausgehenden Wunder auch Mohammedaner zu deren Anbetung veranlassten, den Christen von Constantinopel zur Aufbewahrung überlassen. Dann waren wieder mehrere Jahrzehnte verstrichen. Nun trafen aber bei dem damaligen Patriarchen von Constantinopel Parthenios (1639—1644) Gesandte des Vojevoden der Moldau Basil Lupu (1634—1654) mit der Bitte ein, zu gestatten, dass die Gebeine der Paraskeva nach Jassy, der neuen Residenzstadt dieses Fürsten, überführt werden. Der Patriarch willfahrte dieser Bitte und schickte die verlangten Reliquien in Begleitung dreier Metropoliten, des Joannikios von Heraklea, des Parthenios von Adrianopel und des Theophanes von Paleonpatron, nach Jassy, wo sie am 14. October[1] 1641 anlangten und in der Kirche der drei Hierarchen, die kurz zuvor vollendet ward, feierlichst beigesetzt wurden.

Zu dieser gedrängten Charakteristik der im Legendenbuche Demeters von Rostov vorhandenen Arbeit muss überdies hinzugefügt werden, dass sie durch Vermittlung des bereits erwähnten Bischofs von Vraca Sophronius, der sie ins Bulgarische übersetzte und im Jahre 1806 in seinem **Кѵріакодроміонъ, сиречъ недѣлникъ** etc. durch Druck veröffentlichte,[2] neuerer Zeit auch in Bulgarien heimisch wurde.

Seit dem Auftauchen der **Бїєциле свинцилωр**, die zwischen 1809 und 1813 in der Niamtzer Klosterdruckerei erschienen und in Wahrheit nichts Anderes sind, als eine Uebersetzung der **Книга житїй свѧтыхъ** des Demeter von Rostov, ist sie übrigens auch Eigenthum der rumänischen Litteratur geworden.

---

[1] In Wirklichkeit fand diese Begebenheit, wie die von mir auf S. 40—41 dieser Untersuchung nach Melchisedek, Notiţe istorice şi archeolog. etc., S. 171—173 mitgetheilte authentische Inschrift zeigt, am 13. Juni statt.

[2] Die zweite, sprachlich und stilistisch vielfach geänderte Ausgabe dieses Buches ist bekanntlich unter dem Titel: Евангелие поучително за сичките недѣли etc. in Neusatz 1856, die dritte unter der Ueberschrift: Тлъкование на воскресни и празднични евангелія etc. in Bukarest 1865 erschienen.

3. Abgeleitete Formen dritter Ordnung.

Auch diese Kategorie ist gegenwärtig durch eine
in Wirklichkeit nur dadurch etwas bemerkenswerthere
vertreten, dass sie bis zum Erscheinen der Auctuaria
von L. M. Rigollot, worin auch schon das Leben der
keva von Euthymius in der lateinischen Uebersetzu
kroatischen Minoritenmönches Raphael Levakovich vor
im Westen Europas das alleinige auf die Epivatische
keva bezügliche Document war. Als die typische Form
Arbeit wird seit J. Kulczyński, der sie ins Lateinisch
setzte und in seinem Specimen ecclesiae Ruthenicae, Ro
S. 49—50 durch Druck veröffentlichte,[1] der Text ang
der in dem Lemberger Anthologion vom Jahre 164
dem 14. October vorhanden ist. Der besagte Text h
einer mir vom Herrn F. N. Dobrjanskij aus dem
Exemplar des Anthologions freundlichst übermittelten A
den nachstehenden Wortlaut:

Сїа ст҃аа Параскевїа бысть ѿ землѧ Сербскї
Єпївать, близъ града Каликратїа: бл҃говѣрнꙋ род
еюже ѧкѡ ѿсла къ Бг҃ꙋ, Агг҃лскомꙋ оусердно воз
житїю. Ѡставивши сродники и дрꙋги, и всѧ ѧже в
пꙋстыню достиже: въ нейже безмолвнѣ, ѧкоже рец
г҃елски невещественное пребываше житїе, постомъ и бд
тѣло дрꙋчащи, былїю тамо причащаѧ сѧ, и се мало и
зѣлѡ къ вечерꙋ, и не до сытости, такожде и водꙋ.
бо ей и питїе баше слезн, и непрестающїѧ мл҃твы: ст
же и зноемъ нставаема, къ единомꙋ взираше спасти
щемꙋ, ѿ малодꙋшїѧ и бꙋрѧ, смѣренныѧ срдц҃емъ: и таки
добродѣтелми просвѣтивши, и оумъ съ чꙋвствы ѡчис
присни горѣ пребывати сътвори: ѿ земныхъ ни къ е
соприлѣплѧа сѧ нимало. И свое преставленїе оувѣдѣвши
ви пꙋстыню прїиде въ Цариградъ: и ѡбышедши тамо
ст҃аа и мало пребывши, иде въ ѿчество свое Каликратї
предасть блаженый свой дх҃ъ в' рꙋцѣ Бг҃ꙋ живꙋ, ѿ
вѣнцꙋ нетлѣнномꙋ сподобисѧ. И прослави Бг҃ъ мощ

[1] Früher noch erschien diese Uebersetzung in Assemani's Kalend
univ. V, S. 290—291.

чѹдотворенїемъ: недѹжныи бо и бѣснѹющїися исцѣленїе полѹчахѹ прикасающеи ся рацѣ мощей ея. Времени же не малѹ мимошедшѹ, пренесено бысть тѣло прпⷣбныя ѿ Єпїватъ въ славный градъ земли болгарскїя Терновъ, въ лѣто ҂ѕѱ҃а. и положено въ црⷦкви царстѣй: идѣже и до нинѣ лежит' нетлѣнно, различная исцѣленїя подавающи, иже съ вѣрою и любовїю к' той притѣкаютъ рацѣ. Стыⷯ твоих' и прпⷣбныя млⷭтвами Гдⷭи помилѹй и спаси насъ: Аминь.

Ein Blick auf diesen Text genügt, um festzustellen, dass derselbe, obschon in Folge der Ausscheidung der Episode von der Auffindung und der neuerlichen Beisetzung der Gebeine der Paraskeva in der Apostelkirche von Kallikratia bedeutend kürzer geworden, der Hauptsache nach auf dem Auszuge aus der Arbeit von Basilikos beruht. Darauf weist vor Allem das Gerippe des Textes, wie noch mehr der Umstand hin, dass sich derselbe grösstentheils aus Sätzen und Satztheilen zusammensetzt, die wörtlich von dortselbst herübergenommen sind. Andererseits gibt es in unserem Texte auch solche Stellen, die in jenem Auszuge nicht vorhanden sind, hiemit entweder vom Verfasser selbst herrühren, oder aber in irgend einer verwandten Arbeit ihren Ursprung haben. Eine eingehende, von mir absichtlich zu dem Zwecke vorgenommene Untersuchung hat nun ergeben, dass in unserem Falle beide Eventualitäten zutreffen. Wir finden unter diesen Stellen einestheils solche, die aus der ursprünglichen, beziehungsweise aus der gekürzten Redaction des Lebens der Paraskeva von Euthymius stammen, anderentheils aber auch solche, die sich darin nicht finden und höchst wahrscheinlich vom Verfasser selbst herrühren.[1] Speciell auf das Leben der Paraskeva von Euthymius sind, wie man sich hievon durch Vergleichung mit der von St. Novaković in den Starine der Agramer Akademie der Wissenschaften, IX, S. 53—59 herausgegebenen Form dieses Lebens leicht überzeugen kann, die nachstehenden Sätze und

[1] Und hieraus folgt, wie gefehlt es von Syrku war, dieses Schriftstück in seinen Нѣсколько замѣтокъ . . . (Сборникъ статей по славянов., S. 384, Anm. 3) auf gleicher Stufe mit dem von Kačanovskij im Христіанское Чтеніе pro 1882, II, S. 219—221 abgedruckten Texte, der ja bekanntlich eine genaue, von fremden Beimischungen freie Reproduction des wiederholt genannten Auszuges aus der Arbeit des Basilikos ist, zu stellen.

Satztheile zurückzuführen: a) еюже ꙗко Ѿсла къ Бг҃ꙋ;
томъ и бденїемъ тѣло дрꙋчащи, былїю тамо причащ
и се мало и хꙋдѣ: зѣлѡ къ вечерꙋ, и не до сытос'
кожде и водꙋ; c) стꙋденїю же и зноемъ нставаел
единомꙋ взираше спасти могꙋщемꙋ, Ѿ малодꙋшїа і
смѣренныа срⷣцемъ; d) недꙋжныи бо и бѣснꙋющїи са
ленїе полꙋчахꙋ; e) и положено въ цр҃кви царстѣй: н
до нинѣ лежит' нетлѣнно, различнаа исцѣленїа пода
иже съ вѣрою и любовїю к' тоа притѣкают рацѣ
dem Leben der Paraskeva von Euthymius beruht ferne
nicht dem Wortlaute, so dem Inhalte nach factisch a
Stelle: Бремени же не малꙋ мимѡшедшꙋ, пренесено
тѣло прⷣбныа Ѿ Єпїватъ въ славный градъ зем
гарскїа Терновъ, въ лѣто ҂ѕѱ҃а. Denn, soweit uns
schlägige Paraskevalitteratur gegenwärtig noch bekann
und ich hoffe dargethan zu haben, dass sie es genügen
enthält nur die von Euthymius herrührende Bearbeitu
Detail, dass die Gebeine der Heiligen bis zu ihrer Ueber
nach Trnovo in Epivatae ruhten, während die übrig
arbeitungen entweder von Kallikratia oder, wie diejeni
Gavrilo Stefanović, von Constantinopel sprechen. Von
mius unabhängig und darum im gewissen Sinne als g
Eigenthum des Verfassers selbst anzusehen sind dage
die hie und da vorhandenen kleinen stilistischen Aende
und von den eigentlichen Zuthaten, da die stereotypen
worte hier wohl kaum in Betracht zu kommen brauch
die folgenden zwei: aa) И прославн Бг҃ъ мощи ст҃ыа
ворен̈ıемъ; bb) въ лѣто ҂ѕѱ҃а.

Wieso der Verfasser speciell auf die sub bb) e
und, wie schon Rigollot im angezeigten Werke, S. 16
mit Unrecht bemerkte, allem Anscheine nach aus ein
schreibung für ҂ѕѱ҃л hervorgegangene Zuthat verfiel, i
so leicht zu sagen, aber am wahrscheinlichsten ist e
dass er dieselbe entweder aus irgend einem uns gege
nicht mehr bekannten Chronographen abschrieb oder au
eines solchen selbst herausklügelte.

Zum Schlusse bemerke ich noch, dass die zuletzt g
kleine Arbeit nicht nur in lateinischer, sondern nunme

in griechischer und rumänischer Uebersetzung vorliegt, hiemit thatsächlich zu den am meisten verbreiteten und bekannten Erzeugnissen der Paraskevalitteratur gehört. Den Anlass zur griechischen Uebersetzung hat die Herstellung einer neuen, im Jahre 1843 von einer eigens hiezu bestellten Commission besorgten Ausgabe des griechischen, den Anlass zur rumänischen Uebersetzung die im Jahre 1846 über Anregung und mit Zuthun des damaligen Bischofs von Argeș, Namens Josef, erfolgte neue Ausgabe des rumänischen Menaeums geboten. Die griechische und ebenso die auf deren Grundlage entstandene rumänische Uebersetzung unterscheiden sich aber von dem hier vorgeführten slavischen Typus dadurch, dass sie den Schluss von den Worten an: Времени же не малꙋ мимошедшꙋ пренесено бысть тѣло прп҃бныѧ ѿ Єпївать etc. fortlassen, um an dessen Stelle eine den gegenwärtigen Verhältnissen besser entsprechende Redewendung zu setzen, die, ins Deutsche übertragen, also lautet: ‚Diese Reliquien brachte später der Vojevode Basil von Constantinopel nach der Moldau in die Stadt Jassy in das Kloster der heiligen drei Hierarchen im Jahre 7149.'

Fünfter Abschnitt.

Die Ergebnisse.

Das Gesagte noch einmal überblickend, darf ich wohl als das hauptsächlichste Ergebnis dieser Untersuchung mit gutem Grunde die Eruirung einer ganzen Anzahl von Texten bezeichnen, die uns die ältere, auf die Epivatische Paraskeva bezügliche Litteratur der Griechen, Slaven und Rumänen in einem wesentlich anderen Lichte erscheinen lassen, als dies bis dahin der Fall war.

Ein weiteres, nicht minder beachtenswerthes Ergebnis dieser Untersuchung ist die Klarlegung der Beziehungen, in denen sich die erwähnten griechischen, slavischen und rumänischen Texte zu und unter einander befinden. In dieser letzteren Hinsicht stellt sich die Sache, wie folgt, dar:

1. In der griechischen Litteratur sind die beiden von Balsamon in seinem Commentar zu dem 63. Kanon der

fünftsechsten Synode ausdrücklich bezeugten, zugleich ältesten Lebensgeschichten der Epivatischen Paraskeva gegenwärtig nicht nachweisbar. Auch Bearbeitungen, von denen man mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen könnte, dass sie direct aus einer der soeben erwähnten zwei Lebensgeschichten geflossen wären, sind in der griechischen Litteratur bis dahin nicht bekannt worden. Die hierselbst thatsächlich noch vorhandenen Lebensgeschichten der genannten Heiligen sind insgesammt späteren Ursprungs und stellen Compilationen dar, die theils auf der einschlägigen Arbeit des Patriarchen von Bulgarien Euthymius, theils auf Vorlagen unbekannter Provenienz beruhen. Zu den Compilationen der ersteren Art gehören die vom Metropoliten von Myra Matthaeus und zum Theile auch die von Nikodemos Hagiorites verfasste, zu denjenigen der anderen Art die dem Meletios Syrigos zugeschriebene, wie höchst wahrscheinlich auch die von Raphaël Guriotes zusammengestellte.

2. Ebenso wie in der griechischen sind die beiden von Balsamon bezeugten Lebensgeschichten auch in der rumänischen Litteratur direct nicht nachweisbar. Denn was zunächst die einschlägige Arbeit des Metropoliten der Moldau Varlaam, die er in seinem Lehrevangelium vom Jahre 1643 veröffentlichte, anbelangt, so ist dieselbe erweislicher Weise auf Grund der ersten Form der erweiterten Redaction des Lebens dieser Heiligen von Euthymius entstanden, von der sie sich nur durch einige Kürzungen des rhetorischen Beiwerkes und ausserdem durch Weglassung der auf die Uebertragung ihrer Gebeine von Epivatae nach Trnovo bezüglichen Partie unterscheidet. Auf Euthymius beruhte sicherlich auch die weitere, von mir als vorhanden angesehene Arbeit des nämlichen Schriftstellers, nur dass sie viel ausführlicher war, als ihre Vorlage, indem sie ausser der darin vorfindlichen Uebertragung der Gebeine der Heiligen von Epivatae nach Trnovo auch noch die später erfolgten Uebertragungen auf Grund einer allerdings nicht ganz zuverlässigen griechisch-rumänischen Ueberlieferung beschrieb. Was dagegen die einschlägige Arbeit des Metropoliten der Moldau Dositheus anbetrifft, so erweist sie sich als eine nur wenig modificirte Reproduction des Auszuges, der auf bulgarischem Boden auf Grund der kirchenslavischen Uebersetzung

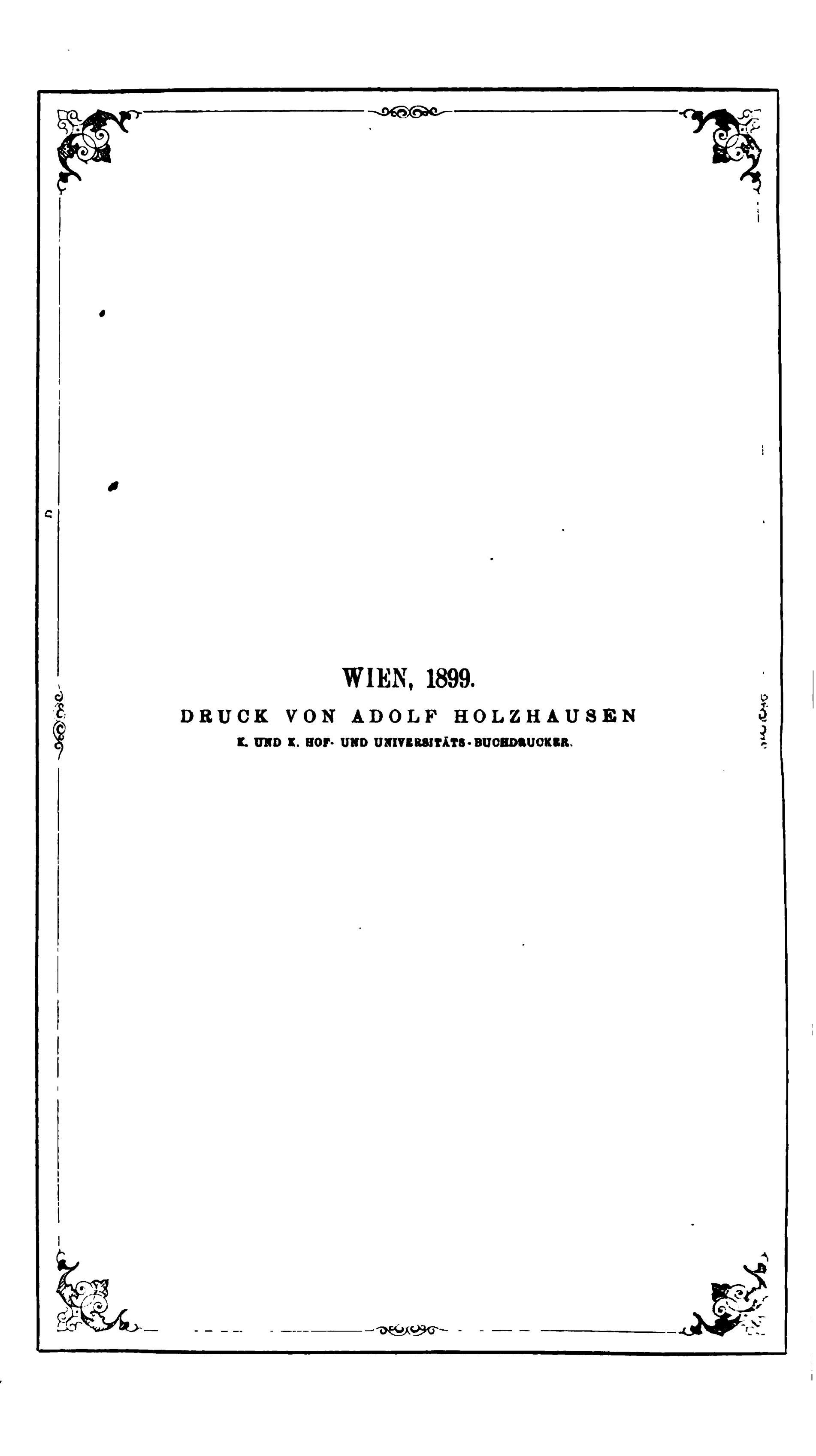
der kanonischen Form des Lebens der Paraskeva von Basilikos zu Stande kam. Die Vergleichung mit diesem Auszuge ergab zugleich, dass Dositheus sich hiebei der jüngeren, auch schon die unrichtige Zuthat von der serbischen Abkunft der Paraskeva enthaltenden Form bediente. Sonst bietet aber die rumänische Litteratur nur noch die Uebersetzung der vom Metropoliten von Rostov Demeter auf Grund der gekürzten Redaction des Lebens der Paraskeva von Euthymius und jener griechisch-rumänischen Ueberlieferung bewerkstelligten Paraphrase, sowie die Uebersetzung der kurzen, zwar auch auf slavischem Boden entstandenen, der rumänischen Litteratur jedoch auf dem Umwege über Griechenland vermittelten Synopsis, als deren typische Form seit J. Kulczyński, der sie ins Lateinische übersetzte, der Text angesehen wird, der im Lemberger Anthologion vom Jahre 1643 abgedruckt ist.

3. In der kirchenslavischen Litteratur hat sich von den beiden von Balsamon bezeugten ältesten Lebensgeschichten der Epivatischen Paraskeva nur die kanonische, von Basilikos verfasste Form erhalten, und zwar sowohl in der ausführlichen, als auch in der daraus hervorgegangenen, in Folge der Ungeschicklichkeit des betreffenden Compilators hie und da arg entstellten kürzeren Fassung. Auf die Frage nun, welche von diesen zwei Fassungen in der Geschichte der Paraskevalitteratur der Slaven den grösseren Einfluss gehabt hat, lässt sich in der Hauptsache Folgendes erwidern: Es ist zweifellos, dass der gekürzte Text, so unansehnlich und missverständlich er auch ist, in der Geschichte der Paraskevalitteratur der Slaven einen ungleich einschneidenderen und nachhaltigeren Einfluss gehabt hat, als der Text, den wir als den ausführlichen bezeichnet haben. Während nämlich der letztere, aus der directen Uebersetzung des griechischen Originals hervorgegangene Text in jüngeren Handschriften gar nicht, in den älteren nur ausnahmsweise (bis jetzt factisch nur in einer einzigen) anzutreffen ist, hat der von einem unbekannten Compilator auf Grund eben dieser Uebersetzung bewerkstelligte Auszug eine geradezu ephemere Verbreitung gefunden und sich in zahlreichen Handschriften und Drucken auch noch dann behauptet, als auf dem Gebiete der Paraskevalitteratur der Slaven bereits eine neue Arbeit von dem Range und der Bedeutung derjenigen von

Euthymius aufkam. Noch mehr, auch diese Arbeit selbst beruht nicht, wie Rigollot meinte, auf dem ausführlichen, sondern mit Evidenz auf dem aus ihm hervorgegangenen gekürzten Texte. Auf dem zuletzt erwähnten Texte basirt in Wirklichkeit auch die Arbeit des Gavrilo Stefanović, es basiren auf ihm des Weiteren die beiden südrussischen Compilationen und steht ihm endlich auch die kurze, durch ein besonders günstiges Zusammentreffen von Umständen sowohl ins Lateinische, als auch ins Griechische und Rumänische übersetzte Synopsis nicht ferne. Andererseits gibt es aber im Slavischen auch solche Compilationen, die auf der Lebensgeschichte der Paraskeva von Euthymius beruhen. Beweis dessen die betreffende Arbeit des Metropoliten von Rostov Demeter mitsammt der davon vorhandenen neubulgarischen Uebersetzung des Bischofs von Vraca Sophronius. Uebrigens auch jene Synopsis schöpfte, wie ich glaube nachgewiesen zu haben, einen Theil ihres Inhalts, wie ihrer Redewendungen aus der Lebensgeschichte der Paraskeva von Euthymius.



☞ Von allen grösseren, sowohl in den Sitzungsberichten als in den Denkschriften enthaltenen Aufsätzen befinden sich Separatabdrücke im Buchhandel.



WIEN, 1899.

DRUCK VON ADOLF HOLZHAUSEN

K. UND K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKER.

